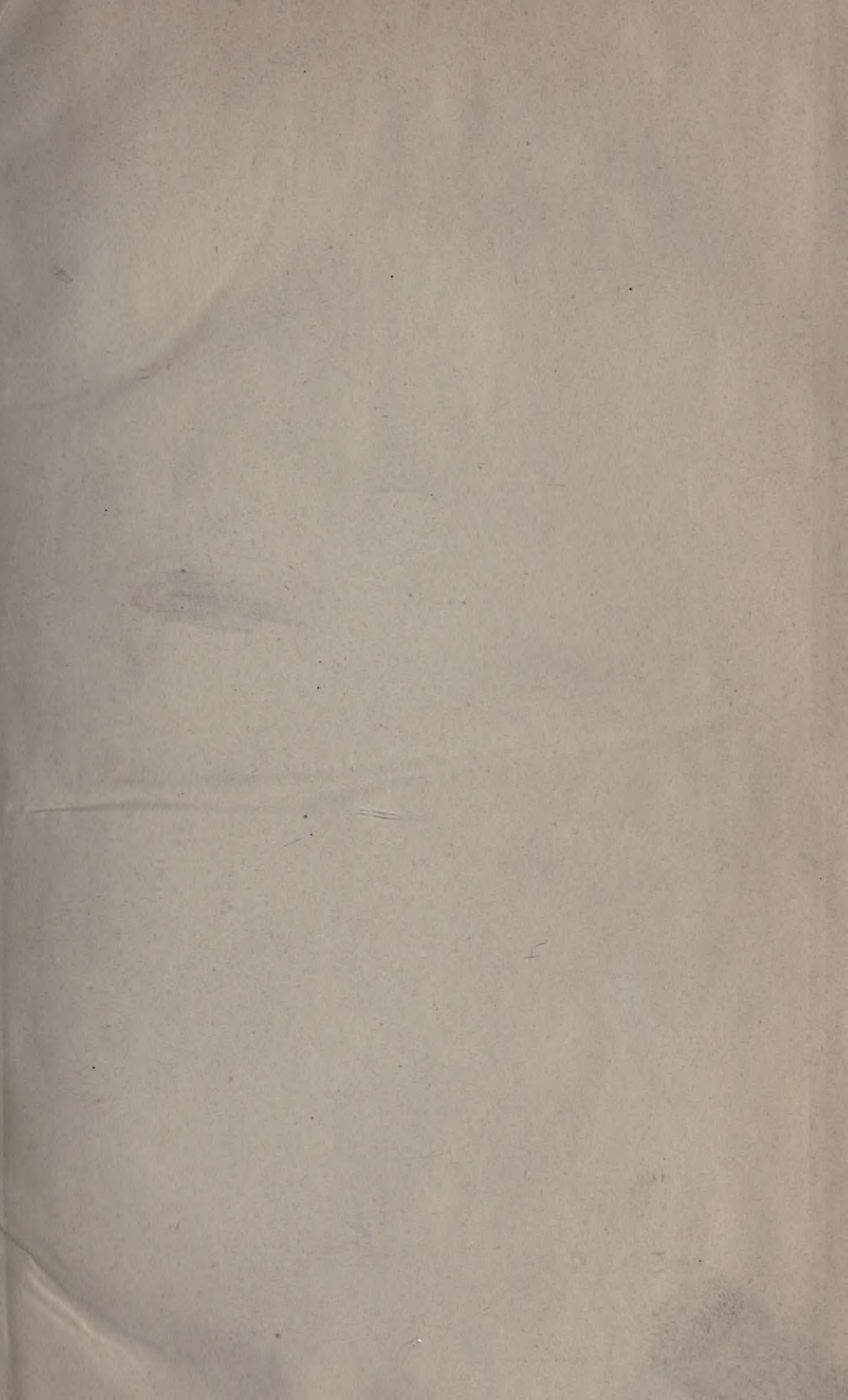
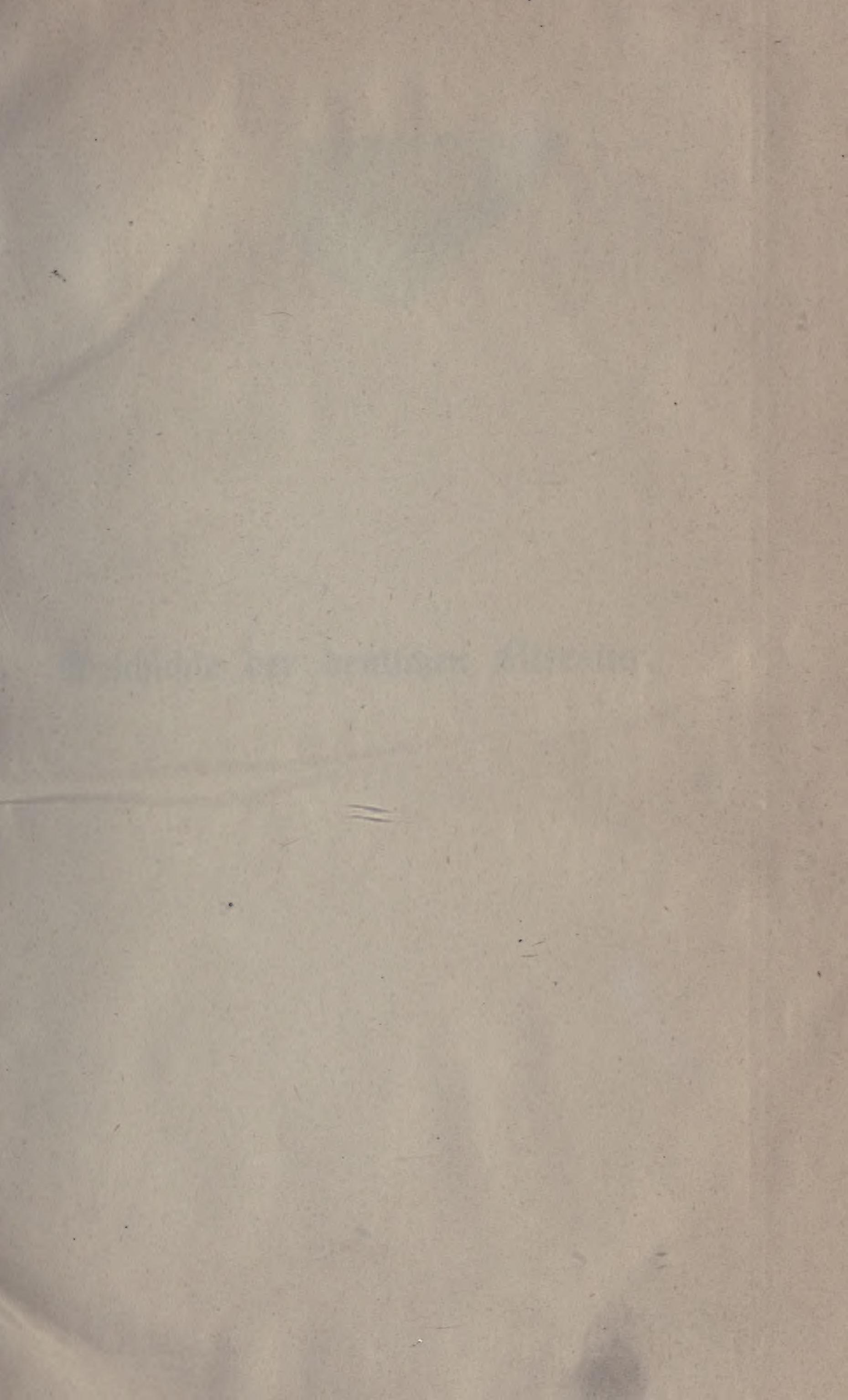
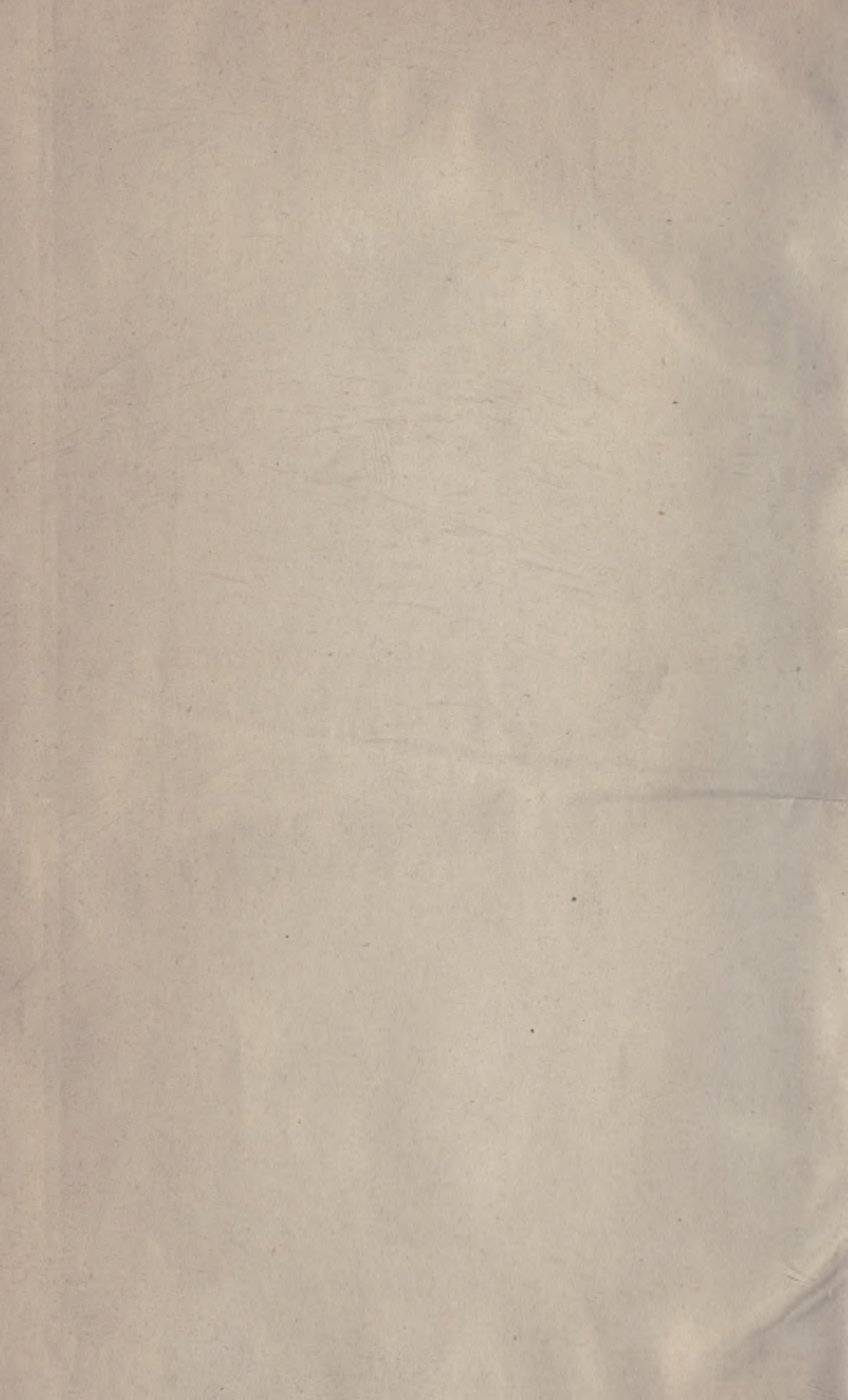












Geschichte der deutschen Literatur.

Geschichte

der

deutschen Literatur

von

Heinrich Laube.

Dritter Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1840.

Berichtigungen für den dritten Band.

Seite	Zeile	statt	lies:
39,	5 v. o.	ihm	ihn.
40	10 v. o.	Zeitung	Zeit.
47	1 v. o.	Sienen und	Scenen aus.
89	17 v. u.	in,	in
91	15 v. u.	Sistem	System und so auf allen folgenden Seiten.
101	15 v. o.	Alles,	Alles;
101	16 v. u.	Concession,	Concession;
103	6 v. u.	„Er"	„Es."
108	12 v. u.	will	wohl.
110	2 v. u.	Pantheismus	Panentheismus.
115	13 v. o.	Europä	Europa.
122	13 v. o.	aber	eben.
145	1 v. u.	wie wenn	wenn.
179	5 v. o.	nach	noch.
202	6 v. o.	zusammenschließt	zusammenschießt.
213	12 v. o.	T u n i c i a s	Tunisias.
238	7 v. u.	geschehen.	geschehen;
256	11 v. o.	welche von	welche.
256	16 v. o.	auf	auch.
278	6 v. o.	Extrablätter dieses	Extrablätter, dieses.
291	18 v. o.	Romanide	Romanidee.
297	5 v. o.	bestehenden	besten.
300	1 v. o.	welche	welcher.
326	11 v. o.	Sommerzeit	Sonnenzeit.
349	12 v. o.	höheres	höheren.
349	16 v. o.	sistéme	sistème.
354	12 v. o.	Innere	Inneres.
371	4 v. o.	keineren	kleineren.
408	8 v. o.	Geschicklichkeit	Gewißheit.
413	10 v. o.	Art, die	Art die.
423	10 v. u.	Magnus	Magus.
427	20 v. o.	Heinrichs	Hinrichs.
436	17 v. o.	Ernst August	Karl August.
438	3 v. o.	Bhagaradgita	Bhagavadgita.
441	7 v. u.	seinem	feinem.

27.

Schiller.

Er folgt der kritischen Philosophie auf dem Fuße, er ist der philosophische Poet, oder der poetische Philosoph, und zwar einer Philosophie, die sich streng innerhalb des menschlichen Horizontes hielt, wie sie Kant festgelegt hatte an die Ankerketten der Kategorie.

Mit einer poetischen Logik, schöner, prächtiger, als je etwas in deutscher Sprache geschrieben worden ist, hat er uns bezaubert; — poetische Schlüsse, wie wunderbar mußten sie auf eine vorherrschend philosophische Nation wirken!

Zunächst ist zu sagen, warum er im Vorhergehenden scheinbar einmal zurückgestellt wurde. Die dort nicht ausgeführte Gedankenreihe folge hier, und leite uns in das Thema.

Schiller, Alles gedanklich fassend, hält in einem merkwürdig geistreichen Gemisch die Natur, selbst als Todtes, für das Höchste, wohin wir zurückkehren sollen, nicht einmal, wie es der jetzige philosophische Standpunkt vielleicht zugeben würde, den Gedanken der Natur, — und doch nimmt er auf der andern Seite die Sinnenwelt vielfach für etwas Uebles, Goethe neben sich vergessend.

Just er rang mit den ästhetischen Gesetzen auf und nieder, und in den verschiedenen Philosophem-Perioden seines Lebens

findet sich das Entgegengesetzte gerechtfertigt. Eben deshalb, weil er keine eigentliche künstlerische Natur war, sondern sich nur mit energischem Geiste auch dies Bereich anzueignen wußte, darf er in allgemeiner Literaturschilderung nicht so gesetzgeberisch angeführt seyn, als dies mit Goethe geschehen kann. Er war in unserer schönen Literatur ein wahrhaft wunderbar Sternenbild, dessen Wunder eben darin lag, daß er nur durch eigene, unberechenbare Gewalt sich in die Sphäre schöner Literatur versetzte, und daß er durchaus nicht analogisch hinein gefolgert werden konnte, und daß man auch nur mit größter Behutsamkeit aus ihm folgern darf. Er ist ein ästhetischer Tyrann. Seine Nachahmer sind auch alle unbedeutend geblieben, denn es war keine ästhetische Gattung in ihm nachzuahmen, die ausgebildet werden kann, sondern ein Mensch, der in seinen eig'nen Gesetzen begrenzt und fertig ist.

Wenn sich Spuren des ärgsten Fanatismus in ihm finden, wenn er bei kleiner Streitgelegenheit von „verächtlicher Schande" des Gegners spricht, so wird das verdeckt von dem übrigens auch nach positiver Seite so energischen Ringen seiner gewaltigen Natur, die nicht sowohl breit und groß einherging, als stürmisch und scharf, und deshalb wohl tödten mochte. Aber wie erschreckend nimmt sich das aus bei Nachahmern, welche eine Tendenz erfassen, wo eine Natur zu fassen ist.

Schiller war durchweg ein außerordentlicher, ein heroischer Geist, der sich nur schwer ringend bis zum harmonischen Schönheitspunkte ausbilden konnte, weil er unter Hindernissen oppositionell seinen Weg einschlagen und verfolgen mußte, und leider zu früh vom Tode gemäht wurde, da er näher und näher einem herrlichen Ziele kam, wo der stete Kampf in den Frieden der Kunst einzugleiten begann. Wäre er mit Goethe nicht bekannt worden, er hätte ihn tödtlich befehden müssen, denn sein mit Fanatismus gerüstetes Idealgenie, was nur der schwere Moralitätszügel niederhielt, war ein gerades Widerspiel des Goethischen.

Hier liegt eine herrliche Größe unseres Literaturglücks: zwei ganz verschiedene Arten werden unsere Hauptdichter. Mit Bekümmerniß sieht man's, wie sie sich zum ersten Male in Rudolstadt begegnen, der Eine erwartet den Andern und dieser weicht mißmüthig aus; wie sie in Jena noch einmal auf einander

treffen, Goethe, dem jene Dichtungsweise durchaus unpassend war, will wiederum vorüber, und Schiller muß ihm sein ganzes kriegerisches Gedankenrüstzeug über das Haupt werfen, damit ihm Stand abgenöthigt werde. Da erst löst sich unser Kummer nach und nach, Goethe hört, beginnt zu erwiedern, wird inne, welch eine der Dichtung ungewöhnliche aber fest geharnischte Vorstellungswelt sich in Schiller geltend mache, es kommt nun zu einem Austausche, und wir gewinnen das unschätzbare Geschenk einer Freundschaft der zwei verschiedenartigsten, größten Talente, ein Geschenk, dessen sich keine Literatur der Welt in solchem Grade zu rühmen hat.

Daß sie so vieschieden waren, daß Goethe, dies tief empfindend, so zögernd an die Verbindung ging, dies macht eben das Geschenk so außerordentlich. Goethes instinktartiges Zurückhalten war sehr richtig, der dichterische Prozeß in ihm hatte gar nichts mit dem Schiller'schen gemein. Schiller ist durchaus ein Denker, der mit Schwung, mit Begeisterung, nicht bloß kriechend zu denken, und dem Gedanken beflügelte Worte zu geben wußte. Seine glänzenden Punkte für unsre theilnehmende Nation waren Folgerungen, überraschende oder begeisternde Folgerungen. Der Leser sah sie kommen, er flog mit dem Genie, solche Poesie war immer ein Rausch für den Gedanken, und weil alle Welt solchergestalt mitthätig werden konnte, ward die Theilnahme enthusiastisch.

Diese Art ist keineswegs dem Dichter gewöhnlich. Der Dichter findet Zusammengefügtes, Fertiges; wie er durch Folgerung dazu komme, ist uns unbekannt, dies ist das Geheimniß seines Genies, meist ein solches, was für ihn selbst ein Geheimniß ist, er entdeckt mehr, als er erfindet. Nicht die Gedankenkraft ist das hauptsächlichste Hilfsmittel, sondern die Gesammtkraft seiner höheren Kräfte, Geist, Phantasie, Seele, Kombination und aus und über alle dem Kraft der Dichtung.

Wie vorherrschend entsprach nun die Schiller'sche Art unserem Wesen! Sie entstand nicht aus sonnigem Behagen, was die Keime reif, die Brut flügge macht, sie entstand aus Verneinung, aus Drang, sich zu verbessern; in Fesseln lag der junge Mann, und sie schüttelnd fragte er mit Knirschen: giebt's nichts Besseres?

Hat sich nicht solchergestalt in all unsrer Nationalgeschichte das Beste entwickelt? Abgedrängt von der günstigen Gelegenheit

haben wir allen Erfolg erzwingen müssen, nie ist uns das Glück wie ein Gedicht der Schöpfung in den Schooß gefallen. Und dieser Gang ist uns Allen eingeprägt, ein verwandtes, und in dieser Verwandtschaft just begabtes Individuum war von vornherein unsrer lebhaften Theilnahme gewiß.

Nennen wir übrigens Schiller den Dichter der kritischen Philosophie, so müssen wir doch auch vor dem Irrthume dieses Namens auf der Hut sein. Er ist nicht bloß durch sie Dichter geworden, er ist ihr aus seinen Anlagen und Verhältnissen selbstständig ebenso entgegengegangen, wie sie ihm jene Waffen entgegentrug, die er in seinem Feuer zu wunderbar festem und schönen Stahle härtete. Aus dem Kerker der Karlsschule, aus einem herb und cynisch angeregten medicinischen Kombinationsvermögen, trat er oppositionell gegen die wohlfeile Harmonie der Welt, gegen gedankenlos mögliche Ordnung. Weil er Knechtschaft des Geistes früh empfand, so wandte er Alles nach einer Freiheit hin, welche das ruhige Talent nicht in dem Maaße vermißt: er klagte in seiner medicinischen-Examenschrift den Körper an, daß er mit seinen Organen den Geist beherrsche, da er die Aeußerungen des Geistes bedinge, wohl gar erzeuge, er schrieb ein Drama, die Räuber, gegen die Gesellschaft, er schüttelte den Jugendglauben, die religiose Ueberlieferung schon als Jüngling von sich, und bildete sich einen Pantheismus, der sich in den „philosophischen Briefen" ausdrückt.

Diese Briefe, obwohl einige Jahre später erschienen, gehen in Schillers Jünglingszeit zurück; dreist und wild zeigt sich der Kampf gegen die Tradition in Franz Moor, der Julius dieser Briefe hat schon die tausend Frühlingssprossen des Pantheismus erdacht. Ueberall sehen wir Entgegnung, und nur Frucht derselben, nirgends Ergebniß einer selbst werdenden Existenz, eines poetischen Aufschusses aus Genüge und glücklicher Ergreifung.

So entwickelt sich das eigenthümliche Wesen, von dem Wilhelm von Humboldt ganz erschöpfend sagte, es beruhe durchweg auf dem Grunde außerordentlicher Intellektualität.

Aus dem Dogma seines Pantheismus verfiel er später in den Skepticismus, alle Ansichten der Philosophie zogen durch ihn hindurch, und von ihm in Dichtungsgestalten, alle sind angehaucht vom Zweifel; noch spät sehen wir Einzelnes davon stückweise an

dramatische Figuren vertheilt, noch Talbot in der Jungfrau giebt der „Erde die Atome wieder, die sich zu Lust und Schmerz in ihm gefügt."

Ja, betrachten wir das letzte Stadium dieses Titanen, wo er in Kantischen Kreisen das Sittengesetz und den ästhetischen Punkt kraftvoll in einander verarbeitet, sehen wir etwa, daß ein vom systematischen Gedanken erlöster Flug selbstständiger Dichtung sich über den Menschen selbst hinausschwingt? Nein, der Denker ist noch streng und stark, er läßt sich selbst nicht über den Beweis hinaus.

Aber wie titanisch zeigte er sich in diesem Kreise, der von damals Luftkreis aller Gedanken wurde; welch einen Erfolg mußte er finden, da alle Welt ihre Radien von dieser Hand berührt sah, und erklingen hörte. Wie fortreißend ist überhaupt jede Energie, die sich talentvoll äußert, auch wenn sie sich nur in ein verwandtes Feld wirft und nicht in das ihr völlig angemessene, in das sie ganz ausfüllende! Denn dies drängt sich allerdings bei einer Betrachtung des Schiller'schen Lebens auf: er war auf's Handeln angewiesen, auf eine Regierung der Welt in hohem irdischem Kreise; er unterwarf sich die Literatur, weil das passendere Reich der Thaten sich nicht darbot, und weil Deutschland überhaupt nur sparsame Gelegenheit dafür bietet. Scharffenstein sagt in Bezug hierauf: „Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als ein großer Mensch im aktiven öffentlichen Leben zu werden, aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können."

So ist der Ton für Schiller angeschlagen, und wir können nun das Detail seines Lebens und Wirkens suchen. Die Quellen darüber haben sich in neuer Zeit vervielfältigt und verbessert: zu dem „Leben Schillers von Frau v. Wolzogen," zu der Biographie, welche Döring geschrieben, und zu den Beiträgen, welche das Morgenblatt 1807 und die Minerva 1817 gegeben hat, ist der wichtige Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe gekommen, der dankenswerthe Beitrag von Streicher, welcher die Flucht von Stuttgart beschreibt, und eine vortreffliche Skizze über das Schulleben von Herrn von Scharffenstein, die im Morgenblatte 1837 mitgetheilt ist. Alles hierher Gehörige hat Hoffmeister zu einer

ganz speciellen Lebens- und Dichtungsgeschichte Schillers gesammelt, und als Supplement zu Schillers Werken herausgegeben. Davon sind bereits einige Lieferungen im Publikum. Die vollständige Erscheinung verzögert sich durch die in Deutschland so gewöhnliche Breite des Kommentars, der sich für Alles, auch für das deutlichste Gedicht nöthig erachtet, und in seinen Standpunkten oft veraltet ist.

Leider war es durchaus nicht Schiller'sche Art, der Literargeschichte selbst in diesem Punkte behilflich zu sein, und er hat uns nichts über seine persönliche Existenz hinterlassen. Große Pläne ließen ihn nicht dazu kommen, eine strenge und stolze Bescheidenheit war wohl ebenfalls hinderlich, und der Sinn war ihm auch nicht besonders rege für eine darzustellende Entwickelung des einzelnen Menschen im Detail, wo Vielerlei mit aufgenommen werden muß, was nicht schlagend und unmittelbar auf ein Gedankenresultat zu führen ist.

Johann Christoph Friedrich Schiller ward den 10. November 1759 in dem württembergischen Städtchen Marbach geboren. Die Eltern waren in nur mittelmäßiger Lage, der Vater hatte sich zum Officier aufgedient, und wir sehen ihn bald an die Grenze nach Schwäbisch-Gmünd beordert, um das Werbegeschäft zu leiten. Das kleine Städtchen Lorch wird Wohnort der Familie, der junge Friedrich verlebt hier einen Theil der frühen Jugend zwischen den Einflüssen einer sorgsamen, weichen und frommen Mutter, des Pfarrers Moser, dem er in den Räubern ein Denkmal gesetzt, und des ab- und zugehenden Vaters, der streng, bürgerlich strebsam, auch nach Wissenschaft, aber beschränkt, orthodox und energisch gewesen zu sein scheint.

Das Naturell der Mutter, mit der auch äußerlich die entschiedenste Aehnlichkeit stattfand, ging vorwiegend auf den Knaben über, er war sinnig, sanft, hingebend, wollte Prediger werden, wie denn dies Letztere in der Nähe eines Predigers gewöhnlich vorkommt. Das Kind empfindet sehr rasch die hervorragende Stellung des Pfarrers, der aller Umgebung eine Person der Ehrfurcht ist. Man hat wohl darauf zu viel Gewicht gelegt, daß sich Schillers Jugendwünsche bis in die Karlsschule mit der geistlichen Welt beschäftigt, — diese Welt war doch offenbar einem lebendigen innern Drange die angemessenste. Sieht doch

im kleinbürgerlichen Kreise der junge Mensch nirgend eine andere Erhebung über das Triviale! Auch wird erzählt, daß er gern eine Schürze vorgebunden, einen Stuhl bestiegen, und seinen Kameraden vorgepredigt habe. Darin zeigt sich vielleicht deutlicher der energische Drang, sich zu äußern, rhetorische Regsamkeit; denn das religiose Beiwerk dafür ward doch nur benützt, weil ihm die Aeußerung nur in dieser Weise bekannt, und der mögliche Stoff nur in solcher täglich gehörten Terminologie geläufig war.

Hätte ein lediglich religioses Moment darin gelegen, Schiller hätte nicht so frühzeitig und selbstständig die religiose Ueberlieferung ganz von sich gethan, es wäre in seinem ganzen Leben ein Rest davon geblieben, etwas von jener unerklärten Neigung für Geheimniß und Weihe, etwas, das bei so vielen Menschen poetischer Grund bleibt.

Wir sehen aber im ganzen Wesen Schillers all solche Beziehung nur durch den strengen Gedanken vermittelt, sehen durchaus vorherrschend eine sittliche Kraft, und nicht eine religiose.

Das stille Leben in Lorch, wo er an den Hohenstauffentrümmern herumklettern, an der Rems sich still in's Gras legen, ungestört mit der geliebten älteren Schwester umherstreichen konnte, ist ihm sehr werth geblieben, es war Jugend, war Freiheit, die er so früh verlor. Aus der ökonomisch sehr knappen Lage in Lorch, wo dem Vater noch der kleine Sold unregelmäßig bezahlt wurde, zog die Familie nach Ludwigsburg, und Schiller kam hier auf die lateinische Schule, mit dem Plane, wie Kindern ja der nächste Plan gern gemacht wird, sich für's theologische Studium vorzubereiten. Wir sehen ihn hier bis in sein elftes Jahr im gewöhnlichen Gange, er lernt leidlich, spielt mit den Genossen, ist herrschlustig und muthig, wenn er aus seiner linkischen Schüchternheit hervortritt. Aber schon im elften Jahre, wo der Körper durch schnelles Wachsen sehr in Anspruch genommen ist, zeigt sich die Vorliebe für den Gedanken, er sondert sich von den Kameraden ab, ergießt sich gegen einen Freund in Klagen und Bedenken über die Zukunft, er ist reflektiv, poetische Unbefangenheit ist schon dahin, vielleicht durch einen schwachen Körper verstört, der nur widerstrebend das dazu nöthige Wohlbehagen bietet.

In Ludwigsburg sieht er Theater, und dies künstlich bewegte

Leben versagt denn auch hier seinen starken Eindruck nicht, er führt Scenen mit Papierpuppen auf, und Frau von Wolzogen sagt, es hätten ihn schon Pläne zu Trauerspielen beschäftigt. Bekanntlich macht alle deutsche Jugend, die früh von innen aus zur Thätigkeit gedrängt ist, zuerst Tragödieen. Das ist ein Nationalzug unserer Schulbildung, der mit den philologischen Studien und der jugendlichen Vorliebe für alles Extrem zusammenhängen mag.

Das Leben Schillers erhielt plötzlich durch den Herzog eine scharfe Richtung, die viele Wunden schlug, aber auch die edelsten Säfte dadurch in Bewegung brachte. Die Familie hing ganz vom Herzoge ab, jeder Wunsch dieses gestrengen Herrn war ein unabweislicher Befehl, also auch der, daß Schiller Jurisprudenz studiren und zu dem Ende in die große Lehranstalt eintreten sollte, welche eben vom Herzoge auf der Solitude errichtet ward. Alle Formen dieses Instituts waren streng und steif militairisch, die ganze Existenz ward schon dadurch dem sinnenden schwärmerischen Knaben eine schwere Last, wenn er auch nicht obenein geglaubt hätte, mit Aufgebung des theologischen Studiums ein großes Opfer zu bringen.

Wir sehen die lange Lernzeit hindurch fast nur Leid auf Schillers jungen Schultern, und immer wachsende Anstrengung seiner Brust, dies Joch auf irgend eine Weise abzuschütteln. Die Opposition nistet sich tief in sein Herz, und da ihr nirgends ein rascher leidenschaftlicher Ausbruch gestattet ist, so wendet sie sich an den Gedanken, welcher verdeckter auf Kampf ausgehen, und fester und spitzer die Waffen schmieden kann. Wenn es nicht schon in Schillers Naturell lag, so brachte es diese gefesselte Jugend mit sich, daß all seine Fähigkeit auf gedankliche Leidenschaft ausging. Und der leidenschaftliche Gedanke mit all seiner Lockung ist ja das Geheimniß des ersten Schiller'schen Eindrucks.

Von schöngeistiger Neigung Schillers ist zu erzählen, daß ihn zuerst Virgil sehr interessirte, und er eine Uebersetzung desselben in deutschem Hexameter begann; etwas später indessen gewinnt von römischen Klassikern Ovid die Hauptvorliebe des jungen Mannes. Einen großen Einschnitt bildet unter der Kontrebande von deutschen Büchern, welche die strengen Grenzen des Instituts durchbrach, Klopstock. Scharffenstein erzählt, daß

Schiller später Uz vorgezogen habe. Die Oden und der Messias begeisterten auch dies junge Talent, wie sie mittelbar so viel anderes Große in unserer Literatur erregt haben. Aus der biblischen Lektüre, die Schiller damals oft suchte, ward Moses zu einer epischen Dichtung erwählt. Diesem großen Gesetzgeber hat er auch noch im späteren Alter eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, wie ein Aufsatz unter den kleinen Prosaschriften darthut. Die Wahl desselben auch in diesem Augenblicke ist von Bedeutung: die religiose Neigung Schillers, welche unter solchen Umständen, nach solcher Erziehung und Jugendgeschichte, überaus natürlich gewesen wäre, wird von den Biographen an diesem Orte wieder besonders erwähnt. Er habe sich zwar, heißt es, von den Pietisten abgewendet, deren die Anstalt auch ein Häuflein erzeugte, aber er habe doch Andachtsübungen, Gebete mit einigen Gleichgesinnten veranstaltet.

Es wäre zu verwundern, wenn ein sinniger, eingekerkerter, fromm erzogener, zu rhetorischer Aeußerung früh geneigter Mensch wie Schiller solch einen Ausdruck nicht gesucht hätte, besonders da er von dem verwandten Pathos Klopstocks eben angeregt war. Wie viel bedeutsamer ist es aber, daß er, obwohl in solcher Stimmung, Moses erwählt zu einem epischen Mittelpunkte, Moses, den überlegensten Verstand unsrer religiosen Geschichte, der mit viel größerer Gedankenkraft als Begeisterung eine Religion schuf für ein abgesondertes Volks- und Staatsverhältniß! Für ein abgesondertes! In dieser Bestimmung liegt die nüchterne Absicht, daß ihm die Volksexistenz wichtiger war als die absolute Existenz, als das Leben in Gott. Welch ein Abstand ist dies in der Wahl des Stoffes neben dem Messias, der in der irdischen Existenz keine Grenze will, welch ein Fingerzeig liegt in dieser Schillerschen Wahl, und zwar einer Wahl unter solchen Umständen!

Zunächst machten Gerstenbergs Ugolino und Goethe's Goetz einen tiefen Eindruck auf ihn, es fand sich dann Shakespeare, von dessen Richard III., Hamlet und Macbeth man deutliche Spuren in den „Räubern" finden will; Lessing fand Zugang und Julius von Tarent von Leisewitz wird als Lieblingsstück der Schiller'schen Jugendzeit angeführt. Bemerkenswerth ist seine Art zu lesen: zehn- bis zwölfmal hinter einander las er ein und

dasselbe Stück, so daß er die Sachen großentheils auswendig wußte.

„O Karl," — schreibt er am 20. Februar 1775 an seinen Freund Moser — „wir haben eine ganz andere Welt in unserem Herzen, als die wirkliche Welt ist!"

Wie willkommen mag solche Stelle den zahlreichen Kritikern sein, welche allzu großen Idealismus in Schiller, und diesen Ausdruck in allen Werken Schillers finden, und wie bezeichnend ist sie in Wahrheit!

In der Jurisprudenz machte er sehr geringe Fortschritte, und als das Institut 1775 nach Stuttgart verlegt und zur hohen Karlsschule oder Akademie erhoben wurde, trat er in seinem siebzehnten Lebensjahre zur Medicin über. Jetzt begegnen nun schon ausgebildetere Spuren eigner Produktion Schillers; die gleichgearteten Freunde, Petersen, der im Morgenblatte Nachrichten über Schillers damaliges Leben mitgetheilt, Hoven, mit dem Schiller große Aehnlichkeit gehabt haben soll, und Scharffenstein spornten sich gegenseitig zu Schauspielen und Romanen. Schiller, dem eigenen Ausdrucke nach so begierig auf einen Tragödiengegenstand, daß er Rock und Hemd dafür hingegeben hätte, las in der Zeitung, daß sich ein Student von Nassau entleibt habe. Dieser Student von Nassau ward seine erste Tragödie. Er hat das Manuscript frühzeitig vernichtet, eben so das zweite „Kosmus von Medicis," das dem Julius von Tarent nachgebildet war. Einzelne Gedanken und Situationen davon sollen indeß in die Räuber übergegangen sein.

Günstigeren Erfolg hatte von früh auf die lyrische Bestrebung, weil der Abdruck erreichbar und spornend wurde. Das „Schwäbische Magazin" nämlich öffnete seine Spalten gern, und Balthasar Haug, der Redakteur, ließ denn auch Schillers erstes Gedicht, was erhalten ist, abdrucken. Es heißt „der Abend" und ist Klopstock'scher Wortschwung, aber ein merkwürdig Zeugniß, da es Schiller schon im sechzehnten Jahre gemacht hat.

Die Nachrichten der Freunde gehen dahin, daß ihm das Dichten von Hause aus sehr mühsam geworden sei, und daß er es mit vieler Anstrengung seiner Fähigkeit abgerungen habe.

Vom Jahre 1776 datirt die erste große Revolution in ihm. Es ist ein Morgengebet aus jenem Jahre übrig, wo er mit den

Zweifeln zu ringen anfängt, die an seiner religiosen Ueberlieferung rütteln, bald darauf scheinen ihm die Schriften Voltaire's und Rousseau's begegnet zu sein. Sie haben tief auf ihn gewirkt; — Schiller verstand das Französische früh, hat es aber nie zur Fertigkeit des Sprechens gebracht. Die nächste Frucht dieser Krisis war das Beginnen der Räuber. Zur Veranschaulichung der Krisis selbst dienen am Besten „die philosophischen Briefe," deren Entstehung wahrscheinlich in diese frühe Periode zurückreicht.

„Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich völlig gleich sind. Die Natur ist ein unendlich getheilter Gott. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist, — wo ich eine Bewegung merke, da rathe ich einen Gedanken."

Dies ist ein Kern jener früh entwickelten pantheistischen Gedankenwelt. Was ruht darunter, daß in einem etwa achtzehnjährigen jungen Manne der so günstig und innig überlieferte Glaube bis auf den Grund entwurzelt werden, daß sich in einem achtzehnjährigen Jünglinge ein scharfsinniges eig'nes Gedankensystem ausbilden konnte! War hier etwas Anderes als eine denkende Natur vorherrschend?

Nicht Kühnheit des poetischen Traums, sondern überblickende Gedankenschärfe erhob ihn über alle Autoritäten, er war schon gedanklich fertig mit den Dingen und Anforderungen, als er Farben von seiner gedrückten Umgebung nahm, und seine Gedanken zu den „Räubern" machte. Die gedankliche Procedur geht so vom ersten Beginne an voraus; die Poesie bringt ihm nicht die Gabe, damit ihm nebenher auch Erleuchtung neben dem Eindrucke entstehe, sondern er kommt mit der Erleuchtung, mit der Seele des Stoffs, und erobert sich dazu den Leib. Die Art, wie Schiller dichtete, hilft erläutern: nie quoll ihm das Gedicht zu; er schlug es, wie ein Titan, mächtig aber langsam aus sprödem Gesteine. Unter schwerer Anstrengung verbringt er die Zeit bis zur Vollendung des Don Carlos. Mit Don Carlos nämlich schließt die erste große Epoche, wo er aus einer revolutionairen Gedankenwelt Gedichte und Dramate sprengte. Der Umkreis dieser sittlichen Gedankenwelt war nun erschöpft, denn es war eben kein rein poetisches Leben darin,

kein Leben des eigenthümlichen Individuums, der absichtslos interessanten Situation oder Entwickelung, sondern nur Leben gedanklicher Spekulation, so weit sich diese besonders auf Gesellschaft anwenden läßt. Die Personen waren an sich Schatten, sie repräsentiren eine Gattung, aber Schiller besaß Geist und Glanz die Fülle, sie verführerisch lebendig zu bekleiden. Das erreichte nun Alles in Carlos den Gipfel, hier kam, wie Hoffmeister sehr richtig sagt, der zweite Theil der Räuber zu Stande, welche Schiller so lange in der Absicht trug und nicht schrieb, hier ward seine ganze Welt der Sitte positiv-konstituirend, die in den ersten drei Stücken nur verneint und zerstört hatte, hier erfüllte Schiller seine heiligste Welt im Posa. Zunächst war er nun am Ende mit seiner poetischen Welt, da er sie nicht aus der totalen Empfängniß des Genius erhielt, sondern aus Begriffen gestaltete. Er wendet sich dann auch, wie von schwerer Sorge erlöst, seinem natürlichen Felde zu, der Forschung, der Entwickelung, und bereitet sich das vor, was seinen letzten Lebenstheil wie ein still und klar gewordener Sonnenrüstgang bestrahlte, das Werk künstlerischer Bildung. Das Ergebniß einer solchen waren seine gediegensten Stücke. Das Ergebniß eines Dranges nach Thaten in der sittlichen Welt viel mehr, als eines künstlerischen Dranges waren seine ersten.

Nachdem diese Aussicht eröffnet ist, folgen wir leichter dem Schiller'schen Leben. Wir ließen es bei den ersten Gedichten zurück, beim ersten entscheidenden Kampfe gegen Tradition. Medicin wurde nicht ganz vernachlässigt, da ihr Stoff und Wesen doch vielfache Veranlassung zu philosophischer Kombination gab. Gleich die erste Examenschrift handelte über die „Philosophie der Physiologie." Aber das Feld war doch zu enge für ein sittlich-thatendurstiges Talent. Werther wurde gelesen, Goethe selbst erschien auf einen Augenblick als ein mit dem Herzoge von Weimar durchwandelnder Besucher der Akademie, mitunter fand sich Gelegenheit, des Abends auf einige Stunden aus dem Schulgefängnisse zu entkommen, in die Welt, wie Stuttgart genannt wurde, kurz, die Anregungen gingen nicht aus.

Die wichtigste That, welche in den Schluß von 1780 fällt, in's einundzwanzigste Lebensjahr Schillers, ist eine medicinische Probearbeit „über den Zusammenhang der thierischen Natur des

Menschen mit seiner geistigen.“ Sie fehlt in der großen Ausgabe und ist in Döring's Nachlese zu suchen. Wenn durch nichts Anderes, so hätte er damit unwiderleglich dargethan, daß er zu anthropologischer Forschung ein entschiedenes Talent besitze, zur Forschung, Vergleichung und Folgerung überhaupt.

Hier ist keine Spur von träumerischem Tappen, oder doch unbewußtem Zuschreiten, wie es so oft beim begabtesten Dichter gefunden wird, diesem jungen Manne ist der geheimnißvolle Mensch schon aufgeblättert bis in die bedenklichsten Partieen, mit einem nüchternen Rationalismus wird hier begonnen, die Entstehung der edelsten Affekte in körperlicher Eigenschaft, in sinnlichem Verhältnisse wird nachgewiesen, dem Körper wird mit unbefangenem Verstande die Suprematie eingeräumt. Das kann Manchen auf die falsche Bedeutung des Worts Idealismus, sobald von Schiller die Rede ist, aufmerksam machen. So sehr Schiller diese materiellen Ursachen der menschlichen Handlung später durch einen sittlichen Schwung überflügelt hat, nie ist er über die strenge Menschenbedingung, welche die Erde auflegt, hinausgegangen, was man also im Grunde in höherer Bedeutung Idealismus zu nennen hat, poetischen Idealismus, der sich über die wahrscheinliche Möglichkeit hinausschwingt, wie im Idealschwunge eines Romantikers, das findet sich bei Schiller nicht. Der Ausdruck ist nur von einer philosophischen Bezeichnung hergenommen, von Verwandtschaft mit der sogenannten Idealphilosophie, und davon, daß wir auch irdische Zustände idealisirt nennen, die in einer vollkommenen oder doch gleichartig strengen und ungestörten Sittenwelt leben. Man versteht hierbei unter dem Ideal nichts als den kategorischen Imperativ der Moralität. Das rein dichterische Ideal kann aber bekanntlich unendlich mehr sein.

Jene Schiller'sche Jugendarbeit ist also nicht bloß eine Reaktion gegen sein eigenes Wesen, wer schriebe auch mit einundzwanzig Jahren gegen sich! Schiller findet sich ab mit einem Grundgedanken des Forschers, er hält es dann für nöthig, ihn zu überflügeln, damit nicht dem groben Materialismus gehuldigt werde, aber er hält es stets für Unrecht, ihn aufzugeben. Ein großer Theil der Schiller'schen Dichtung quillt bei allem sogenannten Idealismus aus der Gerechtigkeit irdischer oder sinn-

licher Forderungen. Am Deutlichsten findet sich das in allen Gedichten, — man täuscht sich so leicht darüber, weil man einem Jargon nach stets nur eine Sinnlichkeit im Auge hat, und selbst diese ist bis über den Carlos hinaus stets eine gesunde Forderung, ja die späte Maria Stuart wäre bei einer Annahme des Gegentheils gar keine tragische Figur. Bis zum Carlos begegnen sogar dreiste Extreme dieser Art bei Schiller, und wenn auch Schiller hinzusetzt, man solle sie nicht für ein philosophisches System ansehen, und sie später zum Theil ungedruckt läßt, so sind sie uns doch deutliche Symptome über das ursprüngliche Wesen des Dichters. Es sind hier, wenn „Männerwürde" und ähnliche Gedichte bei Seit bleiben sollen, besonders folgende zwei gemeint: „Die Freigeisterei der Leidenschaft" und „Die Resignation, eine Phantasie." Sie beziehen sich wahrscheinlich auf den Verlust seiner geliebten Margaretha Schwan in Mannheim, und sind wohl in Leipzig, also in seiner mittlern Lebenszeit, gemacht. Wie Carlos die Ehegesetze nicht anerkennt, so auch hier der Liebhaber nicht:

> Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
> Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
> Nein — unerschrocken trotz ich einem Bund entgegen,
> Den die erröthende Natur bereut.

Freuden fordert er von Gott:

> Besticht man dich mit blutendem Entsagen
> Durch eine Hölle nur?
> Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
> Nur auf der Folter merkt dich die Natur?
> O diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
> Kein Loblied feire ihn,
> Und keine Freudenthräne soll ihm weiter fließen,
> Er hat auf immer seinen Lohn dahin.

In der Resignation ist das Weh nicht so leidenschaftlich, aber um so schmerzhafter, es jammert über den Riß in der Natur, der leibliche und geistige Freuden so schwer zusammenlasse,

und — für alle Entbehrungen habe der Mensch auch keinen künftigen Ersatz zu erwarten, denn in einem Jenseits könne es keine sinnlichen Freuden geben.

Diese Freuden sind ihm also für diese Welt eine entschiedene Forderung, und man irrt sich in dem ursprünglichen, innerlichsten Schiller, wenn man ein entscheidendes Gewicht darauf legt, daß er die Sinnenwelt nicht plastisch schildert, und in späterer Zeit oft strenge Urtheile fällt. Die plastische Darstellung lag nicht in seinem Talente, da die gedankliche überwog; so weit ihm eine Annäherung möglich und das sinnliche Leben noch stark in ihm war, so weit giebt er in allen ersten Stücken die glühendste Probe von sinnlicher Bewegtheit. Ferner ist dieser Punkt der Sinnenwelt derjenige, worüber, all seiner sonstigen Anlage nach, Schwankung und Ungleichheit nothwendig bei ihm erscheinen mußte. Der künstlerisch plastische Reiz war nicht für ihn da, das ganze Moment mußte also zurücktreten, sobald die Jugendregung zurücktrat, Neigung zur Abstraktion war von Hause aus vorherrschend, und so konnte die Körperwelt in Schatten gerathen. Anders ist aber die Frage, ob diese ganze Welt des Menschen auch von vornherein von ihm geläugnet oder übersehen worden sei. Dem zu widersprechen diene das Vorstehende.

Neben jene medicinische Schrift, ebenfalls in's Jahr 1780, fällt die Hauptausarbeitung der Räuber. Das beliebte, graupapierne „Schwäbische Magazin" hatte ihm mit einer Erzählung, wo ein verstoßener Sohn seinen Vater rettet, den Anlaß gegeben. Manche Krankheit mußte vorgeschützt werden, um im Verborgenen das verbotene Dichtgeschäft zu treiben. Als er aus der Karlsschule trat, war das Stück im Großen fertig.

Schiller selbst sagt einige Jahre nach dem Erscheinen dieses Stücks Folgendes darüber:

„Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Institutes, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehn, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt

aus, blieb aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit den Menschen, denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Models, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte; unbekannt mit den Neigungen freier, sich überlassener Wesen, — denn hier kam nur eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte, jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein; — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte. Ich meine die Räuber. Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sei das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Flugschriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete."

Möge man übrigens nach diesem Geständnisse nicht glauben, daß Schiller wenig Werth auf sie und den Verfasser derselben gelegt habe. Dafür producirte er mit zu viel Bewußtsein, die Dinge kamen ihm nicht, er machte sie mühsam, er kannte allen Umfang derselben genau, viele Jahre hindurch nennt er sich mit viel Selbstgefühl vorzugsweise den „Verfasser der Räuber." Wenn er auch beim Anblick der Dinge, wie sie wirklich sind, einsah, daß er übertrieben habe, das rationelle Oppositionsprincip, aus welchem dies erste Werk erwachsen war, blieb in ihm rege und mächtig, auch wenn er sich, wie in Cabale und Liebe, gegen nähere und wirkliche Feinde richtete. Was er auch an dem

Plane im Einzelnen aussetzen sah, und selbst hinterdrein daran auszusetzen wußte, nicht bloß die lebhafte, freundliche und feindliche Theilnahme, die durch das Stück erregt war, auch das eigene Genüge, was er über den Ausdruck seiner Hauptwelt empfand, belehrte ihn über die innere Gewalt seines Produkts. Das vielleicht oft zu stolze Selbstgefühl, was wir den jungen Dichter von da an überall äußern sehn, giebt in Wahrheit ebenfalls Aufschluß über seine Dichtungsweise: logisch errungen ist all seine poetische Aeußerung, sie ist allein sein Werk, er läßt sich nicht auf eine unerklärte Gabe hinweisen, er nimmt das Verdienst unumwunden für eine Kraft in Anspruch, die er genau kennt, beherrscht, steigert oder verringert.

Wie oft sehen wir's, daß die geistige Welt gleich einer allgemeinen Atmosphäre in die verschlossensten Orte dringt! Schiller war so abgesperrt, und dennoch begann er in Uebereinstimmung mit allen großen Capacitäten seiner Zeit oppositionell gegen den noch etwa übrigen positiven Bestand der Kulturwelt. Die Karlsschule hat nur die Farben erhöht, die Bedeutung wäre auch ohne sie entstanden. Er wußte nichts von der Kantischen Revolution, die eben auch begann, er las den zahmen Garve, der einen glatten philosophischen Stil schrieb, er las Klopstock, der eine alte Glaubenswelt zu beleben trachtete, und dennoch trat er energischer denn Alle zu der großen Revolution, die im Reifwerden begriffen war, und von der er nur fernes Gelächter und Schelten in fremder, ihm kaum verständlicher Sprache Voltaire's und Rousseau's gelesen hatte.

Er und seine nächsten Freunde waren so radikal oppositionell gesinnt, daß ihnen die ärgste Strafe von Seiten der bestehenden Ordnung wie die wünschenswertheste Auszeichnung vorschwebte, „wir wollen ein Buch machen," sagt er zu Scharffenstein, „das aber durch den Henker absolut verbrannt werden muß." Und in der Vorrede zu den Räubern heißt es: „wer eine Kopie der wirklichen, natürlichen Welt, und keine idealischen Affektationen, keine Kompendienmenschen liefern will, ist in die Nothwendigkeit gesetzt, Charaktere auftreten zu lassen, die das feinere Gefühl der Tugend beleidigen und die Zärtlichkeit unsrer Sitten empören." — Also Tugend und Sitte ist aus der wirklichen Welt verschwunden!

Es ist in dem ganzen Auftreten nicht bloß Freiheitsdrang,

ein allgemeines Wort, mit dem man sich gern abfindet für verwandte aber mannigfache Gliederung, es ist die Revolution darin, die vom Zusammensturz unsrer poetischen Welt an in immerwährender Vorbereitung begriffen ist, und beinahe zehn Jahre nach Abfassung der Räuber faktisch in unserer Nähe ausbrach, um sich nach einzelnen Punkten zu entäußern, ohne der Gesammtfrage nach neuer Einigung Herr zu sein und zu werden. —

Und der unschuldige Revolutionair, dessen scharfer Geist so eigen und so früh ergriffen hatte, daß in unsrer Kulturwelt kein fester Halt sei, war beim Austritte aus der Karlsschule ein armer Regimentschirurgus mit einem monatlichen Einkommen an achtzehn Gulden Reichswährung. Wenn man ihn sah, so erwartete man Alles weniger als eine energische Welt, die von ihm ausgehen sollte. Scharffenstein hat uns im Morgenblatte die ausführlichste Beschreibung gegeben: „Eingepreßt in der Uniform, damalen noch nach dem alten preußischen Schnitt, und vorzüglich bei den Regimentsfeldscherern steif und abgeschmackt; an jeder Seite hatte er drei vergipste Rollen, der kleine militairische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker, langer Zopf gepflanzt war; der lange Hals war in eine sehr schmale roßhärne Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den den weißen Kamaschen untergelegten Filz waren seine Beine wie zwei Cylinder von einem größeren Diameter, als die in knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichs sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch!"

„Schiller war von langer, gerader Statur, langgespalten, langarmig, seine Brust war heraus und gewölbt; sein Hals sehr lang; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in der Tournüre. Seine Stirne war breit, die Nase dünn, knorplig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen auf Papageienart und spitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inklinirten sich bei der Nasenwurzel nahe zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor; es schien aber, wenn Schiller mit

Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus. Das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll, und ziemlich mit Sommerflecken besäet; die Augenlieder waren meistens inflammirt, das buschige Haupthaar war roth von der dunklen Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamirte. Aber seine Stimme war unangenehm kreischend, er konnte sie eben so wenig beherrschen als den Affekt seiner Gesichtszüge; dieses hätte ihn immer gehindert, ein erträglicher Schauspieler zu werden."

Damit stimmt überein das Resultat seiner Vorlesungen, dem wir bald begegnen, und ein Versuch, bei einer theatralischen Aufführung in der Karlsschule den Clavigo darzustellen, welcher durch schlechte, ungestüme Aussprache und durch übertriebene Gesten und Mienen in große Lächerlichkeit ausfiel. Dagegen stimmen seine Freunde darin ebenfalls überein, wie sich ein überlegener Geist von dem Augenblicke an Schiller herrschend gezeigt habe, wo sein Wesen intellektuell die erste Fassung gewonnen, wie seine Unterhaltung und Theilnahme stets mächtig, begeistert, fortreißend gewesen sei. Scharffenstein spricht auch von den reichen Kenntnissen Schillers; dies wird aber, und wie es scheint genügend, von Hoffmeister nach Vergleichung aller Nachrichten bezweifelt, und darauf zurückgeführt, daß Schillers Fassungstalent sich leicht nachdrücklich und folgenreich dessen bemächtigt habe, was ihm auch nur in einzelnen Theilen nahe kam. Die Ueberlegenheit seines kombinirenden Verstandes hat er auch in der Manier sehr deutlich zu zeigen gepflegt, indem er oft die größten Autoritäten mit einem stolzen Lächeln zu beseitigen wußte.

Im Hause des Professors Haug bewohnte er Parterre ein kleines Zimmer, eine Zeitlang mit einem Lieutenant Kapff zusammen, und über die ärmliche, unordentliche, ja schmutzige Wirthschaft darin können die Freunde nicht genug erzählen. Entsprechend dem Mangel an plastischem Sinne betreffen wir Schiller stets in äußerlicher Unordnung und Unzierlichkeit, und solch ein nachlässiges oft saloppes Wesen ist ihm verblieben.

Von hier aus wurden die Räuber gedruckt, auf ein heilloses Fließpapier, mit einem zornigen Löwen und dem Motto „in

Tyrannos" auf dem Titelblatte, von außen eine leibhaftige Mordgeschichte, und Schiller mußte leider selbst die Kosten bestreiten, da der Buchhändler kein Vertrauen hatte. Wie schwer hat er für diese 150 Gulden gelitten, deren Bürgschaft ein wackerer Bürger übernahm, den Schiller nicht aussetzen wollte! — Der Absatz war Anfangs sehr gering, und der Ballen Selbstverlag nahm noch einen hübschen Winkel des kleinen, wüsten Zimmers in Anspruch. Dort empfing Schiller die ersten Besuche Derer, welchen die abscheuliche Ausstattung eine große Talentprobe nicht verleidet hatte. Zu diesen Besuchern gehörte Leuchsenring, ein geistreicher, literarischer Dilettant, und, in großer Eleganz ankommend, setzte er die weniger als einfache Kasernenwirthschaft in einige Verlegenheit. Allmählig wurde denn auch dies gewaltige Stück immer bekannter; die nächste und wichtigste Anknüpfung dadurch ward für Schiller in Mannheim erzeugt, der Buchhändler Schwan setzte sich von dort mit ihm in Verbindung, und der Reichsfreiherr, Geheime Rath von Dalberg forderte ihn auf, das Stück für die Bühne einzurichten. Dalberg in wichtiger Stellung, selbst dichtend, hatte das Mannheimer Theater zum besten damaliger Zeit in Deutschland gemacht; Böck, Beil, Iffland zählten zu den ersten Schauspielern Deutschlands, diese Anknüpfung war für Schiller ein außerordentliches Ereigniß, er lehnte sich denn auch mit aller Schwere darauf, und suchte darin den Eingangspunkt in eine neue Existenz. Bis dies in That überging, kurirte er in seinem Lazarethe, stutzte die Räuber für die Bühne, und besorgte noch in demselben Jahre 1781 den ersten Musenalmanach unter dem Titel „Anthologie für das Jahr 1782." Sie erschien anonym wie das erste Drama, und war angefüllt mit meist unreifen Produkten der Kameraden aus der Karlsschule und manchem Forcirten aus Schillers Schubfache. Bemerkenswerth ist, daß er darin eine Abneigung von Klopstock und eine Zuneigung zu Wieland ausspricht, eine die Welt anklagende Verehrung Rousseau's, und eine bittere politische Unzufriedenheit in dem Gedichte „die schlimmen Monarchen." Hier finden sich auch nachdrückliche Belege zu dem, was oben gesagt wurde über Schillers verschiedene Ansichten von Sinnlichkeit. „Erkennt Natur auch Schreibepultgesetze?" sagt er in der glühend sinnlichen Apostrophe „an einen Moralisten," und die

später abgekürzte, von Anstößigem gesäuberte „Männerwürde“ figurirt hier als „Kastraten und Männer.“

Ein merkwürdiger Beweis, wie all die Lyrik selbst vorherrschend Ergebniß eines spekulativen Kopfes war, dem das Herz nur einige Farbe lieh, ist die Lauraliebe, welche in den damaligen Gedichten eine so große Rolle spielt. Auch diese erste Liebe nämlich ward nur gedacht, alle Empfindung und Wendung darin war eine Kombination. Laura hat gar nicht existirt. Um doch ein Modell anzuführen für diese Studien der Empfindung, wird eine Offizierswittwe genannt, die weder hübsch noch geistreich, und im Wesentlichen vollkommen unschuldig an diesen Entzückungen gewesen ist. Scharffenstein sagt: „Die gehalt- und gluthvollen Gedichte an Laura schlummerten schon lange in Schillers Brust; es war die Liebesmystik dieser jugendlichen, erst ausfliegenden Feuerseele, und nichts weniger als eine Laura gab dieser Flamme den Durchbruch.“ Er besang und bildete sich im Singen die Idee der Liebe. Margaretha Schwan, die meist als Laura bezeichnet wird, kannte er noch gar nicht, als diese Lieder schon geschrieben waren. Auszuzeichnen von diesen Gedichten der Anthologie sind noch die „Kindesmörderin,“ „die Schlacht“ und die erste Ballade, welche er verfaßt hat, „Graf Eberhard der Greiner,“ und welche in objektiver Einfachheit so auffallend vortheilhaft aus allem übrigen Kreise herausgeht. Zum Schlusse enthielt die Anthologie auch noch eine Operette „Semele,“ welche er selbst in späterer Zeit sehr gering achtete.

Das Uebertreibende bei Seit lassend, kann man wohl in Hoffmeisters Meinung einstimmen, daß Schiller eben so bedeutend als lyrischer Dichter aufgetreten sei, wie in den Räubern als dramatischer.

Indessen verwuchs diese Welt der Schrift immer fühlbarer mit seinem Leben. Er war ohne Urlaub nach Mannheim gereis't, um die erste Aufführung der Räuber zu sehen, der Enthusiasmus, den sie erregte, steigerte den poetischen Drang des Dichters, das knappe Leben eines Feldscherers wurde ihm stets peinlicher. Der Plan zum „Fiesko,“ welchen er auf eine Aeußerung in Rousseau's Schriften schon in der Karlsschule gefaßt hatte, ward zur Ausarbeitung vorgenommen, er begann eine Vierteljahrsschrift „Würtembergisches Repertorium der Literatur,“

es erschienen nur drei Stücke, darunter aber die berühmte Selbstkritik der Räuber. Wer noch daran zweifelt, kann hieraus sehen, wie früh Schiller gedanklich, das ist theoretisch, seinen Kunstschöpfungen überlegen war, diese Kritik übertrifft als solche das Stück. Aber so wie er selbst schritt, bewegte sich auch der Eindruck seiner Sachen vorwärts zu einem lauter werdenden Resultate in Freundlichkeit und Feindlichkeit; die übeln Erfolge drängten sich näher um ihn zusammen, als die günstigen, und zwangen ihn am Ende in die lediglich literarische Laufbahn.

Der Herzog Karl selbst spielt dabei eine Rolle. Es sind Anzeichen da, daß er lange für Schiller ein günstiges Vorurtheil gehegt, und daß ihn weniger die mannigfach aufstehende Anklage gegen Schillers literarischen Ungestüm aufgereizt habe, als eine wesentliche Geschmacksverschiedenheit. Er lebte und webte im französischen Geschmacke, den Schiller abscheulich fand, und den er auch ohne Weiteres abscheulich nannte. Der Herzog ließ ihn rufen, ließ sich wahrscheinlich auf ästhetische Winke ein, und verlangte, künftig Alles erst zu sehen, was Schiller in Druck geben wolle. Zu alle dem mochte sich dieser nicht eben angenehm äußern. Darin soll man auch nicht unbillig seyn, man soll den Herzog nicht dafür verantwortlich machen, daß er eine ausgebildete Geschmackswelt dem jungen noch vielfach rohen Genie vorgezogen habe, welchem damals, ja später noch sehr Wenige die große Ausbildung und Zukunft ansahen. Aber er ging freilich weiter, an ein unumschränktes Regiment gewöhnt, wollte er in die freie, geheimnißvolle Welt des Genius hinein gebieten und verbieten, wie in die Reihen seiner Diener: er untersagte Schiller bei Festungsstrafe alles weitere Druckenlassen.

Damit war es entschieden, daß Schiller nicht in seinem Vaterlande bleiben könne, er hing sich an vage Versprechungen Dalbergs, und nachdem er wegen nochmaliger Anwesenheit in Mannheim vierzehn Tage auf die Hauptwache in Arrest gemußt hatte, dachte er mit seinem Freunde Streicher, einem jungen Musiker, ernstlich auf Flucht. Sein Leben in Stuttgart ist dieser Zeit wohl ein wenig locker gewesen, die Schulden hatten sich vermehrt, die Hilfsmittel zur Flucht waren äußerst gering, und er hoffte nur allzu zuverläßig auf die Stelle eines Theaterdichters in Mannheim. Dalberg hatte nur von fern darauf hinge-

deutet, und war jetzt nur unter großer Beschränkung oder gar nicht auf des stürmischen Dichters Nothbriefe eingegangen. Mit drei und zwanzig rheinischen Gulden war er bereit, in die Welt zu gehen, es waren eben große Feste auf der Solitude zur Feier des anwesenden Großfürsten Paul, der Trubel sollte benützt werden, der wackere Streicher, welcher sich Schillers so redlich annimmt, kommt, den Dichter abzuholen. Dieser hat sich beim Einpacken in eine Klopstock'sche Ode vertieft, und eiligst ein Gegenstück niedergeschrieben, der drängende Streicher muß noch die Vorlesung anhören, Abends um neun am 17. September fahren sie nach dem Thore. Schiller heißt Dr. Ritter, trägt ein Paar alte Pistolen unter dem Rocke, und erwartet voll Spannung, ob die Wache am Thore ihn etwa erkennen und Einspruch thun werde. Ungehindert, tiefen Schweigens kommen sie aus dem Bereiche der Stadt, und bei der fernher leuchtenden Illumination der Solitude der Grenze immer näher, ungefährdet überschreiten sie auch diese, das wunderliche Fuhrwerk, was einen in die Welt flüchtenden Dichter, einen kleinen, ebenfalls in die Welt ziehenden Musiker, dessen Klavier, einige leichte Koffer, darin den im Großen fertigen Fiesko trägt, karrt Morgens um acht, den 18. September zwischen den blau und weißen Grenzpfählen der Kurpfalz hindurch, und Schiller jubelt zum ersten Male in Freiheit auf. Es könnte ein interessantes Bild für den Genremaler seyn, die Scene in dem noch Würtembergischen Entzweihingen aufzufassen, wo sie Nachts um Zwei angehalten hatten. Sie sind noch in Gefahr, sitzen in der finstern Wirthsstube, und Schiller lies't bei kärglicher Beleuchtung seinem Freunde Schubarts „Fürstengruft" aus dem Manuscripte vor.

Alle nächste äußere Hoffnung beruhte auf dem Fiesko, Schiller ging also auch bald nach seiner Ankunft in Mannheim, nachdem er seinem Herzoge geschrieben und diesen, gewissermaßen auf neutralem Boden, um eine bessere Existenz gebeten hatte, an die Vorlesung des Stücks. Zuhörer waren die Schauspieler Böck, Beck, Beil, Iffland, Meier, der Regisseur, der sich nächst Iffland am Meisten für Schiller interessirte. Dalberg war noch nicht von den Festlichkeiten in Stuttgart zurück. Die Vorlesung verunglückte total, die Zuhörer zerstreuten sich schon nach den ersten Akten, und die Meinung war fast einstimmig, dieser

Fiesko sähe den Räubern nicht ähnlich, und sey ein höchst mittelmäßiges Machwerk. Weder Schiller noch die Zuhörer wußten, daß es an Schillers schlechtem Vorlesen läge; noch in späterer Zeit begegnete ihm dasselbe zu Mannheim mit Frau von Kalb, der er den Anfang des Carlos vorlas.

In diesem Augenblicke konnte dies Mißfallen von den gefährlichsten Folgen sein, — Streicher war ganz vernichtet, Schiller schwieg lange, brach dann in Verwünschungen gegen den Unverstand dieser Menschen aus, und erklärte, selbst Schauspieler zu werden, wenn die literarische Laufbahn nicht gelänge, „da doch eigentlich Niemand so gut deklamiren könne als er.“

Meier, der unterdeß das zurückgebliebene Manuscript gelesen, lös'te am andern Morgen den Bann, klärte gegen Streicher auf, daß es an Schiller's schwäbischer Aussprache, und an der Art des Deklamirens gelegen habe, die Alles in dem nämlichen hochtrabenden Tone hersage; Fiesko sei ein Meisterstück, und solle gewiß aufgeführt werden.

Diese Möglichkeit und der Ertrag davon waren indessen weit aussehend und unsicher, die Noth lag aber an der Schwelle: es kamen Briefe von Stuttgart, in denen die Freunde lebhafte Besorgniß vor Auslieferung des Flüchtlings zeigten, und dringend für Entfernung von Mannheim und strenge Verborgenheit riethen. So machten sich denn Schiller und Streicher von Neuem auf, diesmal zu Fuße, da die Baarschaft zu klein war. Gen Frankfurt wanderten die Armen. Schiller war ein so schlechter Fußgänger, daß er zwischen Darmstadt und Frankfurt in einem Wäldchen zusammenbrach. Da lag Deutschlands Lieblingsdichter verschmachtend am Wege; man lies't es jetzt mit Rührung, ohne doch gegen ein ungestüm auftauchendes Talent, das seiner Natur nach gewaltsam und störend erscheinen muß, schonender und günstiger zu verfahren. Die Eudämonia, damals eine Zeitschrift in Wien, wird in solcher Lage immer Gehör finden, wie sie Schiller einen thätigen Vorbereiter der französischen Revolution und des härtesten Zügels bedürftig nannte.

Von Frankfurt schrieb Schiller wieder an Dalberg, die Schuld in Stuttgart brachte den Bürgen in Gefahr des Arrestes, es war dort und bei ihm selbst die größte Noth, der Fiesko war in Mannheim, es bedurfte nur eines Vorschusses darauf.

Herr von Dalberg hat die Gelegenheit nicht benützt, einem außerordentlichen Menschen in Zeit der Noth auch nur hilfreich zu sein. Sei es, daß diplomatische Bedenklichkeit wegen übeln Eindrucks beim Stuttgarter Hofe, sobald Schiller einige Gulden Unterstützung in der Pfalz erhielte, sei es, daß ein blödes kritisches Auge die Schuld trug, was dem Schiller'schen Talente wenig zutraute, kurz, Schiller war in seiner größten Noth völlig von Dalberg verlassen. Nicht einmal die Theilnahme wurde ihm bezeigt, welche ein reicher Mann der augenblicklich schwer bedrängten Armuth gegenüber hat, einer Armuth, die weder mit Talent noch mit Verheißung in Frage kommt.

Schiller indessen hoffte das Beste in dem Stübchen zu Sachsenhausen, was er mit Streicher bewohnte, und war mitten in dieser Kümmerniß mit dem Entwurfe eines Trauerspiels beschäftigt, dessen Plan schon früher gefaßt und jetzt lebendig in ihm geworden war. Er schrieb Kabale und Liebe, oder Luise Millerin, wie das Stück zuerst heißen sollte. Das bürgerliche Schauspiel hatte einen besondern Reiz auf ihn ausgeübt, zunächst des Herrn v. Gemmingen „deutscher Hausvater," der damals großes Glück machte, und von dem wohl auch Iffland die erste Anregung für sein dramatisches Genre erhielt. Dieser Reiz ist sehr natürlich, empfindet ihn doch der gedankenlose Zuschauer, der die nächsten Interessen seines Lebens vor sich dargestellt sieht, wie viel lebhafter muß das erregbare Talent davon berührt werden. So weit hat man das Ziel gesucht, und es liegt so nahe! Das wirkliche, das wahre Leben, wie es uns umgiebt, es gewährt ja auch das lebhafteste Interesse. Das war ja auch Lessing'scher Weg. Schiller ästhetesirte damals noch ohne Schule, und arglos fand er Herrn v. Gemmingen bewundernswürdig, ein Unterschied zwischen gemein wirklichem, und wirklich wahrem Leben war ihm noch nicht zur Hand. In seiner Art und Weise lag es indessen schon, das Alltägliche nicht alltäglich anzufassen und es dadurch genügend zu erheben. Es kam eine Zeit, wo er auf die Familiengemälde sehr stolz heruntersah.

Nachdem man harrend die kleine Baarschaft verzehrt, und Schiller trotz des lebhaften, ihm ungewohnten Treibens in Frankfurt eifrig an seiner Luise Millerin gearbeitet, kam durch Meier Bescheid von Dalberg. Er lautete einfach dahin, daß er den

Fiesko nicht brauchen könne. Jetzt war die Noth am Größten. Streicher hatte eigentlich mit seiner kleinen Baarschaft nach Hamburg gewollt, das war nun ganz vorbei, man wartete nur auf einen kleinen Nachschuß von Streichers Mutter, um aus dem theuern Frankfurt wieder aufzubrechen. Schiller wollte in einen kleinen Ort der Mannheimer Gegend, um Fiesko umzuarbeiten, Streicher wollte nach Mannheim. Ein Gedicht, „Teufel Amor," was verloren ist, sollte einige Hilfe geben. Schiller trug's zu einem Buchhändler und verlangte 25 Gulden dafür, der Buchhändler wollte aber nur 18 geben, feilschen ließ der Dichter nicht, und obwohl ganz entblös't nahm er stolz sein Gedicht wieder mit nach Hause. — Als die Freunde bis auf Kreuzer herunter waren, kamen von Streichers Mutter dreißig Gulden. Ueber Mainz und Worms zogen sie, großentheils wieder zu Fuß und zu Schillers großer Anstrengung, nach Oggersheim in den „Viehhof," wohin sie Meier beschieden hatte.

Dort in dem schlechten Wirthshause zum Viehhof blieb er als Dr. Schmidt, um den Fiesko brauchbarer für die Bühne zu machen, Streicher ließ sich sein Klavier von Mannheim schicken und besonders in den langen Abenden spielte er dem Dichter, der umherging, Gedanken und Pläne zu. Leider alle für Luise Millerin, die diese viel mehr interessirte, als der abgethane Fiesko, während doch dieser für ein Geldeinkommen viel reifer war. Widerstrebend, immer zum neuen Stoff gezogen, ging er endlich auch daran, und brachte mühsam die Umänderung zu Stande. Man trug sie nach Mannheim; von der Anwesenheit eines Würtembergischen Officiers erschreckt, brachten die Flüchtlinge, die an den Viehhof gewöhnt waren, eine Nacht im prächtigen Schlosse zu, wohin, als an den sichersten Ort, sie eine Freundin geführt hatte. Ach, und alle Arbeit und Anstrengung war doch umsonst! — Herr von Dalberg wies den Fiesko wiederum ohne Weiteres zurück. Schiller gab das unglückliche Stück nun dem Buchhändler Schwan für elf Louisd'or in Druck, und reis'te ohne Mantel, in tiefem Schnee, mit dem langsamen Postwagen nach Bauerbach, an der fränkischen Seite des Thüringer Waldes, wo ihm Frau von Wolzogen ein Asyl offen hielt. Die Freunde hatten ihn bis nach Worms begleitet, und konnten sich nicht genug verwundern, daß er mit unerschütterlichem Ernste allda Ariadne

auf Naxos von einer wandernden Truppe angesehen habe. Schmerzlich schied er von seinem guten Streicher, dessen kleine Baarschaft er mit verstreut, den er aus seinen Planen gestört hatte. Er besaß nichts, der arme Dichter, um es gut zu machen, als einen Händedruck und herzlichen Scheideblick.

Spät am Abende kam er in das verschneite Bauerbach, was in der Nähe von Meiningen liegt, und vollendete dort im Laufe des Winters Kabale und Liebe. Wir haben nun also drei Dramata des Dichters, welche sich alle drei um Opposition gegen gesellschaftliche und gesellige Zustände bewegen: in den Räubern richtet sich Interesse und Handlung gegen die ganze Gesellschaft, im Fiesko bewegt es sich um Veränderungen in derselben, und Schiller nimmt auch allen Zeugnissen nach an diesem weniger radikalen Thema geringeren Antheil, als an dem ersten und dritten; in Kabale und Liebe gilt es gegen eine vornehme Schurken- und Narrenwelt, wie er in einem Briefe an Dalberg sich ausdrückt; die Bevorrechtigten, der Adel, die Gewalthaber sind Gegenstand des Angriffs. Streicher erzählt, daß viele Züge geradezu der eben laufenden Zeitgeschichte entnommen wurden.

Wir haben hier stets den Autor vor uns, der gedanklich auf die Formen der nächsten Welt einwirken, der handeln wollte. Dies spricht sich immer in großen, rhetorisch glänzenden Umrissen aus, und diese Stücke werden dadurch immer ihren großen Reiz behalten, so viel man ihnen grobe Unwahrscheinlichkeiten der Entwickelung, mangelnde Persönlichkeit der Figuren, überspannte Haltung vorwerfen mag. Das bloß politische Interesse, aus dem sie entstehen, ist, so weit es damit angeht, in's Herzblut getaucht, und besonders in Kabale und Liebe mit lebendigem Herzensinteresse verwebt. Wenn nun auch gerade dieses Stück durch Uebertreibung oft bis an die Grenze der Travestie geräth, ein Uebelstand, welchem der poetisch aufgetriebene, nicht poetisch empfangene Gedanke Schillers oft ausgesetzt ist, wenn auch geradezu dies Stück in den kümmerlichen Grenzen der Konvenienz und Intrigue herum gepeinigt und darum selbst peinigend wird, so hat es doch in diesem grausam packenden Interesse mehr fesselndes Leben, als Fiesko. In diesem ist die Bewegung allzu todt an politische Figuranten gegeben, und das Mannheimer Publikum, wenn auch durch trivialen Geschmack der „deutschen

Hausväter" etwas zu weit heruntergestimmt, hatte doch nicht so ganz Unrecht, den Fiesko viel kühler und theilnahmsloser aufzunehmen als Kabale und Liebe. Die Schiller'sche Gedankenprozedur, welche sich des Drama's zum Ausdrucke bemächtigte, hatte hierbei zu wenig Rücksicht genommen auf die Lebenswelt, welche unmittelbarer und dem poetischen Punkte somit näher ist, als es irgend ein gedanklicher Beweis je werden kann.

Wir sehen den geplagten Dichter übrigens auch in Bauerbach keineswegs in einem behaglichen Zustande. Was immer bei Schiller gesprochen wird von dessen Freude und Genuß an der Natur, das will sehr vorsichtig und bedenklich aufgenommen sein; — das Leben des Gedankens war durchaus seine herrschende Welt, eine Hingebung an objektive Reize, die nicht weiter entwickelt und erklärt sein, die in plastischer Ruhe nur eine geheimnißvolle Wirkung auf uns üben wollen, die war nicht sein Theil. Der Mensch, welcher wird, das Buch, welches sucht oder lehrt, sie erfüllten sein eigentliches Leben, nicht die Gestalt, sondern die Entwickelung war für ihn. Streicher's Sorge, daß Schiller auf der Bergstraße gar nicht Acht haben wollte auf die schöne Gegend, ist nicht beseitigt, wenn man auf Schillers gestörte Existenz hinweis't. Sie war in Frankfurt nicht minder gestört, und hinderte ihn nicht, ein neues Trauerspiel aufzusetzen. Im gewöhnlichen Sinne des Ausdrucks ist es eine Unwahrheit, wenn von Schillers Genüssen an der Natur gesprochen wird. Er hatte natürlich so viel Sinn, davon Kenntniß zu nehmen, und auch einmal einen Eindruck zu empfangen, aber dies ging nicht über das Momentanste und Allgemeinste hinaus. Sobald der Punkt als ein unterscheidender angeführt werden soll, muß Schiller darin für unbegabt erklärt werden.

Hierdurch erklärt sich schon eine Seite des Bauerbacher Lebens, zumal dies im Winter begonnen wurde, und allerdings partieenweise all zu verlassen war. Schiller spricht zwar einmal wie von etwas sehr Besonderem, daß er anfangen werde, zu schießen, er versucht es auch ein Paar Mal, mit dem Verwalter auf die Jagd zu gehen, aber das rein auf Thaten, nirgends auf Gedanken gestellte, ja die Gedanken streng ausschließende Jagdleben konnte bei ihm nicht Stätte finden, dessen Handlungstrieb zunächst ganz und gar im Gedanken webte. Eine Partie

Schach mit dem Verwalter schien denn am Ende noch passender, als Jagd. Einige Male kehrte auch seine Gönnerin Frau v. Wolzogen mit ihrer Tochter auf Bauerbach ein, aber dies vermehrte nur die Unruhe, von welcher wir ihn eigentlich in Bauerbach vorherrschend bewegt sehen. Im Sturme selbst scheint er in Wahrheit ruhiger gewesen zu sein. Frau v. Wolzogen hatte Söhne auf der Stuttgarter Schule. Daher die Bekanntschaft, daher aber auch jetzt die Sorge, daß selbst dies Asyl dem Herzoge von Würtemberg nicht verrathen und Schiller dadurch dem jungen Wolzogen nachtheilig werde. Dies machte verdrüßlich, und Lotte, die liebenswürdige Tochter, machte unruhig. Schiller, der einen Theil der Jugendzeit über ein sehr empfänglich Herz, und denn auch an jedem neuen Orte ein neues Herzensinteresse hatte, fühlte sich Fräulein v. Wolzogen lebhaft geneigt, und daß diese an einen Andern versprochen, und der Begünstigte in Bauerbach erwartet werden sollte, das gab reichliche Störung. Dazu ein anderer, fast der schwerste Kummer: die oft gewünschte Einsamkeit bringt keine dichterische Production, in vollen acht Monaten dortigen Aufenthalts hat er nur das schon früher so weit gearbeitete Stück Kabale und Liebe fertig gemacht. An Reinwald, seinen künftigen Schwager, den er in Meiningen kennen gelernt, schreibt er darüber, er sei der Meinung, „daß das Genie, wo nicht unterdrückt, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von Außen fehlt. Man sagt sonst, es helfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaube es nimmer. Wenn ich mich im weitesten Verstande zum Beispiel setzen kann, so beweis't meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem denkenden guten Freunde von selbst anwandelt."

Fort wollte und mußte er, und doch hielt ihn die Neigung. Endlich ward ein einstweiliger Weggang erwählt: Dalberg, der sich jetzt sicher fühlen mochte, da von Stuttgart aus nichts gegen Schiller geschah, hatte wieder anknüpfend geschrieben, und besonders nach Kabale und Liebe gefragt. Schiller reis'te also im Juli 1783 wieder nach Mannheim. Von dramatischen Plänen, deren er denn auch in Bauerbach wie zu jeder andern Zeit

zahlreiche vor sich hatte, sind hier noch zu nennen „Imhof,“ „Maria Stuart,“ „Konradin von Schwaben,“ „Don Karlos.“ Dalberg hatte ihn noch in Stuttgart auf dies Thema aufmerksam gemacht, Reinwald schickte ihm die Novelle „Don Carlos“ von St. Réal, und so begann im Frühsommer 1783 der Plan des Carlos zu reifen.

Jetzt ward er Theaterdichter in Mannheim, aber auch gleich darauf krank, und mit einem schlimmen Fieber schleppte er sich bis in den Winter hinein. In so üblem Zustande ward Fiesko und Kabale und Liebe bühnenfertig gemacht, und der erste Akt des Carlos geschrieben.

Wie zu den Räubern ließ er bei der ersten Vorstellung des Fiesko eine „Erinnerung an das Publikum“ neben den Anschlagzettel drucken. Nach dieser unbekannten Theaterbearbeitung siegt im Fiesko die Tugend, das heißt Fiesko's Herrschsucht unterliegt seinem republikanischen Sinne, und er scheint sich selbst zu ersäufen oder, wie Hoffmeister herauslies't, er ertrinkt zufällig. Schiller sagt im Anschlage „reizender ist es nun doch, mit dem großen Manne in die Welle zu laufen, als von einem gestraften Verbrecher sich belehren zu lassen.“ Und fährt fort: „wenn jeder von uns zum Besten des Vaterlandes diejenige Krone hinwegwerfen lernt, die Er fähig ist zu erringen, so ist die Moral des Fiesko die größte des Lebens.“

Man findet in dieser Wendung, daß sich Schiller von der verneinenden Opposition habe lösen, und zum ersten Male, mit ähnlicher Richtung im Carlos beschäftigt, eine Positivität habe aufstellen wollen. Diese Mattigkeit des Schlusses wäre wohl dem Schiller nicht begegnet, der ungeschwächt von langen Fieberanfällen geblieben wäre. Zehn Jahre später sagt Schiller selbst in dem Aufsatze „über das Pathetische:“ „Das ästhetische Urtheil enthält hierin mehr Wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laster, welche von Willensstärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moralischen Freiheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, — woher sonst kann es kommen, daß wir den halbguten Charakter mit Widerwillen von uns stoßen, und dem ganz schlimmen oft mit schauernder Bewunderung folgen?“

Es ist anzuführen, daß Schiller sehr viel Theilnahme bei

dem damals auch noch sehr jungen Iffland erweckte, daß dieser in der schlimmsten Mannheimer Epoche, wo man auch an Schillers Talent irre ward, stets lebhaft dessen Partie ergriff und auf thatsächliche Anerkennung des Talentes drang. Bald nach dem Fiesko kam mit einem Titel, den Schiller gewählt hatte, Ifflands „Verbrechen aus Ehrsucht" auf die Bühne, und fand so außerordentlichen Beifall, daß man für Schillers Louise Millerin, die nun an die Reihe kam, besorgt wurde. Den Titel „Kabale und Liebe" schlug Iffland vor, im April ward das Stück gegeben, und fand enthusiastische Aufnahme; Schiller stand in seiner Loge auf, um durch Verbeugen dem lebhaft zurufenden Publikum seinen Dank auszudrücken. Dies war der erste entscheidende Triumph seit seiner Flucht, dieser Vorfall erinnerte erst wieder an die ersten Darstellungen der Räuber.

Es war dies ein glücklicher Moment für die Zusammenkunft mit seiner Mutter und Schwester in Bretten. Wie schmerzlich und heftig liebte ihn diese kränkliche Mutter, deren Ebenbild er in so vielen Dingen war, wie härmte sie sich über die fortwährend unsichere bürgerliche Stellung des Sohnes! Hoffmeister sagt sehr passend: Wehe in ruhigen Zeiten dem Glücke des Menschen, der den Muth hat, sich der eingeführten Gewohnheit und der vorgeschriebenen Ordnung zu entreißen, und seinen eigenen Gang zu gehen! Die in geistigen Dingen einen neuen Weg einzuschlagen wagen, haben die Macht der Menschen und die Gewalt des Schicksals gegen sich. Was das folgende Geschlecht beglücken soll, muß dem jetzigen abgerungen werden.

Schiller, den das Frühjahr 1784 übereilte, ohne daß er in dem kontraktlich versprochenen neuen Stücke fortgerückt war, und der in Dalberg die Besorgniß sah, mit einem so unsicher produktiven Autor den Kontrakt zu erneuern, wollte sich wieder zu neuem medicinischen Studium nach Heidelberg wenden, und bat Dalberg um Vorschuß für ein Jahr. Dalberg gewährte auch diesen nicht, und so ging es denn in dem angefangenen Mannheimer Leben weiter, dem es übrigens nicht an Anregung fehlte. Schiller war zum Mitgliede der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft erwählt worden, und das veranlaßte mancherlei Aufsätze, zunächst den: „Was kann eine gute stehende Schau-

bühne eigentlich wirken?" der unter dem Titel „die Schaubühne, als moralische Anstalt betrachtet," in Schillers Werken steht.

Hier sind wir an einem solchen Punkte, der zum Anfange der Einleitung dieses Kapitels Veranlassung gab. Ueber literarische Kunst, deren Zweck und Principien wird gesprochen, und zwar auf eine Weise, die mit mancher späteren Ansicht Schillers durchaus nicht übereinstimmt, und die es sehr erschwert, Schillers ästhetische Principien als Regulativ aufzustellen. Es kommt immer wieder darauf hinaus, daß er nicht aus rein poetischer Nothwendigkeit in die poetische Literatur trat, daß seine äußeren Verhältnisse lebhafte Wirksamkeit ansprachen, daß er selbst rasch, mit schneller Wirkung gehandelt sehen wollte durch seine Schrift, weil er sich gegen einen sichtbaren und unsichtbaren Feind vertheidigte, gegen einen Feind, welcher offen wirkungsreiche, grobsichtbar wirkungsreiche Thätigkeit heischt. Das feinere, höhere poetische Genüge, das Genüge in sublimeren Verhältnissen, dem eine stille Schönheit Glück geben kann, dies mangelt. So, von einer hinderlichen Welt und von einem energischen Naturell gehetzt, stempelt er Alles jach zu einer schnell sichtbaren Wirkung, und die dramatische Kunst muß neben dem Katheder, neben der Kanzel lehren und bessern, muß eine moralische Anstalt seyn.

Schon 1792 schreibt er in dem Aufsatze: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" ein deutliches Widerspiel jenes Artikels. Zum Beispiele: „Die wohlgemeinte Absicht, das Moralischgute überall als höchsten Zweck zu verfolgen, die in der Kunst schon so manches Mittelmäßige erzeugte, und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künsten einen recht hohen Rang anzuweisen, um ihnen die Gunst des Staates, die Ehrfurcht aller Menschen zu erwerben, vertreibt man sie aus ihrem eigenthümlichen Gebiet, um ihnen einen Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich ist."

In dem schon erwähnten Aufsatze „über das Pathetische" vom Jahre 93 findet sich der Widerspruch gegen die frühere Richtung eben so deutlich: „Die Dichtkunst führt bei dem Menschen nie ein besonderes Geschäft aus, und man könnte kein ungeschickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail gut

besorgt zu sehen. Ihr Wirkungskreis ist das Total der menschlichen Natur, und bloß, insofern sie auf den Charakter einfließt, kann sie auf seine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. — Wie viel mehr wir in ästhetischen Urtheilen auf die Kraft, als auf die Richtung der Kraft, wie viel mehr auf Freiheit als auf Gesetzmäßigkeit sehen, wird schon daraus hinlänglich offenbar, daß wir Kraft und Freiheit lieber auf Kosten der Gesetzmäßigkeit geäußert, als die Gesetzmäßigkeit auf Kosten der Kraft und Freiheit beobachtet sehen. Sobald nämlich Fälle eintreten, wo das moralische Gesetz sich mit Antrieben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureißen drohen, so gewinnt der Charakter ästhetisch, wenn er diesen Antrieben widerstehen kann. Ein Lasterhafter fängt an, uns zu interessiren, sobald er Glück und Leben wagen muß, um seinen schlimmen Willen durchzusetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demselben Verhältnisse unsere Aufmerksamkeit, als seine Glückseligkeit selbst ihn zum Wohlverhalten nöthigt. — Es ist daher offenbare Verwirrung der Grenzen, wenn man moralische Zweckmäßigkeit in ästhetischen Dingen fordert, und, um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft aus ihrem rechtmäßigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man sie ganz unterjochen müssen, und dann ist es um alle ästhetische Wirkung geschehen; oder sie wird mit der Vernunft ihre Herrschaft theilen, und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen sein. Indem man zwei verschiedene Zwecke verfolgt, wird man Gefahr laufen, beide zu verfehlen. Man wird die Freiheit der Phantasie durch moralische Zweckmäßigkeit fesseln, und die Nothwendigkeit der Vernunft durch die Willkür der Einbildungskraft zerstören."

So entschieden sich hierbei Schillers feiner gewordene Ansicht darstellt, der aufmerksame Leser dieser späteren vollständigen Artikel wird dabei doch noch einen anderen Eindruck haben. Den Eindruck nämlich, daß Schiller als geistesstarker Mann sich kräftig in einer erworbenen Kunstbildung bewege, daß sein Naturell ihn aber, wenn auch verdeckt und verborgen, zu einer nachdrücklicher wirkenden Schriftwelt hinziehe.

In jenem Mannheimer Aufsatze findet sich auch noch die Forderung des Vaterländischen, die bald darauf ganz und gar aus Schiller entweicht, und dem entschiedensten Kosmopolitismus

Platz macht. Dieser ist so deutlich, und mit Schillers Drang, zu verallgemeinen, so genau verwachsen, daß man nicht begreift, wie das in neuerer Zeit so oft habe übersehen sein können. Und eine moralisch-patriotische Partei, die ihre Hauptvertreter in Schwaben zählt, hat gutmüthig den kosmopolitischen Schiller zu ihrer Fahne gemacht.

Schillers Verhältniß zur Mannheimer Bühne brachte ihm auch die Idee, eine Dramaturgie in's Schriftleben zu bringen, dadurch, daß ein Ausschuß der vaterländischen Gesellschaft sich hierzu vereinigte, und eine dramaturgische Monatsschrift herausgäbe. Der Vorschlag gefiel, aber man scheute das kleine Geldopfer. Die Kraft zu produciren erwies sich ihm übrigens in dieser Zeit durchaus nicht günstig, Carlos lag in seinem Anfange darnieder, Schiller, keinen ihm zusagenden Stoff findend, wollte am Ende die Shakespear'schen Stücke Macbeth und Timon bearbeiten, besonders war er für Timon eingenommen. Hoffmeister sagt passend: Einem Dichter wie Schiller, welcher an dem gegebenen Stoffe nur immer seine Ideen aussprach, mußte die Wahl des Stoffes schwerer werden, als einem andern, welcher den Gegenstand objektiv auffaßte und behandelte.

Gotter und Dalberg riethen wiederholt zum Carlos, Schiller ging daran, aber es war kein Fluß zu finden; unfähig wendete er sich oft von der Arbeit und las französische Schauspiele. Erst im Sommer 1784 beginnt ein lebendiger Drang für dieses Stück. Auch dieser wird unterbrochen, und da ihm, wie erwähnt, alle neuen Ansichten in Handlung und Art des Stücks hinein wuchsen, so mußte Carlos schon der Entstehungsart gemäß das zertheilte Wesen an sich tragen, was er heute noch trägt, und durch keine Ueberarbeitung verloren hat. So zählt er damals gegen Dalberg die vier Hauptpersonen des Stückes auf. Unter diesen ist Alba, und Posa fehlt ganz — Posa war eben das Product späterer Maximen, denen sich Schiller hingab, und welche den Carlos selbst überwuchsen.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1784 begann er auch seine Zeitschrift „Rheinische Thalia," für deren erstes Heft er noch keinen Mitarbeiter hatte. Die Ankündigung vom 11. November 1784 bekundet insbesondere seinen klaren Durchbruch zum Kosmopolitismus, der so deutlich in den Karlos überging, „einen

Bürger des Universums" nennt er sich in ihr, „der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt."

Bis zur Mitte dieses Sommers von 84 blieb Charlotte von Wolzogen das Bild seiner Sehnsucht, ja es findet sich in einem Briefe an die Mutter derselben die geschickte Bemerkung, welche das Nöthige sagt, und sich doch keiner direkt abschlägigen Antwort aussetzt: „Könnte ich Sie beim Worte nehmen und Ihr Sohn werden! Reich würde freilich Ihre Lotte nie, — aber glücklich gewiß."

Eine darauf eingehende Antwort erfolgte nicht, und das Bild der Sehnsucht erblaßte im Herzen des Dichters. An die Stelle desselben trat noch im Herbste dieses Jahres die schöne „Schwanin," Margaretha Schwan, die lebhafte und reizende Tochter des Buchhändlers Schwan; sie lebt im Carlos. In diese Zeit fällt auch die Bekanntschaft mit der v. Kalb'schen Familie; Frau v. Kalb wird von Frau v. Wolzogen die erste geistvolle und vielseitig ausgebildete Frau genannt, mit welcher Schiller in ein enges freundschaftliches Verhältniß trat, und die denn auch die beste Einwirkung auf ihn übte. Ihr ist vielleicht ein Theil davon zuzuschreiben, daß sich von jetzt an aus der Schiller'schen Dichtung die derben, ungewählten Ausdrücke verlieren, welche bis dahin so oft begegnen, wenn auch der größere Theil einer reiferen Bildung und mannigfacherem Weltverkehre anheimfällt. Man hält sie für das Vorbild der Königin im Carlos.

Unterdessen gingen Briefe von außen ein, welche einen großen Lebenswechsel für Schiller vorbereiteten. Ein Paket aus Leipzig, welches von Körner, Huber, Körners Braut und deren Schwester gesendet war, überraschte ihn mit Gaben und schriftlichen Ausdrücken der Verehrung und Theilnahme. Die Dichtung allein hatte ihm diese Freunde gewonnen, und, auf diese Freunde gestützt, siedelte er sich später nach Leipzig und Dresden über. Anfangs des Jahres kam der Herzog von Weimar nach Darmstadt, Schiller ward empfohlen, durfte den ersten fertigen Theil des Carlos vorlesen, und erhielt dafür den Titel eines Herzoglich Weimar'schen Rathes. Das war für Schiller von großer Wichtigkeit, die herrschende Mitwelt drückte seiner freien Carriere ein Siegel der Billigung und Achtung auf, er ward zuversichtlicher, seine Opposition rücksichtsvoller, sein Benehmen

sicherer, es schien ihm ein Halt für die Zukunft gegeben. Es macht einen heitern Eindruck, den sonst so ideal-stolzen Dichter das Wörtlein „Rath" oder doch das geheimnißvolle „R." fleißig hinter den Namen setzen zu sehn, besonders, wenn er an Herrn von Dalberg schreibt. Vielleicht empfanden es auch die Schauspieler: seine Kritiken werden plötzlich kurz, und unerbittlich und scharf tadelnd. In der Thalia, deren erstes Heft im Frühjahre 85 erscheint, fegt er schonungslos unter das Mannheimer Theater, und es gab eine schwere und allgemeine Entrüstung unter den Schauspielern gegen ihn. Sein Kontrakt war nicht erneuert, solche Rücksichten also hatte er nicht mehr, eine praktische Laufbahn schien ihm auch wieder sehr wünschenswerth, er beklagt sich bitterlich gegen Streicher über den Stand eines Schriftstellers, und will in Leipzig rasch Jurisprudenz studiren. Die oben erwähnten Freunde schickten die nöthigen Hilfsmittel, er gab sich mit Streicher die Hand darauf, daß sie einander nicht eher schreiben wollten, als bis er Minister und Streicher Kapellmeister sein würde. Gegen Ende März reiste er nach Leipzig.

Schon über das Leben in Leipzig fehlen die specielleren Notizen; so wie er den sorgsamen Augen seiner schwäbischen Freunde entweicht, verlieren auch wir das Detail. Und doch kommt er zu neuen Freunden, und doch hat gerade Körner die Lebensbeschreibung abgefaßt, die Schillers Werken vorgedruckt ist. Wir wissen aus einem Schiller'schen Briefe mehr, was er im Detail wollte, als wie es geschah: er will nicht mehr seine eigene Oekonomie führen, weil er's nicht verstehe, und die Trivialität ihn störe; es soll ein Freund dicht neben ihm wohnen, dem er sogleich alle aufsteigenden Gedanken und Pläne mittheilen könne; er will nicht Parterre und nicht unter dem Dache wohnen, um jeden Preis sollen die Fenster nicht auf einen Kirchhof gehen.

Die Blätter für literarische Unterhaltung haben im Jahre 1836 einige Andeutungen mitgetheilt, die von Huber herrühren sollen. Sie gehen darauf hinaus, daß Schillers äußere Existenz durchweg ärmlich gewesen sei, er habe ein kleines Studentenzimmer bewohnt, zur Erholung regelmäßig Richters Kaffeehaus besucht, und nach vielen Seiten Bekanntschaften angeknüpft. Seine Stimmung scheint dabei fester und glücklicher gewesen zu

sein, als früher, intelligente Freunde um sich, den Posa-Stolz in sich, hat er leichteres Spiel mit der Außenwelt gehabt. Einige Monate dieses Sommers hat er in dem nahen Dörfchen Gohlis gelebt, und dort ist auch das großartige Lied „an die Freude" entstanden, was ihm in deutschem Gesange und Enthusiasmus erhalten würde, wenn ein Unglück all das übrige Schriftwerk von ihm vernichtete. Nichts unternahm er, ohne damit eine breite Gedankenwelt ein- und auszubauen, auch das harmlose Lied der Geselligkeit mußte den Stempel einer umfassenden Spekulation tragen, und noch 17 Jahre später griff er diesen Gedanken wieder auf, die gesellschaftlichen Gesänge durch einen bedeutenderen Text zu steigern. Die ernste Absicht trug er auch in die harmlose Aeußerung. Es ist viel an diesem gewaltigen Liede ausgesetzt, es ist ein Lehrgedicht und sonst wie tadelnd genannt worden; aber der durchgehende Klang eines Rundgesangs unter Freunden erhebt es stets und mächtig und unwiderstehlich zu einem Liede, zu einem Gesange.

Von Leipzig aus hielt Schiller um Margarethens Hand an, der Vater verweigerte sie, ohne daß dadurch das gute Vernehmen zwischen ihm und Schiller gestört worden wäre. Schillers Neigung indessen scheint noch sehr lebhaft gewesen zu sein: die leidenschaftlichen Gedichte, die oben erwähnt wurden, „die Freigeisterei der Leidenschaft" und „die Resignation" schoßen auf aus diesem Schmerzensriß, obwohl das erste Gedicht den Zusatz trägt: „als Laura vermählt war im Jahre 1782." Wir wissen, daß ihm Laura ein allgemeiner Begriff, und der einmal angenommene Name für das Ideal des Herzens war.

Am Ende des Sommers folgte Schiller seinen Freunden Körner und Huber nach Dresden, und dort hat er bis zum Juli 87 gelebt. Der fertige Carlos ist das Resultat dieses Aufenthaltes. Hier gab es Kunstsammlungen, Künstler und solcher Anregungen die Fülle; aber hier erweist es sich deutlich, daß Schiller an der rein künstlerischen Existenz, besonders an der vorzugsweis bildenden, gar kein Interesse nimmt. Er nimmt eigentlich nicht die mindeste Notiz davon; Schreiten, Bewegung, und zwar im Gesetze des Gedankens, das ist und bleibt sein Leben. Gegen Humboldt sagt er es im Jahre 1803 offen heraus, daß er weder Interesse noch Sinn für bildende Kunst habe; und da

war er doch schon so innig verbündet mit Goethe, und eine derartige Einwirkung wäre bei nur geringer Theilnahme und Anlage Schillers natürlich gewesen.

Das Fragment „der Menschenfeind,“ welches in der Thalia erschien und ebenfalls in diese Zeit gehört, fordert keine weitere Beachtung. Die darin bedeutende Scene, die Unterhaltung Huttens und seiner Tochter im Park, ist später überarbeitet und spiegelt die Gedanken des philosophischen Kriticismus, dem Schiller in Jena angehörte. Carlos, der hier Schillers erste Epoche, die politisch-poetische, schließt, nimmt aus der Dresd'ner Zeitung alles Interesse in Anspruch. Die ersten Akte waren bereits in der Thalia abgedruckt, wurden aber bei Vollendung des Ganzen umgearbeitet.

Carlos ist eine Reife der Schiller'schen Richtung, wie sie war von Hause aus. Nur reif in dieser Weise gehört er durchaus in die erste Epoche. Er besonders hat eine unreife Kritik in unsrer Literatur zu einer stehenden Manier verleitet, an der wir heute noch kranken. Es ist die Manier, ästhetische Figuren logisch zu berechnen: diese Figuren repräsentiren nur eine Art, eine Richtung, einen Gegensatz besonders, der als solcher dem philosophischen Schiller am Willkommensten war. Die Person, das Individuum, die im Kleinsten unberechenbare, geheimnißvolle, mannigfaltige und überraschende Natur giebt sich nicht in ihrem Reichthume, nur eine Seite dieser Person. Daher auch das mathematische Wort Figur. Mit solcher Figur, die in einer Hauptidee erschöpft ist, handthiert denn auch die mittelmäßige Kritik wie mit den Steinen eines Brettspiels, das Stück wird nur das Exempel einiger Gedanken; das Wort „verfehlt“ spielt seine große Rolle, denn der Kritiker kann genau nachrechnen und uns beweisen, ob die Probe des Exempels stimmt. Die höhere Offenbarung, welche geheimnißvoll im ganzen Menschen liegt, und eigen auf jeden Einzelnen wirkt, und in langer, langer Folgezeit immer noch neue Wirkung und Entdeckung zuläßt, sie ist verloren, die hohe Kunstwelt ist vernichtet.

Man thut Schiller keine Gunst, wenn man Carlos zu einer spätern Epoche rechnet, die aus einer reiferen Bildung erwuchs. Carlos bewegt sich noch in den alle freie Kunst beengenden Gegensätzen, in der lebhaften, aber nur sittlichen Leidenschaft, wie

alle frühere Produktion Schillers. Es ist Alles höher, edler, aber es ist von demselben Stoffe.

Dazu trägt das Stück deutliche Spuren langer, verschiedenartiger Arbeit, häufiger Umarbeit. Es ist ein ganz vergebliches Bemühen, eine wirkliche Einheit des Plans, sogar der äußerlichen Entwickelung nach, hineinzubringen. Die großen Unwahrscheinlichkeiten bei Seite gesetzt, daß dieser Posa, welcher die Menschenrechte der reifenden französischen Revolution dem spanischen Könige Philipp bei der ersten Begegnung predigt, sich als erster Minister so unnütz übertreibend betragen, daß er Gefahren entwickeln werde, die gar nicht nöthig sind, dies und des Aehnlichen die Fülle bei Seite gesetzt, — die Fabel selbst enthält so arge Widersprüche, daß man an einen förmlichen Taumel der Schwärmerei glauben muß. Eine Krisis in der Fabel bildet doch das Verhältniß, in welches Carlos zur Eboli geräth. Die eigentliche Handlung schürzt sich ganz und gar um dies Verhältniß. Ein Brief der Eboli stürzt Carlos dahinein, weil er diesen für einen Brief der Königin hält. Er kennt also die Hand der Königin nicht? Ja, er kennt sie, als sie früher Verlobte waren, haben sie Briefe gewechselt, die Briefe trägt er in seinem Portefeuille immer bei sich, einen bittet er sich besonders zurück, als ihm Posa dies Portefeuille abfordert, weil er ihm besonders theuer, weil er ihn stets auf seinem Herzen getragen. Er muß also sehr von Liebesüberraschung berauscht sein, um die Hand nicht zu erkennen. Der Rausch sei zugestanden; aber Carlos vernichtet selbst alle Möglichkeit, er bringt sich's selbst zum Bewußtsein, was die Lüge der Fabel wird, er sagt: „Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen!" —

Eine sehr gemachte halbe Entschuldigung wäre möglich: er spricht es laut, in Gegenwart des Pagen, will er diesem betheuern, dem vermeintlichen postillon d'amour der Königin, daß dies das erste Mal, — der Versuch ist lächerlich, und dieser Widerspruch wie alle andere Unwahrscheinlichkeit muß auf die weit auseinanderliegende Arbeit geschoben werden, und auf einen excentrischen Idealismus, der die irdischen Kleinigkeiten überspringt. Dieser maaßlose Idealismus richtet in Wahrheit Alles an, er liefert sich und den Freund durch Ueberspannung der vorliegenden, wirklichen Dinge frühzeitig an's Beil, und er reißt

alle Figuren des Stücks in den einen großen Gegensatz von Gut und Schlecht, daß am Ende nur zwei Begriffe gegen einander spielen.

Und bei alle dem wird Carlos für alle Zeit einer der fortreißendsten Zeugen von Schillers energischem Talente bleiben. Wie durchbohrend, wie überflügelnd bemächtigt sich darin der Bildungsgedanke des Worts! Wie weckend urd steigernd wirkt selbst die Uebertreibung der Freundschaft und des Opfers!

Besonders die erste Anlage des Carlos zeigt, wie ungeschwächt der Schiller'sche Ausgang zu aller Schrift, wie lebhaft die Opposition auch hier bei der Geburt thätig gewesen sei. Der Zorn gegen das Kirchliche ist aus der jetzt kursirenden Ausgabe fast gänzlich verschwunden, der Abdruck in der Thalia zeigt im Domingo davon die stärksten Proben. Schiller schrieb darüber an Reinwald: „Außerdem will ich es mir zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen, und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos auch für das Theater verloren gehn — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen."

Und wenn auch unter den übrigen Revolutionsphasen Schillers Carlos die konstituirende Versammlung genannt werden kann, wie viel bleibt Aufregendes noch übrig, wenn selbst das Verhältniß zur Ehe ganz unbeachtet bleibt! Es ist deutlich, daß Schiller bis zum Carlos ein rücksichtsloser Apostel der modernen Freiheit war, die sich damals gedanklich entwickelte, und in ihm auf poetischen Ausdruck gepflanzt wurde, daß er einen großen Theil seiner Verehrer durch diesen Bezug gewann, und durch das ewige Aechte in diesem Bezuge immer gewinnen wird. Hierin liegt aber auch die Erklärung, daß er trivialer erscheint, je mehr diese allgemeinen Ideen allgemeines Eigenthum werden. Es ergiebt sich dann zu seinem Nachtheile, daß er nur schön aussprechen half, was der Menschheit zunächst schon gewiß war, daß er nur aus einem Allgemeinen schöpfte, was nicht verloren gehen konnte. Vom Dichter aber erwartet man, daß nicht nur sein Ausdruck, sondern auch sein Stoff streng eigen, individuell, daß der Stoff mehr als Gegenstand sei, ein Stoff, der lediglich aus seinem Genie wachse, und ohne ihn nie entstanden wäre.

Solche eigentliche Dichterthat kann nie trivial werden, sie wirkt und behält doch ewig ihre eigenthümliche Organisation, sie ist nicht bloß aus einem Gedanken entsprungen, sondern aus einer vollständigen Schöpfung. Der Gedanke findet und bildet, seinen Produkten droht der Zeitwechsel, der Dichter aber erzeugt, er erklärt Gott nicht, sondern er schafft ihn nach, und des Dichters Werke sind darum auch von der Ewigkeit betheiligt. Dieß ist der Punkt, wo Kunst so hoch über Wissenschaft geht.

Wichtig wurde Carlos auch dadurch, daß es das erste Schiller'sche Stück in Jamben war. Lessings Nathan und Wielands Rath sollen dazu mitgewirkt haben, und der Vers war für die Schiller'sche Tragödie eine große Eroberung. Sie drängte an sich schon auf höhern Boden, und der rhythmische Ausdruck gehörte dafür. Daß das erste Jambenstück so lang wurde, lag zum Theil darin, daß Schiller nicht sogleich der Prägnanz im Verse Herr war, und daß just diese Art des Ausdrucks außerordentlich viel Verführerisches hatte für Schillers sententiöse Vorliebe. Die ersten Akte in der Thalia sind so breit, daß Wieland äußerte, das größte Stück des Sophokles habe nicht so viel Verse, als der erste Akt des Carlos. Auch nach der spätern Bearbeitung hielt Schiller das Stück nicht für theatralisch.

Wir sehen den Dichter auf einem Weinberge bei Dresden an der Beendigung des Carlos arbeiten. Das Stück, aller Regung und Sehnsucht des Zeitalters Situation und Wort leihend, ausgestattet mit allem Zauber Schiller'scher Sprach- und Denkweise, erregte bei seinem Erscheinen einen leidenschaftlichen Beifall. Die Uebelstände der Komposition wurden indeß eben so bald von der Kritik angegriffen, und Schiller sah sich genöthigt, zur Rechtfertigung des Stückes seine „Briefe über Don Carlos" zu schreiben. Obwohl dies erst zwei Jahre nach Erscheinung des Stückes geschah, so treten wir doch schon mit Abschluß des Carlos in die zweite, nur in strenger Prosa und theoretischem Studium sich bewegende Epoche des Dichters. Die Oppositionsneigung, welche alle bisherige Dichtung geschaffen, ist erschöpft, und gewissermaaßen durch die positiven Vorschläge im Carlos erfüllt. Da er seine Dichtung nur aus einer lebendig werdenden Gedankenwelt schöpft, nicht aus einem künstlerischen

Lebensdrange, dem oft die kleinste Veranlassung genügend ist, so beginnt jetzt eine neue Sammlung in Schillers Leben.

Die schon erwähnten „philosophischen Briefe," welche die jugendliche pantheistische Gedankenwelt der Stuttgarter Epoche ausarbeiteten, fallen bereits in diese Dresdner Zeit, der Geisterseher und einige historische Arbeiten kommen zunächst, Federproben für eine neue Schriftwelt, die er sich im Felde der Aufsuchung öffnen will. Man sagt, der Geisterseher, der einzige in's Größere angelegte Roman, den uns Schiller geboten, sei darum von ihm aufgegeben worden, weil sich das Publikum nur auf Entwickelung der geheimnißvollen Geschichte begierig erwiesen. Und dieser Grund paßt sehr genau zur Schiller'schen Art, die Gedankenentwickelung zur Hauptsache des Kunstwerkes zu machen, alles Uebrige für unwichtiges Nebenwerk anzusehen. Die Fortsetzung selbst anbetreffend mag dies übrigens wohl nur als Vorwand gelten: Schiller hatte das Interesse für diese Gattung Schrift verloren, eine Gattung, die ihm überhaupt, als nicht mit der unmittelbar beabsichtigten Wirksamkeit lebhaft heraustretend, weniger zusagte, ja die, die er selbst eine „Farce" nennt. Bekanntlich hatte Cagliostro die Veranlassung zum Geisterseher gegeben. Das heiße Leben in diesem Romane schreibt man einer leidenschaftlichen Liebe zu, die Schiller in Dresden für ein Fräulein von Arnim empfunden habe. Auf einem Maskenballe im Winter von 86 zu 87 war diese Neigung stürmisch über ihn gekommen, das schöne Mädchen selbst scheint nicht abgeneigt gewesen zu sein, wenigstens spricht Frau v. Wolzogen von verabredeten Rendezvous, aber die Mutter soll die Neigung des schon berühmten Dichters nur als Folie für ihre Tochter benutzt haben.

Immer taucht wieder der Versuch auf, eine praktische Existenz zu gewinnen, eine Existenz, die nicht bloß auf des Dichters Phantasie angewiesen sei. Der letzte Leipziger Versuch mit der Jurisprudenz hatte sich sehr schnell in's Nichts verflüchtigt. Jetzt, nach Beendigung des Carlos, tritt die Frage wieder lebhaft auf, und gruppirt sich um die oft dagewesene Medizin, und um eine neue Gattung, nämlich die Geschichte. Es ist dem Beobachter hinreichend klar, daß Schiller nicht Mediziner wird, sein ganzes Wesen neigt durchaus zu allgemeinen Resultaten, die über materielle Existenz hinausgehen. Später hat er oft über seine

medicinische Befähigung gescherzt, und versichert, daß wer seine Manier gekannt, ihm vorzugsweise nur ein Pferd zur Behandlung anvertraut haben würde. Dahin stimmen auch andere Berichte zusammen, daß er mit außerordentlichen Dosen auf außerordentliche Wirkung ausgegangen sei.

Geschichte dagegen, wie angemessen war Darstellung derselben seiner Richtung! Hier war die natürlichste Bahn einer ethisch-gedanklichen Wirksamkeit, und hieran knüpfte er denn auch sogleich da, wo seine Theilnahme für Freiheit und Opposition in dichterischer Ausbeute sich zuletzt erschöpft hatte. Das Gehäuse der Posa-Welt, die Befreiung der Niederlande, ward gewählt. Als er noch über dem Carlos war, hatte er Watson's Geschichte der niederländischen Revolution gelesen, der Stoff hatte sich ihm bei der Empfängniß viel eindringlicher gestaltet, als er in der Darstellung vorlag, „die erhebenden Empfindungen," die ihm daraus zugeströmt, „wünschte er weiter zu verbreiten." Er geht also auch an diese Form zunächst mit seinem sittlichen Drange. Nebenher will er zeigen, „daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu sein," — „und daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden."

Eine Anregung und ein Schmuck stellt sich also in Schillers Absicht dar. Es findet sich noch keine tiefere, gesammelte Fassung der historischen Aufgabe. „Die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande" ist bis zum Abgange der Regentin bei der Ankunft Alba's in Brüssel dargestellt. Die erste Beilage giebt den Prozeß und die Hinrichtung Egmonts und Hoorns, die zweite, welche spät, 1795 in den Horen, erschien, „die Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma 1584 und 85." Sonst hat Schiller den unbeendigten Stoff nicht wieder aufgenommen.

Die lebendige Prosa und die warme Theilnahme, welche durch das Ganze weht, hat für das Verhältniß der Geschichte zum Publikum und zu der Art, wie sie geschrieben sein könne, unzweifelhafte und glückliche Früchte getragen. Die starre Disciplin mochte noch so sehr in Betrachtung ziehen, daß die Vorstudien nicht erschöpfend, die Darstellung oft zu geschmückt, die

Parteinahme oft zu idealisch seien. Letzteres ist in neuer Zeit wieder zu gründlicher Frage gekommen, wo die Staatsverhältnisse reifer untersucht sein können, nachdem seit Schillers niederländischer Geschichte vierzig Jahre lang ununterbrochen alle Hauptthätigkeit der staatlichen Frage gewidmet ist, wo Heinrich Leo denselben Stoff behandelt hat. Es war nicht schwer nachzuweisen, daß Schiller die Fragen allzu lediglich von der allgemeinen, humanen Seite behandelt, und dem staatlichen Vertragsleben und historischen Rechte allzu wenig Raum gegeben habe. Um dies desto empfindlicher zu zeigen, hält sich nun die in Quellen gründliche und erschöpfende neue Darstellung sklavisch an den Buchstaben des Gesetzes, die Alba und Philipp erscheinen nicht nur im Rechte, sondern in der Glorie des Rechts, die Egmont und Oranien sind in die Masse politischer Verbrecher geworfen. Bei aller Anerkennung des Fleißes und der beschwerlichen Konsequenz eines mühsamen Princips sehen wir uns doch hierbei sehnsüchtig nach der Jugendarbeit Schillers um, wo die Menschheit im höheren Sinne der nothwendigen Form gegenüber vielleicht überschätzt wird.

Außerdem wollte Schiller „Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen" herausgeben, es kam aber nicht über einen Theil hinaus, der nur einen Beitrag von Schiller enthält. Dieser Beitrag fehlt in der Gesammtausgabe.

Noch im Sommer 1787 schied er von Dresden, und ging zum ersten Male nach Weimar, ein 28jähriger Mann, Goethe war in Italien; aber er fand Herder und Wieland, und besonders Wieland nahm ihn zum Herzlichsten auf. Dessen Mercur war darum auch Schillers Thätigkeit zunächst gewidmet, ein Fragment der erwähnten niederländischen Geschichte giebt er hinein, die Briefe über Don Carlos, und von Gedichten „die Künstler" und „die Götter Griechenlands." Uebrigens ist Schiller auch damals mit den griechischen Tragikern beschäftigt, und übersetzt aus dem Euripides. Dies ganze Feld hatte bei seiner Jugendbildung ziemlich brach gelegen, des Stoffs halber hatte er er nur an Plutarch vorherrschendes Interesse gehabt. Deshalb hatte auch Homer jetzt zum ersten Male so großen Reiz für ihn. Es ist bekannt, daß er sich dabei wegen mangelnder Kenntniß des Griechischen an Uebersetzungen hielt, und zum Beispiele seine

eigene Uebersetzung der Sienen und Euripides nach einer prosaisch lateinischen und einer französischen Uebertragung anfertigte.

Von Weimar, wo er sehr eingezogen und äußerst beschränkt lebte, war denn ein Besuch bei Frau v. Wolzogen nahe gelegt und natürlich. Er machte ihn bald. Rückkehrend kam er über Rudolstadt, und Gegend und Menschen daselbst fesselten ihn. Er sah zuerst seine nachmalige Frau, ein Fräulein v. Lengefeld, und kam zum dritten Male mit Gedanken an eine Ehe zu seiner schriftstellerischen Beschäftigung zurück. Diesen nachhängend wanderte er den nächsten Sommer wieder nach Rudolstadt, und brachte über sechs Monate theils auf dem nahen Volksstädt, theils in Rudolstadt selbst zu. Hier traf er auch zum ersten Male mit Goethe zusammen. Dieser war eben aus Italien zurück, war in voller Genüge und erwies sich, ein künstlerisch umfriedeter, hinnehmender Mensch, munter und behaglich. Schiller ward davon nicht günstig angemuthet: in ihm drängte noch so viel, er war trotz aller Erfolge noch nicht in einer unzweifelhaften Nothwendigkeit des Berufes; ihm, dem nicht vorzugsweis künstlerischen Talente, bot sich nicht Alles so leicht, ihm konnte eine heitere Existenz für den wichtigen Autor unpassend erscheinen. Indessen, obwohl die Begegnung sie nicht zusammen führte, fand er doch dafür eine richtige Fassung, und schrieb in Bezug darauf: „Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von Goethe, nach dieser persönlichen Bekanntschaft, nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

So geschah's. Großentheils durch Goethe's Veranlassung erhielt er die außerordentliche Professur der Geschichte, welche in Jena erledigt war, und für welche sich Schiller durch seine eben erschienene Geschichte der Niederlande empfohlen hatte. Schiller war fast bestürzt darüber, und meinte scherzhaft, mancher Student könnte leicht mehr Geschichte wissen, als er selbst.

Mit dieser Stellung entschied sich auch alle nächste Thätigkeit. Der poetische Vorrath an Planen war ohnehin gering; aus einigen Scenen des Oberon eine Oper zu machen, war doch kein rechter Ernst, und ein Epos von Friedrich dem Großen regte ihn auch nur zu ästhetischer Kombination an.

In dieser zweiten Hälfte Schiller'scher Existenz neigt Alles entschieden zur Prosathat, sogar die einzelnen Gedichte, welche daneben so wohl bestehen können, auch sie versiegen eine Zeit lang ganz. Die bedeutenderen, „die Götter Griechenlands" und „die Künstler," die zum Theil in Volkstädt entstanden, sind durchaus eine geschmückte Gedankenentwickelung. Ueber den geschichtlichen Anhalt geht der Weg immer höher in's Theoretische, das philosophische Studium erfüllt diese Epoche, und von ihr wird in Systemen und Principien der Weg wieder gesucht zur alten schönen Kunst. Reich ausgerüstet producirt alsdann Schiller, seinen dritten und letzten Lebenstheil hindurch, eben so reif und eben so fruchtbar, wie es zu Anfange seiner Autorschaft langsam gegangen war.

Seine Ansicht über Patriotismus zeigt sich auch in dieser Zeit noch so bedenklich für einseitige Patrioten, wie sie sich früher dargestellt hat. Das scheint um so bedenklicher jetzt, wo er Geschichtschreibung vorzugsweise erwählt. „Wir Neueren," sagt er, „haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei Weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist."

Die ultrapatriotische Literatur hat diese Richtung stets an Schiller ignorirt, so unwahrscheinlich es sein mag, Jemand zum

Vertreter angeführt zu sehen, der just in der hauptsächlichsten Herzensansicht anderer Meinung ist. Es blieb keine Wahl, wenn man sich nicht der beiden größten Autoren begeben wollte. Goethe hatte allerdings in der Form viel mehr Verwandtes mit einem richtigen Grundgedanken des Patriotismus: er ging stets vom Nächsten aus. Aber er hatte sonst zu große Uebelstände für den Ultrapatrioten. Die Goethe'sche Kunst hatte ästhetische Principien, nicht moralische. Das war störend. Es kommt also in Wahrheit darauf hinaus, daß die übertreibenden Patrioten just aus Schwächen Schillers den Literatur-Thron desselben errichteten. Denn sein an sich schätzenswerther moralischer Nachdruck war seiner ästhetischen Entfaltung hinderlich, und seine patriotische Ansicht hing ebenfalls genau zusammen mit der Schwäche seiner Form. Er übersprang alles Nächste und griff nach Allgemeinheiten. Diese erhielten von seiner eigenthümlichen Kraft den Stempel einer starken Potenz, mußten aber als Weg und Anregung in's Unsichere und Haltlose führen.

Es bleibt auf jetzigem Standpunkte zu wünschen, daß der Blick über die trennenden Nationalitäten frei und thätig erhalten werde, daß er aber von einem klar gemachten Verhältnisse innerhalb der Nationalität ausgehe.

Die ersten Jahre Schillers in Jena — im Mai 1789 trat er als akademischer Lehrer ohne Gehalt dort ein — gehören zu den glücklichsten des Dichters, obwohl das, was man Dichtung nennt, damals am wenigsten in ihm thätig war. Es wird hiermit bestätigt, daß er sich vorzugsweise angewiesen fühlte auf eine rasch wirksame Existenz. Sein neues Lehramt sah er mit Jubel von zahlreicher Studentenschaar begrüßt, er hatte einen Beruf vor sich, den er mit Fleiß völlig bewältigen konnte, denn dieser Beruf gehörte streng in den Kreis des suchenden und folgernden Gedankens. In diesem Kreise fühlte sich Schiller stets als einen unbezweifelten Herrn. Die störende Unsicherheit, ob ihm eine Produktion möglich sein werde, verschwand hier völlig.

„Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" Mit dieser Rede begann Schiller seine akademischen Vorlesungen. Zu eben diesem Zwecke schrieb er: „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde," — „die Sendung Mosis," — „die Gesetzgebung des

Lycurgus und Solon." Er begann die Herausgabe historischer Memoires, und schrieb dazu einleitende Abhandlungen, darunter: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter;" — „Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs;" — „Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I." — „Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen bis zum Tode Karls IX." Diese letzte Abhandlung fällt erst in's Jahr 1791, während alles Vorhergehende, die eigentlich officiell historische Thätigkeit, in's Jahr 1789 gehört. Die Herausgabe jener Memoiren übergab er auch bald Woltmann und Paulus. Die kleineren historischen Aufsätze interessirten ihn nicht lange, das rein Geschichtliche war ihm platt, Bedeutung und überragende Charaktere mußten sich darstellen, wenn er mit Theilnahme dabei sein sollte. Es ist bekannt, wie sie bis zum letzten derselben, der „Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens nach Vertot," zur schönsten Prosa Schillers gehören. Die Thalia ward mittlerweile immer noch fortgesetzt, und brachte die ersten dieser historischen Aufsätze. Schiller war also thätiger als je, denn bei dieser Beschäftigung war es nicht nöthig, die selten günstig einkehrende Stimmung abzuwarten. Er versprach auch Göschen eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges, und ging an die Vorarbeiten dieses Hauptbuchs seiner historischen Schriften, das noch in Rede kommt.

Unter solchen Umständen, in frischer Thätigkeit, schloß er im Februar 1790 die Verbindung mit Fräulein von Lengefeld, und die nächsten Briefe zeigen ihn in zufriedener, glücklicher Stimmung. Eine kurze Saison 1789 in Lauchstädt mit der Geliebten hatte das Verhältniß erfüllt; als in Paris die Bastille gestürmt wurde, gestand er seine Liebe, und die erste Nachricht von jenen Vorfällen traf ihn dort, und erweckte den größten Jubel seiner damals noch hochgehenden Posa-Erwartungen. Ueber seine Ehe im Allgemeinen und in der Folgezeit weiß man, daß sie sich durch nichts Außergewöhnliches auszeichnete, daß Schillers Frau gut und lieb ohne sonstige Bedeutung war, und daß Schiller von daher kein weiteres anregendes Element gekommen ist.

Kaum ein Jahr dauerte die erste behagliche Existenz, da ward Schiller von einer schweren Brustkrankheit niedergeworfen;

nur äußerste Schonung versprach Erhaltung des Lebens und alle Vorlesung mußte aufhören. In dieser bedenklichen Zeit erwies sich der schon bei Klopstock gerühmte dänische Norden wiederum höchst preisenswerth: der Herzog von Holstein-Augustenburg und Graf Schimmelmann übersandten Schiller mit größter Feinheit einen Jahrgehalt von tausend Thalern. Er sollte ihn drei Jahre lang beziehen, um seine Gesundheit zu schonen, — dies war die einzige Bedingung. Baggesen, Schillers enthusiastischer Verehrer, hatte eifrig dieses glückliche Anerbieten gefördert. Mit dem Tode im Herzen hat uns Schiller seine schönsten Werke gegeben; denn seine letzte Lebenszeit ist für uns die reichste geworden. Der singende Dichter hatte bereits die Todeswunde, schmerzliche Rückfälle erinnerten oft nur zu deutlich daran, indessen gewann er doch noch ganze Jahre, wo das Uebel still lag und schwieg.

Zum Theil in die Krankheit fiel die Darstellung des dreißigjährigen Krieges, welche vom Publikum eben so lebhaft aufgenommen wurde, wie ein Schiller'sches Drama. Man las sich die Zerstörung Magdeburgs mit nicht geringerer Theilnahme vor als eine Scene aus dem Carlos. Es ist nicht genug zu sagen, wie sehr die lebendige Art Schillers, eine historische Partie zu veranschaulichen, auf den derartigen Geschmack des Publikums und auf eine lebensvollere Manier der Geschichtsschreibung eingewirkt hat. Die Manier Johannes Müllers fand namentlich in Schiller eine glückliche, geschmackvolle Gegenwirkung. Es soll uns dieser Gesichtspunkt nicht deßhalb entgehen, weil Schiller nicht zu den wichtigen Geschichtsforschern gezählt werden könne.

Das vorherrschende Princip Schillers bei Beschreibung dieses großen Dramas ist Anerkennung des protestantischen Grundgedankens. Sein gesunder scharfer Geist weiß nichts von der bald nach ihm in die Literatur eintretenden Manier, den Katholicismus einseitig hervorzuloben, ohne daß die Nothwendigkeit eines gedanklichen Fortschrittes berücksichtigt werde. Wie sehr er eine dichte und in ihrer Dichtung aller Poesie willkommene Ganzheit des höheren Menschheitlebens zu würdigen wußte, wie schön er dies als partiellen Gegensatz zum Beispiele in der Maria Stuart hervorzuheben geneigt war, der Kern des Wesens entging ihm nicht. Er wußte zu gut, daß darin noch keine Poesie gerettet

oder gar wieder geschaffen wird, wenn man die Staffage einer einzigen Ganzheit zu erhalten und zu verherrlichen trachtet.

Es liegt hierin eine wunderbare Hilfe für die geschichtliche Einsicht: Nirgends erklärt sich eine von den ersten Potenzen unserer Bildung für die bekämpfte alte Welt des Glaubens und der Poesie. Fast jede erklärt die Unvollständigkeit dessen, was dafür gewonnen ist, und steuert nach Kräften bei zur Vervollständigung einer neuen; aber keine zweifelt daran, daß jener Untergang nothwendig gewesen sey. Die Leibnitz, Lessing, Kant, Herder, Goethe, Schiller, Fichte sind alle Protestanten, aller Fortschritt, alle lebensvolle Bedeutung ist bei der Gegenpartei der alten Glaubenswelt. Sogar in der romantischen Schule, die gleich nach Schiller bedeutend wurde, und die eine Manier der Liebhaberei, und zwar einer Liebhaberei des Katholicismus, höher stellte als eine unabweisliche und noch nicht beendigte Gedankenwelt, sogar in dieser Schule ist das protestantische Glaubensbekenntniß bei Weitem vorherrschend, und nur ein Einziger, Friedrich Schlegel, treibt die Liebhaberei bis zum Ernste eines offenen Uebertritts.

Der Schüchterne also, welcher die lange Periode der vorbereitenden Prosa für eine Usurpation ansehen möchte, kann an solchen Gewährsmännern die Nothwendigkeit erkennen. Auch die Einsicht wird ihm dadurch erleichtert, ob eine neue poetische Einigung möglich sei durch bloße Wiederaufnahme der alten.

Schiller hielt sich übrigens bei Schilderung dieser Religionsfragen vorsichtig auf dem Punkte der Vertagung. Wie konnte er auch anders! In Skepticismus und in Freiheit, die sich an keinen Dogmatismus band, war seine Geisteswelt aufgewachsen, der Protestantismus war ihm ein erster historischer Akt des großen Dramas, dessen weitere Entwickelung im Reiche der Zukunft und der großen Menschengeister liege. Aus solcher Stimmung componirt sich sein Gemälde des dreißigjährigen Krieges. „Der Religionsfriede," sagt er, „der die Flamme des Bürgerkriegs auf ewige Zeiten ersticken sollte, war im Grunde nur eine temporäre Auskunft, ein Werk der Noth und der Gewalt, nicht vom Gesetz der Gerechtigkeit dictirt, nicht die Frucht berichtigter Ideen über Religion und Religionsfreiheit." —

Schillers Ansicht im Allgemeinen von Geschichtschreibung geht

übrigens nicht über die pragmatische Art hinaus, sichtbare Ursachen und Wirkungen geistreich zu verknüpfen und verknüpft darzulegen. Einen architectonischen Bau der Weltgeschichte, einen großen Stil, eine Weltabsicht, die sich in der Geschichte offenbare und erfülle, dergleichen suche man nicht bei ihm. Der Zufall ist ihm mächtig. Noch ehe er Kant studirte, war er dem Kant'schen Kreise schon dergestalt angehörig, daß er von aller Combination über das Sichtbare hinaus nichts hören mochte. Das Chaos der Erscheinungen sogar war ihm ein Beweis der menschlichen Freiheit, die nirgends von Nothwendigkeit gezwungen sei. Er sagt: „Die Welt als historischer Gegenstand ist im Grunde nichts Anderes als der Conflict der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen; den Erfolg dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte. Nähert man sich der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkentniß, wie sehr findet man sich da getäuscht!"

Es ist sehr zu beklagen, daß Schillers historiographische Thätigkeit seiner philosophischen Ausbildung in Jena vorausging, nicht ihr folgte. Diese Ausbildung hob ihn in einigen Punkten über Kant hinaus und hätte ihm wohl auch des Geschichtschreibers Welt würdiger und größer gezeigt, wie sich denn auch aus späterer Zeit größere Ansichten über Geschichte beiläufig bei ihm ausgesprochen finden. — Die letzte historische Arbeit Schillers war nur ein Auszug aus den „Denkwürdigkeiten des Marschalls v. Vieilleville," den er als Lückenbüßer 1797 für die Horen übersetzte. Er trat aus den geschichtlichen Arbeiten unmittelbar in die philosophischen Studien, für welche er durch Umgang mit Reinhold, Niethammer, Schmid, Göttling, Paulus bereits so reif vorbereitet war, daß er Kant schon kannte, ehe er ihn las.

Zwei Stoffe drängten sich Schiller aus diesem historischen Kreise zur poetischen Bearbeitung entgegen, zunächst natürlich Gustav Adolph, der mit Allem angethan ist, was der Schiller'sche Idealismus des Gedichts bis dahin zu wünschen pflegte. Für ein episches Gedicht wurde der Schwedenkönig bestimmt. Man kann aber fast immer bemerken, daß die epischen Vorsätze nicht lange bei ihm haften, weil sie nur aus theoretischer Theilnahme für eine überlieferte Form stammen. Das Wesen Schillers hatte keine Neigung für's Epos, so sehr er Theilnahme zeigte an

Homer. Es war für die Schiller'sche Weise zu todt. Auch dieser Plan mit Gustav Adolph erhielt eben so wenig Folge, wie der frühere mit Friedrich dem Großen. Aber auch Wallenstein trat schon lebhaft in die Wahl, ja, sollte schon 1792 angefangen werden. Dies kündigt einen Wechsel an, denn in diesem Charakter ist nichts, was sich für die bisherige Weise des Dichters ausbeuten ließe. Es wird sich dies Moment deutlicher herausstellen, wenn Schiller in der großen theoretischen Wendung, die er in Jena erlebt, weiter vorgerückt, und bestimmt entschlossen sein wird, ob und wie dieses Thema behandelt werden solle. Es dauert auch sieben Jahre, ehe aus jenem Vorsatze unser jetziger Wallenstein entstand.

Die Jahre 90 bis 94 sind so leer an poetischer Production, daß seine Biographen versichern, es sey nicht ein einziges Originalgedicht fertig geworden, und von Versen sei nur die Uebersetzung aus dem Virgil zu nennen, die er bekanntlich als einen Wettstreit mit Bürger unternahm. Die Absicht datirte vom Jahre 89, wo Bürger zum Besuche in Weimar war. Poetische Pläne waren allerdings da, und wie hätte es daran fehlen können bei der Rastlosigkeit des Schiller'schen Wesens und bei der Energie desselben, die sich doch immer auf poetische Schöpfung angewiesen empfand. Ideen zu einer Hymne an das Licht werden angeführt, und besonders zu einer Theodicee. Diese letztere Idee ist ganz Schiller: Philosophie in poetischem Gewande, darauf ging sie hinaus. „Auf diese Theodicee," schreibt er denn auch, „freue ich mich sehr, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzische viel poetischer und hat einen größeren Charakter."

Wie bezeichnend ist diese Aeußerung! Alle Gewalt des Kriticismus zugestanden, wer möchte, außerhalb der Schiller'schen Dichtungsweise stehend, diese aufräumende, beseitigende, ordnende Wissenschaft des Gedankens poetischer nennen als die förmliche Weltschöpfung Leibnitzens, wo sich unbegründeter, aber voller, Alles zu einer harmonischen Totalität rundet!

Mit dem Jahre 93 bereitet sich viel Wichtiges vor: Nach einem Besuche, den Schiller in seiner Heimath abgestattet, findet er einen Brief Goethe's, der eine traulichere Annäherung als bisher und einen regelmäßigen Briefwechsel einleitet.

„Wir hatten vor sechs Wochen," sagt Schiller, „über Kunst

und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel." — „Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reisen, und bei Goethe wohnen." — „Unsere nähere Berührung wird für uns Beide entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf." — „Wir haben eine Correspondenz mit einander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig, und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Correspondenz wirklich interessant werden."

Wir stehen also an der Schwelle des Schiller- und Goethe-schen Briefwechsels und der Horen. Schiller, die Thalia in diesem Jahre aufgebend, erwartete Außerordentliches von dieser neuen Zeitschrift, warb und arbeitete mit dem größten Eifer darauf hin.

Die Horen erhielten denn auch die theoretisch-wichtigsten Aufsätze Schillers, besonders denjenigen, worin diese Richtung Schiller'schen Geistes die höchste Vollendung erreichte: „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen." Um den Eingang dafür zu finden, muß das vielberührte Thema wieder aufgenommen sein, daß Schiller der philosophischen Entwickelung besonders zugeneigt war, es muß gesagt werden, daß er in Jena Gelegenheit fand, und diese Gelegenheit benutzte, sich einer systematisch-philosophischen Richtung anzuschließen. Dies war der Kantische Kriticismus, für den Schiller in seinem Freunde Reinhold zu Jena die lebhafteste Aufmunterung fand. In diese Entwickelnng

seiner theoretischen Ansicht gehören, wenigstens nach mancher Einzelnheit hin, bereits Aufsätze vom Jahre 92, wie: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.“ In einzelnen Haupttendenzen sind sie oben bereits angezogen. Das Jahr 93 brachte „Ueber das Pathetische,“ und den bedeutendsten dieser Artikel, welche einen systematischen Standpunkt suchen: „Ueber Anmuth und Würde.“ Darin wird bereits, wie selbst in einigen Gedichten zum Lobe der Frauen, jene Vereinigung von Geist und Natur gesucht und gepriesen, welche das Wesen der Schönheit constituirt.

Eine Revision der eigenen Gedichte, welche er damals vornahm, fiel in diesem Sinne äußerst streng aus, und die unglückliche Recension Bürgers, welche bereits 91 erschien, nahm ihre Härte ebenfalls aus einem noch nicht abgeklärten herben Drange der Systematik.

1793 fand sich noch eine lebhafte Anregung: Fichte kam nach Jena. Betrachtet man nur obenhin das vielfach Aehnliche in diesen beiden Männern, die gleiche Energie des vorherrschend sittlichen Charakters, der gleiche Drang, alle Aufgabe in Form strengen Schlusses und Beweises zu erledigen, betrachtet man die große Anregung, welche ihnen die stürmische Revolutionszeit gewährte, so wird man die Bedeutsamkeit solches Zusammentreffens ermessen, was übrigens nicht zu einer persönlichen Vertraulichkeit gedieh. Eine ausgeführte Parallele böte manches interessante Resultat, eine erhabene Tyrannei zeigt sich und Größe der Folgerung, dort mehr nach innen in die nackte Werkstatt des Gedankens, hier mehr nach außen gerichtet, nach Erscheinung und Schönheit, Tyrannei des in sich geschlossenen Urtheils, was Gesetz, Ankläger, Richter, Belohner, Vollstrecker in sich hat, und nichts außer sich braucht, keine Religion braucht, und in einem Gewissen erfüllt ist.

Wie Schiller im Carlos die französische Revolution ihren innerlichen Forderungen nach vorausdichtete, vielleicht von America angeregt, so ist er mit Fichte ein gesteigertes Ideal der Revolution, die nun eingetreten war und das Ideal so vielfach befleckt hatte. Diese Verwandtschaft erkannte die damalige Zeit sehr wohl. Der französische Republicanismus, welcher auch Alles abschaffte, was außerhalb des in sich geschlossenen gedanklichen Staatsgewissens

lag, ernannte Schiller zum Bürger der französischen Republik. Aber Niemand mehr als Schiller mußte gegen die Realität der neuen Republik einzuwenden haben, da sich das Werk derselben nicht so rein entwickelte, wie es in Schlußfolge des Gedankens sich entwickeln ließ. Bei den Uebertreibungen Frankreichs fühlte sich Niemand so betheiligt und verletzt als Schiller, denn die strenge Welt einer rein logischen Schlußfolge, Schillers eigene Welt, wurde dadurch bloß gegeben. Wir finden ihn auch in der größten Aufregung, da die Republik bis zum Todesprozesse Ludwigs des Sechzehnten schritt, er wollte eine Vertheidigungsschrift des unglücklichen Königs schreiben, er fragte umher bei den Freunden, ob Niemand da sei, der gut in's Französische übersetze. „Vielleicht räthst Du mir an," heißt es, „zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein."

So lebhaft war eine Zeit lang der Sturm, daß er wohl gepflegte Philosopheme drein gab, die farbigen Grenzen der Außenwelt einen Augenblik anerkannte, und eine Aeußerung that, die einzig in seinem Leben bleibt. In der Mitte des Jahres 93 schreibt er einmal: „Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden."

Dies ist indessen als ein einzelner Nothruf zu betrachten, nirgends sonst hat er dem äußeren Andrange eine theoretische Ansicht geopfert, er war unerbittlich, denn die logische Welt war seine Welt, und unabläßig benutzte er die Jenaische Gelegenheit zur systematischen Ausbildung dieses seines Lebensinteresses. Kant's Kritik der Urtheilskraft weckte seinen eifrigsten Antheil, die Anregung von Fichte durch Umgang und dessen Vorlesungen wirkten außerordentlich; in dem nun folgenden Hauptaufsatze „über ästhetische Erziehung des Menschen" spielen schon die Einflüsse von Fichte's „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten," und Fichte's „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre," die eben, Leipzig, 1794, erschienen war.

Man ist sehr im Irrthume, wenn man Schiller für einen bloßen Dilettanten in diesem Felde der Abstraktion ansieht. Er

faßte, seinem Grundwesen nach, die Theorie energischer und nachdrücklicher, auf strenge Anwendung dringend, als dies der Philosoph vom Fache zu thun pflegt; seine Darstellung war lebhafter und feuriger, als die gewöhnliche philosophische, aber er war auf dem ächten Grunde der Sachen, und spielte keineswegs dilettantenmäßig damit. Ja, die Philosophen haben ihn uneingeschränkter in ihrem Bereiche anerkannt, als die Poeten seiner Zeit. Die romantische Partie dieser letzteren beugte sich nur widerstrebend oder gar nicht vor Schillers logischer Begeisterung. August Wilhelm Schlegel drängt sich in der Anerkennung durchaus an Schillers dramatische Produktion, weil sich hiermit Rhetorik und vernünftiger Thatendrang am Besten vereinigen läßt, übrigens setzt er hinzu: „Ist Schiller in einigen Werken seiner mittleren Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie, oder von historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Spekulation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernst er sie auch getrieben, und so gründlich er sie meinte, doch noch nicht zum Ziele gelangt und für seinen Zweck vollendet waren.“

Dagegen sagt Kant schon 1794 in der zweiten Auflage seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ in voller Anerkennung Folgendes: „Herr Professor Schiller mißbilligt in seiner mit Meisterhand verfaßten Abhandlung (Thalia 1793, 3. Stück) über Anmuth und Würde in der Moral diese Vorstellungsart der Verbindlichkeit, als ob sie eine kartheuserartige Gemüthsstimmung bei sich führe, allein ich kann, da wir in den wichtigsten Prinzipien einig sind, auch in diesem keine Uneinigkeit statuiren; wenn wir uns nur unter einander verständlich machen können ꝛc.“

Und Hegel führt diese Anerkennung eines Pairs in Schiller laut seiner Einleitung zur Aesthetik noch weiter aus. Ein Theil dieses Ausspruches ist oben bei Kant schon angeführt, muß aber hier zur Schiller'schen Charakteristik ganz gegeben werden. Hegel sagt nach Entwickelung der Kantischen Aesthetik:

„Da ist denn einzugestehen, daß der Kunstsinn eines tiefen, zugleich philosophischen Geistes zuerst gegen jene abstrakte Unendlichkeit des Gedankens, jene Pflicht um der Pflicht willen, jenen

gestaltlosen Verstand — welcher die Natur und Wirklichkeit, Sinn und Empfindung nur als eine Schranke, ein schlechthin Feindliches faßt, und sich zuwider findet, — früher schon die Totalität und Versöhnung gefordert und ausgesprochen hat, als sie von der Philosophie als solcher aus ist erkannt worden. Es muß Schillern das große Verdienst zugestanden werden, die kantische Subjektivität und Abstraktion des Denkens durchbrochen und den Versuch gewagt zu haben, über sie hinaus, die Einheit und Versöhnung denkend als das Wahre zu fassen und künstlerisch zu verwirklichen. Denn Schiller hat bei seinen ästhetischen Betrachtungen nicht nur an der Kunst und ihrem Interesse, unbekümmert um das Verhältniß zur eigentlichen Philosophie, festgehalten, sondern er hat sein Interesse des Kunstschönen mit den philosophischen Prinzipien verglichen, und ist erst von diesen aus und mit diesen in die tiefere Natur und den Begriff des Schönen eingedrungen. Eben so fühlt man es einer Periode seiner Werke an, daß er — mehr, selbst als für die unbefangene Schönheit des Kunstwerks ersprießlich ist, — mit dem Gedanken sich beschäftigt hat. Die Absichtlichkeit abstrakter Reflexionen, und selbst das Interesse des philosophischen Begriffs, sind in manchen seiner Gedichte bemerkbar. Man hat ihm daraus einen Vorwurf gemacht, besonders um ihn gegen die stets sich gleichbleibende, vom Begriff ungetrübte, Unbefangenheit und Objektivität Goethe's zu tadeln und zurück zu setzen. Aber Schiller hat in dieser Beziehung als Dichter nur die Schuld seiner Zeit bezahlt, und es war eine Verwickelung in Schuld, welche dieser erhabenen Seele und tiefem Gemüthe nur zur Ehre, und der Wissenschaft und Erkenntniß nur zum Vortheil gereicht hat. — Zu gleicher Zeit entzog auch Goethe'n dieselbe wissenschaftliche Anregung seiner eigentlichen Sphäre der Dichtkunst; doch wie Schiller sich in die Betrachtung der inneren Tiefen des Geistes versenkte, so führte Goethe'n sein Eigenthümliches zur natürlichen Seite der Kunst, zur äußeren Natur, zu den Pflanzen- und Thier-Organismen, zu den Kristallen, der Wolkenbildung und den Farben. Für diese wissenschaftliche Betrachtung brachte Goethe seinen großen Sinn mit, der in diesem Gebiete die bloße Verstandesbetrachtung und deren Irrthum eben so über den Haufen geworfen hat, als Schiller auf der andern Seite gegen die Verstandesbetrachtung

des Wollens und Denkens, die Idee der freien Totalität der Schönheit geltend zu machen verstand.

Eine Reihe von Schiller'schen Produktionen gehört dieser Einsicht in die Natur der Kunst an, vornehmlich die Briefe über ästhetische Erziehung. Schiller geht darin von dem Hauptpunkte aus, daß jeder individuelle Mensch in sich die Anlage zu einem idealischen Menschen trage. Dieser wahrhafte Mensch werde repräsentirt durch den Staat, der die objektive, allgemeine, gleichsam kanonische Form sei, in der die Mannigfaltigkeit der einzelnen Subjekte sich zur Einheit zusammenfassen und zu vereinen trachte. Nun ließen sich zweierlei Arten vorstellen, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffe; einer Seits nämlich in der Weise, daß der Staat als die Gattung des Sittlichen, Rechtlichen, Intelligenten die Individualität aufhebe, andrer Seits so, daß das Individuum sich zur Gattung erhebe, und der Mensch der Zeit sich zu dem der Idee veredle. Die Vernunft nun fordere die Einheit als solche, das Gattungsmäßige, die Natur aber Mannigfaltigkeit und Individualität, und von beiden Legislaturen werde der Mensch gleichmäßig in Anspruch genommen. Bei dem Conflikt dieser entgegengesetzten Seiten soll nun die ästhetische Erziehung gerade die Forderung ihrer Vermittlung und Versöhnung verwirklichen, denn sie geht nach Schiller darauf aus, Neigung, Sinnlichkeit, Trieb und Gemüth so auszubilden, daß sie in sich selbst vernünftig werden, und somit auch die Vernunft, Freiheit und Geistigkeit aus ihrer Abstraktion heraustrete, und mit der in sich vernünftigen Naturseite vereinigt, in ihr Fleisch und Blut erhalte. Das Schöne ist also die Ineinsbildung des Vernünftigen und Sinnlichen, und diese Ineinsbildung als das wahrhaft Wirkliche ausgesprochen.

Obwohl hiermit schon die Hauptumrisse des Aufsatzes gegeben sind, so fordert er doch, als ein wichtigster Artikel Schillers, noch speziellere Theilnahme. Er enthüllt den Autor auch noch in anderer Weise, als nach dem philosophischen Punkte, den Hegel in's Auge faßt.

Der Aufsatz beginnt mit der Frage, welche für Schiller, so wie er dieses Orts bezeichnet wurde, die natürlichste ist. Der auf moralisches Handeln drängende Schiller fragt: Hat man

nichts Nöthigeres zu thun, als nach Kunst und Schönheit zu fragen, besonders in so bewegter Zeit? Ist z. B. das Interesse der politischen Freiheit nicht wichtiger?

Das war es auch in der That dem ursprünglichen Schiller, und dem wäre er auch gefolgt, wenn er nicht bereits durch seine eigene Geschichte in die künstlich objektivere Beziehung eines schönwissenschaftlichen Autors eingelebt gewesen wäre.

Darauf hin geht auch die Antwort. Die Frage wird nicht, als in ein anderes Bereich gehörig, abgewiesen, sondern es heißt: Um zur Freiheit zu kommen, müßt Ihr erst die Schönheit kennen und würdigen.

Jeder Mensch hat den idealischen Menschen, welchen er besitzt, in sich aufzufinden, dazu bedarf er Bildung, Sinn, Geschmack, — wird dies allgemein erlangt, so wird der Staat leicht, ergibt sich von selbst.

Der Staat weiß nicht mehr die Totalität eines Menschen, das volle Kunstbild zu brauchen; — macht dies Kunstbild des Menschen allgemeiner, und erobert so einen neuen Staat.

Es fehlt Euch nicht an Prinzipien und an der Wissenschaft für den Staat, aber an den Individuen: veredelt diese, und Eure Wissenschaft, schon so reich, wird noch veredelter werden, und thatsächlich möglich. Die schöne Kunst veredelt.

Man sieht, wie weit und fein er seinen Lebenssatz umkreist, auch durch die Kunst hilfreich thatsächlich einzuwirken, und wie er doch, noch so weit auffliegend, in diesem Kreise bleibt. „Die Menschheit," sagt er, „hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen." —

Nun bringt er die Einwürfe gegen die Kunstwelt, welche immer in seinem Naturell leben: die Wesenheit geht verloren bei dem Sinne für Form, — die Geschichte zeigt, daß die Völker immer schon unsittlich, nahe an der Auflösung waren, bei denen die höchste Stufe der Kunst erreicht wurde.

Hierbei sind wir auf die Erwiederung äußerst gespannt. Wird er sagen: Wir haben noch keine andere Existenz und keinen andern Weg, als daß jedes Ziel nur einen Schritt breit daure? Daß wir Jahrhunderte ringen müssen für die kurze Vollkommenheit eines solchen Schritts? Daß wir noch kein ander Leben im irdischen Kreise haben, als ein, im Verhältnisse zur menschlichen

Absicht und Möglichkeit, ganz kurzes mit frühem Tode? Wird er sagen: der begabteste Mensch hat bei glücklichen Erfolgen nur wenig Momente höchster Vollendung und Weihe? Uns wenigstens hat Goethe sogar in hohem Alter die Aeußerung hinterlassen: „Bei allem Glück war's eine Mühe und Qual."

Nein, dahin wendet sich Schiller nicht, sondern er sagt: Es handelt sich nicht um die Schönheit, von welcher die Erfahrung redet, sondern um den Vernunftbegriff der Schönheit, und er geht nun an diesen.

Wir sind bestürzt über diesen schief abweichenden Gegensatz, denn diese Wendung gibt uns keine Aufklärung über die gemachten Einwürfe. Aber hier stehen wir vor der eigenthümlichen Form dieser Schiller'schen Ansichten; sie sind so überdacht und in großen Schichten angelegt, daß er mit den Fragen im Einzelnen spielen kann, er hat die große Maschinerie des Aufsatzes in der Hand, und weiß, daß die Frage doch im Großen ihre Erledigung findet. — Dem widerspricht nicht die Kenntniß, daß er sich oft gegen den anfänglichen Plan zu tief in solche Aufsätze hineingeschrieben, und sie dann nur immer unverhältnißmäßig vollendet hat. — Auch hier schiebt er nur die Lösung auf, indem er zeigt, daß es verschiedene Arten von Schönheit gebe, anspannende und auflösende.

Was ist nun die eigentliche Schönheit? Dazu muß von Neuem und weiter ausgehoben werden. Der Mensch besteht aus zwei Arten und Anforderungen, dies ist Realität und Formalität, Sinnenwelt und Formenwelt. Beides tritt auf durch Triebe, die nur einander entgegengesetzt scheinen, aber nicht sind. Hierbei wird Fichte's Grundlage der Wissenschaftslehre angezogen, wo die Wechselwirkung zwischen Materie und Form ausführlich behandelt wird.

Diese richtige Wechselwirkung zu finden, ist Sache der Schönheit, sie muß den Punkt gewinnen, wo der Mensch sich zugleich als Materie fühlt und als Geist kennen lernt, und somit eine vollständige Anschauung seiner Menschheit gewinnt. Der Gegenstand, der ihm diese Anschauung verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner ausgeführten Bestimmung, folglich (weil diese nur in der Allheit der Zeit zu erreichen ist) zu einer Darstellung des Unendlichen dienen.

Zu diesem Ende wird ein neuer Trieb im Menschen aufgeweckt, der Spieltrieb, in welchem der reale und formale verbunden wirken, der das Leben der Sinne und die Gestalt der Form in lebende Gestalt zu vereinigen hat, — womit man Schönheit bezeichnet. Sie kann also weder ausschließend Materie, noch ausschließend Geist sein.

Der Spieltrieb ist nichts Frivoles: der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Denn da hat keine Eigenschaft das Uebergewicht.

Jenes Gleichgewicht, das Wesen der Schönheit, bleibt immer nur Idee: in der Wirklichkeit neigt immer ein Element vor, deshalb haben wir Gattungen der Schönheit, deshalb wirkt sie verschieden: die überherrschende Sinnlichkeit nöthigt sie zum Denken, den bloß denkenden Menschen zur Sinnlichkeit.

„Man muß denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüth versetzt, in Rücksicht auf Erkenntniß und Gesinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit gibt schlechterdings kein einzelnes Resultat weder für den Verstand, noch für den Willen, sie führt keinen einzelnen, weder intellektuellen, noch moralischen Zweck aus" — aber sie gibt dem Menschen die Freiheit zurück, was er sein soll. „Dadurch ist etwas Unendliches erreicht."

Die Schönheit ist also zweite Schöpferin, sie erweckt eine neue Möglichkeit zu Allem.

„In einem wahrhaft schönen Kunstwerke soll der Inhalt nichts, die Form aber Alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er sei, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten."

„Widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben."

Dies Alles wendet sich nun nach dem aufgeworfenen Hauptbezuge, nach dem Staate, folgendermaßen:

„Der dynamische Staat kann die Gesellschaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähmt; der ethische Staat kann sie bloß moralisch nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der ästhetische Staat allein kann sie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn schon das Bedürfniß den Menschen in die Gesellschaft nöthigt, und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihn pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen geselligen Charakter ertheilen."

Die Schönheit allein verbindet, alle andere Form der Vorstellung trennt.

Dieser Aufsatz zeigt alles Wesen und alle Größe Schillers: eine ursprünglich nicht künstlerische Natur, weiß er durch gedankliche Bewältigung der künstlerischen Fordernisse ästhetische Prinzipien aufzustellen, wie sie eigentlich noch gar nicht übertroffen sind. Sein hierbei feindliches Naturell drängt sich vergebens vor, um auf Forderung und Resultat Einfluß zu üben, er hält immer hoch herrschend die angeeignete Bildungswelt, und mit großer Verläugnung seiner selbst weiß er seine dichterische Hauptperiode überwiegend aus einer Bildungswelt zu schlagen, die seinem Genius enge Schranken legt. Den Hauptschiller, den Schiller des Wallenstein, der Stuart, der Jungfrau, des Tell, verdanken wir dieser philosophischen Periode, wo er seinen ursprünglichen Drang einem mühsam aufgebildeten Gesetze unterwarf, Fesseln hingab, die er mit Hingebung schmiedete.

Um nicht in alles Detail zu gerathen, wird jener Aufsatz als Typus aufgestellt, da alle anderen sich mehr um einzelne Punkte einer fraglichen Aesthetik bewegen. So der bekannte „Ueber naive und sentimentalische Dichtung," welcher näher in ästhetisches Beispiel, in die Praxis selbst eingeht, und dadurch für manchen Leser farbiger und interessanter wird. Schiller hält sich aber darin nicht so fest auf seiner Prinzipienhöhe, weil das Beispiel zu oft sein Naturell herausfordert. Bekanntlich nennt er mit einiger Ausdehnung und Bereicherung dasjenige naiv und sentimentalisch, was man sonst als klassisch und romantisch unterscheidet. Die Gerechtigkeit gegen das Naive ringt er sich auch

hier mit großer Selbstverläugnung ab, da es in seiner Anlage durchaus nicht zu finden war. Natürlich tritt er dann härter auf, als nöthig wäre an solchen Punkten, wo diese Gattung gar zu weit vom ideellen Bewußtsein zu schaffen scheint, und der bloß gefundenen That des Genies bleibt wenig Hoffnung. Aber auch nach dieser Seite erobert seine Theorie Vortheile. Die Zeit und deren Verhältniß und Recht würdigend, setzt er manche moderne Forderung durch, und adelt sie durch den Stempel der Theorie.

Nächstdem ist sein Aufsatz „über das Erhabene" herauszuheben, welcher den Gedanken einer ästhetischen Erziehung noch vervollständigt, indem er ihn erhebt. „Das Schöne macht sich bloß verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm," es erfüllt den letzten Theil unserer Bestimmung, und erweitert uns über die Sinnenwelt hinaus.

Es wird hier ein Feld berührt, was über den logischen Beweis des Menschen hinausliegt, aber auch hier wird es nur im gesetzlichen Kreise des ästhetischen Eindrucks berührt. Schiller läßt, wie Kant, den rollenden Wagen niemals über die Linie hinaus, bis zu welcher der reine Beweis möglich ist. Kaum daß der Blick einmal schnell wie ein Blitz in's Unerforschliche schweifen darf, aber dann ist er stets mit unserm Gesetz bewaffnet, und findet nur, was er als findbar bereits mit sich brachte. Ueber den Raum des festen Beweises hinüber hat er nichts erobern wollen, und nichts erobert, die Ueberschwänglichkeit läßt er außer sich, und beeilt sich nicht, sie viel höher zu achten, als die Faselei. Diese Flüge der Dichtung, welche oft so reich und einflußreich, oft so verwirrend werden, sucht und findet man nicht bei Schiller. Ein Theil der ungemessenen Popularität und Achtung, welche er fand, mag auch darin liegen, daß keine Zumuthung in ihm liegt, die nicht geschlossen motivirt wäre.

Dies keusch entwunderte Wesen hat ihn so ungemein fruchtbar gemacht, aufräumend, wenn auch nicht schöpferisch, für eine erwartete große Welt der Poesie zu wirken. Die nächste Möglichkeit unseres edelsten Hauswesens hat er bis zur Vollendung geordnet und geschmückt, auf dieser großen Vorarbeit kann das neue Genie festen Grundes fußen, von ihm aus kann es mit festem Rückhalt den ersehnten Flug unternehmen.

Neben diesen Hauptaufsätzen seiner theoretischen Epoche sind noch kleinere zu nennen: „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" — „über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" — „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst" — und es ist dann dieser Entwickelungsgang völlig auszufüllen durch Rücksicht auf seinen Briefwechsel mit Goethe. Dieser Briefwechsel enthält theils die mannigfache Veranlassung zu manchem dieser Aufsätze, theils die Ergänzung, und zeigt uns ganz und gar die Werkstatt einer Literatur, die ein hauptsächlicher Höhepunkt deutschen Lebens geworden ist. Was wir obenhin Schiller= und Goethezeit nennen, jener erhöhte Dicht= und Gedankenraum, das findet sich in diesem Briefwechsel.

Er beginnt zu einer Zeit, wo beide Schriftsteller der poetischen Produktion nicht hingegeben sind. Schillers Zustand hat sich uns in diesem Betrachte schon dargestellt. Natürliche Anlage that dabei das ihrige, und die große Bewegung der Zeit wirkte darauf zustimmend und fördersam. Die alte Welt hob sich krachend aus ihren Angeln, Schiller nahm das innigste Interesse daran, ergriff das zunächst verwandteste Studium der Geschichte und folgte gern der Aufforderung, sich die inneren Gesetze der sittlichen Welt klar zu machen, aus deren Verhältnissen all der Sturm entstand.

Goethe dagegen sah sich durch die Ereignisse feindlich aus seiner Existenz gedrängt. Er war Dichter im ächten Sinne des Wortes. Die Welt selbst in Farbe und Wechsel gab sich ihm zur Darstellung in Gestalt; nicht die Gründe der Bindung und Verhältnisse pochten an sein Talent, sondern das, was über die Gründe und Verhältnisse der Bindung bereits hinausliegt, die Erscheinung, welche das Werden überwunden hat, und sich in fragloser Existenz darstellt. Der Künstler, welcher nicht untersucht, sondern gibt, welcher nicht zergliedert, sondern auffaßt, der Künstler war betroffen und zurückgeschreckt von einer Welt, die sich in Frage stellte.

Die beiden Hälften einer vollendeten Menschheit, der poetische Denker und der denkende Dichter, begegneten sich solchergestalt während eines brausenden Sturmes, sie erkannten an einander die Verschiedenheit des Ursprungs, sie suchten sich zu

verständigen, sie ergänzten einander, und dieses große, in der Literaturgeschichte einzige Schauspiel stellt dieser Briefwechsel dar. Die herrlichen Früchte davon sind der Schatz deutscher Nation. Goethe gestand, daß ihm Schiller eine zweite Jugend gegeben habe, die Jugend, wo aus frischer Ueberzeugung frische Thätigkeit erblüht, und Schiller ward von der schöpferischen Kraft des Genossen so erkräftigt, daß die schlummernde Produktion sich aufrichten konnte zu den stolzesten Dramen, die jetzt Jahr um Jahr aus seinem Geiste emporstiegen, in viel reiferer Fülle und rascherem Gedeihen, als selbst der lebhaften Jugendzeit dienstbar gewesen war.

Hauptpunkte dieses Briefwechsels sind nun etwa folgende:

Schiller preist das Glück, daß sie so spät genauer zusammen getroffen, nachdem sie die intolerante Jugend hinter sich gehabt. Die letzten Reisegefährten auf einer langen Reise hätten sich das Meiste mitzutheilen. Es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß besonders Goethe in früherer Zeit von Schillers Schreibweise ungünstig betroffen war, und daß er noch ein Opfer brachte, als er ihm in Verbindung mit dem Geheimenrathe Voigt die Professur in Jena anbot.

Und in stetem Austausch haben sie sich am Ende so weit vereinigt, daß sie Aufsätze gemeinschaftlich entworfen haben, und daß man bei anonymen Artikeln nicht zu entscheiden wußte, welcher von beiden der Verfasser sei.

Die Horen und der Musenalmanach, welchen Schiller begann, waren der nächste Ort ihrer gemeinschaftlichen Schriftstellerei. Die Xenien, mit welchen sie dort auftraten, haben einen förmlichen Aufruhr erregt, und die ernsthaft gefaltete Kritik hat vielfach untersucht, ob diese scharfe, oft muthwillige Satire den großen Männern auch anständig gewesen sei. Sie waren Anfangs auf einen großen, vollen Plan angelegt, und wären dadurch allerdings wichtiger geworden, als in der Versplitterung einzelner Schüsse, die nicht einmal mit besonderem Witze gesegnet, sondern großentheils matt sind. Man zweifelt jetzt nicht mehr daran, daß die verwundendsten von Schiller ausgegangen sind. Dessen leidenschaftlicheres Temperament und Dogmatismus wären auch ohne sonstige Nachricht hinlängliche Gewähr für diese Meinung. Schiller erfuhr auch die härtesten Entgegnungen. Man

war nicht nur zu Weimar oft von dem Gedanken bewegt, daß Schiller eine unzulängliche Schulbildung besäße, und Manso sprach für eine große Mehrzahl, als er ihm spöttisch vorwarf, nicht einmal den Strada für die niederländische Geschichte benutzt zu haben, und zwar aus dem guten Grunde, weil er ihn nicht lesen könne.

Die Dichter selbst verlieren unter den Xenien ihre großen Zwecke nicht aus den Augen. „Sie haben mich“ — sagt Goethe — „von der allzustrengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des inneren Menschen mit mehr Billigkeit ansehen gelehrt.“ — Er hat, wie sich in diesen Worten ankündigt, stets den Unterschiedspunkt im Auge gehabt, wodurch sie einander nothwendig und ergänzend wurden, wodurch er dem Freunde den großen Blick in die plastische Welt und dieser ihm den Gang und Drang des systematischen und folgernden Gedankens brachte. Der Natur dieser verschiedenen Gabe nach sehen wir denn auch Schiller stets wortreicher, ausführlicher, wenn Goethe seiner Natur nach nicht über die Andeutung hinausgeht.

In den Balladen, welche sie damaliger Zeit dichteten, prägt sich der Verkehr auf eine wunderbare Weise aus. Sie sind wie Münzen, deren eine Seite das Bildniß des Verfassers, deren andere das Wappen des Freundes trägt. So blühend, glänzend, in Schiller'schem Drange wogend wie „der Gott und die Bajadere,“ wie „die Braut von Korinth“ hatte Goethe vorher keine Ballade geschrieben.

Wie bezeichnend ist Schillers Ungeduld, mit der er den Freund zu den Ausarbeitungen der großen Pläne treibt, zum Faust, zu einer neuen Ilias, woraus die kleine Achilleis wurde, zum Wilhelm Meister! Wie er in Goethe's Naturstudien das Resultat auch für die Kunst so groß und schön bereits vor sich sieht, und es auszusprechen drängt! Das ist Schiller'scher Charakter, dem die Schöpfung reif war, wenn er den Gedanken übersah. Wie thöricht hat die rasche Kritik den zögernden, aufschiebenden, weglegenden Goethe getadelt! Er war eben der Künstler daneben, dem der gedankliche Entwurf noch nichts helfen konnte, so lange nicht die Gestalt in erfülltem Wesen vor ihm aufgegangen war. Und doch auch dies weiß ihm Schiller zu

erklären, er nennt ihn, das Wort Künstler umgehend oder nicht findend, einen Südländer, der in der ersten Anschauung die Form des Nothwendigen aufnehme, der aber, weil im Norden existirend, durch Reflexion nachschaffen müsse, was die Natur versage. Als er nun nach dem Süden gekommen, und das Genie in's Schaffen gerathen sei, da habe die nordische Natur corrigirt werden müssen, und das geschieht nach Begriffen. „Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie sie von der Anschauung zur Abstraktion gingen, so mußten sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann."

Höchst überraschend ist die specielle Theilnahme, welche Schiller an Meisters Lehrjahren genommen hat, herüber und hinüber ist das Buch und Manuscript von Weimar nach Jena und von Jena nach Weimar gewandert, und Schiller hat nach allen Seiten seine Betrachtungen gemacht und dem Verfasser mitgetheilt. Ja, dieser Verfasser, Goethe, der sonst nicht das Kleinste mittheilte, bevor es vollendet war, ist von der starken Natur Schillers hier ganz aus seiner Art gedrängt, er weicht vielen Einwürfen, zum Beispiele dem wichtigsten, daß der Schauspielerei zu viel Raum gegeben werde, er bittet am Ende Schiller gar, mit ein Paar Zügen den Schluß zu machen, da er nicht aussprechen könne, was er ganz wohl einsehe und billige. — Nirgends hat die raisonnirende über die bildende Form einen größeren, wenn auch kurzen Sieg davon getragen. Es ist bei Goethe selbst näher darauf einzugehen, daß Meister wirklich auf den vorwaltenden Grundkreis der Schauspielerei angelegt war, daß die Einheit des Kunstwerks sich zerstörte, indem sie sich, bedeutenderer Resultate halber, in weitere Kreise ausließ, daß Goethe, aus seiner künstlerischen Umfriedigung gerissen, am Schlusse wahrhaft nicht mehr in seinem Hause war, und den Schlußstein selbst lieber dem Anderen zuwälzen mochte.

Dieser Prozeß, wo zwei verschiedene Naturen in einander gerathen, zeigt sich in der gleichmäßigen Aeußerung über die große Arbeit, welche Beide hindurch begleitet. Schiller ist

fortwährend unsicher, mitunter hoffnungslos über den Wallenstein, ob er mit dieser neuen Form nicht Zeit und Kraft verschwende. Diese Form entsteht aus seiner neuen ästhetischen Bildung, und aus einzelnen Maximen, die er an Goethe sieht und bewundert, die aber seinem eigentlichen Wesen fremd sind. Goethe ist ebenso in Zweifel über seinen Wilhelm Meister, denn er ist hier auch durch die Schiller'sche Anregung aus seinen Fugen gedrängt, und geht auf eine gedankliche Bedeutung und Erweiterung, die seinem künstlerischen Takte fremd ist.

Mitunter bricht ihm ein halbes Bewußtsein durch, wie fremd und lästig ihm dieser gedankliche Proceß werde, „die Poesie," sagt er, „die wir seit einiger Zeit treiben, ist eine gar zu ernste Beschäftigung!" Wie natürlich ist dieser Ausbruch des Künstlers, dem mitunter ängstlich zu Muth werden mußte, wenn Schiller zum Faust antrieb und sagte: „die Anforderungen an den Faust seien zugleich philosophisch und poetisch, und der Gegenstand werde ihm eine philosophische Behandlung auflegen, die Einbildungskraft werde sich zum Dienste einer Vernunftidee bequemen müssen."

Daneben drängt sich an Schiller die Erkenntniß einer anders geschlossenen und in sich geschlossenen Künstlerwelt Goethe's, er ruft aus: „Wenn es einmal einer unter Tausenden, die darnach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganze aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts besseres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks suchen, denn wie weit er noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben."

Ueber Verschiedenheit des Epos und Drama bewegt sich eine Zeitlang der Briefwechsel. Schiller, damals mehr als je im Studium der Alten, dringt auf reine überlieferte Form, spricht seinen Widerwillen gegen die Zwitterart des Romans aus, und verliert hier in anderer Systematik seine Vorliebe für Weitergreifen mannigfaltigerer moderner Welt aus den Augen. Es gibt nichts Unreiferes, als über unsere Dichter abfällig zu sprechen, daß sie es bei alle dem zu keinem Epos gebracht hätten. Nicht am Leben fehlte es, denn unser Leben ist bewegter als je eins in der Weltgeschichte, sondern die Art des Lebens paßt nicht für diese einfache, Thaten und Ereignisse harmlos abspinnende Form. Die Einzelnheit, die Unbedingtheit des Handelns ist nicht da,

unsere größten Personen sind kleiner als die bewegenden Ideen, nur eine Mischung dieser Bestandtheile kann ein bedeutendes Gemälde geben; die Welt der Prosa ist nicht aufgehoben, wenn einzelnes großes Talent im Einzelnen darüber hinausgeht, und der Roman ist die reichste, wenn auch nicht größte Poesie solch einer Prosawelt. Ein sehr richtiger Takt hielt also unsere Dichter fern von einer künstlichen Verwirklichung ihrer epischen Theorie.

Wie dazwischen Einer am Andern sich erkennt, als ob er in einen Spiegel schaue, das tritt immer wieder aus dieser Korrespondenz entgegen. Sie ist wie eine Ebbe und Fluth: bald weicht die gewaltsame Natur vor dem Eindrucke langsam zurück, bald stürmt sie wieder vor im Drange eigener Kraft, alle Erkenntniß bedeckend. Rührende Geständnisse dieser Art finden sich auch von Schiller: „Mein Verstand wirkt eigentlich symbolisirend, und so schwebe ich als eine Zwitterart zwischen dem Begriffe und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopfe und dem Genie." Deshalb sei Goethe so bewundernswerth, weil alle seine Kräfte sich in der Einbildungskraft vereinigten, auch die denkenden Kräfte. Denn alle Natur sei Synthesis und alle Philosophie Antithesis. — „So viel ist gewiß, der Dichter ist der einzig wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Carrikatur gegen ihn."

Ueber das Drama gingen sie darin auseinander, daß Schiller von den romanischen Produktionen der Art nicht viel wissen wollte, wenig von Spaniern, Italienern, nichts von Franzosen; Voltaire's Stücke waren ihm durchaus zuwider. So äußerlich es scheint, es ist voll Geist und Bedeutung, was er über die französische Form sagt: „Die Eigenschaft des Alexandriners bestimmt die Sprache und den ganzen inneren Geist dieser Stücke. Die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen, alles stellt sich unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige die Bewegung der Tänzer leitet, so auch die zweischenkliche Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüths und der Gedanken."

Er las zur damaligen Zeit Aristoteles, fand sich sehr erbaut davon, und die Auffassung dieses Autors bei den Franzosen sehr mangelhaft. Bekanntlich hat auch Hegel in seiner Geschichte der Philosophie dies dramatische Formthema des Aristoteles einmal

im Vorbeigehen aufgenommen, und mit einfachster Klarheit dargethan, daß die französische Forderung der drei Einheiten im Aristoteles gar nicht existire. Schillers Theilnahme an griechischer Form, welche er damals gewann, und mit neuer Art zu verbinden strebte, zeigt sich in dem damaligen Entwurfe eines Dramas, die Malthеser, dessen Disposition und Anfang in seinen Werken zu finden ist. Es erhielt sich diese Absicht bis zu der späteren „Braut von Messina", welche wirklich mit dem Chor auftrat, so viel Besprechung veranlaßte, und im Ganzen keinen durchdringenden Erfolg gewann. Die Mischung der Schiller'schen kurzen Vorliebe für das antike Drama war übrigens so fein und bedingt, daß man dabei nur mit großer Einschränkung charakterisiren darf. Hier bewahrte ihn sein praktischer Drang sorgfältig vor dem Extreme; die moralische Wirkung vor Augen habend, hielt er fest an der Maxime, daß man die Alten nur mit Berücksichtigung des ganz veränderten Weltzustandes benutzen dürfe. „Die Sophokleische Tragödie," sagt er, „war eine Erscheinung, die nicht wiederkommen kann; und das lebendige Produkt einer individuell bestimmten Gegenwart; einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufzudringen, hieße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher tödten als beleben. Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, Schlaffheit, Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen."

Folgende Stelle an Goethe zeigt deutlich die verschiedene Art der beiden Dichter, und wie die Gemeinschaft einen über den andern und über sich selbst klar machte. „Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktischen und besonders Poetischen eine Unart ist), von dem Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort. Der Punkt ist immer klein und eng, von dem Sie ausgehen, aber er führt mich in's Weite, und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anstatt daß ich auf dem andern Wege, dem ich mir selbst überlassen so gern folge,

immer vom Weiten in's Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu sehen als am Anfang."

Diese kurze Charakteristik schließt ganze Bücher ein, welche über die Verschiedenheit beider Dichter zu schreiben sind.

Alle Strahlen der neuen Einsicht, welche ihm theoretisches Studium, welche ihm dies Freundschaftsverhältniß und die daraus fließende Mittheilung gebracht, sucht er nun auf den Wallenstein zu sammeln, der inmitten dieser langen Umgestaltung Schillers langsam geboren wird. Immer nimmt er diesen Stoff wieder auf, läßt ihn wieder fallen, gestaltet um, erweitert, beschränkt, verwirft die Prosa, welche zuerst gewählt war, studirt Kabbala und Astrologie dazu, nimmt Abraham a Santa Clara vor, und hält von Neuem inne. „Vor dieser Arbeit," sagt er 1794, „ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe, sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Produkt zu erzeugen. Was ich im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichsten Sinne des Wortes betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen."

Das Jahr 95 brachte indessen seit langer Zeit wieder Gedichte „das Reich der Schatten oder das Ideal und das Leben," „die Elegie oder der Spaziergang" und „die Ideale." Der poetische Muth wuchs wieder, „die Ritter von Malta" wurden zurückgelegt; mit guter Zuversicht geht er im Frühlinge 96 von Neuem an den Wallenstein. In einem Briefe, der diesen neuen Muth verkündigt, sehen wir den Verkehr mit Goethe schon kräftig hervorblühen. „Ich sehe mich auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dieß ist schon viel, und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fach sonst von mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen: jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen,

denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenstein ist ein Charakter, der — als ächt realistisch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann. — Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensakte groß, er hat wenig Würde und dergl. — ich hoffe aber nichtsdestoweniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch=großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebens=Princip hat. Vordem habe ich, wie im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen." — „Die Aufgabe wird dadurch schwer," — sagt er einem andern Freunde, „aber auch interessant, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen, und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht." — „Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist, und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Produkte keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber

unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren."

Acht Monate später heißt es: „Noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da." — Sei unbesorgt, meine Lust ist nicht im Geringsten geschwächt, und eben so wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade so ein Stoff mußte es sein, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Schermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge; denn ich traktire mein Geschäft ganz anders als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrige, und vorzüglich den Haupt-Charakter, blos mit der reinen Liebe des Künstlers." — Jene zwei Figuren, Max und Thekla, haben denn auch alle die Vorwürfe erfahren, welche den Figuren Schillers aus der früheren Zeit begegnet sind, man hat sie Gedankenschatten, Figuren genannt, ohne unterscheidende Persönlichkeit, lyrische Hauche. Fast nur einmal noch, in der Beatrice der Braut von Messina, erscheint diese fleischlose Jugendart Schillers. Solch Interesse an gestaltlosen Figuren, denen nur verblieben ist, einen idealen Zug auszudrücken von Menschen, nennt er ein „pathologisches Interesse," im Gegensatze zu dem objektiven, was er den übrigen Personen widmet. Wäre er seiner ersten Absicht gefolgt, die Maltheser und andere selbst erfundene Stoffe zu bearbeiten, so hätte er uns wohl noch viel derartige Figuren gebracht. Denn der historische Vorwurf nöthigte ihn aus der Schattenhaftigkeit seines Ideals heraus. „Ich suche absichtlich" — sagt er in dem oben abgebrochenen Briefe — „in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen."

Wallenstein erscheint 1799. Unterdessen sind die Horen zu

großer Erbitterung Schillers an Theilnahmlosigkeit des Publikums eingegangen, den Musenalmanach hatte er ebenfalls aufgegeben, und war nach Weimar übergesiedelt, um ganz dem Theater zu leben. Von Zeitschriften wollte er sich nur um Goethe's Propyläen kümmern und er ist auch hierbei nicht über eine Bilderbeschreibung hinausgekommen „an den Herausgeber der Propyläen," worin er die verschiedenen Gemälde beurtheilt, welche den Raub der Pferde des Rhesus darstellen. Es beginnt seine letzte glänzend produktive, rein dramatische Epoche, die in fünf Jahren vier große Originalstücke, zwei Nachbildungen, Macbeth und Turandot, Uebersetzungen, eine Gelegenheitsscene und Gedichte bringt, die Zeit der reifen, üppigen Ernte, und eines beklagenswerth frühen Todes.

Intimer Freund war ihm zu Jena Wilhelm von Humboldt gewesen, über welchen die Verbindung einer philosophischen Denkweise mit poetischem Zwecke und Ausdruck, kurz die Schiller'sche Weise eine zauberische Macht hatte. Schiller hat nie einen hingebenderen Freund gehabt, und zwar hingebend im höchsten Sinne des Wortes. Humboldt überlebte den Dichter dreißig Jahre, und noch bei seinem Tode gehörte der Name Schiller zu den letzten Worten, die er aussprach. Auch von diesem Freunde ist ein Band Briefwechsels übrig, der aber weniger Erläuterung gibt, da die Forderung Beider in Gang und Form zu gleichmäßig übereinkommt. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß sie in wesentlichen Fragen die verschiedenste Meinung hegten, wie denn Humboldt den freiesten Sinn für die Liebe trug, und an eine persönliche Unsterblichkeit fest glaubte, ein Punkt, von welchem Schiller weit entfernt war.

Der Großherzog von Weimar erwies Schiller die anerkennendste Theilnahme, wenn dieser auch weniger als jeder der übrigen, kurzweg sogenannten, Klassiker in persönlichem Verkehr mit ihm und dem Hofe stand. Die wenigen Jahre, welche Schiller noch in Weimar selbst lebte, waren sehr in Beschlag genommen durch die eifrige dramatische Thätigkeit, und Schillers strenges Wesen eignete sich auch weniger für solchen Verkehr. Die jugendliche Musenzeit Weimars war außerdem damals bereits vorüber, wo man die Form genial überhüpfte; man war älter und rücksichtsvoller geworden. Der Großherzog that übrigens Alles,

was Schiller an Jena und Weimar fesseln, und ihm die Existenz erleichtern konnte; als Schiller 95 den Ruf zu einer Professur nach Tübingen erhielt, ward sein Gehalt erhöht, 99 desgleichen, und 1804 noch einmal, als von Berlin aus große Anerbietungen für Schiller eintrafen. Auch den Adelsbrief erwirkte ihm der Großherzog eigenen Antriebs 1802 vom damals noch bestehenden deutschen Kaiser.

Das erste neue Drama, an dessen Ausführung Schiller in Weimar ging, war Maria Stuart. Der Stoff selbst war schon früher in der Auswahl gewesen, 1800 war das Stück vollendet, 1801 folgte die Jungfrau von Orleans. Damit näherte sich Schiller ein wenig dem romantischen Geschmacke, welcher in jener Zeit lebhaft zu werden begann, indessen geschah dies doch in einer so beschränkten, und in Schiller'sche Folgerichtigkeit eingeschlossenen Weise, daß Schillers nüchterne Forderung dabei bestehen, und die romantische Ueberschwänglichkeit nicht all zu viel Genüge daran haben konnte. Die große Ausbildung in gedanklicher Theorie hatte ihm nicht nur eine so gesättigte Reife verschafft, daß er jetzt fester und zweifelloser zu produciren im Stande war, sie hatte sogar den dogmatischen Eifer für theoretisches Prinzip gebrochen. Mehr als in einer andern Lebensepoche gestattete er in dieser letzten dem Talente rücksichtslose Freiheit, er hatte sich gewissermaßen emancipirt vom eigenen theoretischen Dämon. „Sie müssen sich nicht wundern," sagt er in Weimar, „wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größeren Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet: ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausführung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andere von der Elementar-Aesthetik wissen, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst."

Ein größeres Zugeständniß an das unberechenbare Genie war doch nimmermehr von dem Schiller zu erwarten, der von Gedankenentwickelung ausgegangen, und in solcher Entwickelung zu einer ersten Autorgröße aufgewachsen war. Wie viel Produktion ließ sich nach solcher Wendung von seiner Zukunft erwarten, von der Zukunft eines Mannes, der in den ersten vierziger Jahren stand! Aber als ob seine Natur nur bestimmt gewesen wäre, das Reich des logischen Schlusses bis zu dieser freieren poetischen Ansicht zu erschöpfen, zersprang die physische Kraft; die Welt der Theorie und des Studiums forderte noch ein Opfer in der „Braut von Messina," die 1803 erschien, und als eine motivirte Auferweckung der Klassik kein hinreichendes Glück machte; aus ganz anderem, dem Goethe nahe liegenden Boden erschien 1804 noch Wilhelm Tell, und der nächste Frühling fand den Dichter im Schooße der Erde. Sein Brustübel befiel ihn plötzlich mörderisch, da er an der Dramatisirung des falschen Demetrius thätig war, und tödtete ihn rasch am 9. Mai 1805.

Deutschland verlor mit ihm einen Nationaldichter, den es enthusiastisch bewunderte und verehrte. Die vorzugsweise germanischen Völker haben ihre Hauptkraft in sittliche Beziehungen vereinigt; die Natur, welche sie umgibt, ist durchgängig sparsam produktiv, sie gewöhnt zuerst allen Sinn auf eine ordnungsmäßige Verwendung, auf ein nothwendig Gesetz der Folge, sie leitet ihn, nicht wie die reichere Welt des Südens, auf fraglosen Genuß an unberechenbarer Schöpfung. Dadurch ist jenen Völkern überall Gesetz eindringlicher als That. Dies gab dem Schiller'schen Wesen eine unübersehbare Macht, — durch den täglich geübten Zugang trat er ein; er wirkte nicht durch poetische Erfindungen, die außerhalb eines gewohnten Kreises ruhen, und deshalb die Welt selbst mehr bereichern als die fertige Vorstellung der Menschen, er entdeckte innerhalb dieser Vorstellungen, und Jedermann übersah und erkannte sogleich diesen baaren Gewinn.

Diese germanischen Völker ferner sind am tiefsten betheiligt worden durch die Zerstörung der alten Poesie, durch den Bruch zwischen Kirche und Staat, zwischen Erde und Himmel. Ihnen liegt am Nächsten, wer diesen Einschnitt dadurch anerkennt, daß er keine Zumuthungen über jenen Einschnitt hinaus mit sich bringt. Diese Zumuthungen mögen traditionell oder schöpferisch sein, sie

sind zunächst unbequem, weil sie das Ganze unvorbereitet dafür finden. Traditionell sind sie, wie in der romantischen Schule, wenn sie für eine todte Vergangenheit geistreiche oder sonstwie begabte Ansprüche des Lebens machen. Schöpferisch, wenn sie eine eigene neue Welt genial darbieten, was Goethe theilweise gethan hat. Schiller that keins von Beiden, er war ein weiter gebildeter, blühender Protestantismus, er war der Prophet des Kantischen Gesetzes, welches das zweite große Stadium der Reformation enthielt. Es ist hierbei nicht die Hauptsache, daß Schiller gerade Kant selber betrieb und einführte, er würde jene Bestimmung auch erfüllt haben durch die ganze Methode seines Talents und durch den Wirkungsbereich desselben. Dieses Talent bewegte sich von seinem ersten Ausgange in dem, was an sich vernünftig ist. Alles Andere war ihm beiläufiger Schmuck, — die Schönheit, die Möglichkeit des Genies war ihm nur ein lobenswerther Zusatz für die verständige Hauptbedingung.

Welch ein Band war dies mit einer Nation, die durch Natur und Geschichte nicht von vornherein auf die freie, vom täglichen Verstandesbedürfnisse unabhängige Welt der Kunst angewiesen war. Sie fand die heiligste Fragen ihres Vernunftgesetzes dichterisch verherrlicht durch Schiller, und zwar mit einem zaubervollen Talente des prangenden und gebieterischen Ausdrucks, wie dies in der ganzen Literatur nicht solchergestalt erreicht ist, mit einer Kraft und glänzenden Nothwendigkeit, wie sie kaum irgend ein Religionsgesetz des Erdbodens enthält. Schiller wurde der Luther des Kriticismus, und die Liebe zu ihm ist darum der Nation so heilig, weil sie wahrhaft aus einem religiosen Momente stammt, so weit das moralische Gesetz die Religion vertritt. Die herbe Strenge, welche allem Schiller'schen eigen ist, dieser kategorische Imperativ, der selbst die harmlose Liebe in die Nothwendigkeit der Voraussetzung fesselt, dieser Dogmatismus, Sein oder Nichtsein, der sonst vom reichen Dichtthume so fern liegt, er ward ein religiös zwingendes Moment für die Nation, er ward unzertrennlich von dem, was Schiller heißt in Deutschland. Diese Anlage zum Fanatismus für ein bewiesenes Gesetz, welche ihm unter den gleichzeitigen Schriftstellern so viel Abneigung erweckte, welche Anfangs Goethe so fern von ihm hielt, welche Herder erbitterte, und Wieland so weit trieb, daß er die Schiller'sche

Muse eine mit Krämpfen behaftete hieß, diese Anlage war für die Nation ein religiöser Stempel. Aller Dogmatismus ist ausschließend; wo geglaubt und geeifert werden soll, da ist er nothwendig, eine Nation gibt sich nur hin, wo im Verlangen der Hingebung der unfehlbare Glaube an sich selbst zu Tage liegt.

Der Punkt wird um so wichtiger, wenn man einen genauen Blick wirft auf den Glauben unserer großen Klassiker. Die jetzige Jugend war sehr ungehalten, daß im Goethe-Schiller'schen Briefwechsel gar keine Notiz genommen werde von Politik, und daß in so viel Briefen kein Witz zum Vorschein komme. Zum Zeichen, wie fern wir noch von einem dogmatisch-poetischen Abschlusse sein mögen, übersah sie es völlig, daß von irgend einem religiosen Glaubenselemente sich nicht die geringste Spur findet in so vertraulicher, so langer Mittheilung. Die Position, welche diese Dichter in unserer Achtung eingenommen, bezeugt doch aber, daß wir all unser wichtigstes Interesse bei ihnen wohlberathen glauben, wir haben sogar, zu großer Unbequemlichkeit jeder neuen Generation, sie mit einem Kultus umkleidet, welcher die Freiheit folgender Schritte lähmt. Wie nachdrücklich sind solche Fingerzeige, ob wir einem dogmatischen Abschlusse nahe seien! Wie es mit Herder und Wieland darüber aussah, hat sich deutlich genug dargestellt. Böttiger bringt in seinem Nachlasse bei, daß Herder in derselben Stunde, wo er sich lebhaft für die altgläubige Form erklärt, mit vieler Stärke und Wärme für die Aufrechthaltung des neuen Franzinismus ausgesprochen und eben so lebhaft gewünscht habe, Sieyes und Consorten möchten einen Rückfall der ganzen Nation in den christlichen Aberglauben verhindern. Auf Wieland ist aber kein besonderes Gewicht zu legen, da keine zusammenhängende Gesammtansicht in ihm war, und das Meiste auf eine Beliebigkeit der Manier hinausging. Aber auch die aphoristischen Aeußerungen sind Symptome eines Grundthemas, dem nur die charaktervolle Fassung gebrach, und welch ein Symptom sind die Wieland'schen Worte: „Jesus hat keine Religion stiften, sondern den Religionsschlendrian zerstören wollen!"

Wenden wir uns noch zu dem vorzugsweise, was Schillers riesengroßen Einfluß auf die Nation gründete. Das sind seine Gedichte und seine Theaterstücke. In diesen Gedichten erscheint Schiller eben so grundsätzlich zwingend, wie er dies in seinen

philosophischen Artikeln ausführlich darlegt und sie erklären es, daß er eine förmlich religiose Macht werden konnte. Ist das Gedicht eine Empfindung, welche einen erfüllt= oder doch verwandt=ausdrückenden Gedanken sucht? So glaubt man im Allgemeinen. Dadurch bleibt es im Reiche der freien Schönheit, dadurch ist es reicher als die fest begrenzte Gedankenwelt, es lebt stets am Urquell des Menschen, jede glückliche Stunde kann einen unerwartet neuen Strahl aufsteigen sehen. Dadurch erhält es den Menschen in ewiger Spannung, in ewig neuer Sehnsucht nach der Gottheit, dadurch wird es eine ewige Welt. Hierin liegt auch das Unsterbliche des kleinen, so unscheinbaren Goethe=schen Gedichts. Ist dies das Schiller'sche Gedicht? Nein. Dies ist ein Gedanke, der seinen schönen Ausdruck sucht. Der Unterschied ist sehr groß. Das ewig neu Anregende der Empfindung ist verdrängt, und der bei Schiller stets unvergeßliche geniale Ausdruck eines Gedankens ist an die Stelle gesetzt. Dadurch wurde er gesetzgeberischer als irgend ein Poet.

Die Balladen, welche aus dem Goethe'schen Verkehr blühten, gehen allein von diesem Wege ab, und es bleibt sonst natürlich auch manches Poëm außerhalb dieses Kreises, denn ein noch so dogmatischer Mensch schreibt nicht jede Zeile in seiner Amtstracht. Aber jener Typus ist der durchgehende. Möge man, eines Beispiels halber, das oben erwähnte: „das Ideal und das Leben," eins seiner berühmten Gedichte, betrachten, man wird den ganzen philosophischen Prozeß seiner Zeit und seines Kopfes darin finden, der sich aushebt und endigt wie eine Abhandlung.

„Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entfloh'n,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron."

Ist es nicht Fichte, unmittelbar in Poesie gesetzt? Dieses Schiller'sche Signal, den nackten Gedanken zum Kunstwerke zu erheben, ist tief nachhaltig geworden in unserer Literatur, hat die geistreichsten Produktionen erzeugt, aber auch unsere poetische Existenz verarmt. Vom Herzen geht viel die Rede, aber nur vom Herzen des Kopfes, vom Herzen der Ueberlieferung, denn

die Empfindungen sind als fertig vorausgesetzt. Auch hierdurch schloß Schiller für die Mehrzahl der Nation eine religiose Welt ab, und wurde Gesetzgeber. Diese tiefen Einschnitte in eine gleichmäßig rationell vorbereitete Welt erklären es, daß er ein so unzählbares Heer von Nachahmern fand, ja daß er der allgemeine poetische Typus wurde. Er gab sich als eine Kategorie, — diese Gabe in ihrer prächtigen Form, in ihrem unschätzbaren Nachdrucke ward ein neuer Bestandtheil unserer Nationalität. Der Deutsche des 19ten Jahrhunderts war zur Hälfte Schillers Produkt. Einer Kategorie bemächtigt man sich ganz, darum wurde auch so viel Schiller'sches. Aber man erschöpft sich auch ganz, denn sie ist nur eine Marke, keine Welt; darum verschwindet jetzt nach so großem Eindrange neuer Gesetze der Schiller'sche Typus mehr und mehr, der das erste Viertheil unseres Jahrhunderts so vorherrschend erfüllte. Ganz verschwinden wird er nie, wie niemals die Begeisterung für den energischen Dicht-Charakter dieses Mannes verschwinden darf und verschwinden wird. Er wird es nicht, denn er hat unserer Nation den Stempel aufgedrückt, wornach das höchste Geistesresultat dem allgemeinen Herzen, der allgemeinen Theilnahme und Begeisterung rasch, stets, schön und energisch dargebracht, ja vermählt werden soll.

So ist das Wort Theater unzertrennlich von dem Namen Schiller. Seinem Drange, rasch wirksam zu handeln, bot sich vermittelst der Literatur vorzugsweise dies Institut. Dadurch nachhaltig auf die Nation zu wirken, war sein Sinnen und Trachten bei Tag und Nacht, von der Karlsschule aus, bis er in Weimar dicht am Theater als gefeierter Dichter lebte, und noch seine reiffste, letzte Zeit lediglich diesem Theater weihen konnte. Was Alles die Schaubühne vermöge, war ihm der Gegenstand vielfältiger Untersuchung und dieser Ernst dafür ging in seine Stücke und durch diese in die Nation. Er hat das unsterbliche Verdienst, das deutsche Volk zu einem allgemeinen und starken Interesse bewegt zu haben für alles Hohe, Edle oder doch Mächtige im Völker- und Menschengeschicke, und dies hat er besonders durch das Theater bewirkt, und dies Theater selbst natürlich hierdurch auf eine höhere Stufe gebracht. Denn der edle Stoff hebt das Gefäß zu größerer Würdigkeit, und wenn man diese Würdigkeit erkennt, veredelt man auch das Gefäß. Goethe hat zwar ebenfalls

praktisch dafür gewirkt, er hat den Egmont gegeben, mit unermüdetem Fleiße die Weimar'sche Bühne als ein Vorbild hingestellt; aber der größere Nachdruck für das gesammte Vaterland ging hierin von Schiller aus durch Stücke, denen er seine ganze Kraft, ja vorzugsweise sein Leben widmete. Es war nicht zu verkennen, daß dieser große Geist alle Schwere seines Lebens auf das Institut des Theaters warf, und das zwang zur allgemeinen und zur erhöhten Theilnahme für das Theater.

Goethe berichtet uns im fünften Bande seiner nachgelassenen Werke, wie lebhaft Schiller nach seiner Ankunft in Weimar sich um das Theater bekümmert habe. Sein jugendlicher Eifer dafür hat sich uns in Mannheim dargestellt, hier zeigt sich sein besonnener, und zwar eben so energisch wie in all seinem übrigen Thun. Rastlos, keine Mühe scheuend, hatte er den Wallenstein um- und umgearbeitet, bis endlich zur praktischen Aufführung eine Trilogie aus dem sonst nicht darstellbaren Stoffe entstand. Carlos hatte er eben so zusammengeworfen, daß er auf den Brettern erscheinen konnte, er besaß den Muth, sagt Goethe, wie er beim Entwerfen seiner Plane unbegrenzt zu Werke ging, bei einer spätern Redaktion seiner Arbeiten zum theatralischen Zwecke streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen. Schlaflose Nächte habe es ihn gekostet, wieder und immer wieder habe er mit den Freunden berathschlagt, ob die Räuber, Cabale und Liebe und Fiesko nicht in einen geläuterten Geschmack umzuformen seien. Als er nach Entwickelung der ergiebigsten Kritik die Unmöglichkeit des Unternehmens anerkannte, wenn die Stücke nicht im Wesentlichen vernichtet sein sollten, wendete sich sein energischer Drang zu folgendem kühnen Plane. Was irgend Bedeutendes von fremder dramatischer Arbeit früherer Zeit vorlag, das sollte in Gesellschaft übereinstimmender Freunde zu einem Vorrathe für das deutsche Theater bearbeitet werden. Befangende Pietät hinderte ihn nicht; es ist aus seiner früheren Zeit bekannt, wie er, im Gefühle des höchsten Wollens, einer Autorität sich niemals unbedingt hingab, wie er sich Recht und Freiheit neben jeder Berühmtheit gestattete. Wie gegen seine eigenen Sachen, würde er auch gegen fremde nicht blöde und zaghaft verfahren sein. Zunächst wurde Klopstocks „Hermanns-Schlacht" vorgenommen. Daran ließ sich aber keine Schiller'sche Forderung verwirklichen,

und das Stück ward bald bei Seite gelegt. Lessing folgte, und Goethe sagt uns das Ueberraschende, daß Schiller die Lessing'schen Sachen nicht geliebt habe, Emilie Galotti sei ihm direkt zuwider gewesen. Dennoch wurde sie mit Minna von Barnhelm in das Repertorium aufgenommen, und Nathan kam in die theatralische Bearbeitung. Nach dieser Bearbeitung von Schiller und dessen Freunden wird das Stück heute noch aufgeführt. „Möge doch die bekannte Erzählung," setzt Göthe hinzu, „glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben."

Alsdann kam Egmont an die Reihe. Iffland war dabei zugegen, und Goethe gesteht, daß Schiller grausam zu Werke gegangen, aber mit solcher Consequenz, daß auch diese Bearbeitung dem Theater stehend verblieben sei. Es ist dabei auf einen noch unberührten Schiller'schen Aufsatz vom Jahre 88 zurückzuweisen, wo Schiller mit großer Herbheit über den Hauptcharakter des Stückes spricht, über den bei solchem Stoffe allzuleicht wiegenden Leichtsinn Egmonts, über die leichte Waare einer zwecklosen Liebschaft, die für die bedeutendere historische Wahrheit, für Egmont den Gatten und Familienvater, eingetauscht worden sei, über das Störende der letzten Erscheinung Clärchens. In Manchem war er wohl durch seine nachfolgende ästhetische Durchbildung milder geworden, er rügte die Liebschaft mit Clärchen nicht mehr, weil sie keinen weiteren Zweck habe, aber gegen die letzte, alle Sinnenwelt überspringende Erscheinung war sein kritischer Rationalismus noch eben so heftig. Hier war aber Goethe eben so fest, und ließ sich die Verklärung seines Stückes nicht nehmen. Es folgte Stella, an welcher Schiller nur gekürzt hat. Bei andern Goethe'schen Stücken ist er weniger eingeschritten, hat aber auch für Götz durch seine kühnen Entschließungen dem Autor manche Abkürzung erleichtert.

Dieser theatralische Plan wurde nicht so mächtig, als er angeregt war, der Tod kam zu frühe. Es ist bekannt, wie sich Schiller jener Zeit auch an ein Shakspeare'sches Stück wendete, und der Erfolg im Macbeth ist nicht so günstig ausgefallen, als

man es von der Gemeinsamkeit zwei solcher Talente erwarten mochte. Der rationelle Schiller fand vielleicht gerade hier seine Grenze, wo die Welt in größerer Freiheit aufgenommen ist, als die kategorische Form gestattet. Und dabei eröffnet sich freilich auch das Mißliche solch eines kühnen Redaktionsverfahrens wie des obigen.

Es wäre nun mit einer Kritik der letzten Dramata Schillers zu schließen. Sie ist aber großentheils in der Darstellung seines Wesens enthalten; denn obwohl diese Stücke sein reifstes Stadium sind, so entfernen sie sich doch nicht weiter von seinem Wesen als die reiner ausgeführte Idee von der ursprünglichen. Die theoretischen und moralischen Gegensätze, aus denen seine Poesie entsprang, sind milder und mannigfaltiger, aber sie sind nicht verschwunden in der Jungfrau, im Wilhelm Tell. Die Darstellung ist durchaus geläutert, oft von überwältigender Schönheit, immer hoch gehend, aber stets, wie Schiller selbst, sententiös, und nach der Sentenz hin eintönig. Was er an den Franzosen so unvertilgbar haßte, die verschwimmende Gleichartigkeit, ihr verfällt er im Allgemeinen selbst durch den durchgehends reflektirenden Stil, und nur die unnachahmliche Bewegtheit im steten Wechselspiel seiner höheren Kräfte hebt ihn über den Uebelstand der Manier. Nach Anlage der Maria Stuart und der meisterhaften Einleitung in den Tell ließ sich noch ein genialer Wechsel in der fest gewordenen Manier erwarten, ein Wechsel nach der Seite hin, wo die sittlich bewegte Welt ohne Vorurtheil für die Kunst hingenommen, und wo ein historischer Zustand charakteristisch und ohne vorgreifende Tendenz erfaßt wird. Diese reiche Wendung unterbrach der grausam rasche Tod. Was man aber auch mäckeln möge, nichts wird die große Erscheinung dieses Mannes, besonders in der dramatischen Welt, schmälern, es bleibt unangefochten, daß er die Nation zu einer hohen, kräftigen Spannung gehoben, daß er die lebendigsten Kräfte derselben in Bewegung gesetzt habe.

Es wird nicht leicht in der Geschichte wiederkehren, daß die zwei größten Dichter einer Nation auch gerade die zwei ewigen Bestandtheile und Fragen der Menschheit so vollkommen repräsentiren wie Schiller und Goethe. Um das aufzufindende Gleichgewicht zwischen Geist und Körper, Gedanke und Natur bewegt sich alle Bildung von Anbeginn der Geschichte, alle Religion,

alle Poesie entscheidet sich darnach, Realismus und Idealismus sind die Hälften aller Historie. Und uns gibt das Geschick zwei Dichter, die just von diesen entgegengesetzten Seiten ausgehen nach dem Göttlichkeitspunkte, wie er dem Menschen erreichbar, und das Unerhörte ereignet sich, daß solche Gegensätze im versöhnenden Drange nach Schönheit sich vereinigen, und zu Gemeinschaftlichkeit und Durchdringung getrieben sind.

Die Summe dieser Männer also kann ein Beitrag für Einigung in Poesie werden, wie er in der That und Bestrebung ganzer Jahrhunderte vergeblich gesucht wird.

28.

Schelling.

Man kann sagen: was Schiller in seinen ästhetischen Untersuchungen fand, das wurde die Stufe zur neuen Philosophie. Das Vernünftige und das Sinnliche in Eins zu bilden ward ihm Aufgabe des Schönen. Diese Einheit von Natur und Geist ward von Schelling zur Idee erhoben, welche in sich als Idee das allein Wahrhafte und Wirkliche enthalte. Die Gleichheit zwischen Unterschiedenem, die Identität der Natur und des Geistes in der Idee des Absoluten ward von Schelling erfunden, und damit das Grundgesetz moderner Philosophie.

Einmal haben wir es bei Spinoza gesehen, was man objektive Philosophie nennt: er objektivirte die Gedanken des Cartesius zur absoluten Wahrheit. Hier stehen wir vor der zweiten Erscheinung einer objektiven Philosophie. Die verschlossene Substanz Spinoza's blättert sich so weit auseinander, daß man eine Einsicht gewinnt in die Begegnung des Geistes und der Natur, daß man aber nicht mehr den subjektiven Versuchen sich hingibt, Denken und Sein als Getrenntes zu handhaben.

Kant hatte das Formelle der Aufgabe erfunden: die Frage über Einheit des Denkens und Seins sei die hauptsächliche. Er war aber nicht über das hinaus gekommen, was die jetzige

Philosophie **abstrakte** Absolutheit der Vernunft und des Selbstbewußtseins nennt. Abstraktes schließt aus, es zieht ab das Denkbare von der Erscheinung oder der sogenannten Wirklichkeit, es ist ein Leeres. Es entstand denn also auch aus Kant zunächst eine bloß kritische inhaltslose Welt, oder, nach der gegensätzlichen Jacobischen Seite hin, ein Beruf auf das faktische Bewußtsein, auf Fühlen, Ahnen und Glauben, was auf den folgerechten Gedanken Verzicht leistet. Außerdem die äußerste Höhe der subjektiven Richtung in Fichte, welcher die eine Seite der gesuchten Einheit, das Denken als Ich spekulativ erfaßt, und zum schwindelnden Aeußersten deducirt und konstruirt, ein unübertroffener Held des abstrakten Denkens, welches denn auch in seiner gebieterischen Kraft von ihm datirt.

Auf dieser Höhe begann Schelling, in Fichte'scher Form. Diese Form des Ich hat die Zweideutigkeit, das absolute Ich, Gott und ich in meiner Besonderheit zu sein. Darin lag ein Anstoß, die Subjektivität zu verlassen. Es wird erzählt, daß außerdem der Galvanismus, die wunderbare Polarität, welche Positives und Negatives in einem höheren Resultat verbindet, für Schelling der letzte Fingerzeig zur Entdeckung geworden sei.

Die alte Feindschaft hörte nun auf zwischen Natur und Geist, Realem und Idealem, man fand, daß in den Kräften der Natur sich ein eben so beachtenswerth Hohes ankündige, als in der gedanklichen Kraft des Menschen, daß man weiter blicken müsse, als in das Räderwerk dieser letzteren, um den sich denkenden Geist nicht bloß in seiner einzelnen, sondern auch in seiner allgemeinen Wirksamkeit zu erfassen.

Fichte setzt das Bewußtseyn der Realität voraus, — dies Wissen soll aber jetzt erst gefunden, oder doch formell aufgesucht werden, und da, wo es in das Bewußtsein tritt, soll das ewige Ehegesetz des Realen und Idealen betroffen, und als Absolutes fest gehalten werden. Es ist der große Versuch, wie im Denken die ursprüngliche Schöpfung nachgeschaffen werden, die Idee der Welt im Vollen und Ganzen konstruirt sein könne.

Man beginnt mit dem **reinen Sein**. Sein ist, — in diesen zwei Worten liegt Realismus und Idealismus, die Existenz und das Wissen der Existenz. Das bloße „Sein" ist das Reale, das hinzugesetzte Wort „ist" zeigt ein Innewerden davon. Alles,

was man nun als Existenz bezeichnet, hat diesen Gedanken zur Voraussetzung. Wo also eine Existenz näher bestimmt wird, da zeigt sich dieser Gedanke als Begriff des Absoluten. Das Absolute ist jetzt Gegenstand der Betrachtung, der Nachschaffung durch alle Stadien hindurch. Die ersten Stufen davon findet man in der Natur; dahin begibt sich also die erste Thätigkeit, und bekundet sich zunächst als spekulative Physik.

Wie viel im Bereiche der Naturwissenschaften und Geheimnisse vorbereitend geschehen war, ist schon hie und da in einzelnen Symptomen entgegen getreten, der Mesmerismus, der Galvanismus und überraschende Kräfte aller sonst todt geglaubten Naturtheile hatten mitten in die nüchtern verständige Zeit ein Wunder verheißendes Haupt in die Höhe gestreckt; einzelne Poesie hatte sich dahin gewendet, und die Naturphilosophie fiel demnach, was die Anregung zu ihr betrifft, nicht so befremdlich aus den Wolken, wie der große Gegensatz anzudeuten scheint, den sie gegen das überherrschend abstrakte Leben der nächsten Vorzeit bildet. In inniger Wechselwirkung damit standen die romantischen Poeten, welche neben Schelling ihr farbiges Gefieder in Jena schüttelten, welche, so wie er, Anfangs mit dem Fichte'schen Idealismus aufgeklettert waren in's Ungemessene, und den poetischen, wie er den philosophischen Geist in, eine innerliche neue Welt zu leiten trachteten.

Diese nahe Wechselwirkung Schellings mit den Dichtern ist von der mannigfachsten Folge begleitet worden. Sein Ausdruck, seine Form hat sich immer nur ungern der philosophischen Strenge hingegeben; noch in seiner letzten Aeußerung, 1834, in einer Vorrede zu Cousin, eifert er, wie einst Leibnitz, gegen eine abstruse philosophische Sprache. Darum hat er so viel Spott erfahren, daß er mehr Dichter als Philosoph sei, darum, hat man hinzugesetzt, ist die Schelling'sche Philosophie in kein System zusammen gegangen, und hat der ärgsten Beliebigkeit aller großen und kleinen Naturforscher, und mit und neben ihnen dem Obscurantismus Thor und Thüre geöffnet.

Indessen ist jedenfalls das Resultat des Schelling'schen Lebenspunktes noch sehr unterschieden von dem jener Dichter wirksam geworden, nämlich als ein Systemgrund, der sich für ewige Zeit in den Organismus unserer Geschichte eingepflanzt hat, während

sich jene Dichter mit Erweckung eines poetischen Sinnes zu begnügen hatten.

Eben so liegt aber auch der Fortschrittskern Schellings nicht blos in diesem Bereiche des Wortes Natur und in dem Worte Naturphilosophie, wenn er auch selbst bisher seinen Abschluß darin zu finden scheint. Die Einleitung dieses Abschnittes und im Folgenden eine nähere Bezeichnung des Schelling'schen Systems entwickeln dies.

Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling ist den 27. Januar 1775 zu Leonberg in Württemberg geboren, hat in Tübingen, Leipzig und Jena studirt, und an letzterem Orte auch zuerst gelehrt. Er wurde dann nach Würzburg, später nach München an die dortige Akademie der bildenden Künste berufen, und geadelt. Von da ging er nach Erlangen und las dort, bis 1826 die Münchener Universität gegründet und er dorthin zurück berufen wurde.

Seine Hauptschriften, die mit dem Jahre 1795 beginnen, sind folgende: „Ueber Princip und Form der Philosophie" — „die Ideen zur Naturphilosophie, 1797" — „Abhandlung über die Weltseele, 99" — „das System des transcendentalen Idealismus, 98" — „die Naturphilosophie, 1800" — „der erste Grundriß der angekündigten absoluten Identitäts- oder All-Eins-Lehre, 1801," dieser wichtige Theil erschien in der Zeitschrift für speculative Physik, 2. Bd. 2. Heft, und wurde in der neuen Zeitschrift f. sp. Ph. I. 1. und in den Jahrbüchern der Medizin als Wissenschaft I. 1. und 2., und II. 2. fortgesetzt, — „Bruno, oder über das natürliche und göttliche Princip der Dinge, ein Gespräch, 1802" — „über das Verhältniß der Philosophie und Religion, 1804," gegen Eschenmaier, — „die Vorlesungen über Methode des akademischen Studiums, 1803" — „die Schrift gegen Fichte, 1806" — „die Sammlung der kleinen Gelegenheitsschriften, 1809" — „das Denkmal der Schrift von göttlichen Dingen des Präsidenten der bayer. Akademie Fr. Heinr. Jacobi, 1812" — „Aufsatz gegen Eschenmaier in der allgemeinen Zeitschrift, 1813" — „über die Gottheiten von Samothrace, 1815." — Eine „Vorrede zu Victor Cousins französischer und deutscher Philosophie, 1834." — Von den Vorlesungen über Mythologie ist nur im fünften Stück der Memorabilien von Paulus ein Aufsatz abgedruckt.

Wie Fichte ein rein vernünftiges Selbstbewußtsein des Geistes forderte, und darin über Kant hinaus ging, so that es auch Schelling, der zuerst im Gange des Kriticismus und dann in der Steigerung desselben im Idealismus auftrat. Dahin gehörig, wenn auch weiter blickend, aber noch nicht weiter bestimmend, sind seine ersten Schriften, welche im Jahre 1800 mit der Natur-Philosophie ihre erste Wendung nahmen, und im Jahre 1801 sich gesetzgeberisch selbstständig konstituiren im ersten Grundrisse der Identitätslehre.

Wenn es nicht überhaupt in diesem Buche vorgezogen würde, philosophische Sisteme in den Hauptsätzen selbstredend einzuführen, damit sie sich auch formell dem Leser darstellen, und damit sie im Wesentlichen vor jeder Umfassung durch die zweite Hand geschützt seien, bei Schelling wäre dies ganz unerläßlich. Seine Bücher sehen großentheils wie gelegentliche aus, sind in Form und Inhalt ganz verschieden, und schließen sich dem äußeren Schematismus, nach welchem die Ansichten und Theilwissenschaften der Philosophie geordnet zu sein pflegen, so wenig an, daß der Berichterstatter schon dadurch großer Beliebigkeit ausgesetzt ist. Außerdem ist es der Schelling'schen Schule eigenthümlich, daß sie in ihren Gliedern noch kein organisirtes wissenschaftliches Ganze ist, daß sie täglich noch eine Weiterbildung, einen überraschenden Abschluß erwarten läßt. Wo eine ausführliche Darstellung dieses Sistems gegeben werden kann, da ist man sogar durchaus auf eine Inhaltsanzeige hingewiesen, wie sie sich in chronologischer Folge aus Schellings Schriften ergibt. Denn in dieser chronologischen Folge selbst liegt das Aufsteigen der Schelling'schen Wissenschaft, und, wie man jetzt hinzusetzt, auch das Herabsteigen. Sie gibt sich nicht als eine synthetische Reife, sondern als ein Werden.

Auf dem Grunde liegt Jacobi's Prinzip von der Einheit des Denkens und Seins, was näher bestimmt werden soll. Der Hauptsatz Schelling'scher Philosophie ist denn folgender: das Absolute, der Gegenstand der Philosophie ist die gänzliche Identität des Subjektiven und Objektiven, — es ist Gott, ist die absolute Vernunft. Diese absolute Identität ist der Grund alles Seins, die Natur, und seiend die absolute Vernunft. Außer ihr ist nichts; sie ist Alles; sie ist schlechthin Eins, und schlechthin sich selbst gleich. Die Gegensätze Endlich und Unendlich hören ebenfalls

auf, denn das Absolute tritt nie aus sich heraus, um diesen Gegensatz möglich zu machen. A = A ist die darstellende Formel.

Diese Unterschiedslosigkeit wird durch den Selbsterkenntnißakt aufgehoben, es entsteht die Differenz, das Erkennen und Sein, das Prinzip der Form, und das Prinzip des Wesens oder der Materie. Dieser trennende Gegensatz ist aber nicht an sich, sondern gehört nur zu der Form oder Art des Seins.

„Wer die absolute Identität als das Ursprüngliche erblickt hat, dem ist sie nicht das Producirte, sondern das ursprünglich Seiende, das in Allem, was ist, schon ist, und nur produzirt wird, weil es ist. Ihm ist sie auch nicht die Ursache des Universums, sondern das Universum selbst.“

Aus jenen Seiten des Unterschiedes entwickelt sich die wirkliche Welt, indem beide Prinzipe des Unterschiedes sich ineinander bilden, wobei je der eine oder der andere vorherrscht.

Die Dinge unterscheiden sich also durch quantitative Stufen, Potenzen. Die gegenseitige Ineinanderbeziehung und Einbildung gehen nun entweder vorherrschend auf die Seite des Realen hin oder des Idealen. Dies ist die speciellere Entwickelung bei Schelling in Naturphilosophie und Idealphilosophie. Jene behandelt die Materie, das Licht (die Bewegung) und den Organismus. Diese das Wissen, die Religion (das Handeln), die Kunst.

Ebenso stufenweise entwickelt sich das besondere Leben und Wissen. Alles ist in der Natur lebendig und verschiedene Offenbarung des Absoluten (Spinoza). Diese Offenbarungen in reiner Vernunftanschauung darzustellen, ist Aufgabe der wahren Wissenschaft oder Philosophie. — Philosophie ist nicht selbst Wissenschaft, die man lernen kann, sondern der wissenschaftliche Geist, den man zum Lernen mitbringen muß. — Reflexion ist eine Geisteskrankheit, welche die Trennung zwischen dem Menschen und der Welt permanent macht, und das höhere Leben ertödtet, was in der Identität des Geistes und der Natur webt. — Materie ist der erloschene Geist; — über die Natur philosophiren heißt: diesen Geist beleben, die Natur schaffen. — Die Natur ist der sichtbare Organismus unseres Verstandes. Die Transscendental-Philosophie, die inwendig gewordene Natur. — Von unmittelbaren Erfahrungen muß all unser Wissen ausgehen. — Die

Erfahrungswissenschaft zur Unbedingtheit erweitert, ist Naturphilosophie.

Am Ausführlichsten geht nun Schelling auf Betrachtung der Naturkräfte über, wo, wie schon erwähnt, in der Polarität die Differenz und die Aufhebung derselben in ein drittes Absolutes veranschaulicht wird, wo der Gang der Trinität oder wenigstens Triplicität dargestellt wird in Magnetismus, Elektricität und dem Galvanismus, als aufhebendem, wenigstens qualitativ aufhebendem chemischem Prozesse, und in Schwere, Bewegung und einigendem Organismus.

Wir wenden uns indeß zu den sittlichen und ästhetischen Folgerungen.

Das Vernunftwesen soll nicht dem Sittengesetze wie der einzelne Körper der Schwere erliegen, denn dies wäre Sieg der Differenz, sondern nur mit absoluter Freiheit ist die Seele sittlich. Die Sittlichkeit muß für sie absolute Seligkeit sein.

Sich unglücklich fühlen, ist wahre Unsittlichkeit. Seligkeit als höchste Lust am Sittlichguten ist die Tugend selbst, nicht bloß ein Zufälliges an ihr.

Die Tendenz, mit dem Centrum, mit Gott, Eins zu seyn, ist Sittlichkeit.

„Das nach dem göttlichen Urbilde geformte Gesammtleben in Hinsicht auf Sittlichkeit, Religion, Wissenschaft und Kunst, worin die sich selbst begreifende Vernunft gerade so wie im Weltbau durch absolute Naturnothwendigkeit, also hier durch freie Besonnenheit ihr eigenes, lebendiges Bild allein zu erkennen vermag, heißt der Staat."

Er ist also ein objektiver Organismus der Freiheit.

Ein organisches All kann nicht gesetzlos zufällig, noch eine Einheit sein, worin das Leben des Besonderen unterdrückt wird, deshalb sind Anarchie des Pöbels und Fürstenwillkür auszuschließen.

Der Staat entsteht allmählig.

Ein europäischer Föderativstaat zu Realisirung des Vernünftigen ist zunächst die Vernunftidee eines Staates. — Die größere Auffassung der Geschichte als einer allmähligen Offenbarung des Absoluten, als einer totalen Entwickelung des göttlichen Vernunftlebens, sie datirt schon von Schelling. Wo er

und Hegel sich begegnen, da wird, nach Aussage der Hegelianer, das Recht des Erstbesitzes einer Idee sehr mißlich. Hegel nämlich hat längst Einfluß auf ihn gehabt, ehe er, Hegel, mit seinem Sistem in die Oeffentlichkeit getreten ist, er wird deßhalb oft von Schelling ein unterschlächtiger, ein unterirdischer Mensch genannt, und weil Schellings Sistem sich immer ruckweise gestaltet und umgestaltet hat, will man jetzt Anstoß und Einfluß von außen, auch besonders von Hegel nachweisen.

Die Kunst, ein Wunder, ist ewige und einzige Offenbarung Gottes im menschlichen Geiste, das von der absoluten Realität des Höchsten zeugt.

Sie ist die freie und besonnene Schöpfung, wodurch der Geist eine seiner ursprünglichen und ewigen Vernunftanschauungen verwirklicht.

Bewußtlose, göttliche Begeisterung (Genie), bewußte Thätigkeit (Talent und Fleiß) macht sie zum Natur- und Fleißprodukte.

Die Kunst ist das Vorbild der Wissenschaft, ihr ist das Genie; — wo die Kunst ist, soll die Wissenschaft erst hinkommen. Hier ruht der Unterschied von Hegel; — das Absolute wird bei Schelling gefunden, nicht bewiesen.

— Ueber dies Feld findet sich viel schön Gesagtes, aber die theoretische Schärfe und Abgeschlossenheit gebricht, und es ist deshalb aus der Idealphilosophie, worin davon die Rede, nichts weiter auszuheben. Aehnliches gilt über Politik, Religion und Kunst überhaupt, da Schelling nur den allgemeinen Theil der Naturphilosophie ausgeführt hat.

Dieser Mangel an Ausbau des Schelling'schen Sistemes hat denn auch zu mancherlei falscher Kritik Veranlassung gegeben. Darunter ist die Behauptung mehrmals wiedergekehrt, Schelling habe sein Sistem vorzugsweise auf Naturforschung gegründet, eine Behauptung, die allerdings eine schiefe Einsicht gewährt. Das Sistem selbst hat Grund und Pfeiler in einem selbstständigen Gedankenakte, in dem wichtigen Funde der Idee des Absoluten, der Schelling zu ewigem Ruhme gerechnet werden muß, so groß auch eben in diesem Punkte der Fortschritt noch neben seinen Leb-

zeiten gediehen ist. Denn allerdings hat just für diesen Hauptpunkt, welchen Schelling als einen genialen Fund darlegte, Hegel den Beweis erdacht, und, wie sich die Schule ausdrückt, das zum Begriff erhoben, was Schelling frei als poetischen Gedanken hinstellte, das als geschlossene Wissenschaft begründet, was sich in Schelling nur ankündigte. Um ein Amerika zu bilden, muß es freilich erst gefunden sein. Es ist Mode geworden, diesen großen Akt Schellings zu übersehen. — Schellings Hauptkraft ferner bleibt auch, seiner Naturphilosophie gegenüber, im philosophischen Gedankenakte beruhen. Dieser war nicht ausgeführt und ließ dem fortarbeitenden Hegel die großartige Aufgabe des Beweises übrig, aber er war außerordentlich.

Seine Folgerungen aus dem Naturprozesse dagegen sind vielfach unbrauchbar geworden, weil sich manche unrichtige Voraussetzung eingemischt hatte; hier, wo Schelling die selbstständige Geisteswelt verlassen, ist ihm auch die Schwäche der stofflichen Wissenswelt zugefallen. So erklärt sich das tragische Schicksal, daß er als erster Schöpfer in beiden Theilen, in Kenntniß der Natur und des Gedankens, von beiden Theilen überholt, verläugnet und hintangesetzt worden ist, weil er die Synthese in einer so breiten Ausdehnung suchte, wie sie dem einzelnen Menschen so schwer erreichbar ist. Einzelne Triumphe hat er zwar auch in dem naturphilosophischen Felde erlebt, wo er aus dem Prinzipe noch unentdeckte Erscheinungen vorhersagte, daß zum Beispiele Magnetismus und Elektrizität aus gleicher Grundkraft entsprängen, und sich auch gegenseitig hervorrufen ließen. Oerstedt und neuerdings Faraday haben das Eine und das Andere thatsächlich befunden, und so ist in Manchem der erste naturwissenschaftliche Hauptgegner Schellings, Blasche, überholt worden. Aber von dessen Vorwürfen bleibt immer noch so viel stehen, daß Schellings Anfänge zu einer derartigen Sistematik mehr als schwankend gemacht worden sind.

Unter Blasche's Vorwürfe gehörte, daß Schelling Contraktion für ein Zeichen der Negativität und Expansion für ein Zeichen der Positivität ausgegeben und demgemäß gefolgert habe. Es sey aber das Gegentheil richtig. Daß er ferner den Magnetismus als das Hauptmoment der werdenden Materie angenommen, während das Licht vielmehr Anrecht auf diese Hauptstelle habe.

Aus alle dem erklärt sich auch das Schicksal der Lehre. Viele Anhänger schließen sich an einzelnes, weil sich das Ganze nicht herrschend geschlossen bietet. Naturforscher erheben sich von einzelner Beobachtung zu Philosophemen, ein weites, neues Bereich der Entdeckung thut sich auf, und macht sich voreilig als abschließende Weisheit geltend; oder als gesetzgebende Mystik, die Wege übereilend, welche erst durch den Beweis geebnet sein wollen, die einzelne poetische Anschauung für eine allgemein füllende Poesie ausgebend. Von Schelling datirt die neue, unabsehbare Mannigfaltigkeit in höherem Leben unseres Vaterlandes, und die leidenschaftliche, eben so tausendfache Dogmatik, welche nun jeder Adept besitzen will. Naturforschung, Natursinn, weiteres Poesiebereich, sie sind unermeßlich durch diese Schelling'sche Welt gefördert worden. Die Kluft wurde ausgefüllt, welche in der kritischen und Idealphilosophie unüberschreitbar aufgerissen war zwischen dem abstrakten Gedanken und der stofflichen Welt, es geschah das für Erfüllung und Abschluß in eine neue allgemeine Poesie Unerläßliche: allseitig wurden die dem Menschen erreichbaren Bestandtheile der Kenntniß und Theilnahme dem Interesse anheim gegeben. Es beginnt also von Schelling ein neues Ausheben zur Ergreifung einer ganzen uns möglichen Welt, und zwar ein Ausheben aus einem Mittelpunkte, der uns jetzt noch der richtige scheint, und nach einem Umfange hin, der nichts ausschließt. Gang und Urtheil gab die kritische Philosophie, Stoff und Herz die Schelling'sche, so reichen Stoff, indem sie die Dinge, als mit zum Absoluten gehörig, wieder adelte, und ein Herz, worin als im Absoluten Geist und Materie in gegenseitig erhöhter Potenz leben und wirken. Alle Wissenschaft und Kunst mußte von da aus durchdrungener vom Weltganzen anheben.

Bringt nun Hegel wirklich die alle Vorarbeit bezwingende wissenschaftliche Form, was fehlt uns noch, da Urtheil, Stoff und Herz für eine neue Welt erobert sind? Der Geist, welcher über den Wassern schwebt, und nicht bloß die Verhältnisse erklärt, sondern auch schafft, der Inhalt jenseits der Formel, eben der, welcher jetzt für unwissenschaftlich gilt. Auf dem jetzigen Standpunkte hat nur der seiner Dialektik mächtige Philosoph Theil am menschlich Höchsten.

Fragt man nach Schelling'schem Urtheile über Hauptfragen des Menschen, so ist man in so fern übel daran, weil es mit Schelling'schem Standpunkte zu wiederholten Malen wechselt, und in letzter Instanz noch immer unentschieden ist, da er seit langer Zeit einen neuen Abschluß angekündigt, und bis jetzt immer nur Einzelheiten gegeben hat, die oft schwer mit Früherem zu einigen sind. So ist er seit der Theilnahme an Jakob Böhme, wie der Hegelianer sagt, auffallend böhmisch geworden, so zeigt er in seinen „Gottheiten von Samothrace" auch nur einen Anfang jener Philosophie der Mythologie, für welche er sich symbolisirend viel geneigter erweist, als man einem deutschen Sistem-Philosophen zutrauen sollte. Früher sprach er gegen Eschenmaier das merkwürdige Wort: Reflexion ist ein bloßes Erscheinen Gottes in der Seele, so fern diese auch noch in der Sphäre der Reflexion und der Entzweiung ist, was Hegel nennt: in der Form der Vorstellung. Dagegen ist Philosophie nothwendig eine höhere und gleichsam ruhigere Vollendung des Geistes. — Religion, sagt er anderswo, bedarf der Mysterien, — Heidenthum und Christenthum waren von jeher beisammen, dieses entstand nur aus jenem, daß es die Mysterien öffentlich machte. — Die geistige Welt der Religion — also eine solche bleibt zu sondern? — bleibe frei und vom Sinnenscheine abgezogen. — Nach Schellings Ansicht von der Kunst als der unmittelbaren Gotteskünderin hätte man Genialeres hier erwarten dürfen. — Ueber Unsterblichkeit heißt es: Leib und Seele sind nicht ewig, die Idee oder der ewige Begriff von Seele nur ist's. Diese hat gar kein Verhältniß zur Zeit. Eine persönliche Unsterblichkeit wäre nur eine fortgesetzte Sterblichkeit. Dies ist dem entsprechend, daß ihm alle Individualität eine geringere, noch zu überwindende Stufe ist. Ganz anderen Strömungen folgt dagegen dies: die gegenwärtige Menschengattung erscheint ihm als eine, welche die Erziehung höherer Naturen genossen habe. Damit ist im Grunde die gewöhnlichste Offenbarung auch im theologischen Sinne gebilligt, wie sich dann auch an anderen Stellen zeigt. Wir haben, nach jener Annahme von Erziehung, nur die Möglichkeit der Vernunft jenes größeren Geschlechtes, nicht die Wirklichkeit, da Jeder erst dazu gebildet werden muß. — Solche merkwürdige und verschiedene Geistes- und Phantasiestücke finden sich bei diesem

Manne, daß Anhänger ausschweifendster Combination ihm werden konnten, und daß es Schelling nichts hilft, wenn er sich von den Consequenzen der Romantiker, als träumerischer Dichter, lossagt.

Als Gegner Schellings traten auf: Gottlob Ernst Schulze, den wir mit „Aenesidemus" als Gegner Kants gesehen haben. Köppen, der eine „Philosophie des absoluten Nichts" schrieb, und dem auch Jacobi beitrat. Fichte selbst, dem Schelling früher ein treuer Genosse war, und in dessen Formen er zuerst erschien, erhob sich, das positive Resultat seiner Wissenschafts-Lehre, die letzte Wendung seines Lebens und Sistems ankündigend in seiner „Anweisung zum seligen Leben in Gott," wofür die Berliner und Erlanger Vorlesungen vorbereitet hatten. So groß die Fichte'sche Wandelung war, Zeit und Raum blieben subjektive Anschauungsformen, wie bei Kant, sie wurden nicht dem Absoluten untrennbare, ewige Formen, es blieb das menschliche Wissen die alleinige Offenbarung Gottes. Schelling trat 1806 mit unerwarteter Schonungslosigkeit gegen Fichte auf. In jener Zeit antwortete Schelling noch rüstig allen Gegnern. An Schulz und Köppen schloß sich Weiller und erhielt mit ihnen in den Jahrbüchern der Medizin 1805 Bescheid. Es erhob sich ferner C. A. Eschenmaier, der von Naturwissenschaft zur Philosophie aufgestiegen war, und im Geiste Jacobi's vorwarf, das Absolute sei dem Wissen unzugänglich; was die Vernunft anschaue, sei nur ein Abbild desselben, wir seien auf den ahnenden Glauben beschränkt. Ihm antwortete Schelling durch „Philosophie und Religion." Ferner Franz Berg, heftiger, aber in derselben Richtung, wie Eschenmaier. Ferner Jakob Wagner aus Würzburg, ein lebhafter und scharfer Gegner, der Schellings Idee einer Naturphilosophie universell durchführen, und der die alte mathematische Construktion der Philosophie wieder durchsetzen wollte. Darin sind ihm Eschenmaier, Herbart, Fries und Holzwart gefolgt. Er verspottet die Spekulation nach dem Absoluten: im Ideellen könne sie nur Weltgeschichte, im Reellen Naturgeschichte geben. Ferner J. K. Schmid, J. G. Süß-

kind und F. Flatt traten feindlich auf, die beiden letzteren besonders klagten die Entwickelung des ewigen Urgrundes in Gott, womit die Offenbarung und Weltschöpfung Gottes bezeichnet wird, als irreligios an.

Für all diese galt Schellings „Antwort an Eschenmaier in der allgemeinen Zeitschrift für Deutschland 1813."

Von diesen Gegnern folgt der viel wichtigere Uebergang zu den Schülern, Anhängern und Fortbildnern Schellings. Wichtiger, denn es ist darin alle bis jetzt siegreich gebliebene philosophische Bildung der modernsten Zeit enthalten. Zu tadeln, zu bessern, auszubauen hat man hinreichend an Schellings Sisteme gehabt, ja es war übrig, dasselbe zu begründen; aber der Endpunkt desselben, die Idee des Absoluten, ist herrschend geblieben bis heute.

Trotz der Gegnerschaft findet man in Jacob Wagner, in Eschenmaier, ja in der letzten Gestaltung Fichte's vielfache Hinneigung zu dem, was Schelling angeregt.

Als entschiedener Adept Schellings tritt zuerst Henrich Steffens, ein Däne, auf, 1773 zu Stavanger in Norwegen geboren. Dieser Mann ist ein beziehungsreiches Beispiel, wie sich die Schelling'sche Anregung nach unerwarteten Seiten hin erstreckt, wie poetisch lose sie noch eine Freiheit und Beliebigkeit des Interesses gestattet, welche ihr natürlich von geschlossener Philosophie nicht zum Besten angerechnet werden konnte. Steffens nämlich hat sich eben so zum Romane wie zu physikalischer Poesie gewendet, in großer Schwingung hier wie dort ausgehoben, und weder hier noch dort eine Autoritätsstellung erreicht. Die geistreiche, philosophisch romantische Beliebigkeit drückt sich nirgends anschaulicher aus, als in diesem lebhaften Manne.

Der reale Theil, die Natur, die Erscheinungswelt, die Symbolik der Erscheinungen zog diesen romantisch philosophischen Sinn natürlich am meisten an. 1800 wählte ihn Schelling zum Recensenten seiner naturphilosophischen Schriften, und 1801 trat Steffens selbst hervor mit „Beiträgen zur inneren Naturgeschichte der Erde;" — 1806 gab er „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft," — 1822 seine „Anthropologie," welche den Menschen im strengen Zusammenhange und Verhältnisse mit Natur und Naturentwickelung betrachtet sehen will, und welche die Bemerkung erfahren hat, daß der

Mensch in einer „Lehre vom Menschen" selten eine so zurücktretende Rolle zu spielen habe. Das ältere Geschöpf der Erde, Stein und Erde, von wo aus zur höheren Organisation, zum Menschen fortgegangen wird, sind allerdings, schlimmen Zeichens, in dieser Lehre vom Menschen noch durchaus überherrschend.

Kurz vorher waren auch des Verfassers „Karrikaturen des Heiligsten" erschienen, in denen ein sehr geistreiches Thema vorgezeichnet ist. Der Staat, ein aus Freiheit erwachsener Organismus, ist hier der Boden, und Karrikaturen des Heiligsten sind die starr durchgeführten Consequenzen einer oder der anderen staatlichen Idee. Dies schöne Bildungsthema wird durch Thesen und Antithesen hindurchgeführt, ein höherer Spiegel dessen, was Ancillon, dem Praktischen näher, in seiner „Vermittelung der Extreme" erörterte. Das Interesse jener Karrikaturen wird durch das Schicksal des Verfassers selbst erhöht, denn man sieht diesen neuerer Zeit unter dem Schatten derjenigen Karrikaturen in Unruhe umhergetrieben, die ihn früher ein glücklicher Instinkt als solche bezeichnen ließ. Dieses romantische Geheimniß menschlicher Bestimmung, welches in Jugendkraft die empfängliche Todesstelle des eigenen Leibes arglos entdecken läßt, könnte bei der romantischen Schule näher ausgeführt werden. Zu dieser Schule nämlich gehört eigentlich das unruhige, phantastisch suchende Wesen Steffens, und zu ihr hat sich auch seine Richtung mehr und mehr gewendet, sie hat die zupassendere romanhafte Form gewählt, und in dieser Beliebigkeit schweifend so weit hinziehen lassen, als es die Karrikatur einer Form nur gestatten mag.

Was, außerhalb der Leibnitz'schen Weise, aller früheren Philosophie zum Vorwurfe gemacht werden konnte, bestand darin, daß die Individualität zu wenig beachtet und nicht eingerechnet wurde; die Individualität nämlich, welche das Charakteristische, einen ganz eigenen Akt der Freiheit gibt, einen Akt, der sich in ein neues Verhältniß zum Universum setzt, und die Beziehungen, durch sie aber auch die ewige Existenz unberechenbar bereichert. So bald er nicht eingeschlossen wird, ist der Vorwurf des verarmenden Schematismus immer gerechtfertigt, er ist der noch immer unbesiegte Triumph des Poetischen. Ist dieser Triumph durch Philosophie eingeholt, dann ist uns wieder eine abgeschlossene

Poesie und Kirche gegeben, das heißt: ein höchster Einheitszustand der höchsten Forderungen, ein Zustand, in welchem das Verschiedendste harmonisch zusammentrifft.

Schelling hat früher in seinem „Philosophie und Religion" die Individualität, die Persönlichkeit der Seele für nichtig erklärt und zu den Scheinwirklichkeiten der sinnlichen Dinge geworfen, in späterer Aeußerung aber das Gegentheil behauptet, und auch besonders in diesem Punkte die Hoffnung erweckt auf eine große Fortbildung seiner ersten Anlage. Steffens ist auch in diesem Punkte bis zur Karrikatur gegangen: ihm ist alles Wirkliche ein Individuelles. Dadurch ist Alles bei ihm einzeln und dadurch unvollständig geworden; sein Glaube ist Er, der sich aus Mysticismus bis zum Pietismus vereinzelt, und dem folgerecht sogar der Conventikel, den er liebt, zu viel sein müßte; seine Romane sind Er, Er ist Alles, was er zugibt und aufnimmt, ist Concession, eine organische Schöpfung, eine künstlerische That in vollem Umfange sind ihm dadurch von selbst abgeschnitten.

Steffens in seiner ersten Periode die Totalität in Geist und Natur in produktiver Betrachtung nachweisend, war als ein praktisch gewordener Schelling von großem Reize. Da weist er den späteren Steffens selber mit vieler Energie in's Reich der Unwissenschaftlichkeit, lehnt von sich ab die unklare Ansicht, welche die Totalität als ein Unbestimmtes, als Andacht, Ahnung, Anbetung fassen will mit der bloßen Gesinnung, mit Frömmigkeit. Wissenschaft ist ihm da noch Vernichtung eines Gegensatzes, die bloße Gesinnung gilt ihm da noch nicht Alles.

Troxler aus Luzern wird gewöhnlich in diesen Kreis gezogen, hat sich aber durch seine Schriften, welche seit 1828 erschienen sind, auf den allerneuesten Standpunkt gestellt, welcher ähnlich der früheren subjektiven Richtung den Menschen selbst wieder zum Mittelpunkte der Philosophie macht, ohne den Gewinn der objektiven Philosophie aufzugeben. Der Mensch sagt er, finde Alles nur in sich. Das sei aber nicht in früherer Weise zu verstehen, als ob die Objekte nur in ihm existirten, sondern die menschliche Seele sei „Spiegel der Welt." So richtet er sich in harter Polemik gegen alle neue Philosophie, auch gegen diejenige, welche Subjekt und Objekt zu einer Identität zusammenstellte. Auch dies sei nichts als eine leere Ver-

standesidentität mit willkürlichen Voraussetzungen und Formen einer Schule. In seiner eigenen Theorie — wofür seine „Logik" dient, wie seine „Naturlehre des menschlichen Erkennens" mehr die Polemik und den neuen Mittelpunkt bringt, — verlangt er für die Sinnlichkeit größere Bedeutung, sie habe auch ihre Form, ihr Gesetz und Maß bereits in sich, ein „untersinnliches a priori." Nach Oben sei Intuition der Seele, Gemüth das a priori aller Vernunsterkenntniß. Vermittelnd gehen auf und ab Vernunft und Phantasie. Jene schöpft die höchsten Ideen nicht aus sich und dem logischen Formalismus. Diese, aus der Sinnlichkeit kommend, versinnlicht das Geistige, — Alles zusammenwirkend gibt den ganzen Menschen und die wahre Philosophie.

Auf diesen Gang, welcher nahe Berührungen hat mit dem neuesten Abfalle von Hegel, besonders mit dem jüngeren Fichte, kommen wir später zurück, wo von diesem Kenntniß genommen wird. Früher, schon 1820, gab Troxler ein „Sistem der philosophischen Naturlehre des Rechtes" heraus, worin auch er wie Steffens gegen die Karrikaturen des Liberalismus und Legitimismus auftrat, ohne jedoch eine so nahe Verbindung mit Schelling an den Tag zu legen wie dieser. Carl Ludwig von Hallers „Restauration der Staatswissenschaft," deren erster Band schon 1816 erschien, wird mit noch größerem Unrechte direkt von Schelling abgeleitet. Man bürdet diesem eine Partie der Folgerung auf, die, also unorganisch gefaßt, gar nicht in ihm liegt. Es sind Einzelne nur durch die heutige Stellung Schellings und mancher Schellingianer dazu verleitet worden. Diese Stellung nämlich hat sich partieenweise an den katholischen Konservatismus geschlossen, unmuthig oder zurückbleibend neben einer dialektischen oder energischen Fortbildung der sich selbst begreifenden und in sich fußenden Gedankenwelt. Haller setzt eine beliebige patriarchalische Verfassung voraus, die in sich eine vernünftige Nothwendigkeit weder fordert noch gibt, die als Recht forterbt und für spätere Zeit das Kriterium gibt. Bei einer unbedeutenden Bildung hat Haller lange Zeit in Deutschland verbreitete Aufnahme gefunden. Hegel warf diese Lehre schon 1821 als eine gedankenlose Nichtigkeit in seinem „Naturrecht und Staatswissenschaft" bei Seite.

Stutzmann edirte 1806 eine Philosophie des Universums

als Organisation des gesammten philosophischen Wissens, welcher nachgesagt wurde, und die dadurch ein Interesse erhielt, daß sie wörtlich aber unrichtig Schelling'sche Vorlesungen kopirt habe. Dagegen hat Schelling selbst G. M. Klein als Schüler anerkannt, besonders in Rücksicht auf die ethischen Ideen der Natur-Philosophie. Friedrich Ast, obwohl vorzugsweise auf Plato fußend, ist auch in diese Reihe zu ziehen, eben so J. B. Schad, J. Thanner, J. A. Rixner. — J. E. v. Berger in Kiel, der gewöhnlich mit genannt wird, schließt sich schon viel enger an Hegel, insofern ihm die Philosophie Wissenschaft des sich selbst erkennenden Geistes ist.

Noch mehr verlangt Solger — 1780 zu Schwedt geboren, der vorzugsweise in Hegel aufgeht, und den unmittelbaren Uebergang zu diesem bildet, — eine weniger abhängige Stellung. In dem Nachlasse, welchen Tieck und Raumer herausgegeben, zeigt sich durchweg ein milder Genosse Hegels, der in wesentlichem Gange mit diesem übereinstimmt, und nur nicht den Muth zeigt, den dialektischen Weg mit sistematischer Energie zu vollenden. Bei dem, was Hegel die „unendliche absolute Negativität" nennt, wo sich die Idee als Allgemeines negirt zum Besonderen, bleibt er stehen, statt, wie Hegel, dies nur als dialektisches Moment zu betrachten, und in weiterer Thätigkeit wieder aufzuheben, so daß das Allgemeine im Besonderen, oder das Unendliche im Endlichen wiederhergestellt werde. Dies Solger'sche Verharren in der Verneinung begegnete denn der von Hegel so gehaßten Ironie, welche in der romantischen Schule eine große Rolle spielt. Obwohl diese Ironie bei Solger wesentlich verschieden ist von der Schlegel'schen, die allen Inhalt verflüchtigt, und im Gegentheile zu dieser das höchste menschliche Wesen nur für nichtig erklärt, weil es nicht eigen, sondern nur eine Offenbarung der göttlichen Idee sei. Hotho nennt deshalb auch die Solger'sche Ironie die bekehrte, zur Unterscheidung von der romantischen. Er war auch eine Hauptperson dieser Schule, welche an jenem Briefwechsel Theil nahm, und auf dem Gute Ziebingen zwischen Krossen und Frankfurt mit ihm verkehrte. Um so auffallender ist es, daß weder in Tieck noch in Raumer der wesentliche spekulative Kern Solgers irgendwie zur Aufnahme und irgendwie zum bedeutenden Ausdrucke dieser Auf-

nahme gekommen ist. Solger starb 1819 in Berlin, und dieser Tod war für Hegel ein tief empfundener Verlust, Solger war ihm der einzige Kollege und Freund gewesen, der ihm wirkliche und höhere Theilnahme an der dialektischen Philosophie bewiesen hatte. Die Naturphilosophie hatte die absolute Identität als ein unmittelbar Vorausgesetztes hingestellt. Die Schule derselben kam dahin, daß es auch ein hervorgebrachtes sein müsse — eine wissenschaftliche Durchdringung im Denken fand nicht statt. Solger versuchte sie. Das dialektische Mittel schien ihm das Gespräch; weil er aber hier den Gegensätzen nicht immer streng die nothwendig bezüglichen Sachen, sondern wohl beliebige Personen zu Trägern gab, so konnte ihm Hegel eine Conversation vorwerfen, statt einer strengen Dialektik. Der absolute Inhalt war durch Schelling da, und es galt nun, streng, ohne alle kleinste Beliebigkeit, die absolute Form zu finden. Solgers Begriff Dialektik ist schon ganz der von Hegels Logik, welche über die äußerliche Form, was man sonst Logik nannte, hinausgeht und Metaphysik mit in sich begreift. Die Wahrheit ist dem Denken nicht bloß Form oder allgemeines Gesetz, sondern zugleich Gegenstand der inneren Erfahrung. Indem ich richtig denke, werd' ich mir der Gottheit bewußt. Gott, sagt er, würde ein besonderes und zufälliges Individuum sein, wenn wir nicht erkennten, daß er das Wesentliche unseres Inneren selbst ist. Hierin überschritt er Schelling und die naturphilosophischen Mystiker und begann Hegel, immer aber den letzten Schritt scheuend, und darin verharrend, daß wir uns die vollkommene Einheit der Idee und Wirklichkeit nicht einmal vorstellen könnten, da dies die göttliche Erkenntniß selbst wäre.

Daumer und Blasche werden als solche genannt, welche die Identitätsansicht wie ein gegebenes, vorausgesetztes Thema angenommen, und in ihrer Weise daraus gefolgert haben, und doch kann der erste nur mit vieler Einschränkung als Adept Schellings aufgeführt werden, und der zweite verbittet sich's durchaus. Bei Daumer begegnet und begrüßt sich eine merkwürdige Mannigfaltigkeit, für welche Daumer selbst Mittelpunkt werden soll. Deshalb wirft ihm auch die philosophische Kritik vielfache Verwirrung in den höchsten Begriffen vor. Und es ist nichts Geringes, Kabbalah, Jacob Böhme, Angelus Silesius,

Schelling und selbst Hegel'sches friedlich unter einander zu einigen. Es hat wohl nur Göschel noch das Verwegenere sich gesetzt: die Bibel, das gläubigste Christenthum, Göthe, Hegel und das Corpus juris mit Sanftmuth unter einen Hut der Redensart zu bringen.

Blasche dagegen hat sich sehr verständlich gemacht und die scharfe Polemik verschiedener Seiten auf sich gezogen. In seinem „das Böse im Einklang mit der Weltordnung" ladet er die alte Erbsünde auf die Individualität; die Person, der Mensch ist die Sünde des Schöpfers, die Schöpfung ist Abfall der göttlichen Idee von sich selber. In seinen neueren Büchern „die göttlichen Eigenschaften" und „die philosophische Unsterblichkeitslehre" führt er es weiter dahin aus: wie man einen persönlichen Teufel fallen lasse, so müsse es auch mit einem persönlichen Gott geschehen. Das göttliche Bewußtsein sei nicht Princip der Weltregierung, sondern es werde Resultat, letzter und höchster Zweck derselben. Die allgemeinen Naturgesetze seien die allgemeine Weltregierung. Persönliche Fortdauer nach dem Tode sei nicht möglich. Es finde Seelenwanderung statt, und zwar im Kreislaufe, da es nichts über den Menschen hinaus gebe. —

Stahl aber vor Allen wird als der neueste und würdigste Adept Schellings erklärt, der auch bereits von derjenigen Fortbildung Schellings betheiligt sei, die noch im Publikum erwartet werde. Da sich dies indessen bis jetzt mehr angekündigt als beendigend dargelegt hat, so ist noch nichts Abschließendes darüber zu sagen. Er wendet sich in seiner „Rechtsphilosophie" demjenigen Hauptpunkte zu, nach welchem besonders die jüngste Unzufriedenheit mit Hegel drängt. Dies ist die Persönlichkeit Gottes. Stahl sagt, es sei ein schöpferisches, also persönliches Prinzip Grundpostulat Schellings, die Schöpfung sei nach Schelling keine Begebenheit, sondern eine That. Hegel wirft er als Grundgebrechen den Aberglauben an das Abstrakte und Formelle vor. Was der Geist erkenne, sei wirklich, nicht bloß abstrakt nothwendig, er wisse es mit der Zuversicht des Glaubens, nicht mit der Nothwendigkeit der Mathematik. — Darnach bleibt nun in diesem Punkte der alte Vorwurf in Kraft, daß der wissenschaftliche Gedankenweg zur Begründung aufgegeben sei, der voraus nöthige Beweis, daß sie selbst eine Philosophie sei.

Nach Seite der Naturforschung und Folgerung hin aus Schelling'schem Anstoße sind Oken, Schubert, Schelvers, Görres, Kieser zu nennen. Als Mystiker Franz v. Baader, und in ganz eigener noch wenig gewürdigten Position Krause.

Von diesen ist über Oken hier nichts Näheres zu sagen, da sich dessen Forschung und Verdienst vorzugsweise im realistischen Felde der Naturforschung findet, wo er, die Suprematie des Lichts aufsteckend, mit vieler Energie eine allgemeine, ganze Naturwissenschaft zu gründen trachtet, den physikalischen Irrthümern Schellings direkt widersprechend. Sein geniales Talent, das Faktische in Vergleichung und Ableitung einer Sistematik einzuverleiben, wird selbst von denen anerkannt, welche sein philosophisches Denken auf die niedrigste Stufe stellen.

Eine Philosophie des Geistes ist ihm nur solche, die ein vollkommen Entsprechendes der Naturphilosophie ist. „Der Geist ist nur die reinste Ausgeburt der Natur, und daher ihr Symbol, ihre Sprache." Diese Philosophie des Geistes, sagt er, sei noch nicht da, und er habe nur Zeit und Kraft, deren Methode und Stelle anzudeuten, ohne sie zu entwickeln. Oken war in der ersten Ausgabe seiner Naturphilosophie kühner, Gott und den Menschen enger verbindend als in der zweiten. Dort war die Welt, als Produkt des göttlichen Selbstbewußtseins, gleich ewig mit Gott. Hier ist Gott früher vorhanden als die Welt. Dadurch wird Hoffahrt, Abfall, Sünde, Versöhnung für den Menschen nöthig.

Wir sehen im Allgemeinen, daß der Gang naturphilosophischer Bestrebung, wie ihn Schelling angeregt, zunächst in ein neues, reiches Feld poetischer Anschauung führt, und in so fern ist die zunächst folgende romantische Schule vielfach verwandt mit dieser philosophischen Schule. Wir sehen eben so, daß die neue poetische Fülle frühzeitig in sich einen dogmatischen Abschluß sucht, und daß aus Romantik und Naturphilosophie vorherrschend sich herausstelle: eine eigenthümliche Gefühlsreligion, ein Rückneigen zum Katholicismus, ein Neigen zum Mysticismus.

Den naturforschend-gefühlskundigen Uebergang bildet G. H. Schubert, der eine merkwürdige Empfindungswelt aus Naturanschauungen entwickelt. Seine wichtigsten Schriften sind „Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens," 1806 und 7

bis 21, „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ — „die Urwelt und die Fixsterne 1822“ — zuletzt „Geschichte der Seele,“ und als Umarbeitung einer früheren Schrift „Geschichte der Natur.“ Neuerer Zeit finden wir ihn auf Reisen nach dem Oriente, und übrigens in der Hauptstadt des naturphilosophischen Studiums, in München wohnhaft. Neuen Kombinationen forschender Dreistigkeit gegenüber, weist er über Alter und Entstehung der Erde, über Sündfluth und wichtige Vorfragen des Erdschicksals auf die Bibel, und macht die Richtigkeit der Tradition geltend. Es mangelt indessen dabei nicht an eigener Zuthat, die nach der verschiedenen Lebenszeit des Autors verschieden mächtig ist, so daß sich ein großer Unterschied zwischen früheren und späteren Schriften findet. Die Jugend schließt sich noch strenger an den Spekulationsanfang Schellings, mehr und mehr hat er sich dem mystischen Reize der Naturwissenschaften hingegeben, der guten Magie, Swedenborg'scher Manier, sogar den Gesichten des Pfarrers Oberlin eifrige Theilnahme geschenkt, und ist in praktischen Ansichten, zum Beispiel vom Staate, der Autoritäts-Ansicht wie Schlegel im Wesentlichen beigetreten. Viel poetische Beweglichkeit und Zartheit der Auffassung hat ihn einem Theile unseres Publikums werth gemacht, da er sich aber so zeitig in den Schirm der Traditions-Naturgeschichte zurück geflüchtet, und wenig Muth für eigene große Forschung gezeigt hat, so ist nichts Bedeutendes und Bezwingendes von ihm zu erwarten. Es ist merkwürdig, daß die Schelling'sche Schule durchweg gleich von vorn herein theosophisch war, was doch der Meister erst spät wurde. Nicht das Denken, sondern das weise Schauen der Gotteswissenschaft, eine poetisch-philosophische Prophetie war Symbol der Schelling'schen Schule. Der Hegelianer sagt halb scherzhaft bei den religiosen Aeußerungen Schuberts: es ist immer anzuerkennen, daß Schubert den Himmel, wenn auch erst künftig, einmal auf Erden versetzt.

Franz v. Baader — geb. 1765 — eine sehr merkwürdige Erscheinung, hat in kleinen Aufsätzen und Schriften, deren Zahl Legion, über Alles geschrieben, was durch Naturzeichen auf ein seelisches Leben führt, was zu mystischer Deutung Anlaß, zu Versenkung in Abgründe und zu Erhebung in Himmelshöhen Stoff gibt, ohne dadurch eine andere Position in unserer Bildungs-

Geschichte zu erlangen, als die eines seitwärts stehenden, stets wachsamen, aber wenig beachteten Postens, dem Jakob Böhme der erste Naturkundige Deutschlands und der Welt ist.

Immer wieder der Naturphilosophie nahend, ohne sich doch von ihr fesseln zu lassen, und immer wieder mit ganz eigenem Blicke auf die wechselnde Zeit schauend, bekundet sich in diesem Manne eine regsame Lebendigkeit, die beim Mystiker selten ist, und auch vielleicht Schuld trägt, daß er sich nicht zu voller Abrundung eines eigenen Gedankenkreises und Gesetzes entschließt. Gleich als ob er die Erlaubniß zu paradoxiren nicht aufgeben möchte, läßt er es stets wieder fallen, wenn er einen geschlossenen Bau begonnen hat, wie in „Begründung der Ethik durch die Physik" und in den zwei Heften seiner begonnenen „Vorlesungen über die speculative Dogmatik." Er billigt den Hegel'schen Gedanken, daß das fortschreitende Wissen des Menschen der Weltgeist sei, dies soll aber nur ein kreatürlicher, nicht der höchste göttliche sein. Diese Trennung, wodurch allerdings der Absolutismus der Idee vernichtet wird, hat er mit einigen Hegelianern gemein, die vom Kantischen Kriticismus nicht völlig abgehen wollen. Das Ewige, sagt er, sei inner dem Zeitlichen, aber nicht in dem Zeitlichen vorhanden. Baaders hartnäckige Eigenheit, auch als Katholik dem Pabste gegenüber, auch als Münchner Lehrer ist sehr bemerkenswerth. Er glaubt mit Schelling, daß unsere Mystiker mit den Aufklärern ganz zusammentreffen, „indem sich Beide im absoluten Nichts der Unerkennbarkeit Gottes begegnen." Er will das Mystische, ja Apokalyptische nicht verwerfen, aber will Bigotterie. Er sieht die christliche Tradition für Bruchstücke einer uralten Experimental-Philosophie an, ist aber durchaus gegen alle neue Philosophie, in so weit darin der Mensch allein zum Bewußtsein gelangen und sich darin erhalten könne.

Anton Günther thut sich ebenfalls als dialektischer Mystiker hervor, hat aber als katholischer Geistlicher, unserer freien Philosophie gegenüber, eine beengte Stellung, und wird darum charakteristischer bei der philosophischen Bestrebung in der katholischen Kirche genannt, welche in Hermes, Pabst, Staudenmaier, Sengler, Möhler, Baader und diesem Günther ein so überraschender Fortschritt ist. Es leuchtet ein, wie schwer der

Standpunkt einem unveränderlichen Pabstthume gegenüber sein muß, und Hermes, welcher aus Kant und Fichte heraus Beweise gab, daß man nichts über Gott wissen, und sich deshalb dem Glauben rücksichtslos hingeben könne, Hermes, welcher seine Ansichten in ein Ganzes drängte, ist das erste Opfer dieses Versuches geworden, den Katholizismus philosophisch zu begründen, obwohl er nicht dem kleinsten Stifte der Tradition zu nahe trat.

Sei es nun, daß es die Stellung mit sich bringt, oder daß sie es nicht anders wollen: die durch Philosophie zu suchende Wahrheit steht ihnen bereits fest im Traditionellen, und sie beweisen und raisonniren bloß, können also nur in einzelnen Punkten dem allgemeinen Fortschritte unserer Kultur dienen.

Joseph Görres, der auch dahin gehört, hat sich nur durch eigene, gewaltsame Entwickelung in solche Nothwendigkeit versetzt, sich in Extremen herumgeschleudert, und am Ende mit viel mehr rhetorischem als philosophischem Talente den Beweis übernommen, die aus unserer Welt verschwundene Einheit könne nur durch Rückkehr zum Pabstthume wieder erreicht werden. Er ist bei der romantischen Schule näher in's Auge zu fassen, theils weil er eine Zeitlang direkt mit den Romantikern thätig war, und unserer Poesie durch Volkslieder und erwecktes Mittelalter Leben einzuflößen dachte, theils weil sein wechselvolles Leben, weil Stil und Art dieses leidenschaftlich bewegten Mannes viel näher einem kometenartig poetischen Drange steht, als einem philosophischen.

Windischmann ist in dieser Partie auszuzeichnen, da er ein wahrhaftes Resultat nur darin findet, daß sich das Denken in sich vollende und hierdurch zur Versöhnung mit bestehendem religiosem Bewußtsein komme. Sein Streben geht, wie das des eben hierher gehörigen Molitor, mehr auf historische Forschung. Der Frankfurter Fr. v. Meyer legt seiner Mystik eine tief grabende Bibelforschung unter. Heinroth in Leipzig nähert sich der Steffens'schen Art, aus Naturbetrachtung, hier besonders aus physiologischen Phänomenen, tiefe Bezügnisse mit der Gottheit aufzuwecken.

Ueber Schelvers stehen noch interessante Mittheilungen zu erwarten, da die mündlichen Notizen aus Heidelberg auf eine ausgezeichnete Natur dieses Mannes hindeuten.

Ueber Krause, der so wenig Aufmerksamkeit gefunden hat, kann hier nichts Ausführliches gesagt werden, da die philosophische Wissenschaft hier nur vorzugsweise in ihrer Einwirkung auf den Bildungspunkt der Nation anzudeuten ist. Er gehört zu denjenigen, welche eine neue Vermittelung über die Identitäts-Philosophie hinaus versucht haben. Davon liegt das Resultat noch in der Zukunft, und die besondere Theilnahme daran gehört einer speciellen Geschichte der Philosophie. Dieser neueste Kreis, welchem auch seiner letzten Thätigkeit nach der schon erwähnte Troxler und v. Berger angehört, und der außer der allgemeinen Tendenz noch wenig Gemeinschaftliches hat, kann hier nur als entstehend bezeichnet, und die übrigen dahin gehörigen Namen des jungen Fichte, Suabedissens, Hillebrands, Ohlers und A. Hermann Weisse's könnten nur mit geringer Andeutung hinter Hegel genannt werden, da ihnen die Hegel'sche Vollendung objektiver Philosophie mehr oder minder zum Grunde liegt.

Krause hält die Philosophie für eine absolut organische Wissenschaft, die unmittelbar aus der Anschauung des absoluten Wesens hervorgeht, und auf analytische Weise faßlich dargestellt werden soll. Die dialektische Form und gewöhnliche Terminologie verlassend, bildet er sich eine eigene Kunstsprache, und darin mag ein Grund liegen, daß er so wenig Beachtung gefunden hat. Denn die oft gehörte Beschuldigung, daß er sich durch Herausgabe von Schriften, welche die Freimaurerei angreifen, allerlei Hemmnisse zugezogen habe, widerspricht doch der Ansicht, welche man von dieser Gesellschaft haben darf, und könnte im schlimmsten Umfange die philosophische Kritik nicht dergestalt in sich begreifen. Diese ist ja doch so frei und unberechenbar, daß sie von solcher Rücksicht schwerlich beengt werden könnte.

Krause wirft Hegel vor, daß er Philosophie von Religion nicht genug unterscheide. Es sei ferner nur Zweck der Wissenschaftslehre, daß der Geist in ihr zum Begriff des Begriffs der Wissenschaft komme, Wissenschaftslehre sei aber noch nicht Gesammt-Philosophie. Ein Weltmenschheitsbund sei zu erstreben, nicht Pantheismus, wo Alles Gott, sondern Pantheismus, wo Alles in Gott.

Es stellt sich dar, welch ein tief bewegtes Leben aus diesem neuen philosophischen Anstoße erweckt worden sei, wie viel tausend Keime dadurch aufgegangen sind für die geistige und poetische Existenz unserer Nation. Gar keine Notiz davon nehmen, heißt einen tiefen Lebensstrom deutscher Kultur unbeachtet lassen, an dessen Ufern manch Blümchen, mancher Baum und mancher Wald wächst, die in der Literatur selbstständig zu sein scheinen, in Wahrheit aber aus der philosophischen Bestrebung an der Wurzel getränkt worden sind. Je größer indessen der Reichthum für eine neue poetische Einheit ist, desto wachsamer muß man sein vor einem zu voreiligen Abschlusse; denn der Reichthum ist eben der Zeuge von einer noch außerordentlichen Verschiedenheit.

Schelling selbst, an den sich nah oder fern eine so große Bewegung geknüpft hatte, schwieg lange über das ausführliche Sistematische, besonders seitdem er durch Hegel in wissenschaftlicher Begründung des Sistems überholt worden war. Im Jahr 1834 gab er in der Vorrede zu dem übersetzten Aufsatze Cousin's über französische und deutsche Philosophie ein merkwürdiges Manifest, was diese Kriegsangelegenheit der deutschen Philosophie direkt betrifft. Zuerst wendet er sich mit herbem Tadel gegen die ungelenke Form Hegels, gegen eine Ausdrucksweise, welche es ganz unmöglich mache, daß die Philosophie, ihrer großen Bestimmung nachkommend, allgemein verständlich sei. Kaum der Deutsche selbst fände sich darin zurecht, das Ausland gar nicht. Dann nennt er die Hegel'sche Philosophie einen neuen Wolfianismus, und greift deren scholastische Methode bis auf's Leben an. Sie enthalte nur eine Täuschung, indem sie die seit Cartesius reale Philosophie wieder von einem rationellen Punkte aushebe, und an die Stelle des Lebendigen und Wirklichen den „logischen Begriff" setze. Denn dieser logische Begriff habe keine Verbindung mit der Wirklichkeit, und um nun aus dem rein Logischen in das Wirkliche überzugehen, reiße dieser dialektische Faden ab, welcher sich rühme, von keiner Voraussetzung auszugehen, und mache die unbegründete Voraussetzung, die Idee zerfalle nun in ihre Momente, womit denn die Natur entstehen solle.

Dies verunglückte Experiment, sagt er, „hat wenigstens ge=

dient, auf's Neue zu zeigen, daß es unmöglich ist, mit dem rein Nationalen an die Wirklichkeit heranzukommen."

Dieser Tadel ist das Letzte, was Schelling gegeben, die eigene Begründung und Ausbildung seines Sistems läßt er dabei noch erwarten. Uebrigens kann der Geneigte zwischen den Zeilen dieses Manifestes heraussehen, daß Schelling mit den voreiligen Konsequenzen und den mancherlei mystischen Wegen seiner Anhänger nicht ohne Weiteres einverstanden, und sich wenigstens nicht verantwortlich dafür gemacht sehen möchte.

29.

Die romantische Schule.

Es ist so natürlich, sich mitten und gewiß in der Seele Gottes fühlen zu wollen, daß dem poetischen Drange der unmotivirteste Sprung zu vergeben ist. Der einzelne poetische Drang an sich bedarf niemals einer Rechtfertigung, er ist die Freiheit des Menschen, — ob er sich zu einer allgemeinen Poesie erheben darf, das ergibt sich über Kurz oder Lang immer von selbst; denn er darf es, sobald er es kann. Nacht und Nebel können wohl eine kurze Zeit über die Jahreszeit täuschen, aber doch nicht völlig.

Dem poetischen Drange der Romantik also einen Vorwurf zu machen, daß er aufgesprungen sei in Nacht und Nebel, und durch Wälder und Kirchen verkündet habe, es sei das Mittelalter wieder da, ihm das für absolute Thorheit oder gar für ein Verbrechen anzuschreiben, das ist ein thörichtes Unrecht. Weiß man doch, daß sich der Frühlingsvogel manchmal täuscht, zu frühe kommt, singt, und des Todes wird. Man bedenke den reizenden Rausch, welchen eine naturphilosophische Ansicht erwecken konnte, die dem Strauch und Baume, der Sonne und den Gestirnen eine zum Absoluten mitsprechende Bedeutsamkeit gab, eine Bedeutsamkeit, wie sie unerhört gewesen war! Man bedenke, welch eine Täuschung der Rationalismus erlebt zu haben schien in den nächsten Folgen der französischen Revolution, welch ein Verlangen

in jeder tieferen Natur erwachen mußte, die haltlose Welt an einen Ankergrund zu legen, welcher sich früher so fest erwiesen hatte! Man bedenke, wie schonungslos die Philosophie vor Schelling alles Wesen vom Reize und farbigen Mantel der Sinne entkleidete! Nichts blieb als der kahle Gedanke. Und doch ist so viel farbiger und klingender Stoff im Menschen, und doch gibt es keine Kunst ohne Stoff! Was sich nicht vom Schreckens-Sisteme des Kriticismus unterjochen ließ, das mußte sich durch Reaktion nachdrücklich zeigen, und so nachdrücklich wie möglich.

Soll eine Zurechnung gesucht werden, dann müßte man an die Gebrüder Schlegel gehen, die leitenden und verantwortlichen Minister der romantischen Schule. Sie waren nicht durch poetischen Drang, durch tyrannische Illusion des Herzens genöthigt; sie gingen nüchtern an den Versuch, eine neue poetische Herrschaft zu gründen. Sie erkannten die Größe Goethe's, von ihnen war die Einsicht zu fordern, daß das Herzensleben einer Zeit sich nicht fünf Jahrhunderte rückwärts setzen lasse.

Und auch die Maximen der Schlegel finden so leicht wenigstens eine Erklärung. Sie erkannten, daß die bloß verschönerte Gedankenoperation des logischen Schlusses nur eine dürftige poetische Blüthe sei, daß des Lebens unerschöpfliche Geheimnisse davon unberührt blieben; sie hatten eine feine kritische Ansicht, sie fühlten diese ihre Ueberlegenheit, sie waren wie alle kritische Kraft herrschlustig, und der Wunsch war natürlich, die reifere Einsicht erfolgreich geltend zu machen. Die schöpferische Kraft war gering, die kritische Wirkung ohne sie zeigt sich nur dem scharfen Auge in feinen, weiten Kreisen; rascheren Nachdruck erlangt sie nur durch eine Schule. Die Nothwendigkeit einer Schule war somit gegeben. Verbessernde Bemerkungen sind aber zu dünner Boden für eine solche, ein positives Verlangen ist gebieterischer. Aus der Unzufriedenheit mit dem Rationalismus, die sich in so viel Zeichen ankündigte, aus den Sympathieen, mit denen sich einzelne Talente bekundeten, ließ sich ein solcher Grund aufbauen. Die spätere Feindin, die kritische Philosophie, in welcher die Schlegel aufwuchsen, fand in Fichte eine grandiose Steigerung, welcher sie ebenfalls eiligst huldigten. In all den Evolutionen der Philosophie sind Fußstapfen praktischer Art, denen man in unserer schönen Literatur begegnet. Der kundige, wenn

auch für den Gesang stumme Urbewohner der Waldeswildniß ist durch den Urwald geschritten, den weichlichern aber empfänglichern Fremdling, welcher später kommt, führt der Fußtritt des Urbewohners, den er im Moose zurückgelassen, der Zweig, welchen jener abgebrochen, leitet ihn, der Schweiß eines Wildes, was jener erlegt, bestätigt ihn in der Wegesrichtung, und so treffen sie zusammen zum Kampfe oder zur Vereinigung. Jener Urwald des Fichte'schen Idealismus wurde den Schlegel so werth und vertraut! Ihre Zeitschrift, das Athenäum, ist voll von diesen Wanderungen, sie begannen völlig in den Bahnen dieser Philosophie. Man täuscht sich sehr, wenn man bei Novalis bloß an die blaue Blume denken will, auch er bezeichnet seinen Weg mit philosophischen Stationen, seine „Christenheit oder Europä" hat nicht bloß einzelne Vorblicke, die man jetzt in Lamennais finden kann, sie spann sich wie ein Schmetterling aus der Fichte'schen Raupe. Diese Philosophie, wie sie für Schelling die Brücke ward, ward sie auch für den Romantismus. Man findet den Atheismus in ihr, aber was konnte ein schwärmerisch bewegtes Herze ebenfalls in ihr finden? Der Stoff, der gemeine, verschwand darin, der reine Geist allein blieb übrig. Sagt dies nicht auch einem ascetischen Christenthume zu, was die Materie zu tödten trachtet, was umgeben von ihr noch in Finsterniß und Tod zu wandeln glaubt? Fand doch Fichte selbst die Quelle darin zu seiner späteren Wandelung, in welcher sich der kühne Titan undefinirbarer Autorität beugte. Der Reiz einer gebieterischen Folgerung ging von Fichte auf Schiller, sein idealer Aufschuß auf die Romantiker über, und sie griffen mit Farbe und Blume jenes Absolute voraus, was Schelling neben ihnen ahnte und fand. Sie schmückten den Idealismus, daß er aussah, als sei er mehr denn eine Einseitigkeit, sie spielten damit, und da Schelling ebenfalls Dichterei mit ihnen in Jena trieb und Verse machte und in die Naturlockung sich versenkte, so liegt der Gedanke an eine Wechselwirkung gar nahe, der Gedanke, daß die Identitätslehre mit entsprungen aus den romantischen Anlagen in Jena, und vielleicht deshalb so lange bloß romantische Erfindung der Philosophie geblieben sei, welche den wissenschaftlichen Beweis nicht sucht und braucht.

Es möchte sehr schwer sein, den einzelnen Punkt aufzuweisen,

wo die Romantik entschieden aus Fichte übertritt in die Natur-Philosophie. Dies süße Schwanken zu dieser und zur Entdeckung derselben ist eben die Jenaische Romantik, und dies Verbleiben in süßer Schwankung, woraus sich alles Mögliche folgern läßt, ist ebenfalls diese Romantik, und wenn Schelling sein System begründet und abgeschlossen hätte, so durften die Romantiker sagen: er ist von uns abgefallen. Hegel war der Nebukadnezar dieser Romantiker, er brach das Zion derselben. Sie sind der poetische Traum, welcher die absolute Ganzheit im Menschen, die Ganzheit von Leib und Seele und Natur wieder in Rechte einsingen wollte, welche von Aufklärung und Rationalismus bedroht waren. Dies Moment als romantisches Recht ist uns auch verblieben, und wird uns auch verbleiben. Es neigt in der Poesie eben so zu vorherrschendem Idealismus oder zu vorherrschendem Realismus, wie in der Philosophie. In der vorzugsweise sogenannten romantischen Schule schwankte es eine Zeit lang wie in Schelling selbst, der, um Hegel zu trotzen, auf Realismus besteht, obwohl seine Partei sich schwärmerischen Idealen geschichtlicher Nothwendigkeit hingegeben hat. Die Lucinde, William Lovell wollten die Materie weihen, bald aber schlug der ganze Strom nach Seite der körperlichen Entäußerung und allmäligen Vernichtung. Selbst Malerei und Katholizismus, die in Liebe oft mit einander verwechselt waren, auch sie mußten von Fleisch und Farbe lassen, und die blassen, reizlosen Bilder vor dem Segen der Kunst gewannen die Palme. Neuerer Zeit ist im „jungen Deutschland" die nothwendige Reaktion eingetreten. Aber, wie sich's darstellt, in solchen Gegensätzen, welche die Philosophie geweckt hat, bleibt zunächst die Schwankung. Neben Fichte's Idealismus wächst eine sinnliche Romantik auf, neben dem aus der Natur webenden Schelling verdünnt sie sich zur Ascese, neben dem entkörperten Schema Hegels schwellt sie zu Ueberschwänglichkeit in Fleisch und Farbe. Es ist gegenseitige Ergänzung. Aber der unbefangene Blick lehrt: wenn eine Erfüllung kommen soll, so muß ein Genie die Fäden aufnehmen, von denen die Rede, und sie mit seiner unabhängigen Kraft zu einer neuen, über den Streit gehobenen Schöpfung der Selbstständigkeit gestalten. Ein Vorbild dafür ist in Goethe da, welcher sich betheiligt und doch in stolzer Ruhe unabhängig erhält.

Solche Perspektive — um die Schlegel bei ihrer Gründung der Schule wieder aufzunehmen — konnte ihnen damals nicht ausgebreitet sein, sie sahen einen gährenden Reichthum vor sich, sie suchten ihn durch eine Sammlung zu bewältigen. Die durch Poesie und Philosophie erweckte und belebte Natur brachte ein großes Hilfsheer; Anschluß an das Studium alt vaterländischer Dichtung brachte ein zweites, Kenntniß romanischer Sprachen, welche unbekannte romantische Dichter aufdeckte, brachte ein drittes, man sah das Mittelalter, das katholische Spanien in seiner Einheit herrlich aufstehen; man sammelte, man zog eilig Schlüsse, um je früher je besser mit einer Positivität auftreten zu können, man täuschte sich im Eifer selbst über ein Resultat, das nur als Resultat überhaupt willkommen war, man hatte zu eigener Ueberraschung unter den Händen eine katholische Romantik aufgebaut, und sah sie durch Talente verherrlicht, gegen sich selbst gerechtfertigt, — man hatte eine Schule, und mit ihr Fesseln für sich selbst.

Dies war etwa der Gang, in welchem sich dicht an den Fersen nüchtern protestantischen Kriticismus eine überschwängliche Dichtschule gestalten konnte, die mit Kantischen Prinzipien anfing, und mit Traktätchen endigte. Sollen deshalb Steine auf die Dichter-Gründer geworfen sein, weil wir es jetzt übersehen? Es ist immer ein Vortheil in der Geschichte, wenn sich Tendenzen sammeln zu einer Einheit, auch wenn die Einheit voreilig ist und bekämpft werden muß; — was gut daran, wirkt rascher und tiefer, weil es keilartig kommt. Eben so freilich das Schlimme. Aber so verlassen von wahrhaftiger Einsicht ist eine gebildete Allgemeinheit niemals, daß sie nicht die bedenkliche Zumuthung erkennen sollte, und die Abwehr kann nun eben so nachdrücklich stattfinden, da die Schule als gesammelte Vertreterin anzugreifen ist. Vorübergehen muß doch Alles in der Geschichte; nichts aber ist schlimmer, als wenn dies nicht umfassend geschehen kann, wenn sich Nachzügler verkriechen, wenn der Kampf sich zersplittert.

Nun, zersplittert haben ihn die Schlegel nicht, und das wäre allein schon dankenswerth.

Jetzt, da wir die That im Ganzen und nach aller Einzelnheit hin übersehen, da wir die wissenschaftliche Nachfolge kennen, welche den damaligen Gedanken-Zusammenhang so weit überflügelt, jetzt, da uns poetische Offenbarung von gleicher Kraft

und doch ganz anderer Art entstanden ist, jetzt wird es uns nicht schwer, ein Urtheil über die romantische Schule zu finden, was unbefangen die poetische Schönheit derselben würdigt, und auf die poetische Herrschabsicht im Allgemeinen wie auf ein poetisches Getümmel hinsieht.

In Betreff poetischer Schönheit kann man nicht empfänglich genug sein für die lieblichen Töne, welche von der Schule aus allerlei sonst todtem Gesträuche auferweckt worden sind, aus interessanten, tiefen, kapriciösen und neckischen Bewegungen des Herzens, und aus den geheimnißvollen Bezügnissen zur Vorwelt und zum Jenseits. Vorsichtig muß man indeß dabei bleiben, und dem oft erkünstelten Ernste und erzwungenen Scherze sich nicht allzu bereitwillig hingeben. Die Handwerksmanier der sogenannt hohen Poesie ist gar oft nur ein prahlerisches Schild, ungefaßt und unreif bietet sich unendliches Verswesen, unabreißbare Erhebung über das natürliche Bewußtsein. Krankhafte Reizbarkeit wird für normal gesundes Wesen ausgegeben.

Diese Manier und der allmälig über die Schule selbst hinaustretende, die Schule selbst überflügelnde Schulzweck, Zurückführung in Mittelalter und Katholizismus, hat den Romantikern in neuerer Zeit eine so animose Feindseligkeit zugezogen, eine Feindseligkeit der verschiedensten Art, in welcher sich Hegel und Heine begegneten, und in welcher selbst glänzende Vorzüge der Schule geläugnet wurden. Am zerschmetterndsten entlud sich die Entgegnung immer auf die Gebrüder Schlegel, und ihnen ist offenbar viel Unrecht geschehen. Mit geringem Talente zur eigentlichen Schöpfung begabt, standen sie doch als kritische Führer an der Spitze, verfuhren, um ein Ansehen zu gewinnen, schonungsloser von vorn herein, als nöthig zu sein schien, beleidigten die Theilnahme der Nation in Herabsetzung Herders und Wielands, ja in wenig verborgener Geringschätzung Schillers, und konnten selbst nichts zum Ersatz bieten als kritische Fingerzeige und Winke. Solch kritische Entschädigung, die statt der That nur den Rath zu bieten hat, ist meistens schlimm gestellt; was sie nützt, das ergibt sich langsam und unscheinbar, ihrer Beschaffenheit nach muß sie sich in Wahrheit dessen überheben, was sie leisten kann, um nur das Mögliche zu leisten, und so kann sie nur unter den günstigsten Umständen dem herben Urtheile entgehen. Sie ist wie ein

Hausfreund der Literatur: der Hausfreund gehört nur uneigentlich zur Familie, und will er durch Tadel darin reformiren, so wird er übler Nachrede ausgesetzt sein.

Bei alle dem knüpft sich an die Schlegel viel wichtige Wendung im literarischen Bewußtsein unserer Nation. Sie haben nicht nur durch Herbeischaffung allerlei Materials aus fremder Zeit und Nation unserem Geschmacke reiche Uebung und manchen Wechsel bereitet, sie haben im Allgemeinen den literarischen Sinn Deutschlands gefeinert, den polemischen Ausdruck und Verkehr auf höheren und edleren Ton gestellt und tief an jener wunderbaren Vermittelung gearbeitet, durch welche das verschiedenartigste Geistesstreben, auch das abstrakteste und abstruseste, in unserer schönen Literatur einen Mittelpunkt und Ausdruck gefunden hat. Der Philologe, der Antiquar, der Geograph, der Naturforscher, der Staatsmann, der Philosoph ist zum Theil just durch die Schlegel im Hauptresultate und manchem einzelnen Gange der schönen Literatur erobert worden. Was Lessing oft nur nebenher dem Publikum zuwarf an Studium und Kenntniß, und wobei er in seiner herben Weise nur zu oft durchblicken ließ: „es gehört nicht recht für Euch," was Goethe früher nur privatim betrieb, das zogen die Schlegel direkt in den Bereich des schönliterarischen Interesses. Sie verhalfen uns nicht zu solcher Literatur, aber sie verhalfen uns zu dem Stempel, welcher darauf gedrückt wurde, zu dem Stempel: Deutsche schöne Bildung ist so reich und würdig, daß ihr der Kern einer noch so weit abliegenden Forschung zukommen und schmackhaft sein kann, daß sie ein Ideal der nationalen Gesammtbildung darstellen kann.

Insofern beleidigt Hegel geradezu den besten Lebenspunkt der Gebrüder Schlegel, wenn er in seiner Aesthetik ihnen vorwirft, sie seien gar keine philosophischen Naturen, sondern nur kritische, und keiner von Beiden könne auf den Ruf spekulativen Denkens Anspruch machen.

In diesem Anspruche liegt gar nicht die literar-historische Bedeutung der Schlegel. Was würde aus der Philosophie, wenn alle Schriftsteller Philosophen wären! Sie bliebe ohne Vermittelung mit dem Gesammtleben eine Kastenbeschäftigung, ein höheres Handwerk. Die Schlegel'sche Art war eben eine geistreiche

Vermittelung. Als Jünger Fichte's haben sie die Fichte'sche Lehre in die Literatur gewebt.

Wo Hegel von diesem allgemeinen Vorwurfe abgeht, und im Einzelnen nachweist, daß sie in ihrem Wege übertrieben hätten, da darf man ihm wörtlich beistimmen; eben so in dem, was er über Erfindung der Ironie durch Friedrich Schlegel sagt, und über den widerwärtigen und wahrhaft tödtlichen Mißbrauch, welcher von den Romantikern damit getrieben wurde. Aber auch da möge nicht vergessen sein, daß wir es nur mit dem Mißbrauche zu thun, und außerhalb eines schonungslosen Sistems, wie das Hegel'sche, die ganze Erfindung dieser Ironie nicht so in die Vernichtung zu werfen haben, wie er es darf. Für uns liegt ein literar-historisches Moment darin, das uns bei der einfachen Verneinung verloren ginge.

Die Schlegel waren es, sagt Hegel, welche sich in die Nähe der Fichte'schen „Idee" gestellt, und sich nun mit großer Kühnheit der Neuerung, wenn auch mit dürftigen philosophischen Ingredienzien, in geistvoller Polemik gegen die bisherigen Ansichten gewendet, und so in verschiedene Zweige der Kunst allerdings einen neuen Maßstab der Beurtheilung und früher angefeindete Gesichtspunkte eingeführt hatten. „Da nun aber" — fährt er fort — „ihre Kritik nicht von der gründlich philosophischen Erkenntniß ihres Maßstabes begleitet wurde, so behielt dieser Maßstab etwas Unbestimmtes und Schwankendes, so daß sie bald zu viel, bald zu wenig thaten. Wie sehr es ihnen deshalb auch als Verdienst anzurechnen ist, daß sie Veraltetes und von der Zeit gering Geschätztes, wie die ältere italienische und niederländische Malerei, die Nibelungen u. s. f. mit Liebe wieder hervorgezogen und erhoben, und wenig Bekanntes, wie die indische Poesie und Mythologie, mit Eifer kennen zu lernen und zu lehren suchten, so legten sie doch bald solchen Epochen einen zu hohen Werth bei, bald verfielen sie selbst darein, Mittelmäßiges, z. B. die Holberg'schen Lustspiele, zu bewundern, und nur relativ Werthvollem eine allgemeine Würde beizulegen, oder sich gar mit Keckheit für eine schiefe Richtung und untergeordnete Standpunkte als für das Höchste enthusiasmirt zu zeigen."

Nun wendet er sich im ganzen Zorne seiner Sistemansicht, daß alles wirklich Bestehende seine Nothwendigkeit und Würdigkeit

habe, gegen die Ironie, deren Entstehung und Tyrannei. „Friedrich v. Schlegel ging von dem Fichte'schen Standpunkte aus, um ihn eigenthümlich auszubilden und sich ihm zu entreißen." Zu der Ironie kam er durch das Fichte'sche Ich, welches abstrakt und formell absolutes Prinzip alles Wissens war. Ein Inhalt ist nur, so weit ihn das Ich anerkennt. Das sogenannte „Ansich" ist nur Schein, das Ich macht es zur Wirklichkeit oder verwirft es. Dies gibt „göttliche Genialität" des Künstlers, er erklärt nur für wirklich, was ihm der Wirklichkeit werth erscheint, und das ist der ironische Standpunkt.

Dadurch wird in neuer Salomonischer Bedeutung alles eitel, das Ich verzweifelt am Ende auch in seiner Einsamkeit, es entsteht, da es nirgends in das Objekt hinüber kann, die „krankhafte Schönseligkeit und Sehnsüchtigkeit. Denn eine wahrhaft schöne Seele handelt und ist wirklich." Und indem man nun gar die Ironie auf eigene Schöpfung von Kunstwerken überträgt, wird die Nichtigkeit selbst zum Prinzipe der Kunstschöpfung gemacht.

Die Romantiker haben dies nun wol nur auf wirklich Nichtiges anzuwenden getrachtet, und deshalb auch ein wahrhaft komisches Moment darin gesucht, daß sich Nichtiges vernichtet; aber von der Uebertreibung dieses ironischen Prinzips sind sie durchaus nicht frei zu sprechen. Daher sind jene langen Lustspiele entstanden, die sich forcirt fortwährend mit sich selbst beschäftigen, und zu keiner Existenz kommen, all die Stücke, wo die Poesie sich immer selbst aufstachelt, um Poesie zu suchen und zu sein, die Stücke, in deren negative Haide besonders Tieck einzelne ironische Witze verstreut hat, und worin eine rück- und vorwärts gebogene Verstandesmaschinerie für erquickendes Kunstwerk angesehen sein möchte. Allerdings ist diese Ausbeutung des Talentes eine durchaus unerquickliche, und just Tieck mag eine breite Ursache darin finden, daß seine reiche Begabung niemals zu einem erquickenden Durchbruche in's allgemeine Interesse der Nation gekommen ist. Er hat sich am meisten dem ironischen Grundsatze zum Opfer gebracht. Schlegel, Friedrich sowohl als August Wilhelm, viel weniger. So lange er ihnen wirklich Grundsatz war, schrieben sie nicht viel mehr als Einzelnes für ihr Athenäum, und Friedrich machte sich nur in der Lucinde Gelegenheit, den Bestand in's Ich zu verflüchtigen. Die schöpferische Unfruchtbarkeit ließ die

Ironie als Grundsatz gefahrlos über ihre wichtigeren Schriften, die literar-historischen gehen, da diese einer spätern Zeit entsprungen sind. Der reicheren Natur Tieck's prägte er sich nachtheilig tiefer ein, da deren lebhafte Thätigkeit mit dem Schwunge des ironischen Prinzips zusammenfiel, und so sehr er in seiner zweiten Periode, in der novellistischen, sich im Großen davon abgewendet und der Würdigkeit des Objektes zugeneigt hat, er hat sich dessen nie ganz entäußern können. So weit die Ironie ein einzelner Schalk bleibt, beruht noch heute ein Tieck'scher Reiz darin; so weit sie sich in Blut und Leben des Dichters zersetzt, und die Welt über allen eigentlichen Ernst des dichterischen Grundes unsicher gemacht hat, schließt sie das beklagenswerthe Geheimniß des Tieck'schen Erfolges in sich. Weil aber die Nation keinen sichern, ernsthaften Grund fühlt, hat sie sich einem so reichen Talente niemals rücksichtslos, und noch weniger allgemein hingegeben.

So ist das Haupttalent dieser Schule allerdings nicht ohne Beschädigung von dem ironischen Prinzipe geblieben, die Schlegel selbst aber haben sich von der Ausdehnung desselben mehr oder minder befreit. Daß Friedrich die dadurch erzeugte Auflösung der Welt nie ganz überwunden, mag vielleicht zu seinem späteren Uebertritt in die katholische Kirche beigetragen haben, und in so fern geht man mit neuer Aufmerksamkeit an den Hegel'schen Zorn zurück. Es wird am Ende zur entschiedensten Autorität geflüchtet, wenn man sich von allem Objekte bis auf das einsamste Ich isolirt hat. August Wilhelm, eine leichtere und heitere Natur, hat sich im Wesentlichen ganz davon gelöst, und diese künstliche Terminologie stört nur noch zuweilen seine unbefangene Auffassung, wie sich in seinen dramaturgischen Vorlesungen darstellen wird.

Auch bei Arnim und Brentano finden sich ironische Auswüchse, und die Trödelei im Beiläufigen, die behaglichste Ausspinnung im Zwecklosen, wie sie namentlich in Arnim sich so oft breitet, hängt auch genau damit zusammen. Was ist weiter, steht hinter den Zeilen, als mein Träumen? Was ist wichtiger? Was helf' ich?

Den ganzen ironischen Zug aus dieser Schule wischen, das hieße, für unsere geschichtliche Ausbeute die ganze Schule vernichten. Was nicht als Ziel gelten darf, das ist als Bewegung, als Wendung in der Geschichte oft unermeßlich wichtig, und

darum von entschiedenem Werthe. Die Systematik, welche nur mit Endresultaten zu thun hat, und die Wege zwischen den Prinzipien übersehen mag, wird an solchen Punkten stets absprechen und vernichten. So schlägt Hegel die Ironie der Romantiker in den Boden, und die Hegelianer ergötzen sich an Heine's Liedern, verdammen ihn aber nach ihrem Koder zu Galgen und Rad. Die Systematik ist aber auch zu etwas Anderem da, als Specialgeschichte zu schreiben, sie zertritt unter den Kategorien die Uebergänge, die Blumen aller eigensinnigen Freiheit, Augenblicksthaten der poetischen Gottheit selbst, denn sie kennt als Systematik nur den gemachten und den gewordenen Gott, nicht aber den werdenden.

Wir haben zum Oefteren großen Wechsel in Gedanken oder in Poesie an bestimmte Gegenden, ja an Städte gebunden sehen können. Das Mittelalter ist herrschend am Rheine und im südlichen Deutschland. Der Uebergang in saftigeres, sinnlicheres Leben und in das Lied, was solchem Leben entspricht, bildet sich in Oesterreich; der Meistergesang steigt aus dem Süden in die mitteldeutschen Städte, und je näher das Jahrhundert zu uns kommt, desto tiefer steigt er nach der nordischen Abdachung herab, ja bis nach dem äußersten Danzig, als ob er da in die Vergessenheit der Ostsee münden wollte. Reformation und Kirchenlied webt in Norddeutschland. Als Wittenberg nachläßt, entsteht Jena und übernimmt die traurige Aufgabe, den Dogmenfanatismus der Partikularität auszulärmen. In Leipzig und Halle bildet sich die neue Aufklärung vor, die später in Berlin ihren Sitz nimmt, Göttingen versammelt vorzugsweise historisches Studium in sich. Leipzig erlangt noch einmal Bedeutung durch Ernesti, den dort aufwachsenden Lessing und die überzahlreichen Dilettanten neuer Dichtung, welche alle in Leipziger Dachstuben beginnen, die Weiße, Gellert, und all die sangbedrängte Schaar von kleinen Dichtungsvögeln, unter denen auch Klopstock die größeren Schwingen hebt. Göttingen sieht in sich den Hainbund entstehen. Alles, was durch Zusammentreten wichtig wird, erhebt sich in Norddeutschland. Jetzt sendet auch unser Süden, der in schöpferischem Marke so kompakt und überwältigend ist, seine Geister und Talente ersten Ranges, und der kleine Fleck in Thüringen von Weimar bis in das tiefe Thal von Jena umschließt jetzt alle geistige

Größe des Vaterlandes; Jena ward die Residenz der Romantik. Es sendete aus oder zog an sich die kleinen Nebenhöfe zu Halle, Heidelberg und Berlin. In den melancholisch trockenen Thalkesseln an der Saale, wo die Natur aufwärts möchte und so wenig bekleidende und vollendende Schönheitsmacht dafür zu entwickeln weiß, dort war das Haupthoflager der Romantiker. Hier fanden sich die Schlegel, Tieck, Novalis aus dem Norden, Schelling, Brentano aus dem Süden her zusammen; hier gestaltete sich der Uebergang über den Jordan, während die Klassik sich besonnener in dem ebeneren sanfteren Weimar sonnte, Schiller schweigend und ernsthaft der aufsteigenden Räthselwelt zusah, Herder unmuthig, Wieland voll hüpfenden Zornes drein blickte, Goethe aber lächelnd. Ihm opferte die Schule, und ihm waren wesentliche Theile verwandt, das Seelenleben der Natur und des Details, der klingende, verklingende Vers, welcher nicht logisch folgert und schliesset. Von Halle sang Arnim herüber und Steffens sprach von dort her seinen Bemerkungenstrom, der nie versiegt. In Heidelberg saßen später Görres und Brentano, sahen in die schönen Berge und in die blau duftende Ebene, Arnim kam auch dahin und blies mit Brentano in des Knaben Wunderhorn. Nach dem Kriege wird Heidelberg das Archiv der altdeutschen Poesie, da die weggeführten Bibliothekschätze sich dort wieder zusammenfinden.

Und was saß nicht auch von anderer Richtung in dem kleinen Jena neben einander, jedes Haus ein Literaturblatt! Hegel ward hier Privatdocent, v. Woltmann las Geschichte, die beiden Humboldt fanden sich ein, Niethammer, Ilgen lehrten da. Wie viel mehr Anregung war vorhanden, als zum Beispiele für den einsamen Lessing, der unter dem Gezwitscher in Leipzig, ja selbst neben Nicolai und Mendelssohn in Berlin, in Breslau ganz und gar, in Hamburg und Wolfenbüttel nicht minder allein stand für und für, während hier die Schule aus einer allgemeinen Anregung aufging. Welch großer Vortheil liegt darin, wenn Ton angebende Autoren nicht ganz und gar gemeinschaftlichem Eindrucke entnommen sind, wenn sich rasche Auffassung sogleich über den rohen Anfang hinaus besprechen läßt, wenn jeder persönlichen Grille bei Empfängniß eines Momentes durch das Gespräch der schriftliche Ausdruck abgeschnitten wird, und die Persönlichkeit sich doch nicht verliert, sondern um

so klarer sich herausstellt, weil ihr die Unterscheidung von dem nahen Umgange so nöthig dünkt!

So ist es bemerkenswerth, daß die Extreme der Romantik nicht in Jena ausgebildet wurden. Wie jugendlich keck auch die ersten Prinzipien von hier ausgingen, Alles war hier mit Laub und Farbe geschmückt, die Ahnung zeigte sich kühn, aber das Wesen war geschmeidig. Starr wurde es erst, als die Gesellschaft auseinander gestoben war; Friedrich Schlegel auch ward erst später katholisch.

Die Gebrüder Schlegel.

Sie sind Söhne jenes Johann Adolf Schlegel, den wir zwischen den Cramer und Ebert bei den bremischen Beiträgen gesehen haben, und der später als Prediger in Hannover lebte. Dort sind auch diese Brüder Schlegel geboren.

August Wilhelm, der ältere, 1767.

Interesse an Sprachen und an geschichtlicher Zusammenfassung zeigt sich früh. Achtzehn Jahre alt hat er auf dem Hannöverschen Gymnasium eine Rede in Hexametern gehalten, worin ein Abriß der deutschen Dichtkunst gegeben wurde. Er hat sodann in Göttingen studirt und ist dort mit Bürger vertraut gewesen; eine Charakteristik dieses Dichters, welche er 1801 in den „Charakteristiken und Kritiken" herausgab, überraschte auch durch ungewöhnliche Auffassung Bürgers. Uebrigens widmete er sich in Göttingen unter Heyne mit großem Fleiße dem philologischen Studium, und legte den Grund zu jener umfassenden Gelehrsamkeit, zu jener außerordentlichen Belesenheit in allen Literaturen, die seinem späteren Auftreten so viel Gewicht und Umsicht gab. Von Göttingen kam er als Hofmeister nach Amsterdam und verlebte dort drei Jahre. Nach kurzer Rückkehr in's Vaterhaus ging er nach Jena, schloß sich an Schillers „Horen" und dessen Musenalmanach und die von Goethe so lebhaft beförderte Allgemeine Literatur-Zeitung. Metrik, Kritik, philologische Ausbeute, und ein zierliches, wenn auch dürftiges Talent für formelle Poesie

machten aufmerksam auf ihn. Sein gewandter, im Urtheile scharf zusammengreifender Geist wußte diese Aufmerksamkeit zu fesseln, zu heben, und den Mangel schöpferischer Kraft zu bedecken. Wenn auch nicht zum Feldherrn selbst, für den Generalstab erwies er sich sogleich höchst tauglich. Schon dort in Jena, 1797, begann er seine Uebersetzung des Shakespeare; er ward Rath und Professor, las über Aesthetik und ästhetische Gegenstände, und begann in Verbindung mit seinem Bruder von 98 bis 1800 das berühmte und berüchtigte „Athenäum.“ Hierin lagen die Manifeste, daß man sich zu einer neuen Schule sammeln, und dafür das neue philosophische und antiquarische Material verwenden wolle. Der Vorsatz war neben einer bereits anerkannten Klassik der Goethe, Schiller, Herder und Wieland kein geringer, zumal der niederreißende Vorwurf die letzteren mit treffen mußte, zumal dem Schlegel damals nur ein geringer Rückhalt schöpferischen Talentes geboten war in Novalis und dem unstäten Brentano. Tieck war noch sehr jung, man hatte ihn gelobt und angezogen, das Gedeihen lag aber doch noch sehr in Frage. So bleibt es ein kühner Muth, mit welchem die Schlegel 98 schonungslos über ganze Partieen der bestehenden Literatur herfuhren, und die Feindschaft des größten Theiles über sich herauf beschworen. Man kann sich heut zu Tage die Entrüstung nicht groß genug denken, welche über diese Brüder in allgemeinem Schrei zusammenschlug, da kein würdig Haupt, nicht Herder noch sonst einer, vor der neuen Principien-Belehrung, ja vor dem Uebermuthe dieser jungen Leute sicher blieb. Die Schüler einer jungen Schule sind stets die Karrikatur derselben, und von ihnen ging manche Uebertreibung des Uebermuthes aus. Eigentlich sind aber die meisten der wilden Schüler zu ganz erwachsenen Romantikern aufgeschossen, und wenn die romantische Schule von dem Lärmen und allenfallsigen Skandale ihrer Jugend- und Blüthezeit gar viel auf übertreibende Nachbeter schieben und lasten will, so ist dies nicht ganz in der Ordnung. Friedrich Schlegel, Tieck, Brentano, zeigten sich alle geneigt zur Außergewöhnlichkeit, und im bürgerlichen Leben ging es mit gegenseitigem Frauenwechsel und poetischem Liberalismus so weit als irgend thunlich, oder vielmehr so weit, als im Herkömmlichen nicht thunlich. August Wilhelm blieb darin auch nicht zurück.

Stehende Feinde, man könnte sagen, die Masken der romantischen Feinde, waren der alte Nicolai mit seinem Schatten und seiner ganzen Aufklärungsnüchternheit, Kotzebue, das Iffland'sche Bürgerspiel und Alles, was an's Bürgerliche und die bloße Rührung grenzte. Der lebhafte Kotzebue gab am Meisten zu schaffen, er hatte die Masse des hausbackenen Publikums auf seiner Seite, er war niemals blöde, hatte Witz und unerschöpfliche Rüstigkeit, womit er seine praktische Art des literarischen Amüsements unterstützte. So schrieb er den „hyperboreischen Esel," und Schlegel antwortete mit der „Ehrenpforte für den Theater-Präsidenten v. Kotzebue." Als das Athenäum einging, schloß sich Schlegel an die mit dem neuen Jahrhunderte von Spazier gegründete „Zeitung für die elegante Welt," und Kotzebue mit seinem cynischen Freunde Merkel erschufen sich das Jahr darauf in Berlin „den Freimüthigen," die Polemik ward von Seiten der Freimüthigen immer zelotischer und niedriger und Schlegel gab sie auf.

Unterdessen waren seine Gedichte erschienen und die schon erwähnten „Charakteristiken"; er hatte sich mit Tieck zur Herausgabe eines Musenalmanaches vereinigt, und sich 1802 selbst nach Berlin gewendet, wo er die den Schlegel eigenthümliche Art der Vorlesungen vor einem gebildeten Publikum begann. Darin zeigt sich eine merkwürdige Familienähnlichkeit der beiden Brüder, wie sehr sich auch besonders später das Verschiedenartige des Naturells herausbildet. Herders „Ideen" gebührt das Recht des Vorganges; sonst ist es ganz Schlegel'sche Art und durch sie eine allgemeine literarische Art bei uns geworden: Geschichtsentwickelung in massenhaften Tableaus zu geben, und die leitende Idee der Masse voranzustellen. Französische Muster konnten eine Anregung zu der freien, modernen Form gewesen sein, nicht zum Wesen. Aber diese Form fiel auch ganz mit der Schlegel'schen Bildung zusammen, die, gerüstet mit aller Fachwissenschaft, sich aus dem Fache herausdrängte. Es ist — wie schon erwähnt — besonders den Schlegel zu verdanken, daß unsere schönwissenschaftliche Kultur ein so freier Ausdruck aller sonst verschiedenartigen Wissenschaftlichkeit wurde, und deshalb ist bei Würdigung der Schlegel auch aller Nachdruck auf diese belletristische Geschichtsweise zu legen, denn darin beruht der Kern ihrer literarischen Wirksamkeit. Die formell sauberen Sonette, welche die Freunde

August Wilhelms so gern preisen, damit doch auch Gedichte des Mannes gepriesen würden, der so strenge Forderungen an Gedichte macht, sie sind nur ein Blumensträußchen, was auch der unpoetische Franzose gern vor sich herträgt, und worin nur ein Strichlein, aber keineswegs das Wesentliche des Charakters zu suchen ist. In diese Auffassung schließt sich eine dem Antiken nachgebildete Tragödie „Jon", welche er 1803 in Berlin schrieb, und die zu Weimar aufgeführt wurde, ohne dort größere Anerkennung als die einer Studie zu finden.

Das übrige Leben dieses Mannes darf als Material und Schule zu den dramaturgischen Vorlesungen angesehen werden, die er im Frühjahre 1808 zu Wien hielt, und in welchen die Seele seiner Wirksamkeit auf unsere Nation zu suchen ist. Was er in fremder Literatur geforscht, übersetzt, was er auf Reisen gesehen und im ausgebreitetsten Umgange erfahren, was sich aus Theorie und Liebhaberei der neuen Schule in ihm festgebildet hatte, — Alles begegnet sich in diesen Vorlesungen, und sucht sich in ein Resultat des Geschmacks-Urtheils zu festigen. Friedrichs Natur ringt tiefer und energischer nach allgemeinem Weltgesetze für den Menschen; August Wilhelms ist beweglicher, feiner, praktischer. Bei ihm erhebt sich die Geschmacksfrage über Alles. Hat er wirklich in reiferem Alter so viel von dem Reize seiner Lebhaftigkeit verloren, ist sein rasches, frisches Wesen, was noch durch jene Vorlesungen weht, wirklich in Ziererei geartet, wie man ihm vorwirft, dann darf auch das letzte Bedenken schwinden, daß man in diesen Vorlesungen seine Hauptthat erkennen will. Dies Bedenken liegt in den dreißig Jahren, welche er seit jenem Wiener Frühlinge noch erlebt hat. Er lebt heute noch, er ist seit jener Zeit außerordentlich thätig gewesen, der Einwand wäre natürlich: ist er denn nicht weit fortgeschritten, hat er nicht sein eigenes Buch, was schon 1811 im Druck geschlossen war, überholt? — Wenigstens hat er nichts mehr gegeben, was einer solchen Gesammtfassung an die Seite zu stellen wäre, er hat sich fast ausschließend in das Studium Indiens zurückgezogen.

Nachdem er 1802 in Berlin den ersten Versuch solcher Vorlesungen gemacht, beginnt er die Herausgabe des spanischen Theaters, was durch den katholischen Dichter Calderon der

romantischen Schule so höchst werthvoll wurde. Dies schwierige Werk, da er sich an Silbenmaß, Reim und Assonanz der Spanier mit strenger Treue hielt, vollendete seinen Ruf als eines geschmackvollsten Uebersetzers, auf welchen er sich durch Shakespeare schon so großes Recht erworben hatte. Das Jahr darauf 1804 fuhr er in solcher Arbeit fort und brachte „Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie.“ 1805 führte ihn die Bekanntschaft mit Frau v. Staël aus den dürftigen Verhältnissen eines privatisirenden deutschen Schriftstellers in die größere Welt und zu den Reisen, durch welche ihm so viel neue Kenntniß fremder Literaturzustände eröffnet wurde. Bald in der Schweiz und Italien, bald in Wien und in Schweden, bald in Frankreich war er mit ihr, erregt und bewegt durch das damals so stürmische Europa und durch die rastlos producirende Frau. Seine Elegie „Rom“ ist die Feier dieser Freundin. Außer Recensionen, worunter auch eine französisch geschriebene Broschüre, eine Vergleichung der Racine'schen und der Euripideischen Phädra, ist diese Zeit bis zum Jahre 1808 Vorbereitung zu jener dramatischen Uebersicht, welche er in Wien vortrug.

Diese Uebersicht, welche die nächsten Jahre darauf in 3 Bänden gedruckt wurde, führt den Titel: „Ueber dramatische Kunst und Literatur,“ und schildert das griechische, römische, italienische, französische, englische, spanische und deutsche Theater, und zwar das griechische, französische und englische mit besonderer Ausführlichkeit. Es wird dabei die speciellste Rücksicht genommen auf die ästhetische Frage im Allgemeinen und bis in's unscheinbarste Detail, und auf die praktisch theatralische Frage nicht minder. Dies ist in so guter Oekonomie geführt, daß nur selten das Detail überherrschend wird, und der gebildete Leser einen Ueberblick und das Material zu einer Vergleichung gewinnt, wie nirgends in einem ähnlichen Buche. Es bietet also auch unmittelbare Gelegenheit, einige Hauptheoreme der romantischen Schule in Rede zu bringen, wie sie sich in diesem Führer spiegeln, der mit der griechischen und mit der modern praktischen Welt noch vorherrschend zusammenhängt, da die eine oder die andere bei den andern Führern mehr zurücktritt. Geschrieben sind diese Vorlesungen lebendig und großentheils in vortrefflichem Stile. Nicht gar zu häufig stört Nachläßigkeit in Häufung derjenigen Satztheile,

die von einander abhängen und die sich bei größerer Sorgfalt zu klarerer Selbstständigkeit abgezweigt hätten. Es soll damit nicht die Feuilleton-Nüchternheit gewünscht werden, die in gleichem Takte ganzer Noten ohne Rhythmus klappert, sondern nur eine sorgfältigere letzte Redaktion. Der ältere Schlegel zeigt durchweg durch die leichte, oft graziose Fassung der Theile in einer größeren Gedankenausführung, daß er künstlerisch aus dem schwülstigen Ineinander befreit ist, was Friedrich Schlegel mühsam zu großen Schichten ordnet, ohne dadurch mehr als Richtigkeit der Satzentwickelung zu gewinnen.

Eben so beruhen aber auch alle Vorzüge dieses Buches in einer geschmackvollen Gruppirung des großen literarischen Materials, und über Winke des Geschmacks geht eigentlich die Kraft nirgends hinaus. August Wilhelm ist der nüchternste Kopf der ganzen Schule, aber zu einer prinzipienmäßig ausgebildeten und verglichenen Aesthetik ist auch er nicht in die triviale Ordnung des Gesetzes herabgestiegen. Das Buch strotzt von geistreichen Widersprüchen in sich, und es schwebt mit ächt romantischer Unbestimmtheit um die Nothwendigkeit kategorischer Bestimmungen. Und wo er sich zu einiger Schärfe zuspitzen will, da ist es stets der Ultraidealismus in der Poesie, wie das Fichte'sche Ich einen solchen in der Philosophie bildet. Dies Verfahren läßt alle materielle und historische Welt tief unter sich im Qualm der getrübten Aeußerlichkeit, und die Widersprüche bleiben deshalb nicht aus, weil nicht Alles erfaßt wird, und doch Alles seine Folgen entwickelt. Die Folge irgend eines äußerlichen Wesens zeigt sich nun Jahrhunderte später in einer geistigen Art. Als solche muß sie auch der Idealist beachten, und da er die Entstehung ignorirt, so bildet sich der Widerspruch lächelnd unter des Historikers eigenen Händen. Der ältere Schlegel ist nun in einem besonderen Falle: die Phantasie beunruhigt ihn wenig, also auch nicht mit Täuschungen, er ist ein praktischer Weltmann; aber der romantische Katechismus gilt ihm für höheren Anhalt, wie dem aufgeklärten Katholiken die Grundform der kirchlichen Ceremonie und Dogmatik gilt. Nach diesem Katechismus entscheidet er sich bei schwierigen Fällen, und läßt sich übrigens oft genug gehen. So entstand dies Buch, wo singender Hang zum Mittelalter, zum wundergläubigsten Christenthume, wo das leidenschaftliche, aus-

schließende Herz des Romantismus fehlt, und sich das rein romantische Prinzip nur in Abschattungen sichtbar zeigt. Sogar Calderon wird dem Shakespeare geopfert; um des Prinzips willen wird Calderons Ruhme auf einigen Seiten genügt, Shakespeare aber reißt einen halben Band an sich. August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck sind die eigentlichen Janusköpfe unter den Romantikern. Auch Tieck hat, ach, so viel Neigung zu der stets verspotteten aufgeklärten Welt, zu der gesund praktischen Existenz, aber sein Talent ist frühzeitig in's romantische Geschäft, wie der Kaufmann sagt, hineingezogen worden; so zog er denn auch alles erreichbare Kapital in's Geschäft hinein, er suchte sich's zur andern Natur zu machen, und nur für's gesprochene Leben, und für eigends dazu erfundene Käuze in der Schrift verbraucht er den verständigen Tieck. Die Käuze werden stets zur Thür hinausgeworfen, und so ist dem Prinzipe und dem natürlichen Drange zugleich genügt. Deshalb ist auch in die Tieck'schen Novellen das herumtastende Gespräch eingeschlichen, was durch die Breite der Unsicherheit manchen Verehrer zum Aeußersten peinigt. Nicht nur aus der lobenswerthen Absicht entspinnt es sich, den geistigen Bereich des vorliegenden Themas nach allen Seiten zu erschöpfen, und ohne Vorurtheil ein Gemälde aller einschlagenden Gesinnung zu entwerfen. O nein! das Beliebigste macht sich oft darunter breit. Der ächteste Grund liegt in den vagen Grenzen der Romantik, in der Unsicherheit der Prinzipien, die natürlich da noch weiter schlottern, wo auch das Naturel nicht ganz zustimmt, wie bei Tieck und dem älteren Schlegel. Entweder sie sind bei dem alle Realität vernichtenden Ich Fichte's stehen geblieben, und damit fällt Kunst und Geschichte, oder bei der Solger'schen Negation, welche Tieck so nahe liegt, und damit fällt alles kräftige Gedeihen der Produktion, oder sie haben Schellings Idee des Absoluten zugeschworen. Dies Letztere ist eigentlich von Keinem der schaffenden Romantiker zu sagen, es betrifft nur theilweise Steffens und die naturphilosophische Begleitung der Romantiker, die in künstlerischer That nichts Wichtiges hervorgebracht. Wäre nun aber solch ein Anschluß ausgebildet da, ein Anschluß an dies oder jenes Philosophem, so müßte unser Urtheil behutsamer sein, denn es beträfe auch das Philosophem. In Wahrheit hat sich die Romantik nur aphoristisch dargestellt, und wo sie, wie im

jüngeren Schlegel, sich konsequent ausführen wollte, da ist sie römischer Katholicismus, rücksichtsloser Autoritätsglaube geworden.

Dies Aphoristische ist der Uebelstand von Schlegels dramatischer Geschichte und von aller Geschichte der romantischen Schule bis auf die geschichtliche Position ihrer selbst. Am Verhältnisse zu Goethe zeigt sich dies deutlich. Warum soll man zur Ehre der Romantiker nicht annehmen, daß sie ihn nicht bloß als anerkannt großen Dichter zum Schiboleth erwählt hätten, daß sie ihn nicht bloß vorgeschoben? Sie sahen in ihm einen Dichter, der sich mit entschlossener Beziehung auf Natur und Wirklichkeit begründet hatte. Sie wollten auch zur Natur. Was ergab sich aber bei näherer Betrachtung? A. W. Schlegels Darstellung der dramatischen Geschichte ist so gerathen, daß am Ende gar kein folgerichtiges Lob für Goethe übrig bleibt, wenn nicht ein paar Schäferspiele, wie Jery und Bätely, der Freundschaft halber ausgenommen sein sollten. Es bleiben nur einige hohle Phrasen für den auch von der romantischen Schule über Alles gepriesenen Meister. Schon an diesem Beispiele zeigt sich die Schwankhaftigkeit und Unsicherheit des Prinzips. Das Haften in natürlicher Bedingung, das unangenehme Wahre, was Schlegel durch sein ganzes Buch nicht viel höher als das Prosaische gestellt hat, der Mangel des unklar Möglichen und Phantastischen, wie lästig zeigt sich das Alles bei Goethe! Iphigenie sogar kann achselzuckend nur ein Widerschein der antiken Tragödie genannt werden. Nur? Was wäre eine wirklich antike Tragödie für uns? Ein Schulerercitium, wie Schlegels eigener Jon. Der richtige Widerschein für uns ist die That des Genies, die Seele gibt es uns, nicht die Maske, wie bei den Franzosen, und nicht den ausgetrockneten Kern neben der Schale, wie es der Philologe thut.

So verschrieb sich Schlegel unvorhergesehenen Konsequenzen durch sein Buch hindurch, daß er am Ende desselben über den sonst gefeierten Herrn nichts Günstigeres sagen konnte. Diese romantische Unsicherheit möge noch in einigen Hauptzügen des Buches dargelegt werden, da dieser Beweis der Prinzipienschwankung für die ganze romantische Schule gilt. Was der Besonnenste und Praktischste unter ihnen nicht vermeiden konnte, wie hätten es die überschwänglichen Mitromantiker vermieden!

A. W. Schlegel hatte, wie schon erwähnt, eine entschiedene

Vorliebe für die klassische Art der Griechen; Aeschylus und Sophocles sind ihm unübertrefflich. Er hält sich also auf einem unbefangenen Standpunkte, der die vollendete Form unter gegebener Bedingung schätzt, ohne weitere Rücksicht auf den Inhalt; denn der Inhalt mußte doch einem christlichen Romantiker bei den Griechen noch das Höchste zu wünschen übrig lassen. Darin ist er für sich, aber freilich nicht für die christliche Romantik konsequent, daß er mit Erbitterung und ärgstem Tadel über Euripides hergeht, in welchem das griechische Götterwesen seinen Untergang feiert. Es bleibt eine höchst wunderliche Erscheinung, den christlichen Romantiker darüber tief entrüstet zu sehen, daß der Olymp seine Geltung verliert, daß diese Wandelung in Euripides künstlerisch dargestellt und von den Griechen beifällig aufgenommen ist. A. W. Schlegel macht den Euripides dafür verantwortlich, daß die Götter nicht mehr geglaubt werden, und daß er, um die Interessen seiner Zeit künstlerisch auszudrücken, in den Bereich menschlicher Verhältnisse eingehen muß. Abgesehen von allem Uebrigen, was hier zu erinnern wäre, die inhaltslose Form ist also die Hauptsache, welche Schlegel verlangt, und das nothwendig wechselnde Verhältniß derselben zu dem wechselnden Inhalte des Lebens, die Wahrheit, ist ihm prinzipienmäßig nichts. Dieser Grundsatz, den er kaum zugestehen würde, der aber durch das Buch herrscht, ist denn besonders dem Lustspiele gegenüber geradezu tödtlich. Das Lustspiel ist ihm durchaus entweder die baare Prosa, oder es muß sich wie die alte griechische Komödie im Phantastischen halten, muß die phantastische Kehrseite der Tragödie, Travestie in hohem Stile sein. So auffliegend das aussieht, wie arm ist es, das ganze thatsächliche Leben in seiner Heiterkeit und Bewegung durchaus verwerfen, es nur für Schale ausgeben zu müssen! Das Wort *wahrscheinlich* ist ihm ein Gräuel. Wohl wird viel Plattheit heraus geholt, und doch schließt es in seine Ursprünglichkeit alle Kunst ein: die Kunst ist der wahre Schein, der schöne Schein des Wahren. Er fürchtet mit Recht die bloße Kopie; die bloße Kopie ist aber nicht der Schein des Wahren, es ist die nachgemachte, gedankenlos nachgemachte Wirklichkeit. Nicht Alles, was zum Wirklichen gehört, ist für den Schein des Wahren zu nehmen, der wahre Schein ist schon eine Schöpfung der Kunst, denn er hat das

Unnütze und Falsche bereits ausgeschieden. In Wahrheit ginge bei dieser phantastisch-luftigen Verlangniß, die auf dem ultraidealen Ich Fichte's ruhen mag, alle plastische Kunst, und was damit zusammenhängt, verloren, auch Goethe wäre eine entschiedene Fehlgeburt, und da doch Schlegel sonst sehr entfernt von solcher Konsequenz ist, so gehört diese schwächste Seite des Buchs, die Betrachtung des Lustspiels, ebenfalls in die Prinzipien-Unklarheit der Romanik.

Dagegen ist er dem Aristoteles gegenüber meisterhaft. Wie unerträglich erscheint daneben im Ungeschmack des bloß pragmatischen Wissens heutigen Tages Gervinus, welcher Schiller und Goethe Glück wünscht, daß sie sich an den alten Aesthetiker gewagt, ja selbst vor ihm bestanden hätten. Wehe unserer ewigen Kunst, wenn sie sich stets das Schulzeugniß von dem alten Philosophen holen muß, der nichts als ein paar äußerliche Grenzen in der Aesthetik schematisirt, der nur einige Striche für praktische Kennzeichen und sich übrigens im Aesthetischen so beschränkt gibt. Auf dessen Rhetorik eingehend, macht Schlegel seinen Geschmack schonungslos beredsam, wohl fühlend, daß für eine Welt ganz anderer Bedingung nach innen und außen einige Aristotelische Formeln nicht genügen können.

Dies gab ihm denn auch den besten Zugang für das französische Drama, was den Stolz in die Aristotelische Berufung setzte, und dessen innere Leere dann am Schlagendsten nachzuweisen war, wenn die Schwäche der Berufung nachgewiesen wurde. Hier hat er den Kampf aufgenommen, welchen Lessing in Hamburg gegen die französische Ueberschätzung begonnen hatte. Es scheint dieser Kriegsdienst in fremdem Lande ein für unsere Literatur halbfremder zu sein, aber er scheint es nur. War nicht unsere ganze Geschmackswelt der höheren Stände eine französische? Ist nicht jetzt noch eine modische Vorliebe dafür stets regsam? Wirkt dies nicht tausendfach auf Publikum, auf Theilnahme und dadurch gegenseits auf den Weg der hervorbringenden Schriftsteller? Schlegel hat das große Verdienst, den falschen Schimmer des französischen Theaters bei uns gründlich zerstreut zu haben. Er sei darin zu weit gegangen, sagen Manche, er hat den süßen Reiz des spielerischen Kontrastes, besonders Racine's übersehen. Der Krieg gegen eine Allgemeinheit läßt sich nicht

bis auf kleine Schritte genau bestimmen, Rettung im Einzelnen ist leicht, wenn über das Ganze die Meinung begründet ist. Auch ist Schlegel wirklich nicht so rücksichtslos verfahren, Racine namentlich bleibt ihm trotz der getadelten allgemeinen Manier sehr lieb und werth, ja eigentlich sein Liebling, dem er das reichste Talent und großen Zauber willig einräumt. Richtiger ist der Schutz, welchen man ihm gegenüber Molière angedeihen läßt, der bei Schlegel zu tief herabgesetzt scheint. Und hier begegnet der Vorwurf jenem schon gerügten, daß die Schlegel'sche Ansicht vom Lustspiele so flatternd und ungenügend sei.

Die sogenannten drei Einheiten des Aristoteles und alle daraus fließende Konsequenz zeigt er den Franzosen in aller Nichtigkeit, nachweisend, daß sich selbst im Aristoteles wesentlich nur die Einheit der Handlung gefordert finde. Auch Hegel kommt — wie erwähnt — in seiner Geschichte der Philosophie auf diesen Punkt zu sprechen, und bestätigt diese Ansicht Schlegels nachdrucksvoll, so daß wir jetzt den merkwürdigen Eindruck haben, wie ein gebildetes Volk sich eine verarmende Beschränkung aufgelegt habe, die nicht einmal in der gefürchteten Autoritätsperson ausgedrückt sei.

Es hat auch gewiß seine Vortheile, daß er auf Diderots vorherrschend bürgerliche und durch unpoetische Mittel rührende Art streng aufmerksam macht, daß er auch dabei Lessings nicht schont, welcher sich dieser Art so rücksichtslos hingegeben. So unbequem Lessing für die Sympathieen der beiden Schlegel erscheint, sie haben mit großer Vorsicht, mit scharfem Blicke sehr Treffendes über ihn gesagt, sie haben auf die bis dahin wenig beachtete und heute noch oft übersehene innere philosophische Welt Lessings dichtend hingewiesen, und dadurch ein Bild vervollkommnet, was leicht von der Verstandesdürre gemißbraucht werden kann. Einem Schlegel stand es darum auch zu, auf eine übertriebene Neigung Lessings hinzuweisen. Diese ist freilich so eng mit Lessing verwachsen, und die Fassung der Wirklichkeit, welche sich bei ihm in Prosadarstellung und in Vorliebe für das bürgerliche Moment zeigt, ist bei Schlegel so wenig verarbeitet, daß der rein ästhetische Gewinn nicht über die bloße Andeutung hinausreicht. Eben so ist es mit der praktisch theatralischen Erledigung Shakespeares, eben so mit dem ästhetischen Theorem, was

sich an diesen großen Dichter knüpft. Ihm gegenüber bleibt Schlegel in steter Verzückung. Diese ist nach dem Allgemeinsten und nach dem Einzelnsten hin geistreich genug motivirt, aber der organische Nachweis gebricht, weil das klare Prinzip und hier die Unbefangenheit gebricht. Die Unbefangenheit fehlt dergestalt, daß sich die Charakteristik dieses Dichters in lauter Licht auflöst, und die Grenzen aufhören. Eine zusammenhängende und folgernde Kritik bedarf ihrer aber doch, da sie kein Hymnus ist und gesetzliche Bestimmungen in sich tragen will. Was bei Griechen und Franzosen Fehler war, wörtlich eben so, genau in solchen Verhältnissen Fehler war, das ist bei Shakespeare fraglos vortrefflich. Von „wie es Euch gefällt" wird bemerkt, daß es keinen Inhalt, daß es eine willkührliche Auflösung habe, daß Sprechen die Hauptsache sei. Nichts desto weniger wird das Schlegel'sche Entzücken nicht gestört, Shakespeare hat seine Allmacht gezeigt, auch ein Stück ohne Plan meisterhaft zu schreiben. Wehe Dir, Euripides, wenn das Stück Dein wäre! Die Schönheit der Sprache und alle Vorzüge, die neben Inhalt, Auflösung und Plan bestehen können, wie geringschätzig wurden sie Dir vorgeworfen! Die Schlegel'sche That, uns Shakespeare so gut gegeben, so wirksam empfohlen zu haben, soll bestehen, wenn nichts Weiteres mehr von Schlegel bestünde, aber in einer historischen Kritik war mehr zu heischen, und es ist dies eine Hauptblöße der Romantik, daß sie mit gesundem Sinne den Shakespeare erkannte und in theoretischer Aufgabe ihn so ungenügend mit uns zu vermitteln wußte. Bei dem Goethe'schen Aufsatze „Shakespeare und kein Ende" ist dies Thema weiter auszuführen. Hier genüge der Refrain: Unschätzbar poetischer Sinn lebte und webte in der romantischen Schule und wirkte wie ein Frühling auf unsere literarische Welt; aber die Begründung und Vermittelung desselben in unserem Leben war durchaus mangelhaft, selbst in dem kritisch starken A. W. Schlegel mangelhaft. Er auch bornirt sich in Liebhaberei dergestalt, daß er unsere Costümrichtigkeit allenfalls zum Verfall rechnen möchte, daß er den Spaniern Glück wünscht, das achtzehnte Jahrhundert ganz verschlafen zu haben. So unzulänglich ist die Vermittelung mit dem Fortschritt des Details, so erschreckend arm ist eine Geschichtsansicht, welche um einzelner Mißfälligkeit halber ein ganz Jahrhundert für unbrauchbar dem

Weltbewußtsein erachtet, und obenein ein Jahrhundert, was so kolossal regsam gewesen, was auch in der Verneinung die Wurzel dieser neuen Romantik selbst, die Mutter dieses Schlegel selbst gewesen ist. Wenn Tieck unser gut eingerichtetes und maschinirtes Theater zum Verfall unseres Theaters rechnet, ja diesen Verfall gehemmt glaubt, sobald wir wieder zum unvollständigen Scenarium der Engländer Shakespeare'scher Zeit rückkehrten, so ist dies eine romantische Grille des Dichters, welcher man lächelnd vorübergeht. Wenn aber der umsichtige Historiker Schlegel nicht übel Lust bezeigt, darin eine Hilfe zu suchen, daß wir alles Fremde und Entlegene phrygisch kleiden, wie es die Griechen gethan, so enthüllt sich uns in dieser scheinbaren Kleinigkeit ein Abgrund von Spielerei und mangelhaftem Geschichts-Prinzipe. Mißtrauisch und spöttisch verhalten wir uns dann zu der immer und immer verlangten kindlichen Einfalt, die im Gedichte so wohl stehen kann, und fürchten ernstlich auch die Wissenschaft der Kinder hinter dem Sinn derselben. Dergleichen hat der romantischen Schule einen so übertreibenden Tadel zu Wege gebracht, auch da sie die rückwärts leitende Tendenz zum katholischen Mittelalter noch nicht so thatsächlich zu Tage gelegt hatte.

Bei Gelegenheit Shakespeare's findet sich nun zwar eine Schilderung des Romantischen, die schön geschrieben ist, aber es fehlt theils die organische Rückbeugung derselben von Shakespeare zu uns, theils ist sie ein schönster Ausdruck der verschwimmenden Unbestimmtheit romantischer Definition. Auch weil darin der Romantiker sich selbst gibt, und damit er sicher sei, durch die zweite Hand nicht verstellt geboten zu sein, stehe diese Schilderung hier.

„Die antike Kunst und Poesie geht auf strenge Sonderung des Ungleichartigen, die romantische gefällt sich in unauflöslichen Mischungen; alle Entgegengesetzten: Natur und Kunst, Poesie und Prosa, Ernst und Scherz, Erinnerung und Ahndung, Geistigkeit und Sinnlichkeit, das Irdische und Göttliche, Leben und Tod, verschmelzt sie auf das innigste mit einander. Wie die ältesten Gesetzgeber ihre ordnenden Lehren und Vorschriften in abgemessenen Weisen ertheilten, wie dies schon vom Orpheus, dem ersten Besänftiger des noch wilden Menschengeschlechtes, fabelhaft gerühmt wird: so ist die gesammte alte Poesie und Kunst

gleichsam ein rhythmischer Nomos, eine harmonische Verkündigung der auf immer festgestellten Gesetzgebung einer schön geordneten und die ewigen Urbilder der Dinge in sich abspiegelnden Welt. Die romantische hingegen ist der Ausdruck des geheimen Zuges zu dem immerfort nach neuen und wundervollen Geburten ringenden Chaos, welches unter der geordneten Schöpfung, ja in ihrem Schooße sich verbirgt: der beseelende Geist der ursprünglichen Liebe schwebt hier von neuem über den Wassern. Jene ist einfacher, klarer, und der Natur in der selbstständigen Vollendung ihrer einzelnen Werke ähnlicher; diese, ungeachtet ihres fragmentarischen Ansehens, ist dem Geheimniß des Weltalls näher. Denn der Begriff kann nur jedes für sich umschreiben, was doch der Wahrheit nach niemals für sich ist; das Gefühl wird alles in allem zugleich gewahr." —

Nun verweist er allerdings auf die erste, einleitende Vorlesung zurück, aber auch da findet sich fast nur ein historisches Gegenüber zwischen Klassisch und Romantisch, wodurch er jenem das Plastische, diesem das Pittoreske zuspricht. Er geht dort, dicht vor den Griechen stehend, deutlicher ein in die Unterschiede, als hier mitten auf seiner geliebtesten romantischen Woge, aber zu einem theoretisch erschöpfenden, philosophischen Grundsatze gelangt er auch dort nicht. „Das ganze Spiel lebendiger Bewegung beruht auf Einstimmung und Gegensatz." Dies ist der Kern seiner dortigen Worte. Sie mögen für die erste allgemeine Feststellung ausreichen; beim Romantischen selbst aber erwartet man ein schärferes Eingehen in den weltgeschichtlichen Grundsatz, wie er in der literarischen Seele sich entwickelt, und sich herabstreckt zu uns.

Nach diesen Ausstellungen darf man in ein lebhaftes Lob des Buches übergehen, welches für die gebildete und schönwissenschaftliche Welt Deutschlands ein glänzender Schatz war, und höchst segensreich auf Geschmackskunde eingewirkt hat.

In Wien besorgte er auch eine Ausgabe seiner poetischen Werke, von denen die Sonette wohl nicht ohne günstigen Einfluß für Formbeachtung geblieben sind, übrigens aber nur die Ballade „Arion" in die allgemeine Theilnahme übergegangen ist. Er nahm damals auch einigen Antheil an der so gewaltigen Politik, schrieb Broschüren französisch und deutsch, schloß sich als

Secretair dem kriegführenden Kronprinzen von Schweden an, und fand Orden und Adelsdiplom in solcher Theilnahme. Als Frau v. Staëls persönlicher Feind, Napoleon, gestürzt war, kehrte Schlegel wieder zu ihr. Sie starb 1817, das Jahr darauf erhielt er eine Professur in Bonn, und dort lebt er seit jener Zeit. Sein Studium hat sich dann fast ausschließlich nach Indien gewandt, um nach Vorgang der Engländer Wilson, Jones und Colebrooke auch jenes unbekannte Geistesleben unserer Beachtung nahe zu bringen. In diesem Geschäfte hat er von Neuem die Bibliotheken Frankreichs und Englands besucht, und übrigens nur aphoristische Literaturbeiträge geliefert in Recensionen über Alterthümer, in Nachrichten über alte Maler, über Niebuhrs römische Geschichte. Er ist verschollen. Die Goethe'sche Absagung von den mittelalterlichen Konsequenzen der Romantiker ist wie ein Sturm unter sie geweht, und hat die Schule als Schule wahrhaft gestürzt. Der jüngere Schlegel steigerte sich in seiner katholischen Geschichtsansicht, und entfremdete sich dadurch dem Interesse der Nation, Tieck machte einen geschickten Rückzug in das Feld der besonnenen Novelle, die in Gegengespräch ohne Dogma mancher alten Sympathie ohne Gefahr huldigen kann. Arnim, der niemals recht vorgedrungen war in's Publikum, und der sich undogmatisch und mehr frivol=beliebig in der romantischen Peripherie geschaukelt hatte, starb in noch jungem Alter. Der talentreiche, aber in Ueberzeugung unklare und wüste Brentano zog sich in den Ultramontanismus zurück. August Wilhelm Schlegel zeigte 1828 durch eine Broschüre, daß ihm die romantische Poesie nur eine würdige Beschäftigung des Geistes, und daß er ihr nie rücksichtslos und unpraktisch hingegeben gewesen sei, er zeigte in dieser Broschüre, daß man ihn mit Unrecht des Kryptokatholizismus beschuldige. Das Jahr vorher, 1827, hatte er noch einmal in Berlin Vorlesungen über die schönen Künste versucht, aber nicht mehr die frühere Zeit und Theilnahme gefunden. Sein letztes Lebenszeichen sind Epigramme auf Autoren, welche er im Wendt'schen Musenalmanache abdrucken ließ, und welche man nicht günstig aufnahm. Die Zukunft und Ueberkraft der Jugend und des Schöpfungsvermögens lag nicht mehr dahinter, und ohne diese Folie findet solche satyrische Aeußerung eine strengere Kritik.

Friedrich von Schlegel, der jüngere Bruder, geboren 1772, ist eine ernstere Natur, die sich nicht abfinden läßt mit dem Kunst-Interesse. Auch die philosophische Bildung ist hier entschlossener, sie geht von Fichte ab in einen ganz eigenen Weg, der sich genial zu schwingen scheint, und leider frühzeitig mit dem Rückzuge in die römische Autorität endigt. Studien und Form geben sich ähnlich wie bei dem älteren Bruder, auch hier bieten sich als Hauptsache literarhistorische Vorlesungen, wo Kenntniß und Philosophie in einen belletristischen Ausdruck verständlich und zugänglich für allgemeine Bildung geformt sind. Aber Alles ist eifriger, kühner, dogmatischer. Die Romantik gibt sich hier historisch und philosophisch als Glaubenssache, und fordert ohne Rückhalt heraus. Hier ist auch ein schärferes Eingehen zu erwarten in das, was Romantik sei, und was oben der ältere Bruder mit einigen geistreichen Antithesen erledigte. Aber auch hier bleiben wir darüber unbefriedigt, wie sehr auch einzelne Theile der Romantik mit Energie bewiesen und gefordert werden. An einer einigenden und erschöpfenden Darstellung dessen, was romantisch, sehen wir beide Schlegel scheitern. Der ältere hätte im Gemüthe Freiheit genug dazu gehabt, ihn befing kein Rausch. Aber um der Schule willen hatte er sich in zu viel unklare, unmotivirte Forderungen der Schule verstrickt, die einer scharfen Definition im Wege stehen, sobald er nicht Vorausgesetztes verletzen will. Der jüngere, kräftigere flüchtet früh in einen Autoritätsabschluß, der schon lange jenseits unserer Forschung liegt, er ist dadurch genöthigt, alle Fortstrebung, die den Begriff erfüllen will, zu verneinen, seine Argumente werden todt für uns, da sie sich auf einen letzten Grund stützen, der für uns ein historisch erledigter ist. So gibt auch er uns keine volle Feststellung der Frage, sondern nur Hilfsmittel, wie viel reicher er auch in dem tief ruhenden Dualismus der literarischen Weltfrage umhertreibt, in diesem Dualismus „alte und neue Welt."

Die Frage über Romantik hängt wirklich genau mit der Religionsfrage zusammen, und darin hat Friedrich Schlegel vollkommen Recht, daß sie in der Fassung, welche die romantische Schule bot, den Katholizismus als Konsequenz heischte. Für alle höhere Kultur und alles höhere Bedürfniß war die heidnische Welt, die im Griechenthume eine so schöne Vollendung fand, die

erste Offenbarung des Weltgeistes. Sie ergab sich als beendigt und als drängend nach einer anderen Seite menschlicher Möglichkeit bereits in Sokrates, in Plato; ward im Euripides und der Aufnahme desselben verkündigt als überreif. Das Volk erbaute sich schon an Umänderung der Göttergeschichte. Es trat eine moderne Uebergangszeit ein, wie wir sie von einem späteren Stadium nach der Reformation selbst erlebt haben. Mit dem Christenthume bricht die alte Welt hindurch zu einer neuen Offenbarung des menschlichen Bewußtseins. Da beginnt auch das Romantische. Die alte Einheit ist zertrümmert, Jeder ist angewiesen, in sich eine neue zu erstreben, und dies ist romantisches Moment, das Moment des Strebens, des Kampfes, der Selbstthätigkeit, der Freiheit. Freiheit in solcher Bedeutung existirt in gar keiner klassischen Welt; da sind die Beziehungen alle erfüllt, Niemand bedarf eines Weiteren als dessen, was allgemein und darin gesetzlich ist. Sehen wir nicht jenes romantische Moment selbst bei den besten mittelalterlichen Dichtern, wo doch der Anschein so deutlich ist, als sei eine poetische Welt wiederum fest abgeschlossen? Sie war es auch nach der Fassung, welche das Christenthum durch die bischöflichen Führer gefunden hatte. Das Christenthum war aber von Hause nicht dogmatisch geboten, sondern — wenn das Wort hier so gebraucht werden darf — völlig romantisch. Christus verwies an jeden Einzelnen die Erfüllung seiner selbst, jede Person in sich ward durch Vorsatz und That Gesetz und Richter, „richtet nicht, so werdet Ihr auch nicht gerichtet;" nirgends verlangt er einen ausschließenden Abschluß, noch für das Letzte verweist er an die Gnade Gottes, die über Recht gehe, und für diese Welt verweist er an den heiligen Geist, den er senden werde, damit er in alle Wahrheit leite. Alle Wahrheit ist das, was wir erfüllt, abgeschlossen, was wir klassisch nennen in literarischer Sprache. Wer nicht an das unmittelbarste Wunder glaubt, der sieht im heiligen Geiste den Geist der Geschichte. Dies ist ein wissenschaftlicher Standpunkt bei uns, und von ihm aus sucht man sich den Ueberblick über das, was sich romantisch bietet. Wir sehen zunächst, wie das christliche Moment sich in den verschiedenen Ländern und Nationen verschieden gestaltet, die Sage des Landes, die Sage des christlichen Ursprungs selber tritt vielfältig hinzu, und schlingt sich in die Bibel; dies

ist Alles mannigfache Strebung, Bewegung, mannigfach Licht und Schatten, mannigfache Perspektive, ist kurz romantisch. In anderer Art, als sich das Christenthum angekündigt, bilden sich Kirchen, sie trennen sich in Orient und Occident; dieser, zukunftsfrisch, bildet auch nationell durch Vermischung germanischer und romanischer Völker ein neues, wichtiges Bestandtheil der Geschichte, er findet zuerst für die neue Mischung im Weltgedanken einen poetischen Ausdruck, und so entsteht aus Romance der Name des Romantischen, der Name für eine Sache, die längst da war. Diese Ausbildung zum Namen und zu einer bestimmten Gattung hat aber große Folgen. Sie bestärkt zunächst den Anspruch romanischen Grundes, den Anspruch auf Herrschaft für Rom; sie ist der römischen Kirche dienstbar, als sie das romantische Moment zu einem poetischen Frieden in sich vereinigt. Sie trägt aber auch den Keim der Auflösung dieses romantischen Friedens in sich, die Erinnerung an das alte Rom, das Rom griechischer Bildung, sie führt die antike Welt ein; Homer gesellt sich zur Bibel und zur Sage, das romantische Bewußtsein muß sich von Neuem erweitern. In dieser Erweiterung bildet sich die Reformation vor, bildet sich aus, man hat so viel mit Aufräumung und Umgestaltung des alten und mit Kultur des neuen Materials zu thun, es kommen tausend Namen und gehen vorüber, man hat auf den Namen romantisch nicht mehr geachtet. Da kommt auch diese Schule, und macht ihn in einem engen Kreise geltend, verlangt für ihn Perspektive, Subjektivität, Versenkung des Individuums, negatives oder wie sie sagte ironisches Verhalten gegen voreilige Sicherheit, — lauter Dinge, die wesentlich alle in der großen Abwendung vom Klassischen liegen, die mehr oder minder bereits in Geschichte und Buch vorlagen. Sie gibt dies für neue romantische Erfindung aus, während wir ihr nur für einen mehr oder minder glücklichen Gebrauch oder eine Erweckung von Kategorieen verpflichtet sein konnten, die unsere Kulturwelt lange besaß. Sie weiß ferner Erscheinungen wie Shakespeare und Goethe nur zu preisen; sie zu beherrschen, sie einzufügen in ihr romantisches Glaubensbekenntniß vermag sie nicht. Darin zeigt sie sich lückenhaft, und es bleibt ihr keine andere Zuflucht, als sich für eine bloße Anregung auszugeben, wie in dem älteren Schlegel und Tieck, oder sich der rein römischen Romantik des Mittelalters

zuzuwenden, wie es der jüngere Schlegel that, und das Wort Romantik auf eine solche Hauptpartie unserer romantischen Geschichte einzuschränken, Shakespeare nicht um seiner reichen Dramata willen, sondern besonders darum romantisch zu nennen, weil er in seinen Spencer-Gedichten alles Dramatische, alle Verherrlichung des Realen für eine frivole Beschäftigung ansieht, und sich darin Calderon nähert.

Daher kommt die stete Verlegenheit und Unsicherheit dem Lustspiele, dem Erheben des Wirklichen gegenüber, daher die unzulängliche Bestimmung dessen, was romantisch sei. Das Romantische selbst ist beschränkt gefaßt, und wenn es sich in solcher Gestalt definiren will, muß es den Fortschritt vieler Jahrhunderte vernichten. Die nicht katholisch werdenden Romantiker wagen sich mit der Verdammung nur an das achtzehnte Jahrhundert, und können darum keinen vollen Grundsatz finden; der jüngere Schlegel ist kühner, und trägt damit zur Vernichtung der Schule bei, weil sich in ihm der Widerspruch mit unserer Geschichte baar herausstellt.

Die große zweite Entwickelung der Menschheit ist die romantische. Sie hebt sich darin noch einmal vom Individuum aus und von dessen eigengesetzlicher Art, um durch eine neue Sammlung vieler Jahrhunderte einen zweiten klassischen Geist zu finden. Die ganze Menschheit und deren gesammte Entwickelung ist ihr unermeßlicher Stoff, nicht bloß das gewonnene Verhältniß wie in der alten Klassik, nicht bloß das willkührlich nach dem Mittelalter beschränkte Verhältniß wie in dieser romantischen Schule. Deshalb ist alle neue Welterscheinung, auch wie sie sich in der weltlichen Figur des Dichters zeigt, von Wichtigkeit und eine Bereicherung. Denn auch das Weltliche muß sich in seiner millionenfachen Gestaltung zeigen, um seinen geistigen Kern der neuen Bildung beizusteuern. Die Fassung durch den Dichter ist der Kern, und darum ist Shakespeares freie, reiche Fassung für die romantische Welt von unschätzbarem Werthe, auch wenn sie sich mit der derbsten Realität beschäftigt. Deshalb heißt es Shakespeares Bedeutung vernichten, wenn man sie bloß darin sucht, daß er seine dramatische Dichtung für eine frivole Nebensache angesehn, deshalb heißt es die romantische Welt vernichten, wenn alles neu Wirkliche, wenn die künstlerische Darstellung

desselben im Lustspiele verachtet sein soll. Nicht durch einen rein gedanklichen Idealismus soll sich die neue romantische Welt aufbauen, wenn auch nach dieser Seite der erste Anstoß erfolgen mußte gegen eine vorherrschend materielle Verwilderung der Welt zu Christi Zeit. Dieser Idealismus ist's, welcher die Schlegel kein anderes Lustspiel als das phantastische finden, und welcher sie mit ihrer Romantik untergehen ließ. Solche Definitionsfragen fallen genau mit der allgemeinen Kulturansicht zusammen, und eine solche rein ideale Romantik konnte neben Goethe, ja neben Schelling und Hegel nicht bestehen, bei denen die reale Welt so viel Wichtigkeit hatte. — Die Romantik ist nicht bloß diejenige Erscheinung, welche ihren Namen und ihre erste befriedigte Form gewinnt im Verbande romanischer und germanischer Völker und im Mittelalter; so weit sie hinter uns liegt, ist sie nicht ein Schluß, eine Erfüllung der Welt, sondern nur ein Akt, ein Prozeß. Sie ist ein Leben, nicht ein Gesetz: das millionenfache Leben derselben in so viel Jahrhunderten sucht sein Gesetz, seinen heiligen Geist, und dazu verarbeitet es alle Geschichte und alle erfaßbare Seite unserer Existenz. Will man Offenbarung neuer Geschichte ignoriren, wie Schlegel, so sündigt man gegen den romantischen Weltgeist selbst; nimmt man von der alten klassischen Welt nicht den Kern in die neue Verarbeitung herüber, so begeht man dieselbe Sünde. Denn die Romantik ist nicht bloß neue, und nicht bloß alte Geschichte und Welt, aber auch nicht bloß mittlere, sondern alte und mittlere und neue. Daraus wird architektonische Wissenschaft, welche die Romantiker so gern besitzen mochten.

Man kann ohne Weiteres sagen: der Fichte'sche Idealismus hat die Schlegel vernichtet. Sie besaßen alle Werkzeuge zu geschichtlich würdiger Gründung einer Schule, und nur die einseitige philosophische Idee trieb sie zur Inkonsequenz. Sie wußten es vortrefflich, wie einflußreich die griechische Wissenschaft kurz vor der Reformation in unser Leben gegriffen hatte, sie kannten die Griechen selbst so gut, und doch fanden sie keine Vermittelung unserer Welt mit ihnen. Ja, sie preisen sie hoch, aber der Tempel, den sie ihnen bauen, steht abgesondert von unserem Gottesdienste, so weit Seelenleben Gottesdienst ist. Warum? Sie kannten allen Gedankenfortschritt neuer Zeit und bedienten sich desselben zum eigenen Schlusse gegen ihn, aber zu allgemeiner

Schlußfolge führte er sie nicht. Sie griffen nur in die Dornen: Und warum dies Alles? Immer des einseitigen Idealisirens wegen, dessen Unzuläßigkeit ihrem Geschmacke so wohl einleuchtete, wenn es wie bei Schiller mit ihren Resultaten nicht übereinstimmte.

Friedrich v. Schlegels wichtigstes Buch „Geschichte der alten und neuen Literatur, Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1812" geht uns durch diese mangelhaft romantische Art in seiner geistigen Begründung und Folgerung verloren. Es ist nach Schlegels Uebertritte zum Katholizismus abgefaßt, und hat dadurch für den jetzigen Standpunkt historischer Wissenschaft nur diejenigen Vortheile, die ein reich gesammeltes, kunstreich gefaßtes Material und ein philosophisch geübter Geist gewähren kann, wenn er manche freie Bewegung der Geschichte noch mit der abgeschlossenen Tradition vereinbaren will. Die Kirchenväter treten nicht mehr anders als mit dem Beiworte „heilig" auf, die Bücher der Bibel werden nach der geheimnißvollen Multiplikation als fünf mal Neun und drei mal Neun aufgezählt. Bei aller sonstigen Achtung für die Sage, die unter den Romantikern herrschte, wird dem alten Odin, als einem Heiden, diese Vergünstigung entzogen, und er wird zu einem menschlichen Volksführer herabgesetzt. Racine, der bekanntlich in seinem Alter fromm wurde, erhält hier eine Auszeichnung vor den französischen Dichtern, die nicht bloß seinem unbezweifelten poetischen Vorzuge gelten mag. Calderon steht uns für die Anwendung näher als Shakespeare — und solche idealistisch überspannte und in der That unwahre Sprüche begegnen reichlich in diesem mit großer Kunst geschriebenen Buche. Hier ist auch der Stil Friedrich Schlegels noch flüssiger, als in den späteren Sachen, besonders in einer Philosophie der Geschichte, wo sich die Sätze in gewaltsam oder doch unschön zusammengehäufte Massen aufthürmen, die keines Lesers Athem bewältigen kann. Der Eckstein „Wirklichkeit" erweist sich auch hier in seiner Härte. Friedrich Schlegel empfindet etwas von dem Uebelstande, Realität aus allem poetischen Verhältnisse zu weisen, und greift flugs nach einer Ausflucht, die man bei einem solchen Denker nimmermehr erwarten sollte. Er sagt nämlich, man solle sich mit einem indirekten Widerspiel der Wirklichkeit helfen! Als wie wenn die Darstellung durch Zeichen je-

mals anders als indirekt die Wirklichkeit brauchen könnte! Hat schon Jemand die Scene, den Charakterzug, den Wald selbst an sich auf das Papier gebracht? Dergleichen würde einem Schlegel niemals begegnen, wenn er nicht von vorn herein eine gezwungene Stellung mühsam vertheidigen müßte.

Friedrich Schlegel war zum Kaufmannsstande bestimmt, und seine erste Entwickelung und sein Losringen davon hat in diesem Punkte Aehnlichkeit mit Lamennais, der jetzt zu so ganz anderen Zwecken den Katholizismus konstruirt, im energischen Religionsdrange aber auch sonst Verwandtschaft mit Schlegel zeigt. Im sechszehnten Jahre verließ Friedrich die in Leipzig begonnene Handelslaufbahn, und warf sich mit Leidenschaft auf's Studium besonders der Philologie. Nachdem er in Göttingen und Leipzig studirt, konnte er sich rühmen, alle Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums gelesen zu haben. Mit derartigen historisch kritischen Aufsätzen begann er auch die Schriftstellerei; modernere Kritik und Charakteristik folgte, „die Römer und Griechen" waren aber doch sein erstes Hauptbuch, 1797, von dem das ebenfalls unvollendete „Poesie der Griechen nnd Römer" als Fortsetzung gilt. Mit Schleiermacher vereinigte er sich in Berlin zum Studium Plato's, zog sich aber von der gemeinschaftlichen Uebersetzung zurück, welche bereits im Druck begonnen war. Es folgt das Athenäum und 1799 der merkwürdige Romanenanfang „Lucinde," welchen Heine ganz erschöpfend eine Mischung von Sinnlichkeit und Witz nennt. Das Buch ward in geistig und sinnlich erregter Jugendzeit geschrieben, der Reiz und die Neigung der Sinne in einem geistreichen Weibe werden durch witzige Spekulation geweiht, gesteigert und erklärt, die Sprache war rasch, der Erguß lebendig, und das Ganze erregte unter Genossen und Freunden lebhafte Preisung, — Schleiermacher schrieb die bekannten Briefe darüber — unter dem Publikum großes Aufsehen. Später hat es dem Verfasser und demjenigen, welcher darüber Briefe geschrieben, heftige Vorwürfe zugebracht, zum Theil unlautere, zum Theil unrichtige und beschränkte, zum Theil solche, die auf den Kontrast dieses Buches mit Schlegels späterer Ansicht hindeuten und daraus Folgerungen ziehen. Die letzteren Vorwürfe hat sich Schlegel selbst reichlich gemacht. Im Allgemeinen wird mit dieser Folgerung viel Mißbrauch getrieben;

Wandelungen sind jedem bedeutenden Leben nöthig, und die Folgerung daraus für den nachtheiligen Beweis ist eine so schmale Linie, daß sie nur reifster Bildung, unbefangenster Stellung anvertraut werden kann. Die Schlegel'sche Lucinden-That ist nichts so Entsetzliches, als der Parteiruf daraus gemacht hat: eine stets nebenher springende Verstandesdialektik läßt die Sinne in keine Rohheit fallen. Für eine Kunstform liegt der Uebelstand darin, daß das sinnliche Element nicht plastisch, sondern verständig aufgefaßt wird, und dadurch eine raffinirte Mißform entsteht. Das Buch mochte aus den klassischen Studien, vielleicht gar aus einzelnen Abfällen platonischer Dialektik entstanden sein, die mit drängender Jugendmischung zusammengethan wurden. Es ist sogar für denjenigen, der Schlegel geneigt ist, ein deutliches Anzeichen für den aufringenden Idealismus auch in dieser Lucinde zu erkennen: die Sinnlichkeit sucht nicht die ihr gemäße plastische Form, um in ein höheres Bereich über zu gehen, sondern sie verflüchtigt sich in die verständige Deutung und Rechtfertigung, in ihr direktes Gegentheil. Die Ironie, das Ueberspringen in's Gegentheil suchte in der Lucinde eine künstlerische Erscheinung. Die sinnlichste Lust und die geistigste Ahnung tändeln mit einander.

Friedrich Schlegel beklagte sich oft, daß ihm die Gabe leichter Dichtungssprache versagt sei, machte sich aber doch, da er 1800 von Berlin nach Jena ging, an Verse. Sein „Hercules Musagetes" und „Alarcos," ein wunderliches Trauerspiel, sind die größeren Sachen solchen Versuches, und die sicheren Zeugen, daß er wohl auch dergleichen nöthigenfalls vermöge, nichts aber von bezwingender Erfindung und Macht darin besäße. Jener Alarcos war in den antiken Studien empfangen und mit der Garderobe des spanischen Theaters bekleidet. Das Publikum hat von diesem todten Wesen keine Notiz genommen. — In Jena hielt er philosophische Vorlesungen, lebte 1802 eine Zeit lang in Dresden, und ging dann mit seiner Gattin, einer Tochter Moses Mendelssohns, auf mehrere Jahre nach Paris. Dieser Aufenthalt hatte viel Wichtiges. Die ökonomische Existenz war nicht ohne Mißlichkeit, und die Vorlesungen, welche er auf diesen fremden Boden verpflanzen wollte, gediehen nicht. Ferner begann er hier die Herausgabe der Monatsschrift „Europa," welche viel wichtige Artikel der Gebrüder Schlegel enthielt, begann auch mit Eifer

sein Studium Indiens, suchte und fand auf den Bibliotheken antiquarische Schätze der altfranzösischen Ritterromane und der mittelalterlichen Poesie, und gewährte außerdem manche Quellen-Ausbeute für Geschichtskenntniß. Dahin gehört, was er über die Jungfrau von Orleans mittheilte.

Nach seiner Rückkehr in's Vaterland gab er 1806 das „Poetische Taschenbuch" heraus, worin über Gothische Baukunst gesprochen und der „Roland" nach Turpins Chronik in assonirenden Romanzen geboten wurde. Bald darauf trat er in Cöln mit seiner Frau zur katholischen Kirche über. Er war mit einem historischen Drama „Karl V." beschäftigt, als er näherer Quellen-Einsicht halber 1808 nach Wien ging. Hier schloß auch er sich zunächst den Kriegsinteressen des Vaterlandes an, ward Sekretair im Hauptquartiere des Erzherzogs Karl und schrieb Proklamationen an's deutsche Volk. — Es folgten 1811 und 12 Vorlesungen in Wien, außer den schon erwähnten über alte und neue Literatur auch solche über „die neuere Geschichte," die noch satter getränkt sind von reagirend katholischer Geschichtsansicht. 1812 begann er das „deutsche Museum," und führte es zwei Jahre, wendete sich dann unter Metternichs Auspizien ganz der Diplomatie zu, war eine Zeit lang bei der Oesterreichischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt, kam wieder nach Wien, schrieb über Politik, und unternahm in politisch kirchlichem Sinne 1820 noch einmal eine Zeitschrift „Concordia." Aber er war bereits aus der Gemeinschaft geschieden, an deren Schrift die Nation Interesse nahm, das Unternehmen brach zeitig zusammen. Er besorgte selbst von 1822 an in Wien eine Gesammtausgabe seiner Schriften, worin er jedoch nicht Alles aufgenommen hat. Der ebenfalls nur angefangene Roman „Florentin", und die Uebersetzung der Staël'schen Corinna werden seiner Frau zugeschrieben. Die Vorlesungen über „Philosophie des Lebens" und über „Philosophie der Geschichte" fallen in seine letzte Lebenszeit zu Wien. Neuerdings sind die „Philosophischen Vorlesungen aus den Jahren 1804—1806," welche Windischmann aus Schlegels Nachlasse herausgegeben hat, von großer Wichtigkeit geworden für Schlegels Charakteristik. Sie bezeichnen die zweite Wendung seines Lebens, und zwar die wissenschaftlich bedeutendste. Sein erstes Stadium, durch die Lucinde bezeichnet, drängte sich vorzugsweise auf das

Aesthetische, und der aus Fichte'schem Standpunkte frei bewegliche, subjektiv spielerische, ironische Gedanke theilte vielen Dingen Schlegels einen genialen Schimmer mit. Als Schlegel darauf nach Jena ging, da ging Fichte just nach Berlin, und die Fortbildung Schlegels erfolgte nicht in der begonnenen Richtung, welche ein persönlicher Verkehr mit Fichte wohl gesteigert hätte. Wohl aber zeigt sich nach jenen durch Windischmann edirten Vorlesungen ein Gang der Spekulation, wie ihn die neueste Philosophie ausgebildet hat. Die sogenannte Dreieinigkeit des Begriffsprozesses, die Hegel'sche Form zeigt sich, und es ist denn auch in einer Streitschrift gegen Hegel der Vorwurf nicht ausgeblieben, daß er von Friedrich Schlegel sich ein Wichtiges seiner Methode angeeignet habe. Indessen hat der mehr aneignende und in Philosophie dilettantische Charakter Schlegels, dem festen Tritte Hegels gegenüber, neuerdings die Meinung über dies Verhältniß umgekehrt. Hegel war damals Privatdocent in Jena, und Schlegel verkehrte mit ihm. Man glaubt sich jetzt zu der Annahme berechtigt, diese zweite, dem wirklich Spekulativen, nach neuester Bedeutung dieses Wortes, sich annähernde Epoche Schlegels stamme von Hegel. Da Schlegel bald in sein drittes Stadium tritt, wo er alle Philosophie einem positiven Gegebenen unterordnet, so sprechen jetzt die Hegel'schen Nachfolger, wenn sie der Schlegel-Jenaischen Ansicht gedenken, von einem speculativen Firniß, den er sich vom damals jungen Meister angeeignet habe. Die Gegensätze Schlegel'schen Gedankens können sich nicht schroffer zeigen, als wenn man eins seiner letzten Bücher, etwa die „Philosophie der Geschichte" mit Aeußerungen aus der früheren Zeit zusammenstellt, zum Beispiele mit folgender aus den Charakteristiken und Kritiken: „Jeder Gott, dessen Vorstellung der Mensch sich nicht macht, sondern geben läßt, ist ein Abgott." Kann es etwas Gottloseres für den Katholiken geben! —

Friedrich Schlegel starb auf einer Reise in Dresden den 11. Januar 1829. Wir haben es gewiß lebhaft zu beklagen, daß diese reiche Menschenwelt so zeitig den Gedanken des Fortschrittes aufgab, aber auch in der Art, mit welcher er die Reaktion als nothwendig zu zeigen und mit welcher er sie dem philosophischen Beweise zu verbinden suchte, gewährt er noch Anregung und Belehrung in großer Fülle. Er ist einer der Anführer, welche

dem historischen Rechte in der Politik eine würdige Grundlage zu geben bemüht waren, und er ist lebendig und wichtig in dem Uebergewichte, welches dies in der deutschen Regierungsmacht wieder erhielt, in dem Kampfe, welcher sich neuerdings wieder darum her gruppirt hat, und in dem Theorem, welches daraus entwickelt und zur Vertiefung solcher Polemik in Deutschland ausgebildet worden ist. Dieser Zug der Romantik, welcher ihr nicht weniger Feindschaft bereitet hat, als manche andere Konsequenz, ist am Klarsten in Friedrich Schlegel ausgedrückt, so wie er in allem Uebrigen die entschlossenste Folgerung der Romantik darstellt. Wir sehen denn auch diejenigen Staatsschriftsteller mit ihm in Verbindung, welche nach Burke's Vorgang enger oder freier das Sistem des Konservatismus in Deutschland begründeten.

Adam Müller, der mit Naturstudien, mit Vorlesungen über die deutsche Literatur, über dramatische Poesie, über die Idee der Schönheit, über die Beredsamkeit nach der romantischen Schule hin dilettirt hatte, der ebenfalls katholisch geworden, und 1819 mit einer Schrift „Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaft und Staatswirthschaft" heraus getreten war, gehörte zu Schlegels Mitarbeitern an der Concordia. Friedrich Gentz, eine freiere geniale Natur, lebte neben ihm in Wien, ein verehrter Freund Müllers, und verschaffte in seiner besonneneren und lebhafteren Weise ähnlichen Tendenzen große Geltung. Er wird hier nur zur Vervollständigung der Perspektive erwähnt, da nur einzelner Lichtschein der Romantik auf ihn fällt, und er übrigens in einen andern Kreis der praktischen Frische gehört.

Dagegen wohnt Joseph Görres im tiefen Schatten einer nicht nur konservativ, sondern streng reaktionär-hierarchisch-römisch katholischen Richtung. Er ist eines Coblenzer Kaufmanns Sohn, 1776 geboren, und gab sich in seiner literarischen Jugend leidenschaftlich der Revolution hin, war stürmischer Klubbist, und redigirte das „rothe Blatt," das, verboten, als „Rübezahl im im blauen Gewande" wieder auftrat. 1799 ging er mit einer Deputation nach Paris, um den Franzosen das linke Rheinufer anzutragen. Bonaparte ließ die Deputation nicht vor sich; mürrisch kehrte Görres zurück, ging an's Studium der Naturwissenschaft und Naturphilosophie, gab „Aphorismen über Organologie"

heraus, wendete sich zur Romantik, — „Glaube und Wissen, 1806" — ging nach Heidelberg, fand Arnim und Brentano, vereinigte sich zur „Einsiedlerzeitung" und zur Herausgabe „Deutscher Volksbücher," studirte Mittelalter und „Mythengeschichte der asiatischen Welt," besonders Persiens, und gab im „Heldengedichte des Iran" die gelehrte Probe davon. 1808 kehrte er nach Koblenz zurück, und nach der russischen Kampagne trat der frühere Jakobiner in den Tugendbund, und erwies sich jetzt als glühendster Feind Frankreichs. Im Februar 1814 gründete er den „Rheinischen Mercur," und wußte ihn so feurig und eindringlich gegen Frankreich zu redigiren, daß er von dort den Beinamen des „vierten Alliirten" erhielt. Ein deutscher Liberalismus ohne besonders innige Rücksicht für den Religionsglauben herrschte jetzt in diesem Manne. 1816 ward das Blatt verboten, da es die neue Gestaltung im Vaterlande herbe mißbilligte. Görres ging wieder auf einige Zeit nach Heidelberg, und als er nach Koblenz zurückgekehrt und zum Direktor des öffentlichen Unterrichts am Mittelrheine erwählt war, reichte er eine Adresse der Stadt und Landschaft Koblenz ein, die in Berlin sehr mißfiel. Nach Ermordung Kotzebue's warf er in die Aufregung seine schürende Schrift „Deutschland und die Revolution." Er sollte verhaftet werden, und floh erst nach Frankreich, dann in die Schweiz. Von hier sandte er „Europa und die Revolution" und andere polemische Schriften, die bereits überzogen waren von einem dunkeln Mysticismus, der sich in ihm ausgebildet hatte. Die alten Mythen Asiens, die Schöpfungstraditionen Indiens flechten sich wie ein Lianenwald über den Grund hin, er greift der poetischen Ganzheit und des dichterischen Reizes halber nach der römischen Konsequenz, die Reformation wird „zweiter Sündenfall," die blutende Nonne zu Dülmen wird ihm höchste Offenbarung. In dieser Art bilden sich seine weiteren Schriften: „die heilige Allianz und die Völker auf dem Kongresse zu Verona" und zuletzt der „Athanasius" mit den nachfolgenden „Triariern." Er war wieder nach Deutschland gekommen, hatte eine Zeit lang in Frankfurt gelebt und sich dann nach München in eine streng katholische Frömmigkeit zurückgezogen. Dort traf ihn der Streit Preußens mit der römischen Episkopalmacht zu Cöln. Der alte Haß gegen diesen Staat und die katholische Orthodoxie ver-

einigten sich hier in ein Interesse, und dies gab den fanatischen „Athanasius," der, einer modernen Zeit gegenüber, um jeden Preis die Zustände des Mittelalters in Anspruch nimmt. Es ist nicht mehr die alte Kraft des Agitators, aber doch Macht des leidenschaftlichen Wortes, Groll der Seele genug darin, welche man, um sonstiger Frömmigkeit willen, zerknirschter und liebevoller hätte glauben sollen. — Das ganze Bild dieses Mannes gibt einen niederschlagenden Anblick. Geist, Kenntniß, erschlossene innere Welt, Kraft und Macht, Talent, Alles ist vorhanden, und es geht in keinen höheren Standpunkt aus, als fanatisch für eine Partei zu lärmen; es verhetzt sich selbst aus der Gemeinschaft mit dem fortschreitenden Bildungsmomente, es erinnert nicht nur herb an die Spaltung unserer Welt, — dies thut Schlegel auch, und daneben kann noch eine Würdigkeit unserer Bildung wohl bestehen, — nein es hat keinen andern Ausdruck mehr, als den der Beleidigung und Vernichtung. Görres ist die Konsequenz der rohen Leidenschaft in der romantischen Schule; er zeigt zum Schrecken, was aus dieser schwankhaften Willkür künstlich heraufbeschworener Sympathieen werden kann.

Novalis

ist wie das linde Säuseln daneben. Alles ist melodisch, hingebend, und doch keineswegs Schwäche. Haben die Romantiker alle nicht recht, worauf ihre Füße ruhen, wovon sie ausgehen, Novalis erst ist der ächte Paradiesvogel, von dem erzählt wird, daß er ohne Füße sei, und stets in der Schwebe hängen müsse. Alles in ihm ist von der gewöhnlichen Erde erhoben. Und wenn dies nicht weiter geschehen kann, so wird es Blume, deren Zusammenhang mit dem Irdischen so unwesentlich scheint, so wird es geistige, durchsichtige Eigenschaft eines mathematischen oder physikalischen Gesetzes. Alle Poesie ist ihm Magie, und er spricht das selbst in seinen Fragmenten aus. Damit gibt er einem öffentlichen Geheimnisse der Romantiker Wort und Namen.

Novalis ist ein reiner jugendlicher Typus der romantischen Idee mit aller Krankheit und Schönheit derselben. Er war selbst

krank, todeskrank von Jugend auf, aber angethan und verklärt mit dem rosigen Hauche irdischer Sehnsucht. Der frühe Todeskeim durchsichtigen Brustleidens war erblich in seiner Familie, und stimmte ihm alle Organe zum Seraphsschwunge, läuterte alle Regung zur entkörperten Ueberschwenglichkeit. So trat die Liebe zu ihm, wie zu einem Geweihten, der nichts von ihr erfassen könne, als den feinsten, ätherischen Duft der Neigung. So traf auch sie ihn mit dem frühen Tode der Geliebten, und senkte den Stempel der sehnsüchtigen Entkörperung auf Sinn und Wesen. So begegnete ihm die Wissenschaft, die Wissenschaft des potenzirten Fichte'schen Gedankens, die Wissenschaft der unsichtbaren Naturkräfte, des mathematischen Schattens. So umfing ihn die eigene Familie, die in herrnhuthischer Sanftmuth und Stille sich von den Weltkreisen mehr bewegen ließ, als daß sie selbst bewegt hätte. Nur der Vater trug unschuldig daneben das Gedächtniß eines Kriegsmannes, der den Kampf des Soldaten wie eine fromme Nothwendigkeit schätzte, und diesen Gedanken auf den Sohn übertrug, so daß der sanfte Novalis den Krieg wie ein schönes Geschäft des Menschen hoch hielt, und daraus die Energie regsamsten Schaffens in sich entwickelte. So war endlich die Geliebte selbst, jung, schwank, an den geistigen Zauber mahnend, wie eine Lilie. Seine Neigung zu ihr schoß auf, da sie dreizehn Jahr alt war. So gestaltete sich Fassung und Stil des Dichters, ungefähr wie das Vorstehende geschildert ist. Kurz, ohne Masse und Ausbreitung stand der Satz auf. Alles hatte nur eine Sehnsucht nach den magischen Sphären, ein vergleichendes Umschauen war nicht nöthig, der eine Bezug erfüllte Alles, jeder einzelne Gedanke richtete sich unmittelbar und selbstständig nach dem geheimnißvollen, Alles verwebenden Zauber der Welt.

Novalis hieß in der bürgerlichen Welt Friedrich von Hardenberg, und ward 1772 im Mansfeldischen geboren, in ein und demselben Jahre, da sein Freund Friedrich Schlegel das Licht dieser Welt erblickte. Dieser und Tieck, die ihm nahe standen, haben die Herausgabe seiner Werke in zwei Bänden besorgt, und der letztere hat uns bei der dritten Auflage einen Abriß des Hardenberg'schen Lebens mitgetheilt. Schon der Knabe war „träumerisch still,“ ja todt vegetirend. Schwere Krankheit erweckte den Geist

über das gewöhnliche Verhältniß der Körperlichkeit hinaus. Die fromme Mutter erzog ihn vorzugsweise, mährchenhafte Geniusspiele verbanden ihn mit den Geschwistern. In Jena, Leipzig und Wittenberg studirte er, Friedrich Schlegel und Fichte wurden seine einflußreichen Freunde. Zu Arnstadt in Thüringen begann er eine juristisch-praktische Laufbahn, und fand auf dem nahen Grüningen seine Geliebte, Sophie v. K.; der Frühling 1795 war der Frühling seines Lebens. Schon den 19. März 1797 war sie todt; um dieselbe Zeit starb ihm ein geliebter Bruder. So getroffen, steht der zart besaitete Jüngling auf dem Kirchhofe in Grüningen, Alles drängt ihn über den hemmenden Kreis der Erde hinaus. Verklärt, heißt es, kam er an die Geschäfte zurück, Salinenwesen, Bergwerksbetrieb und Wissenschaft ward äußerliches Geschäft, und der auf Erden heimathlos gewordene Geist zog aus Allem, aus dem Gestein, aus den wilden unterirdischen Wassern, aus der Waldblume Nahrung für den Aufschwung. Das Naturstudium, die Fichte'sche Philosophie, welche er eifrig studirt hatte, der Drang nach Jenseits, sie bilden das Novalis'sche Schriftwesen, so weit es sich rationell ausspricht. Dieser Art sind die Fragmente, welche er großentheils um die damalige Zeit niederschrieb. Aber nur der feinste Hauch von jenen Wissenschaften dringt zum rauschenden Abendwehen seiner poetischen Sehnsucht, wenn er die Poesie beschwören will, das Wunderleben in Aether, in der magischen Welt, wo der Karfunkel glänzt und die blaue Blume blüht. Da hört alle Begrenzung auf, der Traum, die Verzückung wogt auf und nieder. „Hätten wir eine Phantastik wie eine Logik," — sagt er selbst, — „so wäre die Erfindungskunst erfunden. Zur Phantastik gehört auch die Aesthetik gewissermaßen, wie die Vernunftlehre zur Logik."

Es überrascht, daß er in Freiberg, wo der Bergbau ihn fesselte, eine neue Liebe anknüpft, und sich schon 1798 mit Julie v. Charpentier verlobt, obwohl Sophie sein Stern, sein ewiges Herz blieb. „Glauben und Liebe" — „der Blüthenstaub" — „die Lehrlinge zu Sais" wurden um diese Zeit geschrieben.

Als Assessor und designirter Amtshauptmann des Thüringer Kreises kommt er oft nach Jena, verkehrt mit Wilhelm Schlegel, lernt Tieck kennen und lieben, genießt die romantische Verbrüde-

rung, und unterhält und unterrichtet sich fleißig in Experimental-Physik. Er schrieb auch damals schon geistliche Lieder, die so sanft und lockend wie ein Wald rauschen, und hatte schon den Vorsatz für ein christliches Gesangbuch, dem er Predigten beifügen wollte.

Im Herbste 1799 saß er am Fuße des Kyffhäusers in der güldnen Aue, und schrieb den Anfang seines „Heinrich von Ofterdingen." Dieser Roman, von welchem er nur den ersten Theil vollendete, von welchem uns aber durch Tieck der weitere Grundriß mitgetheilt ist, begreift das ganze zauberische Wunder in sich, welches ihm die Dichtung war, das Wunder, welchem nur die Vermittelung mit dem Menschen und darin der Stempel des Bestandes fehlt. Der erste Theil, welcher ausgearbeitet ist, heißt „die Erwartung." Die Wunderwelt, deren Mittelpunkt das Geheimniß aller Poesie, die blaue Blume, enthüllt sich unter Schleiern dem jungen Heinrich, welcher von Eisenach hinabzieht gen Augsburg. Der zweite, nur angefangene Theil „die Erfüllung" sollte die letzten Schleier heben, versprach also eine voll geschaffene Welt des Wunders, organisirt nach frei poetischen Hypothesen. Die innere Andeutung des Ganges zeigt sich in den Fragmenten, worunter die größten Blicke.

„Was ist Mysticismus?" — heißt es da unter Anderem — „Was muß mystisch behandelt werden? Religion, Liebe, Natur, Staat. — Alles Auserwählte bezieht sich auf Mysticismus. Wenn alle Menschen ein paar Liebende wären, so fiele der Unterschied zwischen Mysticismus und Nichtmysticismus weg."

„Hypothesen sind Netze, nur der wird fangen, der auswirft;
Ist nicht Amerika selbst durch Hypothese gefunden?"

„Poesie ist Gemüthserregekunst."

„In Shakespeares historischen Stücken ist durchgehends Kampf der Poesie mit der Unpoesie."

„Die Kunst, auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenstand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das ist die romantische Poetik."

Specielleren Einblick in die romantische Absicht Hardenbergs gibt die Tieck'sche Mittheilung. Er hatte vor, außer dem Ofterdingen noch sechs Romane zu schreiben, in denen die Physik, das

bürgerliche Leben, die Handlung, die Geschichte, die Politik und die Liebe je als Haupteinschlag des Gewebes erscheinen sollten. „Innigste Gemeinschaft aller Kenntnisse, scientifische Republik, ist der hohe Zweck des Gelehrten," — dies ist ein Hauptwort der Fragmente für Hardenbergs Art und Bedeutung. Daß er solche Hauptthemata in die poetische Schöpfung tragen wollte, ist bei allem prosaischen Beischmacke, den solche Abhandlungssätze für das poetische Schaffen mit sich führen, ein wichtiges Zeugniß für Novalis. Seine Bildung schwebte hienach übrigens nicht so in schwanker Luft, wie sich in seiner Produktion darstellt. Es war auf eine Erschöpfung des wirklichen Bestandes abgesehen, aus und über welchem sich der poetische Flug erheben sollte. Solcher Wink läßt es unendlich beklagen, daß dieser Mann nicht älter als neun und zwanzig Jahre geworden, daß sein Körper nicht mehr aus einer brustkranken Exaltation hinaus gediehen ist, um die reichen Blicke derselben in die normal menschliche Bedingung zu verarbeiten, zu verdichten.

Der Ofterdingen selbst hält sich fast noch weniger als lose an die Tradition, welche über diesen Minnesänger existirt. Die Magie des Blicks und der Verknüpfung ist Seele des Buches. Alles ist im Wunder der Phantasie zu vereinigen. Ein Prolog, der zwischen den Kapiteln auftritt, sollte als erklärende, wenn auch ebenfalls lose erklärende Verbindung auftreten zwischen der schweifenden und begreifenden Welt. Die erwähnte Biographie bringt ein Stück solchen Prologes, wie er zwischen die Wunder des späteren Romanes treten sollte, und gibt ein hinreichendes Licht über das Verhältniß. Es lautet also:

„Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt in's freie Leben,
Und in die Welt wird zurück begeben,
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
Zu ächter Klarheit werden gatten,
Und man in Mährchen und Gedichten
Erkennt die ew'gen Weltgeschichten,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort."

Der Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Diesseits und Jenseits hört auf, entweicht wie ein Nebel vor dem poetischen Blicke, — dies ist das Leben und die Erfüllung Ofterdingens.

Hier haben wir in milder Kühnheit eine reizende Konsequenz der Romantik, die naive, schöne Jugend derselben, welche im Wunsche vorausgreift, was als gegliederte That begründet sein will. Dieser Waldruf ist unserer Poesie innig verblieben, und hat ihr manch herrliches Echo gebracht; aber in der weltgeschichtlichen Erledigung war freilich mehr zu thun, als den Wunsch nach einer einigen Kirche und Welt auszudrücken, wie dies Novalis in dem Fragmente „die Christenheit oder Europa“ thut. Er hat darin, wie die übrigen Romantiker, den Uebelstand des weltlich verständigen Protestantismus gezeigt, und wie diese reichlich dazu beigetragen, daß der Gedanke in's allgemeine Bewußtsein trete, der Gedanke, es habe sich die Welt in bloßes Glauben und bloßes Wissen gespalten, und die Verbindung müsse mit aller Kraft gesucht werden. Und Novalis ist in aller jugendlichen Ueberschwenglichkeit doch so besonnen und gebildet, daß er den neuen Phönix aus der Asche all der tausendfaltig wissenschaftlichen Bestrebung erwartet, die sich so tief und kräftig überall, und so stark eigenthümlich bei jedem Einzelnen losringe. Er mischt seine romantischen Sympathieen darein, aber erkennt die Würdigkeit des protestantischen Prozesses an. Darum ist er der Nation so werth geworden, und sie hat sich willig seinem Schwunge hingegeben, wie unverbunden er oft erscheinen mag. Ein tieferer Trieb nach ächter Verbindung ist bei diesem Dichter herausgefühlt worden, als bei manchem Anderen, welcher Verstandeswelt in reicherem Maße, aber ohne Andeutung einer Brücke derselben in die Mährchenwelt zeigt. Bei diesem beleidigt der Spott gegen Nüchternheit, bei Novalis dagegen vergißt man gern für längere Zeit die nüchterne Forderung, ja man sieht ihm das Widerstreben gegen Goethe nach, was sich einige Male so stark ausspricht. Es war ihm unerläßlich. Just über die Realität, worauf alles Goethe'sche ruht, wollte er mit Flügeln hinaus.

Der Fichte'sche Idealismus machte seine Stadien durch Schlegel, der einen vom Ich unabhängigen Inhalt suchte, durch Schleiermacher, der auch das empirische Ich gegen das allgemeine

zurückdrängte bis zu Novalis, dem Freunde Beider, welcher die gänzliche Vernichtung des subjektiven Ich forderte, und in der Natur und den Produkten des objektiven Ich alle Wahrheit sucht und findet. Das Subjekt hat somit nichts mehr zu thun, als still sich bewußt zu sein; — so objektiv dies aussieht, ist es der steilste Idealismus. Viele Keime der Schlegel'schen Ironie und des Schleiermacher'schen Prinzips von der Eigenthümlichkeit finden sich auf eine tiefsinnige Weise in Novalis verdichtet.

Die Brustkrankheit hatte sich bei ihm rasch ausgebildet, sie drängte sich mit einem leichten Tode, einem unmerklichen Uebergange aus dem Schlummer, zwischen seine beabsichtigte Hochzeit. Er starb den 25. März 1801 zu Weißenfels, wo seine Eltern seit längerer Zeit wohnten, und wo auch er lange Zeit wohnte. Friedrich Schlegel stand erschüttert neben dem todten Freunde, der erst kurz vorher über die verklärteste Poesie mit ihm gesprochen hatte, wie sie sich seinem erweckten Sinn böte. Sein Aeußeres ist groß, schlank und einfach gewesen, hellbraunes Lockenhaar ist lang um ein durchsichtiges, wohlwollendes Antlitz gewallt. Stets erregt, stets lebhaft theilnehmend, feurig eingehend wird sein Wesen geschildert.

Arnim und Brentano.

Wie reiche Gabe schlummert in diesen zwei Namen! Sie gehören zu den genialsten der Romantiker, und es hat ihnen nur das Glück gefehlt, das Glück, welches dem Reichthum die Weihe gibt, welches ihn zur dauernden, siegreichen Schönheit der Kunst läutert und hebt. Es ist eine Verwüstung um sie her gebreitet. Eine Verwilderung um Brentano, der an einen prächtigen Park mahnt, wo die stolzesten Bäume vom Blitz getroffen, oder frevelhaft von bäuerischer Art umgehauen sind, wo die schönsten Statuen herabgestürzt in tiefem, üppigem Grase liegen, mit dem Gesichte im Boden. Und wo sie noch auf den Postamenten hängen, da ist ihnen Nase und Feigenblatt und Arm zerschlagen. Er selbst nennt seinen Hauptroman „Godwi" einen verwilderten.

Später ist gar noch ein Todesnebel über seine Welt herabgefallen; und der dichterische Schöpfer kann sich selbst nicht mehr darin zurecht finden, sitzt in dumpfer Verzweiflung, halbnackt, die knotige Geißel für den eigenen Leib in der Hand haltend auf einem gefällten Baume, und verflucht sein eigenes Werk. Einzelne Schriften wie „der Philister", eine sehr witzige Verspottung der Nüchternheit, in drollig gelehrter Form gehalten, und „Schneeglöckchen" hat er mit großen Kosten im Buchhandel selber aufgekauft, um das Gift von der Welt abzuhalten, was aus seinem Herzen geträufelt ist. Brentano erlebt an sich die Nemesis der Romantik, die Eumenidenkritik, welche nur den Fehl anerkennt, nicht die großartige Anlage. Die Willkühr in der romantischen Schule, der Mangel eines scharf ausgebildeten Prinzips hat sich an diesem großen Talente und kleinen Charakter so entsetzlich gerächt, daß uns ein thränenreiches Bedauern geweckt werden könnte. So grausame Strafe würde kein Mensch der theilweisen Lüge aufladen, die unter den Romantikern zur Manier geworden war.

Ein bezaubernder Segen der Kunst ruht auf dieser Familie Brentano: was ein Brentano ergreift, das gewinnt unter seinen Händen eine reizende Bildung, so wunderbar reich ist die Mischung von Geist und Talent in ihm. War es doch der schon bejahrten Schwester, der berühmten Bettina, vergönnt, noch über eine kühl politische Zeit ein ganzes Füllhorn von Empfindungsrausch auszuschütten, und eine begeisterte Anerkennung dafür zu ernten.

Clemens Brentano ist 1777 in Frankfurt a. M. geboren, hat in Jena studirt und dort und in Prag, Frankfurt und an mehreren Orten ein dichterisches Privatleben geführt. Seine Hauptbücher sind: „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, ein verwilderter Roman" in 2 Bänden — „die lustigen Musikanten," ein Singspiel — „Ponce de Leon," ein Lustspiel — „die Gründung Prags," ein histor-romantisches Drama — „der Rheinübergang," ein Rundgesang — „Maria, Satyren und poetische Spiele" — „die Philister" — „Schneeglöckchen" — „Viktoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte, ein klingendes Spiel" — „Gaben der Milde mit der Novelle vom braven Casperl und schönen Nannerl" — „der Goldfaden"

„des Knaben Wunderhorn" — „Bogs, des Uhrmachers Geschichte" — „Sängerfahrt", die er unter Anderem mit Arnim herausgab — „die mehreren Wehmüller und ungarische Nationalgesichter."

In Jena hatte er seine Gattin, die liebliche Sophie Mereau gefunden, die Dichterin der Seraphine, die er leider schon 1806 verlor. Charakteristisch ist es, daß fast all die Romantiker einen so ergiebigen Verkehr mit begabten Frauen pflegten, und geistreiche Frauen zur Ehe fanden. Das weibliche Element des Lebens ist nicht ohne solchen Zusammenhang bei ihnen vorherrschend. — Wie frisch spielte der Uebermuth des Lebens in diesem Brentano, wie bedeutungsreich und ergötzlich figuriren die Details unserer Existenz in diesen Schriften! Wie dreiste Gnomen einer selbstständigen Wunderwelt springen sie umher im Dunkel der mächtig hervorbrechenden katholischen Tendenz des Gemüths und Glaubens. So lange sie von der starken Hand des Talentes munter erhalten werden, so lange fallen immer noch breite Sonnenblicke in dieses Durcheinander der Schrift. Aber mit der Jugendkraft sinkt diese Hand, und das muntere Gnomenvolk zerfällt in traurige Asche, und alle Schöpfung hört auf, dumpfes Starren tritt an die Stelle. Clemens Brentano weiß sich aus den durcheinander gewirrten Gaben seiner Natur nicht mehr zu finden, er flüchtet 1818 in den Schooß der römisch katholischen Kirche, und das hervorbringende Leben seines Talentes ist wie mit einem Zauberstreiche vernichtet. Wo die Bewegung aufhört, da gebricht in einer unerfüllten Zeit auch die That. Seit jenem Jahre ist er todesstumm für die Literatur. Wie ein Mönch taucht seine leibliche Gestalt nur manchmal noch für den auf, welcher diesem früh beendigten Leben nachblickt. Man sieht ihn sechs Jahre im westphälischen Kloster Dülmen auf den Knieen liegen, und die Wunder einer Nonne anbeten, dann versinkt er wieder in den gewundenen Gassen Frankfurts.

Charakterlosigkeit, geheimnißvoller Hang zur Lüge, ein erschreckender Dämon des Humors tritt in diesem Manne wie ein Gespenst entgegen. Von seinem Aufenthalte in Prag werden Züge seiner schwatzhaften Haltlosigkeit und einer Nichtachtung der männlichen Umgangsformen erzählt, die das Geschöpf des Mährchens in unsere formelle Welt versetzen. Als er in Coblenz, von

Dülmen zurückkehrend, seiner Schwester Bettina begegnete, hat sich Folgendes zugetragen: er hat ganze Koffer voll Manuscripte abgefaßt, die noch heute Niemand kennt, er hat heilige Bilder gezeichnet, und zeigt sie der Schwester. Diese entdeckt, daß er an den heiligen Figuren einen Brentano'schen Familienscherz angebracht hat, und weist in Frage und Erstaunen darauf hin. Clemens bricht darüber in ein unbezwingliches Gelächter aus. So mittelalterlich naiv, so humoristisch frei und gegensätzlich springt der Dämon in diesem Manne! Mit dem, was ihm das Heiligste, dem er ein ganzes Leben rücksichtslos hingibt, treibt er ganz in der Stille seinen schelmischen Spott. Ueber weitere Details dieses baroken Lebens, was im Mangel an Muth skurrile Situationen entwickelt und im Mystizismus früh bis zur Thatlosigkeit versinkt, kann auf den dritten Band der „Modernen Charakteristiken von Laube" hingewiesen werden.

Stattlich erhebt sich neben diesem wunderlichen Schwarzkopfe die hohe Gestalt Achim von Arnims, den man in der Mark, zu Wiepersdorf, seinem Gute im Ländchen Bärwalde, schreiben sieht, nachdem er in Halle, Göttingen, Heidelberg umher gewesen war. Naturwissenschaften und alte Lieder studirt, und als Doktor der Medizin sich der Bewirthschaftung seines Stammgutes hingegeben hatte. Bei ihm sieht man eine viel größere, mächtigere Herrschaft des klaren Geistes, wie tief und beliebig sich auch das Herz einläßt in bizarres Spiel des Talentes. Aber auch ihm fehlt das Glück. Es läßt ihn eine thatenreiche Laufbahn versäumen, welche in jener Zeit großer Kriege dem hervorragenden märkischen Kavalier geboten war, es entzieht ihm dadurch den festen Stand zu den Ansprüchen der Umgebung und Gesellschaft, es streut jenen unsichtbaren Staub des Mißbehagens in seine Seele, es gibt ihm große Anfänge zu einer schönen Familienwelt in einer genialen Gattin, jener Bettina, und in gesunden Söhnen, aber es verweigert die Weihe einer überwältigenden Neigung, verweigert der Gattin die Vorzüge einer ergänzenden, das Behagen weckenden Hausfrau. Es verweigert das Entgegenkommen der Schule und des Publikums, und so geht das Wesen nirgends auf in stolzer Genüge, die Schrift erhält nicht den Stempel des Gelingens. Auch mit der Schule nämlich war er nicht so innig verbunden wie die übrigen

Romantiker, mit den Führern, den Gebrüdern Schlegel, stand er in keiner besonderen Freundschaft.

Arnim war 1781 in Berlin geboren und starb 1830, hat also nicht weit über die vierzig Jahre hinaus gelebt.

Außer den Schriften, die er in Gemeinschaft mit Brentano herausgab, sind insbesondere seine „Gräfin Dolores", „Isabelle von Aegypten" und die „Kronenwächter" vorzuheben, daneben gehen „Ariels Offenbarungen", „Halle und Jerusalem", ein Studentenspiel, viele Novellen und kleine dramatische Spiele. Jene sind großentheils unter den Haupttiteln „Landhausleben" und „Wintergarten" zusammengefaßt. Manches Frühere, z. B. Hollin's Liebeleben, ist theilweis in die Dolores verwebt, oder anders gefaßt, wie „Tröst-Einsamkeit", ein sehr beliebtes Romantiker-Wort, was in der Einsiedlerzeitung zu Heidelberg auftauchte. Von alle dem ist die Dolores, „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores, eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben", 2 Bände, das Reichste und Mannigfaltigste. Darin läuft Alles so bunt, so geistreich, so bloß angedeutet, so schwebend und klingend, so drollig und tiefsinnig durcheinander, Charaktere und Verhältnisse sind so dreist gesund, so gebildet schonend, so verschwommen vorüber- und untergehend aufgefaßt, daß man wie in einem rosenroth angestrichenen dämonischen Spiele umhertaumelt, lacht, ergriffen wird, sich versenkt, und bei alle dem zu keinem Genusse, zu keiner Erquickung kommt. Man geht ohne Drang an dies lange Buch, man wird von tausendfacher Anregung gefaßt, ja betroffen, und dennoch legt man es ohne vollen Eindruck hinweg, und fühlt sich nicht genöthigt, diese merkwürdig fackelnde Welt weiter zu betrachten. Die glückliche, in schöner Fessel zwingende Form gebricht, es flattert Alles, und die geniale Unordnung beängstigt fast noch mehr als sie reizt, reizt jedenfalls mehr als sie fesselt. Das Leben im Schlosse zu Wiepersdorf drängt sich mit allem beschaulichen Reichthume entgegen, aber die Stille des Landes ist rhapsodisch, man glaubt den Schreiber nur ruckweise an den Schreibtisch treten zu sehen, es ist nicht der gesammelte Friede des Landlebens, sondern der jeweilige Stoß der Erregung, welcher vortritt, mehr Schlendern als Friede, und zwar Schlendern, weil nichts Gefaßteres und Energischeres

zu thun sei. So dahlen die unendlich vielen Verse dazwischen, die wie schöne Mädchen zu träg sind, ihre Kleider in scharfe und gefällige Ordnung zusammen zu nehmen, so wird aus der kecken, reizenden Dolores am Ende, weniger der Keckheit halber, als um doch eine ernste Wendung zu geben, eine fromme Mutter, die durch Gebet ein unehelich Kind in einen ehelichen Johannes verwandelt, dadurch, daß sie zwei Monate längerer Schwangerschaft gewinnt. So wird am Ende die Mehrzahl fromm, mehr erschöpft und müde des unstäten Handthierens, als weil ihr ein kräftiger Wille dazu aufgegangen sei. Aber in dieser dahlenden Träumerei welche Schätze von unerschöpflicher Beziehung, von innigster Wahrheit, welche Schätze von Komik! Arnim wie Brentano sind durchaus von einer viel einfacheren und tüchtigeren Kraft des Komischen als Tieck. Ihr Reiz des Lächerlichen ist viel natürlicher und stärker. Die Geschichte des „Mohrenjungen" in der Dolores ist in ihrer unbefangen drolligen Art ein Meisterstück, das Bild der Dolores selbst und neben ihr viel andere Bilder sind unübertroffen in unserer ganzen Literatur, unübertroffen in der naiven Aechtheit der Auffassung und in dem interessanten Zauberspiele der menschlichen Mannigfaltigkeit, wie sie eine einzelne starke Figur entwickeln kann. Es gibt ein Labyrinth von Gedanken, dies wäre das passendste Motto dieses Buches.

Der nicht beendigte Roman „die Kronenwächter", welcher sieben Jahre später im Leben des Dichters fällt, beginnt in einer viel geschlosseneren Form, und läßt die mangelnde Fortsetzung sehr bedauern. „Isabelle von Aegypten", welche bald nach der Dolores folgte, behandelt in kühnster Abenteuerlichkeit und mit schauerlichster Zuthat das Zigeunerleben. Ihm wie dem Dorfleben und der Existenz armer Edelleute hat Arnim größte Liebe und Aufmerksamkeit gewidmet.

Ueber all diese einzelnen Erscheinungen der Romantiker hat Heine in seiner „romantischen Schule" das Genialste gesagt, was sich sagen läßt, sobald man die Absicht hat, einer fremden Nation eine pittoreske Schilderung dieser Dichtungspartie zu geben. Ueber die Endpunkte der Romantik, über das auf dem untersten Grunde ruhende Glaubensbekenntniß des Katholicismus ließ sich Arnim durchaus nicht so hingebend heraus, wie es die Schule wünschen mochte. Er raffte nur alles Material einer poetischen

Zeit für seine magische Laterne zusammen, und bot es mehr wie dichterischen Plunder, dem ein sinniger Blick Anordnung und Verhältniß geben möge. Das Kloster, der Kaplan, müssen ihm scherzhafter Seite eben so dienstwillig sein, wie die protestantische Stiftsdame und der lutherische Prediger. Dieser unbefangene Höhepunkt ist ihm bei Genossen und beim Publikum nicht günstig gewesen, er ist es aber jetzt bei der Kritik. Das Verhältniß ist fast wie mit seinem Stile: er ist so rasch forteilend, so einfach und anspruchslos, tändelt so selten grob mit der romantischen Terminologie, daß man ihn gar nicht gewahrt im Lesen der Bücher, und erst bei näherem Zusehen die vielen Semikola erkennt und den durchweg geläufigen anmuthigen Fall. Alle Vorzüge Arnims sind so fein, daß sie leicht übersehen sein könnten, wie leider die Erfahrung lehrt.

Ludwig Tieck.

Wackenroder.

Tieck ward den 31. Mai 1773 in Berlin geboren, erhielt seine Schulbildung auf dem dortigen Joachimsthal, und studirte in Halle, in Göttingen und kurze Zeit in Erlangen. Wackenroder war sein innigster Freund in diesen ersten Stadien eines aufkeimenden Lebens, und es ist schwer, diese beiden Leute streng zu trennen, da sie wie Eheleute in einander hineingelebt waren, und oft Einer dem Andern selbst kaum nachweisen konnte, welchem von ihnen der Ursprung eines Gedankens oder Planes angehören möchte. Auch mit der Abfassung ihrer Bücher hielten sie es so, und es hat mühsam herausgesucht werden müssen, was Tieck, was Wackenroder gehöre. Für die Darstellung des Tieck'schen Wuchses ist jener junge Mann, der ebenfalls aus Berlin stammte, eine Hälfte des Grundes, und er muß wie ein Tieck'sches Anregungs-Prinzip in die Geschichte dieses Dichters verflochten werden. Er ist eine von außen zugebrachte Ergänzung Tiecks, welche diesen dem eigentlichen Dogma der Romantik zugeführt hat. Man hat ihn oft mit Novalis verglichen, weil er den sehnsüchtigsten

Zug nach unmittelbarem Eindrange in das religiose Weltgeheimniß mit diesem gemein hat. Die Wackenroder'sche Sehnsucht ist aber schmerzlicher. Auch der Tod hat ihn so früh wie jenen, ja noch jünger als Novalis weggerafft, er starb, 25 Jahre alt, 1797. Die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", das Hauptbuch Wackenroders, erschien im selbigen Jahre, und diese neue Kunstforderung der Jugend, welche sich hierin drängend auf Versenkung des Sinnes aussprach, sollte im zweiten Buche „Sternbald's Wanderungen" an der Person eines Künstlers gezeigt werden. Wackenroder starb über diesem Buche, Tieck führte es aus, wie er schon zum ersten eine Vorrede „Sehnsucht nach Italien" und einzelne Artikel gegeben hatte, und wie er den übrigen Nachlaß als „Phantasieen über die Kunst" herausgab. In einer neuen Ausgabe der „Herzensergießungen" sind die einzelnen Stücke der Wackenroder'schen Arbeit abgedruckt. Dieser Anstoß ist für die Kunst von Wichtigkeit gewesen, und jener unbestimmt allgemeine Zug rührt daher, sich bei künstlerischer Produktion übermächtig religioser Mystik hinzugeben, alte Künstlersympathieen mit Andacht zu pflegen, und der stofflichen Verbindung, dem Uebergange aus Empfängniß in klar und scharf gebildete Form geringe Aufmerksamkeit zu schenken. Es kommt dies genau mit der allgemeinen Anklage gegen die Romantik überein, daß sie, um Höchstes zu gewinnen, den nothwendigen Verstand des Ausganges und Ueberganges, die Bedingung einer reellen Welt übersehen, daß sie in Luft gezeichnet habe. Goethe ist im 2. Hefte von „Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden" scharf gegen diese Richtung aufgetreten. Für Wackenroder ist die rasche Jugend anzuführen, welche im Drange für das Ideal und im Mangel technischer Erfahrung gern dem Extreme huldigt.

Für Tieck verzweigt sich diese Frage in das ganze Leben. Wackenroder ist das eine Prinzip jenes auffallenden Dualismus, in welchem sich Tieck bietet, und für welchen sich nie eine höhere Vermittelung in dessen Dichterexistenz geboten hat. Tieck ist von Hause aus eine weltliche, gesunde, heitere Natur, die Realität in all ihrem Reize erkennend und würdigend, geneigt, auf das Fröhlichste mit ihr zu spielen, ja zu schwätzen. Daneben war er ausgerüstet mit der talentvollsten Gabe der Aneignung, der Anempfindung. Wackenroder bot früh dafür ein Land, geheim-

nißvoll wie Indien, und ward so für dieses eingehende und annehmende Talent von unermeßlicher Wichtigkeit. Er ist für Tieck die Brücke zur Romantik geworden; denn Tieck selbst begann völlig unromantisch seine Schriftstellerbahn. Tieck hat nun jene Brücke niemals abgebrochen, jeweiliges Herüber und Hinüber hat er sich stets vorbehalten. Weil er aber diese Verbindung nie und nirgend in sich zu einem erledigenden, versöhnenden Schlusse gebracht, sondern sich stets mit der Beiläufigkeit und Halbheit des Grundsatzes begnügt hat, darum hat sich so viel zierliche Lüge in seine Welt eingeschlichen, darum ist er vorherrschend nur der romantische Tic, darum ist seine romantische Forderung so oft nur Grimasse, darum ist sie in ihm zu einer erkünstelten Welt so beleidigend forcirt, denn das innerste Wesen mäßigte die Linien nicht, darum hat er bei den ächten Romantikern wie bei der Nation einen so zweifelhaften Stand, einen Stand, der viel geringer ist, als ihn der große Reichthum des Tieck'schen Talentes ansprechen dürfte.

Solcher Einwirkung von außen gemäß sehen wir das Tieck'sche Leben in drei sehr verschiedenartige Perioden zerfallen. Der Beginn ist nüchtern, realistisch, unbedeutend, der erhöhte Verkehr mit Wackenroder, die eintretende Verbindung mit Jena, der Aufenthalt in Jena, die nächste Folgezeit ist entschlossen romantisch, und zum Dritten tritt nach den Niederlagen des streng-romantischen Geschmacks, welche dieser in der öffentlichen Meinung erlitt, eine Verschmelzung des romantischen Themas mit der besonnenen Forderung ein, leider nur in der Weise, daß wir die verschiedenartigen Elemente, welche verschmolzen sein sollen, neben einander, nicht ineinander, dargebracht, daß wir nur den Willen der Verschmelzung, nicht das Resultat derselben sehen. So wie Tieck selbst einmal von Herder und Jacobi sagt: „Sie waren nur ein vermittelndes Element zwischen Religion und Bildung, ohne sie wirklich vereinigen zu können und zu wollen." Hat nun Tieck von Jugend auf viel Neigung zu redseliger Breite, so muß diese im vermittelnden Geschäfte der dritten Periode einen sehr bereitwilligen Anlaß finden, und dies stellt sich deutlich genug dar in der Weise, wie er die Novelle eingeführt und behandelt hat.

Ist dieser Gesichtspunkt einmal aufgestellt, so kann man sich ohne Rückhalt der vielfältigen Vortrefflichkeit Tiecks hingeben,

die sich in einzelner Absicht, in mancher ganzen Partie so liebenswerth verführerisch bietet, die als umsichtige Literaturbildung, als feiner, milder, geschmackvoller Sinn, als Anregung zur feinsten That so bildend entgegentritt. Die Stellung dieses Dichters ist nur so nachtheilig beurtheilt worden, weil sie von den Verehrern für eine gesetzgeberische ausgegeben worden ist. Dadurch hat sie die volle Feindschaft einer Zeit auf sich geladen, die in schwerem Ernste eine Bildungswelt aus dem Ganzen zu hauen Willens ist, und die Anmaßung einer in sich nicht erledigten spielerischen Welt herber abweisen mußte, als außerhalb eines Kampfes und bei ungestörter Abwägung nöthig wäre. Tiecks Stellung kann nur als eine anregende Geltung verlangen, als solche aber auch eine hingebende und preisreiche Geltung.

Tieck begann schon auf der Schule sich in längerer Produktion zu üben. Dahin gehört sein Abdallah. Um's Jahr 1829 ist eine Gesammtausgabe seiner früheren Werke erschienen, und ihr sind auch all jene Jugendprodukte der Berliner Zeit einverleibt worden. Der Dichter sagt in dem wichtigen Vorberichte, welcher sich bei dem elften Bande findet, daß er aus buchhändlerischer Rücksicht, des oft vollständigen Nachdrucks halber, all diese frühen Produkte wieder aufgenommen habe. Auch dem Literarhistoriker sind sie für Vollständigkeit der Tieck'schen Schriftstellerei wichtig. Zumeist datirt die Entstehung derselben aus dem Verkehre, welchen Tieck mit Nicolai pflegte. Tieck mit Nicolai! Für ihn und dessen Sohn arbeitete zuerst die junge Muse, und sie fand wohl kein besonderes Arg dabei, ja Tieck ist auch offen genug, diese Verbindung jetzt nicht damit zu beschönigen, daß er den ersten den besten Erwerb gebraucht habe. Er war ohne Rücksicht für ein bestimmtes Brotstudium auf Universitäten gewesen, eine einträgliche literarische Thätigkeit mochte erwünscht sein, er besorgte dem alten nüchternen Buchhändler und dessen Sohne verständliches Futter für das Lesepublikum, setzte die „Straußfedern" fort, welche Erzählungensammlung Musäus und der Itzehoer Müller vorher besorgt hatten, schnitt englischen und französischen Plunder zurecht, erfand eigene Unterhaltung des Lesers. Das erhebt sich Alles wenig oder gar nicht über die Mittelmäßigkeit, und nur der Aufmerksamste findet in Einigem, ja auch dieser nur in Einigem hie und da einen kleinen Keim des späteren Tieck. „Ich verdarb

manche Stunde" — sagt er 1829 — „und folgte, wie so oft im Leben, dem Reiz, das Unbedeutende, Verkehrte und Nichtige mit Aufmerksamkeit zu betrachten, darüber hin und her zu denken wie es anders gestellt, geändert, verkürzt und vermehrt etwas Besseres werden könne. Die Phantasie lernt auch dabei, und der Witz wird geübt, wenn auch auf einem Umwege."

Dies Bekenntniß ist sehr bezeichnend für den Geist der Kleinigkeit, welcher so oft in Tieck ermüdet. Das wichtigste Buch aus jener Jugendzeit ist „William Lovell", in welchem dreiste Sinnlichkeit neben der Wackenroder'schen Düsterheit noch stürmisch durchbrechen will. In einem Trauerspiele „Karl von Berneck" ist die Idee der Schicksalstragödie, wie Tieck sagt, zuerst begonnen, die ihm später manchen Aerger in Müllner'scher Hand verursacht hat. Uebrigens fällt auch schon in diese früheste Epoche des Dichters sein eifriges Studium des englischen Theaters, was in der romantischen Zeit vom Studium der altdeutschen Gedichte abgelöst, und in der letzten Epoche wieder aufgenommen wurde. Er spricht in seinem Vorberichte nicht ohne Behaglichkeit von seiner frühen Beschäftigung in Göttingen und Berlin mit Fletcher und Ben-Johnson, und obwohl er nicht die wahre Dichtung dem Letzteren zuerkannt sehen will, so hebt er ihn doch übrigens, so viel es nur immer angehen mag. Das Lob gestaltet sich so, wie es auch für manches Tieck'sche Produkt verwendet werden kann. „Ben-Johnson" — heißt es — „ist als das verständige und regierende Haupt jener Schule von Poeten anzusehen, die im Dichten selbst ihren kleinen oder großen Krieg gegen die eigentliche Poesie geführt haben." Es darf nur die letzte Zeile dahin geändert werden, daß der Krieg gegen ein wirkliches Bedürfniß und in so fern gegen einen ächten Bestandtheil der Poesie geführt worden sei. Denn was im Gegensatze zur Kunst bei Shakespeare die Natur genannt wird, das ist die moderne Dichtung, deren Repräsentant Goethe, der künstlichen romantischen gegenüber, und in so fern ist Tieck mit dem gestiefelten Kater und Zerbino auch Johnson'sch unter Anderem. Er ficht eben auch in Abstraktionen ein Gedicht zusammen ein Spiel, wo aus dem Schatten der Baum werden soll, wie es Johnson that. Er muß auch hinzusetzen, daß sich „eigentlich das Volk und das Theaterpublikum" niemals mit Johnson „befreundet habe."

Den Uebergang zu den Romantikern bilden im Tieck'schen Leben die Volksmährchen. Ein feiner und stets behaglicher Sinn ließ ihn oft, gern und lange in Dergleichen verweilen, die Feder ging rasch und stellte mit gesprächiger Bereitwilligkeit allerlei Eingang und Bezug zusammen, und so entstand der Anfang dieser Mährchenschrift. So findet sich auch zuerst immer noch vielerlei Einleitung, die sich vertheidigend, sanft satirisch gegen die ungläubige Epoche hinstellt, und damit, im Grunde störend, die Mährchen einleitet. Die Unbefangenheit verliert immer, wenn sie sich vertheidigen will. Ueber diesen „Blaubart", „blonden Eckbart", die „Heymonskinder" waren die Nicolai's wenig erbaut, und dergleichen Kinderei mußte wenigstens dem Titel nach an etwas Früheres, Simpleres angeknüpft werden. Dafür bot sich „Peter Lebrecht", ein sanft satirisch, sehr mattes Produkt, was Tieck dem alten Nicolai zu Dank geschrieben hatte und unter dem Titel „Peter Lebrechts Volksmährchen" erhob sich diese Tieck'sche Richtung.

Der Weg zu den Romantikern war hiermit gebahnt; Wilhelm Schlegel sprach dies im Athenäum gefällig aus, Tieck gewann nun eine Fahne, die Fahne von Jena, und wandte sich ihr völlig zu. Er gab 1799 und 1800 zwei Bände „Romantische Dichtungen", worin sich „Prinz Zerbino, oder die Reise nach dem guten Geschmack" als Fortsetzung des „gestiefelten Katers" in entschiedener Polemik hervorthat gegen alle Welt, die nicht rücksichtslos in die Wunder der Dichtung verschweben wollte. Dies ist jene vielgepriesene poetische Polemik, wo sich nicht bloß der Recensent, sondern der Dichter selbst durch eine fetzenartige Composition an den Gegnern rächt. Einzelne Partieen und Stücke des Aristophanes können als Vorbild angesehen werden; die poetische That einer Nation wird dadurch stets in sehr geringem Maße bereichert. Das Ganze ist in Wahrheit auch nichts mehr als ein antithetisches Verstandesspiel mit vereinzelter Talentprobe ausstaffirt, was eben auch durch Verstandesspiegelung die Ueberschätzung des Verstandes höhnt. Ein erquicklicher, in sich ruhender, aus sich zeugender Kern gebricht gänzlich. Statt dieses Kerns, welcher den ewigen, wahrhaften Reichthum der Poesie friedlich in sich schließt, wird ein unruhiges Flattern geboten, was durch breite Bekämpfung der alltäglichen Verstandeswelt eben andeutet,

wie breit diese Welt im Verfasser selbst ausgebreitet und gelagert ist. Durch all diese Polemik kündigte just Tieck frühzeitig an, daß er der nüchternen Welt am nächsten stand von allen Romantikern. Die wahre Poesie nimmt nie den eigenen Gegensatz zum ausführlichen Thema, ihr Zweck ist niemals die Verneinung; oder sie thut es wenigstens im vorherrschenden Dienste einer komischen Produktion, die in sich eine Welt gibt, wie bei Cervantes. Diese Welt bietet sich alsdann ganz ohne die didaktisch poetische Mischung wie im Zerbino, wo im Dichterparadiese die Dichter selbst der Trivialität belehrend entgegen traten, dadurch aber die Naivetät einer trivialen Welt und solchergestalt die komische Einheit vernichten. Dergleichen literargeschichtliche Aufgabe der Dichtung ist deshalb auch nur ein geschichtliches Einwirkungsmittel für die Eingeweihten verblieben, an die Tages-Polemik geknüpft ist der Reiz schon für jetzige Zeit verflogen, und man bedauert jetzt, daß so viel Laune und Witz nicht an eine kompaktere Schöpfung gewendet worden sei.

Solch ein Verfasser mußte durch halbe Verwandtschaft frühzeitig zum Don Quixote gezogen werden. In den Jahren von 1799 bis 1801 erschien Tiecks Uebersetzung davon. Wenn es nicht Arnim thun wollte, welcher durch Unbefangenheit vorzugsweise dafür geeignet war, so mußte diese Arbeit von allen Romantikern Tieck zufallen, da er allein scharfen Sinn für die Breite des Gegensatzes und für den Reiz der Beschränktheit besaß. Der Don Quixote unter den Romantikern und die Lobpreisung desselben, wofür sich allmählich alle vereinigten, bleibt eine sehr merkwürdige Erscheinung. Hatten sie wirklich ein konsequentes Recht dazu? Gewiß nicht. Es lag nur in ihrer historischen Stellung, den Werth ungebührlich verachteter Vorzeit und Werke noch einmal anzuregen, ihn in's Bewußtsein der modernen Welt und dadurch in die Fortbildung selbst zu bringen. Es lag aber keineswegs in der Ansicht, welche sie selbst von ihrer Stellung hatten. Nur die Unklarheit ihrer Definition des Romantischen gestattete den Preis des Don Quixote, und Tieck persönlich hat durch sein späteres Leben und Wirken sein Recht auf den Don Quixote besiegelt. Er hat sich von der Konsequenz der romantischen Schule losgesagt, und ihr nur noch als einem würdigen poetischen Prozesse gehuldigt, worin ihm die jetzige Ansicht vollkommen beistimmt.

Aber die Entstehung des Don Quixote inmitten unserer romantischen Blüthe und der Preis des närrischen Ritters bleibt eine ironische Rache gegen die Erfinder der Ironie. Allerdings bleibt ein tragisch-ironischer Hauch übrig, wenn man die romantische Narrheit eines beschränkten Kopfes und den daneben schreitenden Sieg der trivialen Alltäglichkeit sieht, aber das Buch ist und bleibt doch im Ganzen die Verspottung unzeitgemäßer Romantik, und nur die Kühnheit unserer Romantiker, selbst solches Buch preisend aufzustellen, und nur die überall gefällige Hinterthür der Ironie, nur dies rettete unsere Romantiker vor mancher nahe liegenden Nutzanwendung auf sie selbst aus diesem irrenden Ritter.

In schönen Sonnentagen des Jahres 1800 sehen wir Tieck zu Jena in einem Gartenhäuschen das Mährchen von der schönen Melusine schreiben und Johnson's Epicoene übersetzen. Er ist bereits mitten im romantischen Orden, er hat ein „poetisches Journal" angefangen, was aber schon nach dem zweiten Stücke an Theilnahmslosigkeit des Publikums untergeht; „Genoveva," eine schöne Perle aus den schon erwähnten „romantischen Dichtungen" ist erschienen, das Fastnachtspiel „der Autor" tritt auf in strenger Idee der romantischen Sympathieen. Das Jahr darauf, 1801, ist er in Dresden und gibt mit Friedrich Schlegel den „Musen-Almanach auf das Jahr 1802" heraus, der wegen gewaltsamen Hindrängens zur Mystik stürmische Opposition hervorrief. Auf diese Zeit folgt ein abwechselnder Aufenthalt in Berlin, auf dem Lande in der Mark, besonders in Ziebingen. Die „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter" erscheinen 1803, deren Vorrede auf die alten National-Dichtungen hinweist. Er hat ihnen viel Studium seines Lebens besonders in Rom und Paris gewidmet, wo er oft lange Gedichte auf den Bibliotheken kopirte, war auch lange Zeit Willens, das Nibelungenlied modernisirt und mit eigener Zuthat heraus zu geben. Dergleichen Thätigkeit hat er niemals so geschlossen dargestellt, daß ihr die gebührende Anerkennung geworden wäre. Trotz dem, daß er auf den schriftstellerischen Erwerb hauptsächlich angewiesen, und sein ganzes Leben hindurch nicht frei von ökonomischer Sorge war, hat er doch nie die schriftstellerische Praxis genügend ausgebeutet. Man müßte denn in die böswillige Meinung einstimmen, daß viele seiner

späteren Novellen gesprächsweise so ungebührlich ausgedehnt würden, um voluminöser zu sein, und daß er des Drucks halber Manches in Druck gäbe, was der ihm zu Gebote stehenden reiferen Kraft und Ausführung noch bedürftig wäre. Es ist traurig, daß dergleichen erst abgewiesen sein muß. Tiecks Art ist von jeher zur Breite geneigt, und das auf erste Anregung Niedergeschriebene war ihm von je her der Mittheilung würdig. Es ist daneben traurig, daß die Nation so wenig Lust und Anlagen hat, ein so großes Talent der alltäglichen Sorge zu entheben, und daß sie eine Vermittelung nie zu finden sucht, wie die Thätigkeit in Athem erhalten und doch nicht bloß durch ökonomische Sorge in Athem erhalten werde. Tieck gegenüber muß man unbedingt einräumen, daß er in ökonomischer Benutzung der Schriftstellerei stets wie ein sorgloser Dichter, ein ächt vornehmer Poet verfahren ist, ja daß er manches Studien-Material vielleicht zu wenig für den Druck verbraucht hat.

Vor seiner Reise nach Italien erschien noch 1804 sein „Kaiser Octavianus", worin eine golddurchwirkte Dichtungswelt ausgebreitet ist, und worin für den dramatischen Fortdrang vielleicht nur mitunter die lyrische Dehnung und die etwas manierirte Simplicität stört. Davon abgesehen ist es ein von Reichthum und Schönheit strotzendes Buch, und ist neben der Genoveva eine poetische Hauptthat des Verfassers.

Noch besorgte er Anfang 1805 mit Schlegel die Herausgabe des Novalis und ging dann nach Rom, wo er auf dem Vatikan fleißig studirte, und übrigens der Kunstbetrachtung und dem bloß beschaulichen Leben des Südens sich hingab. Die eigentliche Produktion ruht lange Zeit. 1806 kam er nach Deutschland zurück, und rastete krank in München; von da finden wir ihn öfters wieder auf lange Zeit in Berlin und den Landhäusern der Mark. Das „altenglische Theater, 2 Bände, als Vorschule zur Uebersetzung des Shakespeare", gab er 1811 heraus; das Jahr darauf folgte „Phantasus", die liebliche Sammlung der alten Mährchen mit mancher neuen Zuthat, und der „Frauendienst" des Ulrich von Lichtenstein, dem wir bei den versiegenden Minnesängern begegnet sind. Damit ward die Herausgabe eines „altdeutschen Theaters" verbunden, wovon 2 Bände erschienen sind.

1818 ist er in London, besonders um seine Sammlung über

Shakespeare zu vervollständigen. Das nächste Ergebniß war „Shakespeare's Vorschule", die beiden Novellen „Dichterleben" und was Tieck als Erläuterung zu Schlegels Uebersetzung und zu der von ihm selbst veranstalteten beigetragen hat.

Mit unsern zwanziger Jahren — 1819 hatte er seinen stetigen Aufenthalt in Dresden genommen — beginnt seine dritte Epoche, die novellistische, der Rückzug aus aller romantischen Ueberschwenglichkeit. Man könnte sagen, die Romantik als ausgemachtes Dogma sei darin aufgegeben, wenn auch die Liebhaberei dafür noch in den meisten Novellen eine Partie einnimmt. Selbst in Sachen, welche das religiose Thema direkt aufnehmen, wie der angefangene „Cevennen-Krieg", auf dessen Fortsetzung das Publikum noch immer harrt, selbst da wird jenes romantisch höhere Leben in bestimmterer Charakteristik, in historisch festerer Form gefaßt. Daß Tieck mit dem Abschlusse dieses Buches zögert, liegt in dem Wesen seiner ganzen Stellung. Die Wichtigkeit und das Interesse dieses Cevennen-Krieges beruht nicht bloß in der seltenen Innerlichkeit eines historischen Romanes, die er bietet, sondern auch darin, daß eine Lebensfrage der romantischen Vermittelung wenigstens annäherungsweise gelöst werden muß. Wie viel freie Wendung der Roman auch hierzu nehmen kann, die Aufgabe bleibt immer für denjenigen Autor keine geringe, der in seiner jetzigen Epoche sich meist damit begnügt hat, moderne und romantische Forderung n e b e n einander zu stellen, statt i n einander. — Auch die Herausgabe der „Mährchen und Zaubergeschichten", die eine direkte Verbindung mit der zweiten Epoche erhalten konnten, und die mit der Zaubergeschichte „Pietro von Albano" begannen, hat bis jetzt keinen weiteren Fortgang gehabt. Nicht mehr getragen und gespornt von der Genossenschaft und dem Schwunge der Schule, folgt Tieck jetzt offenbar mehr seinem eigenen Naturell, alle feine Beobachtung gefällig darzustellen, ohne daß damit eine Erschöpfung des Themas und ein Dogma beabsichtigt werde. Dieser Weg zu Goethe ist uns von außerordentlichem Werthe, und läßt nur einen Goethe'schen Hauptvorzug zu wünschen übrig, daß nämlich dem Beiläufigen nicht zu viel zertheilende Aufmerksamkeit gewidmet, und die auch im Undogmatischen nöthige Einheit des Nachdrucks nicht all zu sehr zersplittert werde. Tieck stützt sich dafür freilich auf die

Form seiner Gaben, auf seinen Begriff von einer Novelle, die durch ihn besonders zur Aufnahme gekommen ist. „Bizarr, eigensinnig, phantastisch, leichtwitzig, geschwätzig und sich ganz in Darstellung auch von Nebensachen verlierend, tragisch wie komisch, tiefsinnig und neckisch“ darf sie nach Tiecks eigener Definition sein, aber sie soll sich nach eben derselben Definition von anderer Erzählungsform unterscheiden, „daß sie einen großen oder kleineren Vorfall in's hellste Licht stelle, der, so leicht er sich ereignen kann, doch wunderbar, vielleicht einzig ist.“ Und dafür scheint die Tieck'sche Zurüstung des Beiläufigen im Verhältnisse zu der anmuthigen Darlegung des Kernes fast durchgängig allzu „geschwätzig“. Er verwahrt sich mit Recht feierlich, daß der Dichter für Lösung aller just zeitgemäßen Fragen verantwortlich gemacht werde, er nimmt mit Recht die Freiheit des Dichters in Anspruch; daneben bleibt aber doch eine Kritik in Kraft, welche nach demjenigen ästhetischen Gesetze richtet, was der Dichter selbst in Anlage seiner jedesmaligen Dichtung aufstellt. Das dichterische Produkt darf sich eigen bieten, ist aber für das Eigengesetz seines Verhältnisses verantwortlich.

Läßt man also allen Dogmenpunkt in Geschichte und Glauben bei Seite, welchen die Romantik selbst so herausfordernd aufgestellt hat, gesteht man Tieck das volle Recht aller mannigfaltigen Fortbildung zu, also auch das Recht, sich unabhängig von früherer Absicht zu äußern, so darf man ihm große Bewunderung für ein Talent zollen, was sich noch in vorgerücktem Alter einen so ergiebigen Produktionskreis gebildet hat. Aber man darf an diesen Kreis streng ästhetisches Maß legen, man darf besonders auf der Hut sein, daß eine so weit gezogene Grenze, wie die der Tieck'schen Novelle, nicht in die Leere der Willkür sich verflattere. Von diesem Ausfächeln kleiner Gedanken ist freilich auch manche bedeutendere Anlage in Tieck'scher Novelle nicht immer frei geblieben. So ist besonders von der Darstellung des Camoens'schen Schicksals „der Tod des Dichters“ die Tieck'sche Manier altkluger Kinder und überrankender Details hinweg zu wünschen, wodurch die Größe einer sonst vortrefflichen Novelle beeinträchtigt wird. So ist die Hinneigung zum Verspinnen des Unbedeutenden, welche doch Tieck so gut an sich kennt, und welche wie herber Erdstoff an so vielen seiner Novellen

haftet, so ist die Hinneigung zu bedauern, welche er für trödelnde Gesprächsform, und für die forcirte Komik bornirter Schwatzhaftigkeit hegt und pflegt. Sie ist zum Beispiele der einzige Makel in dem meisterhaften zweiten Theile des „Dichterlebens", wo sie in Florio auftritt. Die beabsichtigte Komik dieses Menschen beruht in unerschöpflicher Redseligkeit, das Trivialste durch allerlei Sprachen und Ausdrücke zu bezeichnen. Das ist leider Tieck'sche Manier geworden. Er erzwingt eine Theilnahme für unnütze Personen dadurch, daß er sie wiederholt in Reden aufdrängt. Ein ähnlicher Vorwurf gegen Walter Scott ist bei Weitem nicht so unbedingt anzunehmen. Die Details bei Scott, auch die unscheinbaren Personen, erhalten ihre Wichtigkeit stets durch den stofflichen Gang der Geschichte, und sind stets ungeziert. Beides ist aber von solchen Statisten Tiecks nicht zu sagen.

So viel der Ausstellung in groben Strichen. Uebrigens darf dies Novellengenre Tiecks als eine sehr dankenswerthe Eroberung für unsere Literatur gepriesen sein. Der Sinn für manigfaltige Bezügnisse unserer geheimnißreichen Existenz wird dadurch stets wach erhalten, wenn Tieck auch die romantische Liebhaberei unter Anderem für Gespenster noch in einer der letzten Novellen, in der „Klausenburg", so weit treibt, daß das unsichtbare Gespenst höchst materiell einem Helden die Knochen im Leibe zerbricht. Die Darstellung ist immer ein schön, anmuthig gebildeter und geübter Stil. Im historischen Genre erhebt sie sich oft zu einem vollen, reichen Kunstprodukte wie im „Hexensabbath" und noch vorzüglicher im „griechischen Kaiser." Es ist unnöthig, die umfangsreiche Reihe dieser Novellen aufzuzählen von den „Gemälden" und „der Verlobung" an. Sie wächst noch alljährlich durch einen Almanach „Novellenkranz", welchen Tieck allein schreibt, und durch die Beiträge für andere Taschenbücher, besonders die Urania. Möge er nur nicht wieder die unbefangene Art der Hervorbringung, worin ihm ein so weites Feld offen bleibt, mit der polemischen wie im „alten Buche" vertauschen. Darin beruht eben seine in der Literatur so schätzenswerthe Existenz, daß er sich aus den Folgerungen der Romantik in dichterische Freiheit gerettet hat. Die Energie, Lebensfragen der Kultur zu entscheiden, ist nicht in ihm, er kann diese Fragen nur wenden, verherrlichen. Der Rückhalt für seine Polemik romantischer

Jugend ist dahin, die Schule selbst ist zerstäubt, das Bekämpfenswerthe, die Leerheit der Aufklärung ist umgestaltet, diese Aufgabe ist erfüllt. Und kann Tieck gegen andere Fortschritte in der Literatur auftreten, denen die Blüthe des Romantischen werth, denen eine neue Polemik mit dichterischen Waffen zugefallen ist? Kann er es, welcher die Erledigung des romantischen Dogmas darum aufgegeben hat, weil ihm ein durchgreifender Arm für historische Wendung abgeht? Er, welcher in jetziger Gestalt ein geistreiches Zugeständniß an die mächtigere Tagesgeschichte ist? Dazu verleitet ihn ein übler Dämon. Einmal hat die Schärfe der modernen Polemik bei Weitem seine mit Gnom und Elf und phantastischem Gegensatze spielende Art des Kampfes überwachsen; ferner hat er in der bunten Vergangenheit des eigenen romantischen Lebens so viel lose Blätter, dichterisch schweifende Sommerfäden, daß ihm der Ueberhebungston gegen ein junges Geschlecht übel ansteht, endlich ficht er da gegen seinen eigenen denkbaren Mittelpunkt, gegen die Freiheit und Anregung des Interesses aller Art. Möge er sich also gegen persönlich Mißfälliges wehren, aber nicht gegen eine literarische Erscheinung im Allgemeinen, die seiner eigenen Welt näher steht, als jede andere. Nur solcher Irrthum kann ihn zu einer Karrikatur Heine's veranlassen, Heine's, der eben mit großem Talente die romantische der modernen Welt zur Verbindung gebracht, und der in anderer Potenz das ironische Verhältniß lebendig gemacht hat, wofür Tieck sein Lebtag hindurch schwärmt.

Außer dem Novellenschatze, der ein Schatz ist, auch wenn er nicht immer in Goldstücken zählt, hat Tieck seit den zwanziger Jahren auch die Herausgabe der Heinrich von Kleist'schen Schriften besorgt, zwei Bändchen „Dramaturgische Blätter" herausgegeben, und immer noch die Verklärung Shakespeare's in thätiger Hand gehabt durch Weiterförderung der Schlegel'schen Arbeit und durch Einfluß auf Andere.

Zur Theilnahme am Dramaturgischen war er auch durch seine amtliche Stellung am Dresdner Hoftheater veranlaßt, durch eigenes ausgezeichnetes Talent des Vorlesens, und durch stetes Interesse für's Theater. Die erkünstelte Dichtung, welche so viel Manier in sein übrigens so klares und gesundes Talent gebracht, sie hat ihm auch den praktischen Blick für die Bühne dergestalt

getrübt, daß er durchaus dem vorherrschenden Einflusse der Mittelmäßigkeit gewichen und daß es ihm nie gelungen ist, auch nur eine entfernt ähnliche Wirkung auf das Theater zu üben, wie Goethe in Weimar. Neben diesem Uebelstande, der in dem Buche vielgestaltig hervortritt, bieten diese „dramaturgischen Blätter" sehr viel Feines und Geistreiches in liebenswürdiger Sprache. Die Gesammtausgabe der Tieck'schen Schriften erscheint seit 1827 in Berlin, und in der Widmung jedes einzelnen Bandes an einen Freund hat er sein Verhältniß zu allen Nüancen unserer Kultur bezeichnet. Dies ist ganz auf die graziose Art geschehen, welche ihm eigen, und welche ein paar höflich ablehnende, lächelnd bei Seite gehende Worte sagt, ohne die angeregte Sache zu erschöpfen, ohne auch nur die Absicht zu zeigen, daß die Sache erschöpft werden möge. Von seiner Berliner Jugend aus — und eine Berliner Jugend ist fast nie dogmatisch — hat er solch ein Flimmerschildchen bei sich geführt, womit er die Mahnung eines ernsthaften Abschlusses immer in allerlei zertheilender Strahlenbrechung zurückprallen ließ. Er ist darin ein so liebenswürdiger Proteus, ein so unerschöpflich wendungsreiches Talent, daß man nicht genug beklagen kann, wie deutsche Förmlichkeit und die Prätension der Anhänger uns das eigentliche Bild dieses Dichters entstellt haben. Denn eigentlich ist er der freieste Vogel unseres Waldes, der da lockt und spottet und schimmert und ergötzt, und nirgends nach kümmerlicher Grenze fragt. In dieser Freiheit, in dieser talentvollen Beliebigkeit, im geschmeidigsten Organ der menschlichen Empfängniß wohnt die Seele Tiecks, und wir hätten einen heiteren, ewig jungen Mann an ihm, einen Typus für eine Freiheitsform der Auffassung, die einer suchenden Zeit nicht ausgehen soll, wenn er nicht selbst, wenn nicht die Freunde, wenn nicht die schweren Umstände einer kreisenden Zeit solche unbefangene Hingebung vernichteten. Leider sind die Talente immer im Joche der Freundschaft und des Zeitlaufs; auch die Herrschenden sind beherrscht. — In jener Freiheitsstellung sagt Tieck seinem Freunde Schlegel, seinem Freunde Steffens die artigsten und doch bedenklichsten Dinge. Für Schlegel, dem die Genoveva zukommt, heißt es: „Dein tiefsinniger Ernst hat Dich in Regionen geführt, die mir weniger bekannt und verständlich sind"; — für Steffens, der zum Extrem der lutherischen Orthodoxie neigt, heißt es

folgendermaßen vor den „Schildbürgern" und dem „Blaubarte": „Ich kann Dich nicht zu denen zählen, die, wenn sie noch so gründlich, oder auch auf ihre Weise fromm sind, Wissenschaft und Kunst, Poesie und Schönheit, Heiterkeit und Scherz, den Zauber und Reiz der Sinnenwelt, so wie den freien Gedanken für unerlaubt und gefährlich halten. Deine heitere Natur, Dein freier Sinn, so wie Deine umfassende und reiche Phantasie, können jene enge Dunkelheit unmöglich erdulden, die für manche Gemüther wohl heilsam, für wenige wohl nothwendig sein mag."

Kann man es artiger ausdrücken, welchen Leuten es nur etwa erlaubt sei, pietistisch zu werden?

Und so vollendet er in dem „Vorberichte" ein Glaubensbekenntniß, was so ganz Tieckisch nur mit Feinheit die extreme Consequenz ablehnt, und das Glaubbare und Wichtige nur andeutet, was die gegenseitigen oder doch verschiedenen Interessen lieblich unter einander wirrt, daß über jedes ein geistreich Wort gesagt und doch keine strenge Verpflichtung eingegangen ist, jede Zeile Tieck, dem die ernsthaften Zumuthungen unbequem sind. Wie thöricht sei die Romantik ausgegangen in Katholizismus, oder in unfreien Mysticismus, wie tödtlich sei auf der andern Seite der Pietismus! Ja, er selbst habe Jahre lang mit inniger Vorliebe Jakob Böhme studirt, aber nicht, um darin zu endigen. Am Ende sei das Alles geschehen, um den Protestantismus wieder zu kräftigen. In der letzten Vorrede zur neuen Auflage des Novalis sagt er sogar gegen die Anschuldigung, Novalis sei katholisch geworden: Wie unwahr! Hardenbergs Religion war wie Schillers, keine Religion zu haben!

So hat er in zierlicher Bewegung des Geistes sich wieder völlig umgefiedert, und seine Farbe fällt nicht auf, wenn er, mit seiner mannigfaltigen Erfahrung zusammentragend, in der Jetztzeit umherflattert. Es wäre gröblich, in dem Allen den Mangel einer genialen Bewältigung zu verkennen, oder das unversiegbare Talent der Freiheit zu verkennen.

Hiermit ist eigentlich die Priesterschaft der romantischen Schule geschlossen. Was noch weiter dazu gezählt wird, steht nur in näherem oder entfernterem Zusammenhange, aber gehört nicht in die eigentliche Stiftung. Die ergiebigen Momente, welche angeregt waren, sind aller poetischen Aeußerung nach heute angehörig, der romantische Grund, welcher freilich nicht aus den neunziger Jahren stammte, sondern vom Beginn unserer Zeitrechnung, welcher aber zu neuem Leben durch die Romantiker geweckt wurde, dieser Grund ist uns verblieben. Die Blume, die Geschichte, das scheinbar Todte spricht für jeden heutigen Dichter. Es handelt sich nur darum, ob sich der Dichter direkt an eine besondere Eigenthümlichkeit der Romantiker anschließt, und deshalb noch in den nächsten Bereich dieser Schule zu rechnen ist.

Am Genauesten hängen noch damit zusammen der Maler Müller, Steffens, Fouqué, Kleist, Hoffmann, Werner, Schenkendorf, Eichendorf.

Friedrich Müller, genannt Maler Müller, 1750 zu Kreuznach geboren, lebt seinen großen Lebenstheil in Rom und stirbt dort 1825. Man läßt viel ursprüngliche Erfindung unbeachtet, wenn man diesen Mann übersieht, oder wenn man ihn nur nach der Geltung schätzt, die er in der Literatur erlangt hat. Die neuromantische Idee hat sich bei ihm ganz selbstständig, wenn auch barock hervorgearbeitet. Sie lag schon in seinen frühesten Bildern. Er war Maler und Kupferstecher, und brachte ein eigenthümlich, romantisch reizendes Genre der Komposition bereits in seinen ersten Skizzen zum Vorschein. Dies fällt in so frühe Jahre, daß man bei ihm einer ersten Quelle der Jenaischen Romantik zu begegnen glaubt. Die Goethe, Heinse, Klinger gehörten in seine Bekanntschaft, zum Theil in seinen vertraulichen Umgang, besonders Klinger und Heinse. Da zeigt sich überall stückweises Vorbild der Romantiker. Heinse, obwohl vorzugsweise den klassischen Sympathieen zugewandt, brachte doch in Formenschönheit und sinnlichen Reiz so viel Leben und Bedeutung, daß man der späteren Lucinde, des Lovell, des Gemäldesinnes denken kann, die auf kurze Zeit ein neugierig Haupt unter den Romantikern erhoben. Klinger, der Naturforderung so viel einräumend, an Goethe, an die Frankfurter Kraftgenies sich schließend, hat doch auch für den Uebergang zu den Romantikern

gesteuert und sogar ebenfalls einen Faust gedichtet. Das sind freilich nur Aeußerlichkeiten, die Seele geht ganz andere Wege. In wie starken Konturen zieht sich aber die Romantik bereits in Müller! Dem grotesken Michel Angelo im Studium sich hingebend, und das Geheimniß hineintragend, bildet er einen unmittelbaren Zug der Romantik vor. Begeisterung für halb Geahntes, Leidenschaft für kaum Sichtbares, ganz romantische Anlagen prägen sich früh in ihm aus. Schon in den siebziger Jahren bringt er Gedichte, welche die neunziger Jahre voraus athmen. Die Kühnheit der Frankfurter, die Zerrissenheit der aufgehenden Romantik treten verbunden in ihm auf, aber nur für die Freunde erkennbar. Ein besonderes Unglück läßt die meisten Sachen erst erscheinen, als die Blüthezeit der Romantik schon im Sinken war, erst 1811 erscheinen die drei Hauptbände von ihm, worin „Niobe" — „Faust" — „Genofeva". Es liegt ein Schleier über dieser späten Veröffentlichung, auf den besonders eine Sage vom Schicksale des Genofeven-Manuscriptes hinweist, welches er Tieck nach Deutschland zum Abdrucke mitgegeben hatte, und welches nicht in Druck kommen wollte. In der Einleitung zu Heinse's sämmtlichen Werken ist dies näher erwähnt.

Nach solchen Winken könnte Müller zu Häupten der Romantiker stehen, was den historischen Anfang betrifft. Man hat indessen zu dieser Müller'schen Stellung darum kein entschiedenes Recht, weil Müllers früher Einfluß nicht klar genug zu erweisen ist. Unter seinen kleineren Sachen sind die Balladen, die dramatischen Legenden lebhafter Theilnahme würdig. Seine Idyllen „Ulrich von Koßheim" — „das Nußkernen" sind naiv, reizend und fertig, und geben ein gegründetes Recht zu dem Bedauern, daß in den größeren Werken die Genialität der Charakterzeichnung nicht harmonisch genug geordnet ist, daß die gewaltigen Striche im Skizzenartigen verblieben sind. Er ward 80 Jahre alt, und die Beschäftigung mit der Kunst führte ihn zuletzt auf todtes Nachzeichnen der Antike auch in der Dichtung. Deßhalb sind seine letzten Produkte, Adonis, die klagende Venus, Venus Urania, ganz ohne Erfolg geblieben. Das Morgenblatt von 1820 gibt eine Skizze von Müllers Bildungsgeschichte.

Steffens hätte leicht inmitten des romantischen Kreises wohnen können, Neigung, Aufenthalt, Studium trieb ihn dazu.

Er war in Halle, und fand auch dort in Reichards Tochter seine Frau; Reichards Haus war der Sammelplatz aller schönen Geister, die durch Halle kamen, oder in Halle wohnten. Arnim, Schleiermacher begegneten sich da, Schleiermacher, der in damaliger Zeit Theologe der Romantiker war, Theologe, was man im Gegensatze zum dürren protestantischen Orthodoxismus und im Gegensatze zum plangläubigen katholischen Priester Theologe nannte. Jena war nahe, und wurde oft besucht, Tieck war ein vertrauter Freund, das Naturstudium blühte dem phantasiefeurigen Jünglinge in den romantischsten Arabesken entgegen. Wie soll man es bezeichnen, weshalb Steffens nicht ordentlich eingezählt wurde in die romantische Auserwähltenschaar? Die eigentlich reife Produktion ist ihm stets abgegangen, dasjenige, was sich aus einem Gleichmaße von Auffassung, Charakter und Talent ergibt. Auffassung war stets bei Steffens in einem Grade, wie sie wenig Menschen zu Theil wird; darum kann er auch blenden. Goethe sogar gibt ein Zeugniß davon in seinen Briefen an Fr. August Wolf, die in Laube's „Neuen Reisenovellen" abgedruckt sind. Der junge Enthusiast Steffens hat ihn lebhaft eingenommen, als die Dinge aber, wodurch dieser Enthusiasmus erregt worden war, sich als Buch boten, ohne die Folie des gelegentlich sprechenden jungen Mannes, da meinte Goethe doch, es sei nichts damit anzufangen. So blieb dies merkwürdige Talent für die Literatur im Wesentlichen unfruchtbar, weil es sich immer nur als dieselbe zwar reiche aber chaotische Einseitigkeit äußern konnte. All diese Novellen „Walseth und Leith" — „die vier Norweger" — „Malkolm" — „die Revolution" sind Torsos aus demselben Erd- und Steinberge, die in gleicher Art zu interessanter Bildung ansetzen, und in gleicher Art unfertig sind. Um deßwillen kann man sie unpoetisch nennen, wie viel vereinzelter poetischer Keim und Ansatz auch in ihnen sei. Ja es ist dessen mehr vorhanden als in manchem poetischen Buche, aber es paßt die lateinische Unterscheidung: „es ist Vieles gegeben, leider nicht Viel." Ein Moment der Ruhe scheint der großen Steffens'schen Begabtheit zu mangeln, welches der gedeihlichen Form unerläßlich ist, welches dem geschichtlichen Bilde die Festigung, dem Meinungskreise den Nachdruck, dem literarischen Werke die Weihe gibt. Es ist ein unaufhörlich Flackern in der Steffens'schen Pro-

duktion; wie gepeitscht treiben sich Sinn, Geist, Wunsch durcheinander, Eins rennt nach dem Andern, und wie groß nun der ausgelegte Reichthum erscheinen mag, die Bewegung geht so willenlos, daß man oft nach langer Anstrengung nur im Kreise umhergetrieben und von dem Eindrucke einer wüsten Armuth gepeinigt ist. Man thut Steffens, und Steffens thut dem Leser Unrecht. Er ist dem Stoffe nach reich, und nur arm, weil arm an Geschick. Ja, es ist eine erschreckende Aufgabe, welche dieser Mann löst, die Aufgabe, im Reichthume zu verarmen. Philosoph, Naturkenner, Seelenkenner, voll Phantasie, Feuer und Bewegung stellt er sich ursprünglich dar, und aus den ergiebigsten Anregungen einer Zeit, aus strotzendem Drängen eines Talentes, was bildet er zum Ende hervor? Novellen, die einige pittoreske, oft überladene und gewiß zu oft wiederkehrende Naturschilderungen, die einige interessante Scenen und Genrebilder enthalten, aber in keine Wohlthat, sei's eine Wohlthat des Schrekkens, zusammengehen, die aus den lockenden Schimmern einer Fata Morgana auf ein dürftigstes Lutherthum, auf eine Verläugnung und Verläumdung des lebendigen Zeitstrebens hinauskommen. Man kann weit entfernt sein, die unbedingte Billigung einer bewegten Zeit zu heischen, man kann dankbar hinhören, wo aus reichhaltiger Kultur die Uebelstände einer Drangperiode tadelnd herausgehoben werden, denn aller Sturm und Drang ist in der Geschichte keine würdige Endschaft und stets mit grober Schlacke behaftet; aber wenn ein Kulturleben keinen andern Standpunkt gewinnt, als den in der Steffens'schen „Revolution", wenn alle Anlage der Geschichte für eine böswillige ausgegeben wird, wenn dies obenein in einer ungelenken Form geschieht, dann schrumpft auch das einer starken Fähigkeit gebührende Lob in eine bloße Anmerkung zusammen und das umfassende Gesammtwort wird gerechterweise ein herbes. Sogar um des Tadels willen, den Steffens oft geistreich gegen den ungestümen Drang neuer Zeit kombinirt, um des wünschenswerthen Tadels willen ist es lebhaft zu bedauern, daß die ganze Steffens'sche Gestalt sich um Macht und Einfluß gebracht hat durch verwirrte Folge und verwirrte Darstellung. Die Darstellung allein in diesen Romanen anlangend, weiß man nicht, ob sie besser ein talentvolles Ungeschick, oder ein ungeschicktes Talent zu nennen sei. Die Häuser

werden vom Giebel angefangen, und der Leser wird durch das Unpassende und Haltlose dieser Manier hindurchgeschleppt, er muß sich mit aller Anstrengung selbst unterstellen, damit ihm nicht Alles über den Kopf zusammenbreche, muß gepeinigt zusehen, wie sich der Autor in ein Detail von Neben- und Hinterstübchen verirrt, wie er hier anklebt, dort ausbauscht, daneben tief aushebend auch ein Stück Fundament gräbt, und auch dies wieder liegen läßt, und immer weitschrittig fortstellt, um ein Ganzes aufzubringen, dessen Theile unverhältnißmäßig neben einander hängen. Diese unglückliche Manier in der Form Steffens'scher Romane ist der Schattenriß einer formell unbemächtigten Bildung. Als Bildung also kann sie nicht einwirken, und man muß mit Bildern begnügt sein, die der Leser mit eigener Kraft harmonisch vereinigen muß. Hat man so weit entsagt, dann gibt man sich dankbar dem Staunen hin, was ein Naturalienkabinet aufregen mag. Die Fülle von Absicht, das Wunder des Ueberganges, der Vereinigung und Trennung, welche sich dort beim Anblick der stofflichen Mannigfaltigkeit bieten, sie sind dem Eindrucke Steffens'scher Welt vergleichbar. Deßhalb bleibt die Lectüre dieses Mannes eine sehr fruchtbare, wenn auch unreifer fruchtbar, als man es sonst vom gebildeten Talente erwarten darf. —

Einfacher freilich ist die Lectüre Fouqué's. Es sind da wenig Gedanken, die in Bewegung gebracht sein wollen, und diese Bewegung vollzieht sich in gemessenem Paradeschritte. Der preußische Officier, der Landedelmann, die gegebene romantische Anregung, ein ehrenwerther, etwas steifer Sinn, — sie bilden hier einen romantischen Autor, wo es weniger auf die Durchdringung tiefer Gegensätze ankommt, als auf den Parademarsch einmal beliebter Bestandtheile. Fouqué's Periode, das heißt diejenige Zeit, wo das Publikum Theil an ihm nahm, fällt darum auch nur in die Zeit, wo die romantische Vorliebe selbst noch im Schwange ging, und wo eine persönlich Fouqué'sche Schattirung mit der politischen Zeitbewegung zusammentraf. Tieferen Einfluß auf das innere Moment der romantischen Frage hat er nicht gehabt, man müßte denn seine Beibringung des nordischen Sagenthema's hervorheben. Lag es nun in seiner starren Art, die Dinge hartpuppenartig, marionettenbelebt darzustellen, oder hat die nordische Dichtungswelt wirklich zu wenig Vorbildung und

Einbildung in uns erlebt, um leicht wirksam zu werden, kurz, sie ist nur gravitätisch aufmarschirt, und ist nach frostiger Begrüßung, ohne dringenden Nachruf von unserer Seite, wieder abgetreten. Diese nordische Frage fällt mit der frühen Entwickelung unseres Volkes, mit der von Süden kommenden Religion zusammen, welche sich nicht einbürgerte, sondern einkriegte, welche ihr südliches Dichtungs-Interesse ausschließlich aufdrang und dem nordischen Herzensleben die Weihe warmen Lebens entzog. In den ersten Kapiteln dieses Buches ist bereits davon die Rede. In aller späteren Zeit, schon im Nibelungenliede, wo der südliche Amelungenkreis an lebensvoller Wärme den nordischen Kreis zurückdrängte, hat diese starrende Nordenswelt kein wahrhaft belebendes Talent gefunden, derartige, mannigfache Bestrebung dänischer und schwedischer Dichter ist immer schwach geblieben.

Oehlenschläger — 1779 zu Copenhagen geboren — hat ohne durchdringenden Erfolg ein nur mäßiges Talent, was wenigstens in unserer Sprache, die ihm nicht völlig weiche Muttersprache, nur mäßig erscheint, an die „Hakon Jarl" und „Palnatoke" gesetzt, obgleich der letztere sogar das Tell'sche Interesse der Begebenheit in sich hat; der etwaige Reiz entsprang immer nur aus der Mischung mit romanischem Bestandtheile, wie „in Axel und Walburg", und nach dieser Analogie hat auch von Fouqué der „Zauberring" noch das meiste Glück gemacht, weil die romanische Ritter- und Zauberwelt dazwischen spielt. Das schöne Mährchen „Undine", womit Fouqué so viel gewirkt, ist übrigens ein Beweis, daß für den glücklichen Sinn manche Episode noch erfolgreich benutzt werden könne.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué, geboren 1777 zu Neubrandenburg, hat als preußischer Officier die Rheinkampagne der neunziger Jahre und später den Freiheitskrieg mitgemacht. Dabei bot sich Gelegenheit, den durch Wilhelm Schlegel insbesondere bei ihm geweckten Sinn für Romantik in Wort und Lied auszudrücken, und mehr durch diese Nähe wirklichen Lebens, als durch bezwingendes Talent, hat er später, wo die „lichtbraunen Rößlein" und die verständig sprechenden Thiere zu todter Manier wurden, noch eine Zeit lang das Publikum interessirt. Er trat unter dem Namen „Pellegrin" auf. Seine ersten Sachen, zum Theil Dramata, zum Theil alte Historien, der Roman „Alwin" sind völlig vergessen.

Die Schlegel'sche Neigung zog ihn da noch gen Spanien. „Sigurd, der Schlangentödter", der zuerst mit dem Namen Fouqué erschien, war auch der erste Zug nach Norden. Wer fragt noch darnach? Nach „Corona", einem romantischen Heldengedichte, nach dem Epos „Bertrand du Guesklin"? Nach den Dramen „König Alboin" und „Eginhard und Emma"? Selbst „Thiodulphs Wanderungen" sind vergessen. In dem, was man ihm für Vielschreiberei auslegte, und worin er der einfacheren Form wegen zu natürlicherer Einfachheit genöthigt war, in kleinen Erzählungen hat er noch den meisten Fortbestand in der Leihbibliothek gefunden, wenn er sich auch des ungelenk Manierirten nirgends ganz entschlagen hat. Seine Frau Caroline übertraf ihn dabei an Popularität. Sie hatte eine rasche flüssige Feder, und war eine recht gebildete Dame, die über weibliche Erziehung gern gehört wurde, und der man theilnehmend zusah, wie sie einen Roman zusammenwebte, dessen Motive doch stets mannigfaltiger waren, als die ihres Gemahls. Fouqué selbst hat sich in letzter Zeit auch dem rein Historischen zugewendet, aber auch damit keinen Eindruck gemacht: er hat eine „Geschichte der Jungfrau von Orleans" und ein Leben seines interessanten Großvaters, des Generals Fouqué, edirt. Neuerlichst ist er mit einem Schriftchen „die Weltreiche", eine Bilderreihe in Gedichten, noch einmal aufgetreten. Aber wo gäbe es für den bloß ritterlichen Standpunkt in heutiger durchwirkter Zeit ein Echo! Dergleichen versinkt wie ein Ruf in tiefem Forste, wie die ganze zahlreiche Bibliothek, welche Fouqué abgefaßt, und für welche er nur durch eine Sympathie und eine rhetorische Fähigkeit gewaffnet war. Kaum etwas anderes, als die Wassernixe Undine, welcher er glücklicherweise auf seinen Jagdzügen begegnet ist, wird das Gedächtniß des Fouqué'schen Namens forttragen.

Heinrich v. Kleist.

Wie fest und klar gräbt sich dagegen dieser Name ein! Kleist war Fouqué's Zeltgenosse in der Rheinkampagne, er war unglücklich im Leben, er nahm es sich am Ende selbst. Armer Kleist! So stark, fest und einfach wie Dein Talent rührt Dein Geschick! Ein feiner Hauch der Romantik weht durch dieses tüchtige Herz, — Kleist hat wenig nahe Berührung mit der eigentlichen Schule gehabt — und in der Gabe dieses Dichters ist die romantische Anregung besonnen, kräftig, gesund zur That geworden. Der frühe Tod dieses Mannes ist uns ein wesentlicher Verlust. Die Ueberschwenglichkeit, der Zauber des Geheimnisses, die unerforschte Naturmacht, der Reiz ferner Vaterlandsgeschichte, all dies Ordensgelübde der Romantiker, wie schön, wie mäßig ist es in ihm. Wie gibt sich das größte Publikum noch heute diesem lieblichen „Käthchen von Heilbronn" hin, das unter dem Fliederbaume träumt! Das Maß und die ächte Empfindung, sie unterscheiden Kleist auf's Günstigste von den offiziellen Romantikern. Was er bringt, ist empfunden, nicht anempfunden, oder gar angekränkelt, ein frischer Ernst bewahrt ihn vor aller Manierirtheit, ein kräftig Wesen drängt ihn zu raschem entschlossenem Gange, und gibt seiner musterhaften Erzählungsweise, seinem „Hans Kohlhaas" die einfache Nachdrücklichkeit, den angemessenen Schritt, die schmucklose, so wirksame Färbung. Seine dramatische Auffassung kann eintöniger Romantik ein Muster seyn, wie jedes Verhältniß andere Bedingung des Vortrages, andere Bedingung des herrschenden Ideals und Sinnes mit sich bringt: wild, unbändig, ein idealer Schatten der reißenden Thiere, die vernichtend eingreifen, ist „Penthesilea", die von Leidenschaft gehetzte; ein ganz anderer schwererer Himmel hängt über der „Familie Schroffenstein"; die fröhlichste, so recht aus Herzensgrund fröhliche Luft streicht durch die Lustspiele „Amphitryon" und „der zerbrochene Krug"; „der Prinz von Homburg" mischt den Traum und die entschiedenste Menschlichkeit kühn und fest. Es sind Lücken in diesem Schauspiele, die gewiß bei einer Ueberarbeitung verschwunden wären, aber sonst ruht

ein ächter Stempel Kleist'scher Kühnheit und Eigenthümlichkeit darauf, wie sich dergleichen nur bei einem wahrhaft selbstständigen Dichter findet. Der Held sinkt in bängste Todesfurcht, um sich erst aus diesem Falle für poetischen Aufflug zu ermannen. Die Romantiker selbst haben dies vielbesprochene und verklagte Moment gepriesen. Priesen sie es nicht vielleicht gegen das eigene Herz ihrer Weise? In jenem Momente, er sei nun übertrieben oder nicht, liegt die selbstständige Kraft, welche Kleist neben ihnen hat, liegt ein Grundsatz, über den sie weghüpften. Dies ist der Grundsatz, daß rein Menschliches, daß Grund und Boden unserer bedingten Existenz erst gewonnen und erledigt sein muß, ehe poetischer Aufschwung mit wirklichem Nachdrucke erreichbar ist.

Außer diesen Dramen sind nur kleine Erzählungen übrig, worunter „Kohlhaas", den Herr v. Maltitz in ein Drama gesetzt, die „Marquise v. O**", ein Muster einfach geschickter Darstellung des delikatesten Stoffes, und „das Bettelweib von Locarno", die kräftigste Skizze eines Sagenthemas. Ferner das Drama „die Herrmannsschlacht", wie Homburg aus dem Nachlasse des Dichters, „Robert Guiskard", ein dramatisches Fragment, Epigramme und Gedichte. Tieck hat uns 1821 mit einer Nachlaßausgabe des Dichters und 1826 mit einer Gesammtausgabe, 3 Bände, und der dazu nöthigen Einleitung beschenkt. „Herbe Frische", zwei Worte, womit er Kleist bezeichnet, sind eine stehende Charakteristik des Dichters geworden, und sie verdienen es auch zu sein, sobald man die Herbheit nicht all zu schwer betont, wie es der spielende Romantiker wünschen könnte. Das schmerzhaft Herbe Kleist'schen Geschickes tritt nur als eigenthümlich ernster Nachdruck in des Dichters That.

Heinrich v. Kleist ist 1776 zu Frankfurt an der Oder geboren, zog als Junker mit gegen die Franzosen, folgte aber bald dem literarischen Drange, und studirte in seiner Vaterstadt, welche damals, 1799, noch die jetzt mit Breslau vereinigte Universität besaß. Es folgen lose Zusammenhänge mit dem Staatsleben und wiederholte Reisen nach Frankreich und der Schweiz 1806. Rückkehrend arbeitet er im Finanzministerium zu Berlin; die Jenaer Schlacht vertreibt ihn, er geräth in französische Gefangenschaft, und läßt sich dann in Dresden nieder. Er verkehrt mit Adam Müller, und sie geben das Journal „Phöbus"

heraus. Der 1809 ausbrechende Krieg Oesterreichs zog die lebendigsten Geister zur österreichischen Armee, junge Preußen zogen zahlreich dahin, auch Kleist machte sich auf. Das schnelle Ende des Krieges ließ ihn zu spät kommen. In aller Weise niedergedrückt, kam er wieder nach Berlin, das Vaterland war zerschlagen, alles literarische Gedeihen war dadurch verkümmert, die eigene Existenz Kleists war auch im Aeußerlichsten zerrüttet, unzureichend, es gebrach das Nöthigste; die Freundin, zu welcher er in einem nahen Verhältnisse stand, die Frau des Kaufmanns Vogel, litt an unheilbarer Krankheit, wohin er sah, war Elend und Kümmerniß. Da machte er dem ungedeihlichen Leben gleichzeitig mit dieser Freundin ein gewaltsames Ende. Das geschah 1811 in der Nähe von Potsdam. Kaum 35 Jahre war er alt, da er von uns ging, und uns das machtlose Bedauern zurückließ, was Alles aus so kräftiger Anlage hätte entsprießen können, wenn ihr ein günstigeres äußeres Schicksal und eine längere Ausbildung gegönnt worden wäre.

E. T. A. Hoffmann,

kurz Amadeus Hoffmann genannt, obwohl er Ernst Theodor Wilhelm hieß. Bei ihm und den Folgenden ist nicht mehr von den Schlegel und der offiziellen Schule die Rede. Die Einwirkung der eigentlichen Schule zeigt sich nicht mehr unmittelbar. Für Hoffmann tritt das religiose Moment als positive Gestaltung ganz zurück, der Gegensatz, das Naturgeheimniß, der ironische und komische Bestandtheil haben für ihn die meiste Lockung; Brentano's „lustige Musikanten" gefallen ihm besonders, die Signatur des Tons und der gezeichneten Form ist ihm wichtiger als die gedankliche Spekulation, die festere Künstlernatur gewinnt die Oberhand. Wunder und Geheimniß nicht zu erklären wird zwar ebenfalls Thema, aber so oft in beiläufigem Zusatze wiederkehrendes, daß es selbst die Forderung der Unbefangenheit vernichtet und trivial wird. Das romantische Moment, dort theoretisch, unbestimmt, ätherisch, verbindet sich mit dem verschiedenartigsten Stoffe, das verschieden Leibliche und Persönliche

tritt dreist und unbekümmert um ursprüngliche Tendenz hervor, kaum daß ein einzelner Blick des alten Auges noch an die unschuldige, gestaltlose Jugendzeit erinnert. Die Anregung wird durch gemischte That überboten. Das Schicksal aller Geschichte ergreift jenes keusche, romantische Moment: in persönlich neuer Zuthat wird es zerwirkt, zermahlen, zu Unerwartetem gemischt. Die Grundidee verschwindet aus dem Vordergrunde, neue Person des Dichters, neuer Stoff, neue Manier wird dergestalt Hauptsache, daß nur der Literarhistoriker mühsam in der Physiognomie dieser angewandten Romantik Familienähnlichkeit mit jener reinen nachweisen mag. Bei Hoffmann zum Beispiele muß man sich an die helleren, lieblicheren Produkte wenden, an „Meister Floh" und ähnliche, wenn dem Stammbaume gedient sein soll. Da erscheint noch einmal der mährchenhafte Karfunkel selbst als geheimnißvoller Wendepunkt, da weben die Distel Zeherit, der Genius Thetel, die Naturstudien, der Tulpenstaub in den menschlichen Traum, durch diesen in den Gedanken, und durch diesen in die nebelhafte Erscheinung hinein. Stoff und Gedanken verdämmern sich da noch in die romantisch unsichere Existenz, in das Schweben zwischen Ich und Nichtich, in den Zitterschein des Absoluten. Aber auch da, wie grelle Töne fahren schon darunter, wie harte Hände greifen dazwischen, wie erklärend vermittelnd, scherzhaft statt fröhlich ist der Standpunkt! Der Verstand hat sich zugedrängt, weist witzig und vorlaut den Zweifel ab, und erhält ihn dadurch lebendig, der Gegensatz weiß sich, und spricht sich aus, die Unmittelbarkeit ist dahin. Kurz, die Romantik wird derbes Leben, die mit ihrer feinen Seele Ball spielt. Der außerordentliche Vortheil, festen irdischen Grund zu haben, wird mehr harsch und schneidend benützt, als glücklich, mit den jungfräulichen Geheimnissen wird roh gesteigert und gehetzt, und in Gesellschaft des Zaubers erscheint nur zu oft die Fratze.

Dies Alles gilt vornämlich von Hoffmann, diesem lebhaftesten Talente der romantisirenden Nachfolge. Bei Werner gestaltet es sich zu anderer Härte, direkt Unchristliches drängt sich in der Schicksalsidee grausam herein, um eben so grausam von einer christlichen Potenzirung erstarrt zu werden; bei Grillparzer vermischt sich die Kontur, bei Müllner tritt sie in zänkische Ehe mit Rhetorik und einem trivialen, ganz unromantischen Charakter;

sehnsüchtig treten alte Klänge in Schenkendorf ein, liebenswürdig in Eichendorf; ausdruckslos, aber in Unbestimmtheit lockend hebt sich eine glatte romantische Form in Ernst Schulze; beweglich, frisch und munter ruft das Waldhorn und das Müllerlied in Wilhelm Müller; wohlthuend, sanft, lockend, bildet sich ein kleines romantisches Thal in der schwäbischen Schule; geistreich, genial, scheinbar feindselig, reißt sich die ganze Frage der Romantik noch einmal in Heine auf, um in Kühnheit die Seele und den Leib moderner Welt romantisch zu ergreifen, auch in der Disharmonie zu ergreifen, die noch dazwischen grollt, und solchergestalt mit Titanengriff die Erledigung der Frage zu beschleunigen. Grabbe, Grün, Freiligrath gruppiren sich in verschiedenartigster Person um dies letzte auf Anerkennung pochende Leben der Wirklichkeit; Immermann verwendet schöne Kraft auf eine schwache Vermittelung, Rückert wendet all diesen gährenden Drang der Stoffe und Gedanken in orientalischer Behaglichkeit zu den reizendsten Spielen eines dialektischen Prisma; die Prosa-Darstellung sucht Alles zu ergreifen, die romantische Weltfrage verirrt, vertieft, versucht sich in alle Enden und Winkel poetischer Beziehung, steigert sich zur Kriegsstellung im jungen Deutschland, und noch ist die neue Frühlingsnacht nicht gekommen, wo der tausendfaltige Keim zu einiger warmer Blüthenpracht zusammen ginge, und nach welcher Morgens eine unbelaubte und ungeschmückte Stelle nicht mehr zu sehen wäre.

Hoffmann ward 1776 zu Königsberg geboren. Dort studirte er auch die Rechte, ging dann in die praktisch juristische Laufbahn, arbeitete in Glogau, in Berlin, in Posen, in Warschau. Der für Preußen unglückliche Feldzug 1806 löste diese Vereinigung mit polnischen Provinzen, der Staat ward zerstückt, Hoffmann brotlos, und die Talente, deren er Herr war, mußten nur zur Lebensfristung angespornt werden. Der lebhafte Mann war mit glänzenden Anlagen ausgestattet: er schrieb leicht und gewandt, Phantasie, Laune, Geist waren ihm leicht erregt, und er fand dafür schnell eine ansprechende Form, zunächst für's Gespräch, später für die Schrift. Denn nicht der schriftliche Ausdruck war der erste, zu dem er flüchtete, sondern der musikalische, welcher seinem aufgelockerten Kunstsinne ebenfalls dienstfertig war. Er ging nach Bamberg als Musikdirektor an's dortige Theater.

Auch Zeichnen und Malen war ihm geläufig, und es kam in ihm der seltene Verein zur That, daß er später in Berlin die Undine dichten, die Musik dazu setzen, die Dekoration dazu malen konnte, was Alles bei dem großen Theaterbrande dort zu Grunde ging. Oft findet man bei kleinen Bühnen, unter herumvagirenden Schauspielern und Gauklern, eine so vielfältige Kunstfertigkeit, die durch Noth und mäßige Ansprüche des Augenblickes geübt ist. Man muß gestehen, daß einzelne Purpurlappen in den geringeren Schriften Hoffmanns daran erinnern, und daß man nie ganz den Eindruck bei ihm verwindet, als ob die Weihe des Ernstes, der höhere Stempel des Spielzeuges fehle, welche der anspruchlosesten Heiterkeit literarischer Kunst inne wohnen. Ueber Hoffmanns Leben in Bamberg hat Funk, über sein Leben im Ganzen hat Hitzig schätzbare Mittheilungen gebracht. Als das Bamberger Theater aufhörte, gab er Musikunterricht und begann Schriftstellerei für die Leipziger musikalische Zeitung. Zur Musikdirektion der Oper in Dresden und Leipzig kommend, erhielt er mehrseitig die Aufforderung, seine vereinzelten Artikel zu sammeln, und so gab er 1814 die „Phantasiestücke in Callot's Manier", 4 Bände. Jean Paul schrieb eine Einführung dazu, und die Laufbahn war eröffnet. 1816 trat Hoffmann wieder in den Staatsdienst als Kammergerichtsrath in Berlin, es folgten „die Elixire des Teufels" — die „Nachtstücke" — „die Serapionsbrüder" — „Klein Zaches" — „Prinzessin Brambilla" — „Meister Floh" — „Kater Murr" und kleinere Erzählungen, deren auch Hitzig einige aus dem Nachlasse mitgetheilt hat. Ueber der Novelle „der Feind" starb Hoffmann; er hat noch bis zu den letzten Athemzügen diktirt. Seine Lebensweise, sein Charakter sind Hoffmanns halbe Schrift. Er war hastig, die Genußerregung aufsuchend, oft überreizt, da er tief in die Nächte hinein genoß oder schrieb, immer scharf und geistreich. Berlin bezeichnet noch gern die Weinhäuser, wo er mit Devrient und Anderen, die sich eben so auf stark gereizte Existenz gestellt hatten, tief in die Nacht hinein saß, und das Leben zu steigern trachtete. Der Jurist, dessen Stolz Hoffmann, pflegt sehr zu bewundern, daß er juristisch geschickt und ohne Reste gewesen sey. Außerordentlicher Lebensdrang war in ihm, und was davon in seine Schriften übertrat, ist gewiß eine Hauptursache mit gewesen, daß Hoffmann so viel

Theilnahme fand. Lebenskraft lockt vor Allem. Daneben trieb er den nervenerregenden Spuck mit der Nachtseite unserer Geheimnisse, er scheute und schonte die Farben nicht, und trug viel Dekorationsmalerei über; er lockte durch Furcht. Häßlicher, aber kaum geringer denn Schönheit, lockt die Furcht. Die Interessen verband er durch einen humoristischen Zug, welcher aus der alten Ironie zu größerer Fülle sich genährt hatte in der realen Vorliebe; für den geringsten Dilettantismus des Lesers ward durch gesprächliches Trödeln und Besprechen des Objektes gesorgt, und so entstand der Erfolg, die Hoffmann'sche Schrift und die günstige Aufnahme derselben. Jene ist selten rein von Karrikatur und nie ohne interessante Partieen. Diese, die Aufnahme, war für die erste Zeit sehr lebendig, und ist dann wie jede Ueberreizung völlig zusammengeknickt. Frankreich, dem Loeve-Veimars eine gute Uebersetzung Hoffmanns gegeben, hat jetzt größeres Gefallen an ihm, als Deutschland, oder hatte es vor Kurzem, da das Lese-Interesse dieses Landens wie Hoffmanns Reiz auf die Lockung des Augenblicks, das heißt der Mode gestützt zu sein pflegt.

Und doch liegt jenseits der oft nicht genug veredelten Art dieses Mannes, jenseits dieser stereotypen Humorworte „schnöde" und „würdigster" eine Stärke des feinen Organs, daß uns in einzelnen Blicken des dreisten Talentes Vortreffliches geboten wird. Es ist wahr, Hoffmanns Manierirtheit ist oft gröblich, und es zeigt sich oft, daß der Drang nach höchster Bildung oder nach dem Himmel Phrase ist ohne geschichtlichen Hintergrund der verlangenden Seele. Aber die Kraft der unmittelbaren Erfassung ist groß, und für die vielen Nachahmer, welche mit der Hoffmann'schen Larve interessiren wollen, kann er doch nicht einstehen. Jede Literatur leidet an dem natürlichen Unglück, daß Ungewöhnliches am Lebhaftesten zur Nachahmung reizt, auch wenn es das Ungewöhnliche der Krankheit ist. Hoffmann selbst hat gezeigt, wie selbstständig man ein Vorbild auffassen könne. Jean Paul war ihm ein solches. Unsere höhere Kritik that jedenfalls sehr Unrecht, dies Hoffmann'sche Talent bei seinen Lebzeiten vornehm zu übersehen, weil es durch Beihilfe manches starken Mittels großen Erfolg beim Publikum hatte. Hoffmann war von der raschesten Begabtheit; einmal im Interesse der Nation begründet,

zeigt er oft die Neigung, im Einfachsten und Würdigsten Erfolg zu suchen, und der hohen Forderung wäre er begierig gefolgt. —

Neben Hoffmann ist Weisflog zu nennen, der die juristisch-ästhetische Feder, die Gutschmeckerei, den „schnöden Humor", die Passion für Musik und Tulpenzwiebeln, für Bizarres und Schnurriges mit ihm gemein hatte. Etwas von geistreichem Wüstlinge ist ebenfalls gemeinschaftlich. Nur hielt sich Weisflog mehr an die bürgerliche Realität; und die höhere Beziehung, sei's nach dem Geheimnisse der Existenz oder nach dem bloßen Schatten des Gespensterspucks, war noch mehr dilettantenartig, mehr beiläufige Liebhaberei. Die Literarhistoriker übersehen ihn deshalb gern, weil er mehr der barrocken Unterhaltung, als dem tieferen Bedürfnisse gedient habe. Es ist ihm aber eine interessante Auffassung, eine rasche, pikante Form und eine oft feine Laune nicht abzusprechen, wenn auch der Eindruck durch Manierirtheit getrübt wird. Er hat 12 Bände „Phantasiestücke und Historien" hinterlassen.

Zacharias Werner.

Bei diesem merkwürdigen Cyniker sind die Beziehungen zur romantischen Schule stärker. Feindlich, aber nahe beginnen sie in der ersten Hälfte seines Lebens, hingebend, ja sich verloren gebend in der zweiten Hälfte. Die Stürme einer nach Poesie ringenden Epoche zeigen sich an diesem leidenschaftlichen Manne grell, erschreckend, und nach aller möglichen Seite hin, er ist wie ein Kompendium solcher schweren Geschichtsepoche, und Druck, Papier und Einband desselben sind obenein von unreinlichster Art. Demüthige Anmaßung, hoffärtige Zerknirschtheit, Schwäche der stärksten Talentkraft, begeisterter Schwung der Ohnmacht toben und sterben in ihm wie Weihe der Kraft und Weihe der Unkraft in seiner literarischen Welt.

Er beginnt im lustigsten, muntersten Unglauben, ein Zuhörer Kants, ein bacchischer Priester des sinnlichen Genusses, und er endigte als ascetischer Priester der katholischen Kirche. Auch er

ist zu Königsberg geboren — 1768, — auch seine Genußjugend fällt in die Zeit der preußisch-polnischen Herrschaft, in das erregte Umgangsleben zu Warschau, wo Hitzig, Mnioch, Hoffmann sich gegenseitig spornen.

Die Mutter Werners ist von großer Wichtigkeit für dessen literarische und Charakterentwickelung. Schon in ihrem Schooße scheint er die Anlage zu allem Ungestüm, aller Kraft, allem Gegensatze, aller ungelösten Verwirrung empfangen zu haben. Sie war höchst begabt an Kraft des Geistes und Gemüthes, konnte ebenfalls die große Begabung nicht im Gleichgewichte erhalten, und verfiel in Gemüthskrankheit. Am 24. Februar 1804 starb sie. Es ist bekannt, daß eine Hauptschöpfung Werners das kurze, schauerlich greifende Drama „der vier und zwanzigste Februar" hieß, und daß es zugleich die erste Schicksalstragödie war, welche so viel andere erweckt hat. Sie war der letzte Wurf seines erschütterten aber noch ausdrucksvollen Talents; im Druck erschien sie erst 1815.

Schon um 1800 entstanden Werners „Söhne des Thals", deren erster Theil die Templer auf Cypern schilderte, und große Aufmerksamkeit im Publikum fand. Werner war damals noch unbefangen, und urtheilte darüber ohne Weiteres: „Ich weiß, daß das Ding, wenn auch einzelne Scenen Erzeugnisse einer nicht ganz unglücklichen Phantasie sein mögen, doch kein richtiges Verhältniß der Theile, viel Geschwätz und wenig Handlung, noch weniger aber dramatisches Interesse hat."

Ein Rest überlegener Unbefangenheit, dies ächte Zeichen außerordentlicher Befähigung, soll ihm selbst in den überspanntesten Lagen seiner Lebensentwickelung geblieben sein. Als bußfertiger Redemtorist hat er den Humor nicht eingebüßt; ja dieser Triumph der Unbefangenheit soll auf dem Sterbebette noch lebendig gewesen sein.

Den Söhnen des Thals folgte „das Kreuz an der Ostsee", — Hoffmann hat eine Musik dazu geschrieben, — das religiose Moment drängt sich immer stärker, den Dichter selbst unterjochender, hervor. Als er 1805 nach Berlin versetzt war, schreibt er für's dortige Theater seinen Luther, „die Weihe der Kraft", worin die Reformationsstiftung in eine auffallend phantastische Mystik versetzt war. Luther, in diesem Nimbus auf der Bühne,

machte einen durchschlagenden Effect. Werner selbst trieb im Strudel der weltlichen Lust umher, entfremdete sich dadurch seine bereits dritte Frau, eine schöne Polin, die sich von ihm scheiden ließ, wie seine ersten Frauen in Scheidung von ihm gegangen waren, und trat nun größere Reisen an, bereits ergriffen von dem Fieber seines Lebensprozesses. Was Heine einmal beiläufig über Hoffmann sagt, wo er dessen Poesie die Poesie des Fiebers nennt, das kann in weiterer Bedeutung auf diese beiden wilden Romantiker ausgedehnt werden. Sie repräsentiren die Romantik des Fiebers. Es traten jetzt bei Werner immer lebhaftere Symptome ein, in Weimar bewundert er Goethe, in der Schweiz Frau v. Staël und Wilhelm Schlegel; er eilt unstät nach Paris, unstät nach Weimar zurück, wo man ihn ökonomisch unterstützt, unstät noch einmal nach Coppet zu Schlegel, dann nach Rom, wo der Wirbel endigt mit Uebertritt zur alten Kirche 1811. Die Dramen „Attila" und „Wanda", welche in die Zeit dieser größten Unruhe fallen, sind unbedeutend. Lange verbarg er vor der Welt seinen Uebertritt, erst 1814 ward er in Aschaffenburg zum Priester geweiht, publizirte seine „Weihe der Unkraft", welche den früheren Luther verdammt, erscheint in Wien, wo der Kongreß wogte, und beginnt ohne Weiteres lebhafte Bußpredigten. Seine literarische Bedeutung ging nun rasch zu Ende, nur die Kataloge sprachen von einem romantischen Schauspiel „Kunigunde, die Heilige", was er 1815 herausgab, von einer Tragödie „die Mutter der Makkabäer", die 1820 erschien. Er stirbt an einem Brustübel den 18. Januar 1823 zu Wien.

Hitzig hat auch Werners Biographie gegeben, und im „Gesellschafter" waren 1837 viel Briefe mitgetheilt, in denen dies Werner'sche Gemisch von Hast, Unsauberkeit, genialem Drange und Unordnung in schlechtem Stile auffallend genug sich darbietet. Werners Kraft großartiger Charakteristik, großartiger Wendung im poetischen Bereiche und Ausdrucke, wird aber stets wie der lebensvoll grüne Ast eines von Wetter und Raupen zerstörten Baumes mahnen, der auf einem weit sehenden Kirchhofsberge steht.

Zunächst an die grasse, packende Gewalt der Schicksalsidee, welche Werner aufgebracht, schließen sich Müllner und Grillparzer. Die Kritik hat sich wortreich dagegen gewehrt. Eine gründliche Erledigung der Frage müßte auch auf die gewöhnliche

Täuschung eingehen, als ob die griechische Weltanschauung in ihrer Einfachheit unsere reiche, weniger plastische Kombination überträfe. Mit dem Eintritte der romantischen Welt konnte die Bestimmung des Menschen nicht mehr eine starre Mauer bleiben, sie zog in die Anlage und Beweglichkeit des Menschen selbst, sie ward ein Akt. Die Werner'sche Schicksalsidee war ein Mißgriff, aber der überraschende Mißgriff einer hastigen Kraft. Die nächste Auffassung bildete das noch krampfhafter aus. Die Angst selbst, dieser mißgestaltete Bastard einer Kunstbestrebung, ward der Mittelpunkt dramatischer Absicht. Die Poesie lähmte und vernichtete, statt zu steigern und zu erheben auch in der Vernichtung. Hierin ging nun auch die Größe des griechischen Schicksals verloren: dies knüpfte sich wenigstens an Götter und Ewigkeit, und der Mensch, welcher menschlicher Bedingung nicht entrinnen konnte, war doch vermögend, innerhalb dieser Weltbedingung alle menschliche Größe und Fähigkeit zu entfalten. Er ward groß, da er gegen das Größte und Letzte focht, was der Zeitgeist zu erfinden im Stande gewesen war.

Das jetzige Schicksal ward eine Privatanstalt, und diente nur zur niedrigen Spannung. Das romantische Talent hat jedesmal ein besonderes Interesse für die Bewegung seines Stoffs zu erfinden, und wenn es zur bloß hypochondrischen Angst greift, zum bloß beliebigen Gesetze des einzelnen Zufalls, so greift es zum niedrigsten Interesse. Gestaltet sich nun dies einzelne Gesetz noch obenein unabhängig von den aufgestellten Charakteren, werden diese Charaktere Marionetten, die einer beliebig erfundenen Macht unterworfen sind, so wird der tragische Punkt eine leere Grille, alle höhere Tendenz der Kunst wird zertändelt, und es gibt ein Spiel mit der absoluten Nichtigkeit.

Das Antike also ward in dieser Schicksalstragödie hohl aufgefaßt und das Romantische ward in's Angesicht geschlagen, denn eine Tendenz des Romantischen ist, sich über starre Grenze in ewiger Kraft und Freiheit zu erheben, nicht aber an willkürlicher Grenze zu zerschellen. Die Verwandtschaft mit Romantischem ward in solcher modernen Schicksalstragödie nur darin gesucht, daß man äußerlichen Schmuck der Romantik, Situationen, Bilder, Ahnung, Geheimniß über die Tendenz warf, und sich wie Andere dadurch über das Wesen blendete. Der grobe Kontrast, welchen

so nahe liegende Gefahr erzeugte, das am Haar hängende Schwert, welches in seiner groben Aeußerlichkeit auch dem Schwerempfänglichen sichtbar wurde, sie verschaffen dieser Gattung großen Antheil und lebhaften Erfolg. Die Schicksalstragödie hat volle Theater, begierige Leser und viele Nachahmer gefunden.

Amandus Gottfried Adolf Müllner — 1774 bis 1829 — schnitt mit seiner „Schuld" reichlich diese wohlfeile Ernte. Er begann mit dreister Kopie des Werner'schen 24. Februar in seinem „29. Februar", indem er nur den Reiz des Schaltjahrs hinzuthat. Das geschah noch in demselben Jahre 1815. Im Jahre darauf erschien „die Schuld", worin all diese äußerliche Kraft, Reiz der Situation und Rhetorik mit guter Oekonomie zusammengedrängt war. Alles Uebrige tragischen Dramas, wie „Yngurd", „Albaneserin" ist nur Nebenschimmer dieses Nachtstücks. Den Müllner'schen Erfolg unterstützte ein Naturell, was nach dem Vorhergehenden nur scheinbar abweicht von einer Beleidigung poetischer Höhe, es unterstützte ihn eine schneidende, oft gemeine Schärfe der Prosa. Müllner, ein Sohn von Bürgers Schwester, aus der Gegend von Weissenfels gebürtig, war zu nüchtern verständigen Studien begabt, und trieb denn auch Mathematik und Juristerei, und ward Advokat. Die eleganten französischen Klassiker interessirten ihn, er versuchte sich in dem, was ihm wirklich zusagte, im Intriguenlustspiele, und hätte es leicht darin zu einiger Virtuosität gebracht, wäre nicht sein Erfindungsfond gar zu dürr gewesen. Es bietet sich hier eine praktische Natur, die gar zu wenig weiche und innige Verbindung mit poetischer Welt hatte, ein Gegensatz der Romantiker von Profession. Deshalb mußte er denn auch vorzugsweise beleidigen. Diese Stellung hat er als Redakteur des Tübinger Literaturblattes, der Hekate und der Mitternachtzeitung so getreulich erfüllt, wie man es nur von einem nüchternen und prompten Advokaten verlangen kann. Der Terrorismus kritischer Trivialität ward in den zwanziger Jahren von ihm vertreten. Der Witz des Gewerbes, der Eifer des Handwerks und mancher praktische Span ist dabei zuwege gekommen, die Entsagungskur literarischer Welt hat er wenigstens mit einigem Essig versetzt. Zorn, Grimm und kannibalische Feindschaft hat er gepflegt und entzündet, die literarische Welt wie in's Faustrecht zurückgebracht, und durch seine Schuld, die dramatische und literarische,

das edlere Interesse Jahre lang unwürdig beschäftigt. Der gewöhnliche Schlag von Juristen nahm das lebhafteste Interesse an diesem Antiromantiker, und für ihn mag auch heute noch eine Kriminalgeschichte wie Müllners „Kaliber" interessant sein.

Grillparzer, welcher mit seiner „Ahnfrau" der Müllnerschen „Schuld" auf dem Fuße folgte, hat nur darin jenes unglückliche Schicksalsmotiv mit ihm gemein, und ist sonst eine edle sanfte, dem romantischen Schwunge innig zugethane Natur. Sein Nachtheil beruht darin, daß er in „Sappho" und dem „goldenen Vließ" Mischungen romantischer Anschauung mit antiken Interessen versucht hat, ohne dafür Schärfe und Kraft der Grenze hinreichend zu besitzen. Er ist darum auch nur aufmerksam in jener unsichern tappenden Zeit empfangen worden, wo nach den Freiheitskriegen bis zur Julirevolution das positive Interesse sich nirgends recht festbilden konnte, und wo die officiell romantische Schule ihren Nachdruck verloren hatte. Die beengte Stellung in einem Staate, welcher seinem ganzen Zuschnitte nach die unumschränkte Ausbreitung des Talentes streng im Auge haben muß, ist vielleicht auch ein Grund gewesen, daß sich die Grillparzersche Schwinge nicht lockend genug entfaltet hat. 1824 brachte er den „Ottokar", welcher eben dadurch gelähmt war, daß der Böhmenkönig und der österreichische Kaiser, die feindlichen Gewalten des Stücks, rücksichsvoll neben einander bestehen mußten. Sein Bankbanus, „der treue Diener seines Herrn" trägt vielleicht auch deshalb das schwache Interesse der Resignation auf der kummervollen Stirn, und klammert sich nicht ohne Mattigkeit an die romantische Lebenswelt. Es steht zu erwarten, ob die drängende Wärme, welche oft rednerisch aus Grillparzer bricht, ob die umschleierte, oft innige Kraft seiner Gaben noch einmal zu einem wahrscheinlich nur momentanen Siege in einer einzelnen Schriftthat hindurchbricht. Mit einem neuen Stücke „der Traum ein Leben" scheint ein glücklicher Anfang dafür in Wien gemacht zu sein, aber Wien ist nicht Kriterium genug, und es muß die weitere Verbreitung abgewartet werden. Neuester Zeit hat er auch ein Lustspiel „Wehe dem, der lügt" dort aufführen lassen, was keinen Erfolg gefunden hat. Der Skizze nach ist der Stoff nicht nur ernsthaft, sondern auch von der ernsthaften Seite aufgefaßt, und täuscht auch nicht durch raschen, lebhaften Gang und

durch Kolorit. Priester und Heiden einander gegenüber, eine alte Scenerie des Gegensatzes, die jetzt wenig Belebendes hat. Er ist 1790 in Wien geboren, und lebt dort im Staatsdienste.

Ernst Schulze nahm mit etwas mehr Eintönigkeit, sonst in edlerem Stile, den Romantismus Wielands auf, und da dies in melodischen weichen Versen geschah, so nahm das Publikum an der „Cäcilie" und der „bezauberten Rose" großen Antheil. Der Feen- und Ritterzauber bleibt uns stets eine erwünschte Welt, und sobald er uns in einem lieblichen Ernste geboten wird, zeigen wir uns stets hingebend, auch wenn dieser Ernst keine weitere Bedeutung in sich trüge. So war es mit Ernst Schulze. Man erwartete von diesem anmuthigen Talente Außerordentliches, und da er jung an einer Brustkrankheit starb, so verherrlichte der frühe Tod selbst die bescheidene Hoffnung. Schon jetzt indessen schlendert selten noch ein Leser durch die zwanzig Gesänge der „Cäcilie," und die kürzere anspruchslosere Arbeit „die bezauberte Rose" hat das Hauptwerk verdrängt. Da ist in Kürze schwellender zarter Vers, leise spielendes Thema, sanftes Saitengetön romantischer Akkorde. Sonstige Kühnheit, Erfindung, Perspektive und darum Wichtigkeit des literarischen Momentes darf bei Schulze nicht gesucht werden. Er war ein Hannoveraner, der 1789 in Celle geboren ward, sich meistens in Göttingen aufhielt, seine Cäcilie liebte, und der früh Verstorbenen lebhafte Trauer und das lange Gedicht widmete, einen Freiheitsfeldzug mitmachte und schon 1817 vom Tod überrascht wurde, da eben die Rose in wohlklingenden Stanzen beendigt war. Bouterwek, Schulze's Lehrer in Göttingen, hat die sämmtlichen Schriften, es gehören nur noch lyrische Gedichte und eine Jugendarbeit „Psyche" dazu, 1819 und 1820 herausgegeben.

Mit ausgebildeterem Bewußtsein und mannigfaltigerer Kraft rang Ernst Wagner — 1768 bis 1812 — nach einer romantischen Existenz. Kraft und Absicht waren stärker, Wagner war kühn genug, neue Forderung des Lebens, Lebensforderung des Künstlers in seine Produkte aufzunehmen und deren Verarbeitung zu beginnen. Es ist ein tüchtiger Ton moderner Gesundheit in

ihm, ein Ton, welcher auf ein natürliches Recht der Existenz pocht, welcher aus empfundenem Bedürfnisse und nicht aus überlieferter Form zu schaffen trachtet. Aber so wie Schulze nur das Gegebene artig stellen und gruppiren und sich deshalb nicht über die mittelmäßige Geltung erheben konnte, so blieb Wagner unvermögend, die tüchtigen Anfänge einer modern romantischen Forderung talentvoll in einander zu fügen, also zu fügen, daß die siegreiche Ueberraschung möglich geworden wäre. Unter den Flügeln einer solchen Ueberraschung tritt aber der historische Gewalthaber in den Kreis seines Interesses. Diese Einigung des Verschiedenen, diese organische Gewalt fehlte bei Wagner. Man erkannte gern und hoffnungsvoll von Wagners erstem größerem Romane an, von „Wilibalds Ansichten des Lebens", daß eine drängende, selbstständige Schöpferkraft vorhanden sei. Warum sollte man für die erste Phase einer romantischen Entwickelung nicht zugestehen, daß sich der Held, Wilibald, aus dem Getümmel hinter den Pflug zurückziehe? Es werden sich dem Verfasser neue Bahnen öffnen. Wirklich geschah das sogleich in den „reisenden Malern", worin wieder ein buntes dreistes Leben aufspringt, aber weder hier, noch im Anhange dazu, „das historische A B C eines 40jährigen Bibelschützen", noch den „Reisen aus der Fremde in die Heimath", noch in „Ferdinand Miller", noch in dem letzten Romane „Isidora", welcher mit frommem Abschlusse zu thun hat, nirgends bietet sich ein genügender Sieg des talentvollen Anfanges, eine geharnischte Figur der vielfachen Absicht. Was nützt es uns, daß der Verfasser irgend eine philanthropische, oder staatliche, oder rein romantische Perspektive raisonnirend am Schlusse eines Romans öffnet? Wir wollen nicht die Bestandtheile, wir wollen das Werk. So zertritt das historische Einherschreiten die Wagner'sche Gabe, weil sie nicht zu irgend einem Nachdrucke gefestigt ist; das Einzelne wird verarbeitet, der Name zerstiebt. Friedrich Mosengeil hat Briefe Wagners und Biographisches über ihn mitgetheilt. Wagner war eines Predigers Sohn in Thüringen, ward Jurist, praktizirte als solcher auf den Gütern eines Edelmanns, ward dann, von Jean Paul empfohlen, zum Kabinetssekretär des Herzogs von Meiningen ernannt, und verlebte dort den kurzen Rest seines Lebens. Die Rückendarre befiel ihn wie Hoffmann, und im

Gegensatze mit diesem ist es Stil geworden, von Wagner zu erzählen, daß er das Leiden nicht nur männlich, sondern auch christlich ertragen habe. — Außer den angeführten Romanen sind nur unbedeutende Gedichte von ihm abgefaßt, die Mosengeil mittheilt. Die Schriften sind gesammelt 1827 in 12 Bändchen erschienen.

Wilhelm Müller hat sich die Forderung nicht so breit gestellt wie Wagner, und nicht so traditionell wie Schulze. Er ist ein höchst liebenswürdiges Talent. Seine Lieder eines „reisenden Waldhornisten" gehören zu den frischesten und reizendsten unserer Romantiker, und leben großentheils im Gesange fort. Ein lieblich leichter Fall der Sprache und Wendung, ein klarer, ansprechender Gedanke, Schalkheit und Herzensgüte weben darin. Eben so sind Müllers „Griechenlieder" des besten Gedächtnisses würdig. „Lyrische Spaziergänge" waren das letzte Bändchen Gedichte, was er gab; ein Nervenschlag übereilte ihn in seiner Vaterstadt Dessau 1827. 1795 war er dort geboren worden, hatte frei studirt, gegen Napoleon gefochten und sich sonst vorzugsweise dem klassischen Studium zugewendet. Darauf bezüglich hat er auch Mancherlei herausgegeben; „die Homerische Vorschule" ist das Bedeutendste hievon. Kritisches Studium beschäftigte ihn viel, er begann eine Sammlung der Dichter des 17ten Jahrhunderts, und brachte davon 8 Theile. Dem griechischen Leben stets zugewendet, machte er sich 1817 auf, um nach Griechenland selbst zu reisen. Alte Inschriften hatte er dabei besonders im Auge, und die Berliner Akademie der Wissenschaften versah ihn mit einem Empfehlungsbriefe an — das griechische Volk. In Wien erlernte er neugriechisch, kam aber später nicht über Rom und Neapel hinaus. Seinem lustigen Leben in Rom verdankte er die Fähigkeit, „Rom, Römer und Römerinnen" so genau beschreiben zu können, wie er es in dem bekannten Aufsatze gethan. Seine vermischten Schriften, worunter auch Biographisches über Jean Paul, sind 1830, 5 Theile, von Gustav Schwab herausgegeben. Eine liebreizende Dichtungs- und Darstellungsgabe ist leider so frühzeitig mit ihm in's Grab gegangen.

In Schenkendorf und Eichendorf folgen wieder zwei Talente, die sich enge an die officiell romantischen Sympathieen anschliessen. Es ist unmöglich, dem weiten Worte „romantisch“ gegenüber scharfe Kategorieen aufzustellen, da im Einzelnen des dichterischen Momentes so viel scheinbar Verschiedenes zusammenschließt. Eine Absonderung ist nur dadurch erreichbar, daß eine Grenzlinie dort gezeichnet werde, wo sich modernster Zusatz dreist hervorthut. Die Romantik nämlich hat in letzter Zeit die Wendung erlebt, daß sich zu ihrem äußersten Idealismus des Fichte'schen Anfanges ein stark ausgesprochener Realismus als künstlerischer Leib und Ergänzung gesellt hat. Wo dieser Zusatz, der offenbar eine Erfüllung des ganzen Prozesses anstrebt, mit einiger Schärfe entgegentritt, da ist moderne Romantik abzuscheiden von der Jenaischen.

Friedrich Max Schenk v. Schenkendorf — 1783 bis 1819 — bietet eine praktische Anwendung des romantischen Themas, wie wir davon schon etwas bei Fouqué gesehen haben. Die Idee der Freiheit und des Vaterlandes verbindet sich mit fromm christlicher Anschauung, die romantische Christlichkeit singt in den Schlachten, der Freiheitskrieg erhält dadurch eine ganz eigenthümliche Färbung, altdeutsches Studium und altdeutsche Sympathie mischt sich in modernes Interesse, und erzeugt eine merkwürdige Begattung nationaler und religioser Theilnahme. Diese beherrscht nach dem Freiheitskampfe eine Zeit lang vorherrschend das deutsche Leben, bildet sich in Burschenschaften und Altdeutschthum aus, gebiert in einer übrigens rationalen Zeit durch streng religioses Verlangniß die wunderlichsten Kontraste, da es in praktischem Wunsche mit nüchtern politischer Forderung zusammentrifft, geht auf idealer Seite in Pietismus und historische Politik aus, und versetzt sich in der praktischen Tendenz und dem unbestimmten Freiheitsbegriffe mit moderner Revolution. Es ist eine interessante Aufgabe, die verschiedenen Luftstriche zu verfolgen, welche verwischt gemeinsam 1830 in allerlei Liberalismus zusammenstoßen, und von etwa 1835 an wieder in den Wuchs ursprünglicher Keime auseinandergehen. Man findet da Kant'sche Folge, Fichte'sche, romantische, Hegel'sche in rationalem, radikalem, historischem und doktrinärem Liberalismus. Dichterischen Schwung und Ton geben vorzugsweise die romantischen Erben, die Schenkendorf, Arndt,

Follen, und der Kantisch-Schiller'sche Stil wird nur jugendlich vertreten durch Theodor Körner. Da aber dieser dem allgemeinen Bewußtsein näher steht, so gewinnt er den allgemeinsten Beifall.

Schenkendorf ist aus Ostpreußen. Er kommt früh durch Familienstörniß aus dem väterlichen Hause. Der Verkehr mit den Familien Dohna, mit Predigern, der Anblick schöner Natur in dem sogenannten preußischen Oberlande, tief innige gemüthliche Anlage, das Glück einer vollen Liebe, Alles das pflegt den sehnsüchtigen, christlichen Schwung, durch welchen er bedeutend geworden ist. In seiner Nähe finden wir auch zum ersten Male jene Frau von Krüdener, die später aus romantischer Begabtheit ein so interessantes Gewerbe machte, und mit dem frommen Hellblick sogar in die Kreise der Politik, in die Einwirkung auf Kaiser Alexander trat. Schon 1807 gab er mit v. Schrötter eine Zeitschrift „Vesta" heraus, in welche auch Fichte beisteuerte, und welche das patriotische Leben vorbereiten half. Der Freiheitskrieg erschloß die Schenkendorf'sche Blume, und diese Vermittelung brachte ihn der Nation nahe. Er zog mit, und alle großen und kleinen Akte jenes Kriegslebens besang er; der Uebergang über den Rhein, Scharnhorsts Tod und aller einzelne Liedesanlaß war nur die melodische Variation einer christlichen Freiheitsharmonie. Dieser Grundton einer „Freiheit, die ich meine", ging in die patriotischen Vereine, ging in die Burschenschaft über, in dies merkwürdige Institut, welches gleich einem Orden der Jugend sich der Geschichte bemächtigen wollte. Schenkendorfs Lieder wurden von ihr gesungen mit heiliger Andacht; der romantische Idealismus fand eine höchst überraschende Verkörperung in diesem Studententheile. Der deutsche Student war aus dem Mittelalter her eine ganz eigenthümliche Figur: die alte Chevalerie zeugte sich darin stets jung weiter fort, und doch war der Ritterschlag die Wissenschaft, die Bildung. Er war modernes Ritterthum von einem bewehrten Vater und einer gelehrten Mutter stammend, halb wie ein geschichtlicher Scherz aussehend, halb wie eine tiefsinnige Probegeburt geschichtlicher Gegensätze, die sich in lebenslustiger unbefangener Jugend harmlos darstellen. Man könnte sagen: der Student war ein verjüngter Maßstab des historischen Prozesses und des historischen Ideals.

Diese deutsche Eigenthümlichkeit war schon oft überaus wichtig geworden für Belebung historischer Gedanken. Jetzt fiel ihr ein Stück romantischen Ideals anheim. Der Freiheitskrieg sollte ganz andere Ergebnisse in Deutschland finden, als er fand, vorzüglich auch romantische Kaiser und Reich, Aufblühen der alten Reichskreise, Krönung und Herolde, Wappen und Trachten, das Alles war erwartet, vergeblich erwartet worden. Dies romantische Verlangniß ward der Jugend eingeimpft, damit es nicht vorloren gehe, so wie in Polen die Kenntniß tief im Geheimen forterbt, wo der Krönungsschmuck vergraben liege.

„Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu," sang Schenkendorf — „wir woll'n das Wort nicht brechen, und Buben werden gleich, woll'n predigen und sprechen vom Kaiser und vom Reich," fuhr er kühnlich fort, und mit stürmischer Begeisterung ward dies auf allen Universitäten nachgesungen. Dies weichtapfere, hingebend christliche Wesen Schenkendorfs, der, in Carlsruhe lebend, mit Jung-Stilling, Ewald und der Krüdener umging, der im blühenden Alter von 33 Jahren starb, diese fromme Herausforderung ging damals wie ein Typus auf die Burschenschaften über, auf diese romantische Studentenpolitik. In der ersten Zeit von 1817 an glichen diese Institute, welche sich besonders in Erlangen und Jena fortbildeten, auf ein Haar dem Schenkendorf'schen Wesen. Vielleicht auch durch seinen frühen Tod ward er Schutzheiliger und Muster. Der junge Student war fromm und tiefsinnig. Die Ermordung Kotzebue's, der mit dem russischen Kaiser statt mit dem idealen deutschen Kaiser verkehrte, war ein persönlicher Ausbruch dieses schwärmerischen Hanges. Hiermit gerieth die Burschenschaft in ein bedenkliches Verhältniß zu den Regierungen, verboten und verfolgt bestand sie die zwanziger Jahre hindurch fort, und ist stets ein keineswegs unbedeutender Bestandtheil romantischer Regung und Strebung geblieben. Wie konnte es auch ohne Erfog sein, wenn die Blüthe der Jugend Unzufriedenheit mit der bestehenden modernen Welt geflissentlich hegte, wenn sie aus dem idealen und dann katholisch gefärbten romantischen Ursprunge herüber Grundsätze nahm, welche an mönchische Ascese erinnerten, wenn sie sich starke Freuden des Leibes als Sünden versagte.

Diese Jugendgemeinde der Romantik erlitt indessen auch all

den Wechsel, welchen die Stiftshütte selbst erfuhr. In den späteren zwanziger Jahren, wo der heilige Nimbus der Romantik zerstört war, wurde auch die Burschenschaft weltlicher, besonders in Halle und auf den rheinischen Universitäten; nach dem schneidenden modernen Einschnitte von 1830, wo der praktische, rationale Liberalismus große Erfolge gewann, warf sie die historischen und gläubigen Sympathieen hinter sich, vereinigte sich mit diesem Liberalismus, und erlitt mit ihm die bekannten Niederlagen, durch welche ihr Dasein wahrscheinlich geendet ist.

Die Schenkendorf'schen Lieder, — denn Lieder, die 1837 vollständig gesammelt erschienen, sind seine Hauptthat — verbleichen jetzt und werden Sagengesänge, wie einst die bezwungenen Sachsen solche im Stillen bewahrt haben mögen von Welleda und den geheimnißvollen Götterhainen.

Wie einen passenden Rahmen hat man den Schenkendorf'schen Liedern „Sternblumen" einer frommen Dame beigefügt, die auf des Dichters Entwickelung großen Einfluß gehabt habe. Es sind Erbauungsverse für „einfältige Christen".

Direkter hineingezogen in diese praktische Seite der Romantik, besonders so weit sie mit dem altdeutschen Studium und dessen Anwendung zusammenhing, wurden Arndt, Follenius, Maaßmann, Förster, Jahn. Kräftige Lieder von Follen und Förster leben jetzt noch auf der Universität, zum Beispiele Follen's „Vaterlandssöhne, traute Genossen". Jahn repräsentirt die rohe Praxis selbst, wie das heutige Geschlecht körperlich und sprachlich zu Altdeutschen gemacht werden könne. Sein „deutsches Volksthum" und „Merke" dazu waren das Noth- und Hilfsbüchlein der Masse, und sind ohne alle weitere Bildung wie mit der Holzart zugehauen.

Ernst Moritz Arndt war darunter von gebildetster Bedeutung. Er ist 1769 auf Rügen geboren, und machte sich durch Reisebeschreibungen bekannt. Es folgten „Fragmente über Menschenbildung" und sein berühmtestes Buch „Geist der Zeit" 1806. Wegen stark darin ausgesprochenen Franzosenhasses muß er von seiner Greifswalder Professur nach Schweden fliehen. Zum Freiheitskriege kehrte er zurück, und es folgten seine „Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte" 1814, seine „Mährchen und Jugenderinnerungen" 1818, „Christliches und Türkisches" 1828.

Seine Gedichte in 2 Bänden waren schon 1815 und 18 erschienen, und die ernsten und starken Vaterlands- und Bundeslieder, daraus sein „Was ist des Deutschen Vaterland", „Sind wir vereint zur guten Stunde" sind in hohen Ehren beim Studentengesange. 1818 war er Professor der Geschichte bei der neuen Universität in Bonn geworden, aber schon das Jahr darauf in die demagogischen Untersuchungen verwickelt. Arndt ist durch starke lebhafte Sprache von großem Einflusse auf die Stimmung jener Zeit gewesen.

Um der vaterländischen Lieder willen muß denn auch Theodor Körner hier seinen Platz finden, obwohl all seine übrige Anlage nichts mit den Romantikern gemein hat, sondern durchaus eine jugendliche Nachahmung Schillers ist. Die Schauspiele „Zriny", „Rosamunde", „Hedwig", welche dies deutlich bestätigen, sind aber nicht das Moment, um welches sich die enthusiastische Theilnahme für Körner gruppirt hat, sondern die Vaterlands-Lieder sind es, sein „Das Volk steht auf" — „Ahnungsgrauend, todesmuthig" — „Du Schwert an meiner Linken", kurz, sein „Leier und Schwert", eine Sammlung dieser Lieder, sein Muth, seine Begeisterung, sein schöner Reitertod, dies romantische „Morgenroth", was ihm „zum frühen Tode leuchtete", dies dämmernde, hüpfende und tönende Jugendleben, dies Alles ist's, was ihn zu einem ritterlichen Lieblinge unserer Nation gemacht hat. Diese ritterliche Gesinnung, diese liebenswürdige Person muß auch vor Allem in Anrechnung gebracht werden, wenn von einer Würdigung Körners die Rede ist. Hatte er auch nicht die Tiefe und Sinnigkeit der Schenkendorf mit ihren Vorzügen und Abwegen, an Feuer übertraf er sie alle, und seine Lieder stiegen auf und wirkten wie fliegende Gewitter.

Er war den 23. September 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater ist derselbe Körner, der sich Schillers so preiswürdig annahm, und der von Dresden als Staatsrath nach Berlin ging. Theodor studirte das Bergwesen in Freiberg, kam dann auf die Universität Leipzig und ward als Theaterdichter nach Wien berufen. Seine „Toni", sein „Nachtwächter" und „grüner Domino" zeigte, daß er auch für die leichtere dramatische Unterhal-

tung flüssiges Geschick habe. 1813 eilte er zu den preußischen Jägern unter Lützow, und fiel den 26. August 1813 bei Gadebusch im Mecklenburg'schen. Die neueste Ausgabe seiner Werke ist von Streckfuß besorgt.

Für diesen romantischen Zauber des vaterländischen Rufes hat auch Fr. Aug. v. Stägemann, geboren 1763 zu Vierraden in der Uckermark, Nachdrückliches geleistet. Seine Kriegsgesänge aus den Jahren 1806—13, seine „historischen Erinnerungen" in lyrischen Gedichten sind von einem so festen Gepräge, wie es sich bei den officiellen Romantikern selten findet. Stägemann nämlich, ein klarer, hoher Charakter, gestattet einem liebenswürdigen Gemüthe nur den weichen Hauch darüber hin über das Gedicht, welches sich marmorfest und bestimmt wie eine Bildsäule erhebt. So gibt es scharfe und doch wohlthuende Umrisse. In der Zeit preußischer Unterdrückung war eine bloß geschriebene Ode Stägemanns gegen Napoleon, welche von Stadt zu Stadt wanderte, wie eine Standarte, um welche sich patriotische Gesinnung sammelte und erhob. Ein Band Sonette „Elisabeth", welche sich alle um eine in schöner Weiblichkeit klassische Frau bewegen, hält auch bei diesem romantischen Stoffe eine klare Stimmung fest, und könnte musterhaft genannt werden, wenn die mitunter vorkommende mythologische Beziehung, die kalt unter dem warmen Tone steht, ausgeschieden würde.

Es ist unmöglich, bei dem hundertfachen Ursprunge unserer Dichtungsart alle einzelne Erscheinung in scharfe Kategorieen zu ordnen. Eine Zeit, die sich alle Regung in der Weltgeschichte zur Ausbeute für eine neue Poesie erwählt, und darin noch lange nicht zu einem Ende gekommen ist, eine solche Zeit läßt sich nur gewaltsam auf durchgehende Gleichartigkeit ziehen, oder müßte in hundert Schulen der Nüance dargestellt werden. Da ein romantischer Boden aber allen gemeinsam ist, und just dieses Wort die Aufsuchung und Verbindung aller Gegensätze in sich schließt, so drängt sich das Verschiedenste unter den großen Hut romantischer Schule, ohne doch oft mehr als einen gemeinsamen Lebenshauch zu haben. Man muß also begnügt sein, oft das neben einander zu stellen, was nur in einzelnem Nerve Verwandtschaft andeutet. So ist's mit dem romantischen Vaterlandszuge in Körner, in Stägemann. So lockt dieser letztere um leiser Neigung zu

antiker Art Hölderlin neben sich, der sonst so himmelweit von übriger Verwandtschaft abgeht, der Romantik und Antike in einer befremdlichen Mischung mehr greift als faßt. Das unglückliche Schicksal dieses Mannes ist übrigens in eine so entsetzliche Existenz des machtlosen Irrsinns verfallen, daß er das traurigste Extrem umhertastender Romantik an seinen eigenen Leiden darstellt.

Joh. Chr. Frdr. Hölderlin, 1770 im Würtembergischen geboren, lebt noch in Tübingen, niedergehalten von unheilbarem Wahnsinn, welcher die Gedankenflocken aus Griechenland und deutschem Walde nicht mehr in einen Gedankensatz zusammengehen läßt. Er ist im eigentlichen Publikum unbekannt, von seinem Romane „Hyperion oder der Eremit in Griechenland", welcher schon am Schlusse des verflossenen Jahrhunderts erschien, begegnet man nur hier und da einem Citate, wie zum Beispiele vor dem Buche „Rahel" der Mittelpunkt Hölderlin'schen Strebens, „still und bewegt" steht, Worte, die seine klassische Sehnsucht in romantischer Fülle ausdrücken, und zugleich die Blume seines Grabes sind. Er ist still und bewegt, aber ohne Kraft und Bewußtsein. Dieser Roman, griechisches Chaos, romantische unbegrenzte Wallung zugleich mit aller Pracht der weiten Gedanken-Verbindung, ist in seinem Mangel an Form und Begrenzung ein Eingang zu Außerordentlichem. Leider schlug das Außerordentliche nach unten hinab, in die Unmacht.

In Tübingen hatte er gegen seine Wahl Theologie studirt, ging dann nach Frankfurt in eine Hauslehrerstelle, und gab sich hier einer tiefwühlenden Neigung zur Mutter seiner Zöglinge hin. Es ist dies Diotima im Hyperion und in den Gedichten. Hölderlin war schön, die Frau von schwärmerischer Phantasie, man sieht mit Aengsten zu, wie sie sich gegenseits gesteigert haben. Sein reizbares Wesen ward auf's Aeußerste gestimmt, da ihm die Gesellschaftswelt kein Gelingen bot, und die revolutionaire Zeit Anlaß und Beifall für Unzufriedenheit in Fülle gab. Er ging nach Weimar und Jena. Schiller war ihm geneigt, ließ Gedichte von ihm in den Musenalmanach rücken, bemühte sich für ihn um eine Professur. Das mißlang, und Hölderlin verließ Deutschland voll tiefsten Hasses gegen dasselbe, eines Hasses, der zerreißende Worte im 2ten Theile Hyperions gefunden hat. Börne's Zorn ist mildes Säuseln daneben. In der Schweiz

verkehrte er eine Zeit lang mit Lavater, und ging dann in die Heimath der Gironde, nach Bordeaux, wo er, wie vorher sein Landsmann Reinhard, wiederum Hauslehrer wurde. Ergrimmt schleuderte er den heimathlichen Idealismus weit von sich, stürzte sich in's Sinnenleben und vernichtete sich. Der Schreck war nicht gering, als in Stuttgart bei dem friedlichen Matthisson ein zerlumpter Bettler eintrat, dem aus dem alten schönen Auge Hölderlins der Wahnsinn flimmerte. — Alle Bemühung dagegen war vergeblich, zu spät gab man ihm eine Stelle, lichte Zwischenräume traten wohl ein, halb in ihnen, halb in der Zerrüttung entstand eine Version des Sophokles, die wild und matt in sich zusammenbrach, er war verloren. Bei einem Tischler in Tübingen vegetirt er noch, und setzt noch manchmal an zu Gedichten, denen Auge und Flügel gebrochen ist. Den großen Schwung der Anlage in Hyperion abgerechnet, sind seine früheren Gedichte der Glanz seiner dichterischen Kraft. Er faßte sie streng und stark in stolze Form antiker Weise, und gab ihnen doch die schwingende Seele romantischen Dranges; für den kurzen, vorgezeichneten Raum eines Gedichtes bezwang er auch den Ungestüm seines Wesens, so daß er sich hier am Gelungensten bietet, und manche volle Pracht des späteren Platen vorausgegriffen hat, der oft nur das schöne Gewand erhaschen mochte. Schwab und Uhland haben 1826 eine Ausgabe von Hölderlins Gedichten besorgt. Arnim gab zwei Jahre später „Ausflüge mit Hölderlin“, woraus sich Manches über diejenigen Gedichte entnehmen läßt, welche in jener Ausgabe fehlen. Dieser Romantiker nahm an Hölderlin das größte Interesse. Näheren Umgang mit dem bereits Verunglückten hat Waiblinger gepflogen, und es finden sich darüber geistreiche Mittheilungen im Nachlasse dieses ebenfalls früh gestorbenen Schwaben. Er hält Hölderlins Unglück für Nervenzerrüttung.

Wilhelm Waiblinger selbst — 1804 bis 1830 — auch ein Schwabe, aus Heilbronn gebürtig, in Stuttgart, Reutlingen, Tübingen erzogen, hat in einem Zuge nach klassischer Existenz Verwandtschaft mit Hölderlin, dessen Hyperion er bewunderte, dessen Irrsinn er aufmerksam und theilnehmend beobachtete. Aber Waiblinger warf sich mit praktischer Klarheit bei weitem mehr der gefälligen Sinnenwelt klassischen Lebens in die Arme. Von der Romantik flatterten ihm nur einige bunte Bänder am Hute; bei

ihm ist nicht jenes Wühlen in der Tiefe zu suchen, welches eine innerliche Ehe neuer und alter Welt gewaltsam ergreifen und fesseln will. Was sein gesunder Blick und Griff möglich machte, eine kühne Schönheitswelt, die sich bündig mit christlicher Moral auseinander setzte, darnach hatte er kaum gestrebt, viel weniger es erreicht. Er kommt nicht über den ästhetischen Dilettantismus hinaus, welcher die Lockungen der Sinnenwelt fröhlich feiert, daneben aber eine Gesetzeswelt, die dergleichen ausschließt, fraglos bestehen läßt, ja in gelegentlichem Falle nach ihr folgert und urtheilt. Alle Durchdringung, ja der Versuch einer Endschaft gebricht. Sein lebhaftes, einschmeichelndes Talent, mit welchem sich seine Gedichte ankündigten, der Schwung, welchem er, durch Hyperion angeregt, in einem Romane „Phaeton" bekundete, schuf dem jungen Dichter eine ungewöhnlich hoffnungsvolle Theilnahme in unserer Nation. Man erwartete Außerordentliches, da er durch Unterstützung Cotta's nach Italien ziehen konnte, es schien, als könnte uns ein vollendeterer Heinse in ihm geschenkt sein. Diese Hoffnungen sind zerstiebt. Außer schildernden Aufsätzen, die er in Journale sandte, und worin mit ausmalender Fülle das Sabiner-Land, die Abruzzenscenerie und Aehnliches, kurz, Beschreibung geboten wurde, gab er das „Taschenbuch aus Italien und Griechenland", um darin die klassische Anregung uns darzustellen. Es sind nur zwei Jahrgänge erschienen; der Tod des jungen Dichters ist dazwischen getreten, und „Griechenland" ist zunächst nur Titel geblieben. Der Inhalt nämlich füllt sich mit Italien, und der Werth sinkt deshalb gar sehr, weil die Gabe sich nicht weiter erstreckt als auf einen novellistischen Ciceronebericht. Weitläuftig kleidet sich die Landesbeschreibung in Erzählungen, worin manche satte Charakteristik der italischen Völker und Klassen willkommen erscheint, worin aber ein viel zu redseliges Ausholen für einen bloßen Beschreibungszweck statt findet. Man sieht überall die Absicht, belehrend über Italien zu werden, und man ist verstimmt, man muß gestehen, daß die gleichartige Corinna der Staël dies auf interessantere Weise thut. Wo auch das Sinnen-Leben des Römers kräftiger wüst gezeichnet wird, als es der raisonnirenden Dame erreichbar war, selbst da fehlt die Weihe. Waiblingers ganze Römerfahrt war offenbar eine verunglückte Wiederholung früherer Wege, und sein dreistes Talent des

Genusses suchte und fand keinen Sieg eines Prinzips. Der Körper erlag zeitig, die früher so lebhaften Gedichte wurden übersättigt träg, solchergestalt geriethen die hundert Gedichte „Bilder aus Neapel", welche zu ihrem Nachtheile an Goethe's Elegieen erinnern, und die launige Wendung des Mottos „Leg' sie nie aus Deiner Hand, lieber Freund, und lebe glücklich" nicht fort zu halten wußten. Von Sicilien nach Rom zurückkehrend, starb Waiblinger den 17. Januar 1830, noch nicht 26 Jahre alt.

Um des Agathokles willen, der das Publikum mit dem römischen Kaiserstoffe einer Diocletianzeit lockte, kann Caroline Pichler neben denjenigen genannt werden, die mit romantischer Zunge nach alter Zeit und Sitte des Südens hinabrufen. Der Ruf ist aber freilich so ungenügend verblieben, wie die übrige Verwandtschaft dieser Dame mit klassisch-romantischer Durchdringung. Das Interesse dieser 1769 zu Wien geborenen Frau beschränkt sich auf eine Damenunterhaltung, welche Konflikte des Frauenlebens romanhaft anzulegen, weit auszuspinnen und im großen Gleise der bürgerlich sanctionirten Sittlichkeit zu erhalten weiß. Deshalb ist der Roman „Frauenwürde" ihr bezeichnendster. Sie hat sehr Viel und immer in großer Ausbreitung geschrieben, auch den vorzugsweise österreichisch-historischen Roman fleißig angebaut. v. Hormayr halle durch seinen „österreichischen Plutarch", den er in der Zeit des Franzosendrucks zur Aufreizung patriotischen Sinnes herausgab, nach dieser Seite hin einen lebhaften Anstoß gegeben.

Feßler stellt eine vielfach umgekehrte und umkehrende Romantik dar, die theils ohne Christenthum nach Griechenland den Roman spinnt, theils in Aufklärung, Freimaurerei und in's Lutherthum aus dem Katholizismus übergeht, theils in herrnhuthische fromme Mystik sich vereinsamt. Das Leben dieses Mannes enthält fast alle Bestandtheile romantischer Aktion und Reaktion, wie sie von den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zu den ersten Jahrzehnten des jetzigen durcheinander gefluthet sind. Denn als seine Produktion selbst versiegt war, schleuderte ihn das Geschick noch in den auffallendsten Lagen umher. Zu bedauern ist nur, daß seine produktive Kraft mehr Ausdehnung und Zähigkeit als Nachdruck hatte. Die langen Romane „Marc-Aurel", „Aristides und Themistokles", „Attila",

„Matthias Corvinus", „Abälard und Heloise", „Bonaventura's mystische Nächte", „Theresia", „Lotario" sind jetzt kaum in stäubiger Höhe der Leihbibliotheken zu finden, und die eigene Lebens-Geschichte „Rückblicke auf seine 70jährige Pilgerschaft", die er 1824 herausgab, hat jetzt noch das wirklichste Leben seiner vielen Schriften. Unter diesen findet sich denn auch viel Völker- und Sittenbeschreibung in halb romantischem Stile, da er eine Zeit lang in Berlin auf lediglichen Erwerb durch die Feder angewiesen war. Seine „Geschichte der Ungarn und derer Landsassen" ist davon das Wichtigste, und seine Schriften über Freimaurerei, in deren Gesellschaft er eine nicht unbedeutende Rolle spielte, und die er 1802 verließ, machten ihrer Zeit Aufsehen. Durchweg fehlt die Sammlung reger Kräfte zu einer eindringlichen und deshalb bleibenden Gestalt, — er steht selbst in einer speciellen Literarhistorie wie ein rastloser, viel verhandelnder Wanderer da, der kein dauerndes Andenken zurückgelassen hat, und dessen die nächste Nachkommenschaft nur wie eines auffallenden Wanderers gedenkt, der einst vorübergezogen und besprochen worden ist.

Er war 1756 in Niederungarn geboren, ward Kapuziner, und trat unter Kaiser Josephs Zeit zu der aufklärenden Partei, also auch aus dem Orden. Die Feindschaft, welche ihm dadurch erwachsen mußte, vertrieb ihn später aus Lemberg, wo er als Professor der orientalischen Sprachen angestellt war, und ein Trauerspiel „Sidney" aufführen ließ, welchem man den Prozeß der Gottlosigkeit machte. Er flüchtete nach Schlesien, fand Unterkunft beim Fürsten von Carolath, ward Lutheraner, ging nach Berlin, und erhielt dort mit Fichte den Auftrag, Statuten und Ritual der Freimaurerloge Royal-York umzuarbeiten. Ein Amt und leidliche Existenz wurden durch den französischen Krieg vernichtet; er fand endlich in Petersburg als Professor eine neue Stellung, und verlor auch diese, von einem griechischen Priester des Atheismus beschuldigt. Ein neuer Posten im Fache der Gesetzgebung und philanthropischer Organisation fand sich dennoch wieder, er verband sich mit den Herrnhuthern in Sarepta und wurde nun der Absicht angeklagt, jesuitischen Hierarchismus unter mystischer Form in die evangelische Kirche einzuführen. Diese Anklage scheint trotz Feßlers Protestation nicht ohne Grund gewesen zu sein, wenigstens versichert man jetzt, daß er die neue

Stellung als Superintendent und Consistorialpräsident in Saratow solchen Gönnern zu danken habe, denen der Mysticismus mit mancher Konsequenz desselben werth sei. In solchem Verhältnisse lebte er lange; jetzt ist er in Petersburg.

Dies sind etwa die Wichtigeren, welche nach klassischen Bestandtheilen hin romantischen Ausdruck gewendet haben. Die A. G. Meißner mit 56 Bänden, wo neben romantischen Skizzen auch ein „Alcibiades" und Apel, wo die „Aetolier" und der „Freischütz" nebeneinander, zeigen schon eine undeutlichere Mischung. Der Bischof Ladislaus Pyrker behandelte in klassischem Versmaße romantische Stoffe, wie Karls V. Zug gegen Tunis in der „Tunicias", Rudolph von Habsburg in der „Rudolfias". Xaver Bronner ließ seine Fischergedichte und Idyllen, die nur matt an Theokrit spielen, vom alten Geßner einführen. Es bleibt nun noch eine Anzahl Namen übrig, die sich in mancherlei Interesse und Färbung dem romantischen Stamme nähern, und nicht eigenen Gang genug dargethan haben, um den modernen Richtungen romantischer Dichtung angereiht zu sein. Von diesen Geringeren, Lafontaine, Mahlmann, Brachmann, Velde, Tromlitz, Blumenhagen, St. Schütze, Vulpius, Cramer, Spieß, Laun, Kind, Miltitz, Clauren, Prätzel, Houwald, Auffenberg, Raupach, ist nur das Allgemeinste zu merken. Jung Stilling, der ohne Verbindung mit Romantikern und früherer Zeit angehörig, dennoch ein ganz koncentrirter romantischer Ton ist, bildet den Uebergang zu dem merkwürdigen Manne, welcher bei den Philosophen seiner Bedeutung nach nicht anzubringen ist, und welcher seine theologische Aufgabe wie eine dialektisch romantische löst, zu Schleiermacher. Damit treten wir der eigentlichen Schule wieder näher, eine große Schaar der zwischen Anfang und Ausgang des Artikels ruhenden Namen tritt als bloße Füllung in den Hintergrund, und Eichendorf, Hoffmann, Wackernagel, die jetzt noch singen, sie schließen mit dem ursprünglich romantischen Tone, wie er in Jena angeschlagen worden ist. Der neueste Berg- und Thalreigen aus der schwäbischen Alp, die „schwäbische Schule" eröffnet dann einen lieblich blauen Blick kleiner Gebirgswelt, und in ihm den Anblick, wie sich der Jena'sche rothe Aufgang in

anmuthiger Beschränkung darstellt, und wie vom jüngeren Geschlechte der Schule hier und da eine einzelne Durchsicht in's dampfende weite Thal moderner Welt gewonnen wird.

Bei Lafontaine streift man bereits an eine Literaturpartie, welche mehr oder minder, bewußt oder unbewußt, Opposition bildet gegen die Romantiker. Bei Lafontaine mag es unbewußt geschehen sein, und es finden sich denn auch kleine Zeugnisse, daß er etwas von dem feinen Reize des unpraktischen Zauberduftes geahnt habe, es finden sich Mährchen unter seiner früheren Schrift. Bei Kotzebue, der mit seinem Freunde Merkel den gröbsten Gegensatz gegen die Romantik darstellte, begegnet viel Auffallenderes. In seinem verwegenen Umhergreifen nach allem Möglichen, was für das Publikum ein bewegendes Interesse haben könne; bei diesem Umhergreifen, was eben so nach Rom und Aegypten an die Octavia und Cleopatra tastete, wie in die trivialen Bezüge heutiger Bürgerwelt, geräth denn auch die rastlose Hand in manches romantische Bereich. Die Ritterzeit muß mit ihren Farben und Schwertern locken, wie in den Kreuzfahrern, in der Johanne von Montfaucon, der Feenzauber muß seine Anziehungskraft bewähren im „Schutzgeiste", Spuck und Mährchen, wie im „Gespenst" und „Rothmantel". Kurz, eine bewußte, dem Romantischen gegensätzliche Welt des Interesses wird vermißt, einzelne Berührungen mit romantischer Anziehung bleiben nicht aus, und so haben sich denn diese Schriftsteller das Recht nicht erworben auf eine eigenthümliche Genrestellung, und sie dürfen die Windungen und Sprünge ihres ungenügenden Gegensatzes nur innerhalb des mächtigeren romantischen Kreises selbst vollführen, sie dürfen nur als Zwischenakte eingebracht sein. Als solche erinnern sie von Zeit zu Zeit an den nothwendig nüchternen Beisatz des ästhetischen Interesses, als solche zeigen sie selbst, wodurch sie Geltung und Bedeutung erlangt, und in welchem Verhältnisse ihre Talentprobe anzuerkennen und zu rühmen ist. Iffland allein könnte als reiner Gegensatz Anspruch auf selbstständige Stellung machen, wenn seine Selbstständigkeit in der literarischen That so wichtig wäre, wie sie es als Symptom ist, und wenn unser Theater überhaupt einen selbstständig wichtigen Platz in unserer Literaturgeschichte einnähme. Beides fehlt. Iffland betrifft nur einen kleinen Punkt unserer ästhetischen Welt, für weitere Aus-

breitung desselben ist in Iffland selbst gar kein Anlaß. Sollen die Klingemann, Schröder, sollen neuerer Zeit alle die im Gewöhnlichen praktischen Talente, die Frau von Weissenthurn, die Ziegler, Vogel, Birch-Pfeiffer dazu gethan und soll dem bloß Theatralischen eine eigene Aufmerksamkeit gewidmet werden, so ist dies im vorliegenden Plane einer Literaturgeschichte unthunlich. All dergleichen theatralische Leistung ist Aeußerlichkeit geblieben; was selbst davon brauchbar gewesen wäre für Belehrung, für Aufschluß über das Geheimniß des Reizes, das ist von der eigentlichen Literatur mit größerer Verachtung abgewiesen worden, als vortheilhaft sein mag, mit einem Worte, diese ganze theatralische Partie ist in unserer Literargeschichte kein Moment geworden. Wollte man besonders darauf eingehen, so eröffnete man eine Spekulation über das Praktische, verließe aber die geschichtliche Wahrheit. In dieser ist alles Theatralische nur beiläufig an die dramatische Produktion einzelner Dichternamen geknüpft: man spricht bei Lessing vom Theater, bei Goethe, bei Schiller. Sie haben darauf gewirkt, aber das Theater an sich hat noch keineswegs die Bedeutung erlangt, als ein reiches selbstständiges Institut rückwärts auf unsere Literatur zu wirken, es ist noch immer kein eigenes organisches Leben unserer ästhetischen Bildung. Es reizt nur als unbestimmte Oeffentlichkeit den einzelnen Dichter, und die allgemein anerkannte Bedeutung desselben ist vielmehr die einer geselligen Unterhaltung, als die einer ästhetischen.

So muß denn auch der vorzugsweise theatralische Autor damit zufrieden sein, daß er einem wichtigen Literaturmomente eingeordnet werde, sei dieses Moment eine Schule oder ein Dichter, und daß man nur ausdrücklich das Verhältniß zu Schule oder Dichter heraushebe, sei dies nun ein verwandtes oder ein gegensätzliches. An Schiller und Goethe die Kotzebue und Iffland zu hängen, wie wandernde Gesellen, die hier und dort beim Meister einkehren, scheint nicht rathsam, da der Charakterkreis des einzelnen Schöpfers feiner und verletzbarer ist, als derjenige einer großen Schule, die unbeschädigter Mannigfaltiges in's Schlepp-Tau nehmen kann. Je mehr sie officielle Mitglieder hat, desto mehr freundliche und feindliche Anknüpfung, desto mehr Bezug im Allgemeinen ist geboten, und so müssen die Manen Kotzebue's

und Ifflands sich drein ergeben, innerhalb des romantischen Kreises in Rede gestellt zu sein.

August Heinrich Julius Lafontaine — 1756 bis 1831 — hatte kein Arg über literarische Bedeutung, er wollte schreiben und interessiren, und wählte darin harmlos wie Iffland die nächsten Mittel, welche ihm zu Gebote standen, Familienverhältnisse, Herzensneigung, die mit bürgerlicher Konvenienz in Kampf und Gegensatz geriethen. Ob dadurch die alltägliche Theilnahme, von welcher der Mensch lebt, um irgend etwas erhöht, und in dieser Erhöhung zu einem mächtigeren Bewußtsein der menschlichen Kraft und Beziehung gebracht wurde, das war nicht ihre Sorge. Nur Kotzebue, ein viel mehr beweglicher Geist, ließ sich auf Mannigfaltigkeit ein und auf theoretische Anwendung.

Lafontaine stammte aus Braunschweig — 1756 — und ging als Feldprediger 1792 mit in jenen Champagnekrieg, an dem wir schon andere Romantiker haben theilnehmen sehen. Rückkehrend ließ er sich in Halle nieder, und schrieb über 150 Bände, die durchschnittlich lauter Familienliebesromane sind, und durch das Herzensunglück rühren, welches Verkennung, Stolz, Standesunterschied, Feindschaft böser Menschen hervorbringen kann. Goethe's Werther und Millers Siegwart, die bürgerliche Sentimentalität, die Familiendetails, sie sind die Ahnen und die Bestandtheile der Romane Lafontaine's. Er wußte die Hindernisse bürgerlicher Vereinigung so geschickt und auf Thränenrührung wirkend zu schürzen und zu häufen, daß man die langen Gespräche und Detailmalereien in den Kauf nahm oder auch talentvoll fand, daß man seiner „Familie Halden", seiner „Gewalt der Liebe", seinem „Quinctius Heymeran von Flamming", dem „Hermann Lange" — „Theodor", dem „Leben eines armen Landpredigers", dem „Fedor und Marie" — „St. Julien" — „Rudolf von Werdenberg" die gerührteste Theilnahme angedeihen ließ, daß man zwei und drei Auflagen davon forderte. Die ersten dreißig Jahre unseres Jahrhunderts waren höchst dankbar für irgend welchen romantischen Reiz, und besonders für denjenigen, welcher nicht über das Geheimniß der Herzensneigung und über die Scenerie von Burgen und Wäldern, Pfarrhäusern am See, und Land- wie Försterfamilien hinausging. Ist doch eine Nachricht von Herder übrig, daß er den Lafontaine'schen Roman

manchem bedeutenderen Buche vorgezogen habe. Die Ritter-, Räuber-, Jagdgeschichten, die bis in's Aeußerlichste der Neigung und Staffage die Romantik entleerten, die Löwenritter von Spieß, der Dohmschütz von Cramer, der berühmte Rinaldo von Vulpius, sie haben im großen Publikum ihre lebhafte Theilnahme gefunden. So viel Reiz für das Abenteuer einer Geschichte, für die romantische Farbe eines Vorfalls, einer Begebenheit, einer historischen Person liegt im Sinne unserer Nation. Und wo ein noch so rohes Talent das rein Stoffliche in irgend einer neu annehmlichen Form bieten mag, es kann heute und später eifriger Lectüre gewiß sein, wie sehr wir auch gedankenvergeistigt aussehen mögen. Unsere Nationalexistenz in Geschichte, Sitte, geographischer Lage wird Abenteuer und Lockung des Mittelalters nie so ganz vergessen wie der Franzose, wir halten darin tiefe Stammverwandtschaft mit dem Engländer, dessen Scott in Deutschland eben so viel Leser gefunden, als in England, wir existiren und gedeihen in diesem reizenden Gegensatze der abstraktesten Denkübung und des derbsten Stoffreizes. Weil wir einen so großen Umfang für unser Interesse haben, deshalb äußert sich die Literatur bei uns so unerhört mannigfaltig, so sublim und so niedrig, wie es der Franzose weder oben noch unten versteht, da er sich nur krampfhaft aus dem höflichen Niveau seiner Sprache reißen kann, einer Sprache, die aller Erfindung und allem Extreme abgeneigt ist, und die deshalb zum Schrecken der Akademiker bei aller Revolution betheiligt werden muß.

Das Gefallen, welches wir an van der Velde und dessen Nachahmern, den Tromlitz, Blumenhagen, Bronikowski, an Georg Döring, an Wachsmann, Kind und so viel Aehnlichen fanden, es war derselbe Grundstoff der Rinaldini, nur daß es ein wenig anständiger, mit specialgeschichtlicher Zuthat und einigen feineren Nüancen von Talent auftrat. Van der Velde, ein bescheidener Jurist in dem schlesischen Bergstädtchen Zobten, verdient dabei doch seine Auszeichnung, er war mit seinen „Patriziern" — „Lichtensteinern" — „Arwed Gyllenstierna" der Stern des Lesepublikums in den zwanziger Jahren, und die Einwirkung Scotts, dessen früheste Uebersetzung bei uns nicht hinter 1820 und 1819 zurückgeht, ist wirklich unbedeutend auf Velde gewesen. Ja, die Striche sind grob, die Themata und

Verhältnisse alle gewöhnlich, nirgends ein bedeutender Blick oder auch nur ein Wink, aber die romantische Scenerie war doch so talentvoll, daß sie mit ihrer bloßen Farbe die simpelsten Dinge lockend machte.

Diese Periode der Abendzeitung, welche im Allgemeinen eine tiefe Erniedrigung unseres Geschmackes in sich schließt, die Periode der zwanziger Jahre, war auch die Claurens, der an Erfolg van der Velde noch weit überbot. Clauren, der Schriftstellername des Postraths Heun in Berlin, war die moderne Auflage Lafontaine's. Dieser war matt, oder das Publikum war desselben Familientons doch endlich müde geworden. Clauren nahm die Manier auf, zuerst mit Erzählungen, die sich an den Freiheitskrieg knüpften, dann an Schweizerreisen, wobei er den Fund „Mimili" machte. Er war frisch, die alltäglichen Beziehungen zu einem schönen Gemüthe, zu Reichthum und Armuth standen lebendiger auf, auch wechselte er ab: nicht bloß im negativen Pole des Gefühls, in der schweren Betrübniß suchte er die Lockung, sondern im fleischlichen Behagen, in materiellster Wohlichkeit. Nicht in einem Materialismus, der auch irgend eine Offenbarung geben solle, sondern im Materialismus an sich, der mit sich fertig, und nur den Gourmand kitzeln will. Dies ist ganz zufällig ein äußerer Gegensatz zu Lafontaine. Von diesem sagt der Bürger: er ist rein, die Tochter kann ihn lesen. In solcher negativen Reinheit begegnet sich auf dem Grunde alle Gewöhnlichkeit, so weit sie nicht unanständig ist: über das positiv Gebräuchliche kommt sie nirgends mit einer Spekulation hinaus, sie gruppirt nur längst Vorhandenes, und es kommt also nur auf artige oder unartige Manier an. Leider war dieser Gourmand Clauren unartig. Aber nicht dies hat ihn getödtet, die Zofe und der Ladendiener hätten ihn noch länger aufrecht gehalten, wäre er nur länger unterhaltend geblieben. Nicht Hauff, welcher „den Mann im Monde", eine parodirende Kopie der Clauren'schen Manier schrieb, kaum die allgemeine Kritik, die einstimmig entrüstet gegen ihn auftrat, haben ihn beseitigt, er selbst hat es gethan, sein Mangel an Geschmack und Bildung. Dieser Mangel ließ ihn nicht über die stereotype Manier des Vergißmeinnichts hinaus, über die weichliche, kußliche, abbrechende, austernspeisende Manier. An Talent fehlte es diesem Manne keines-

weges, die Verhältnisse des Details interessant zu gruppiren, appetitlich darzustellen, sein Erzählungstalent kündigte sich sogar ganz bemerkenswerth an. Was sah er nicht Alles, wie lockte, wie schob er zusammen! Welch ein artiges Talent zum komischen Roman hätte daraus werden können, wenn dieses Clauren'sche Talent gebildet, von der Armuth des Essens und Trinkens und all den trivialen Beziehungen befreit worden wäre! Irgend ein Fond von tüchtigerem Antheile mußte in ihm aufgesammelt werden, dieser wäre dem ordinairen Geschmacke zu Hilfe gekommen. Ein Fortschlendern ließ denn am Ende keine Täuschung mehr zu, man erkannte das äußerlichste Puppenspiel im Gasthause, man ward dessen überdrüssig.

Wollte man all diese fernen Familienzweige der Romantik im Fach unserer Erzählung, unseres Romans verfolgen, einer ganzen Armee von Namen begegnete man da. Es ist auch, wie stets in der Geschichte, der Umkreis romantischer Idee viel größer geworden, als die Stifter romantischer Schule beabsichtigt haben. Hier in diesem großen Reiche des Romans begegneten sich alle Ströme nationaler Sympathie von den alten Rittersagen herab, von der asiatischen Banise, von den willkommenen Reisewundern, von Goethe's starken Jugendstoffen, von den Erzählern des Hainbundes. Hierbei kann Friedrich Wilhelm Meyern genannt sein, ein seltener, fast geheimnißvoller Mann, der in großen Reisen, in dem mannigfaltigsten Lebensversuche, bald im Oriente, bald im Occidente, vorherrschend schweigsam hingegangen, und nur in einem Buche und in wenig bekannten seltenen Briefen einen verborgenen starken Drang mehr verrathen als dargethan hat, unserer Existenz neue Mischungen zu geben. Jenes Buch „Dya-Na-Sore" ist ein politischer Roman, der noch in's vorige Jahrhundert fällt, und in der Zauberflöten-Romantik sich bewegt, so weit es die allegorisch-philanthropischen Bündnisse und Geheimnisse betrifft. Es machte viel Aufsehen und erlebte mehrere Auflagen. Mancher große Gesellschaftsgedanke trat aus der wunderlichen Form verheißend entgegen. Meyern indessen hatte kein Glück, verschloß seine merkwürdige Welt, seine kühnen Weltplane, sogar seine protestantisch-patriotischen Wünsche, und starb als österreichischer Hauptmann 1829.

Die letzte Weihe, der Sinn für ideale Färbung, fiel von

den Romantikern auf den Roman, und als nun Scotts Beispiel eine so große Wichtigkeit erhielt, als der idealste Gelehrte den poetischen Reiz, den vollen und würdigen Inhalt, die künstlerisch große Form des Romans anerkennen mußte, da ward die Roman-Ausbeutung das vorherrschende Leben unserer Literatur. Scheinbar zufällig war man dabei auf den Prosa-Ausdruck und dessen Vorherrschaft gekommen, die weite, gefällige Form gestattete alle Regung eines sich neu bildenden Lebens, eine Aufhäufung neuen Hilfsmaterials für eine vollere Poesie, und solchergestalt ward der romantische Ruf selber in Wälder und Berge verlockt, die durch Widerhall und Wechselung unerwartet neuen und anderen Schall vorbereiteten.

Hier beginnt denn die Schwierigkeit der Sonderung. Einzelne Atome modernen Fortschrittes finden sich wohl auch bei demjenigen, welcher übrigens bewußtlos das romantische Thema fortspielt. Es ist aber doch nur der in moderne Richtungen einzureihen, welcher über den selbstständigen Weiterschritt ein Bewußtsein hat. Da kann aus den Taschenbuchserzählern nur etwa Schilling und nach anderer Seite hin der fleißige und denkende Zschokke ausgewählt werden, welcher letztere noch besonders in Rede kommt. Schilling ermangelt freilich einer geschmackvollen Durchbildung, aber man muß seinen oft lüstern skizzirenden Romänleins, die oft nur eine Grille werden, und oft auf die Karrikatur losgehen, man muß ihnen Eigenheit einräumen. Er wirft doch die Terminologie alltäglicher Verhältnisse hinter sich, er kombinirt, wenn nicht selbstständig, doch kapriciös Fragen und Zustände, die aus der erledigten Straße weichen und denen ein neues Leben einwohnt, sei dies auch gemeinhin noch ein unreifes. Bei dieser Unterscheidung darf man sich besonders durch ein modern politisches Interesse nicht täuschen lassen. Derjenige Autor, welcher sich für ein solches erklärt, gewinnt leicht den Anschein, als ob er moderner, das heißt selbstthätiger Kombination entsprungen sei. Die gewöhnliche Politik hat es nur mit äußerlichen Verhältnissen, mit einer Umsetzung bekannter und bleibender Glieder zu thun, und der Autor, welcher sich lediglich an das schließt, was in diesem Elemente eben neu ist, der kann eben auch nur in einer Terminologie, in einem abgemachten Interesse seine muntere Existenz finden. Er ist dann

eben so wenig eigen oder modern, wie der nachbetende Romantiker, und es fragt sich nur um die stärkere oder schwächere Kraft, die er zu verwenden hat, um das Früh oder Spät seines Auftritts. Durch dies Letztere erhält Seume, obwohl sonst keiner höheren Frage Herr, erhält Börne seine wichtige Stellung, eine Stellung, die in der Dauerhaftigkeit des Charakters und in der Einwirkung auf den Kampf des Momentes ihren Nachdruck erhält. Leute, wie Herr v. Maltitz, die in Pfefferkörnern politisch oppositionell und übrigens stumpf herkömmlich, wie Menzel, die gegen schwächliche Mittelmäßigkeit neu reformirend, in Lebensfragen aber der gedankenlosen Terminologie ergeben, sogar ohne folgerichtiges Gesetz ergeben sind, solche können nur als Eck- und Prellsteine bei moderner Weiterbildung genannt sein. Eben so wie Kotzebue und Müllner die romantische Welt um sich branden sieht. Feineren Anspruch auf eigene Position hätte F. Jacobs, der in humanistischem Geschmacke „Rosaliens Nachlaß", — „Alwin und Theodor" und manches saubere Schriftchen abgefaßt, hätte Wilhelm Hauff, der in Frische der Form und Keckheit der Art vorgegriffen hat. Stephan Schütze bewegt sich durch eigene Versuche über das Komische und in demselben aus der Masse, und eine naive Lebensbeschreibung, die er von sich gegeben, ist ebenfalls einer gewissen Selbstständigkeit anzurechnen. In dieser Art wäre Bührlen zu nennen, der auch dem Lächerlichen große Aufmerksamkeit gewidmet, und in kultivirtem Goethe'schen Geschmacke Romane „der Enthusiast" und „der Flüchtling" geschrieben hat. Freilich reicht eine bloße Geschmacksbildung nicht hin, um etwas zu schaffen; sie unterscheidet und wählt gefällig, das ist für Fassung der Produktion von großem Werthe, als Produktion selbst dürftig und ungenügend. Mahlmann, nicht ohne rhetorisches Talent, hat im Bethlehemitischen Kindermord mit einer artigen Laune überrascht.

Verfolgt man den Roman selbst bis in die Neuzeit herein, so sind außer den Herloßsohn, Theodor Mügge, Cruse, Fanny Tarnow, Wilibald Alexis, welcher in Walladmor den Walter Scott so talentvoll nachahmte, Rellstab, Ludwig Storch noch Seiten voll zu nennen. Man kann sich aber bei dieser großen Familie nur diejenigen zu besonderer Erwähnung ausheben, die sich entweder durch ein besonders starkes Talent

oder durch eine charakteristische Eigenheit oder durch einen Bildungsgrad auszeichnen, welcher bei unsern Romanschreibern ungewöhnlich ist. Da wird bei Storch zu bedauern sein, daß ein fruchtbares Erfindungstalent ohne passende Kultur fast verwildern, ferner, daß sich die bemerkenswerthe Bildung Wilibald Alexis zu keinem frischen Ausdrucke in einer wahrhaft lebendigen Form schwingen könne. Denn sein „Haus Düsterweg" ist unreinen Geschmacks, und sein vortrefflich beginnender Roman „Cabanis" verdehnt sich in mattes Nebeneinander und in diejenige Schlaffheit, welche diesem Autor oft gefährlich wird, und welche ihn in matte Gewöhnlichkeit zieht. Unter den schreibenden Damen, von denen bei einer kühnen Naivetät ein so ganz eigenes ergänzendes Reich, das Reich der Grazie, des weiblichen Herzens, der feinen Empfänglichkeit zu erwarten wäre, von diesen brutal behandelten Schöngeistern ist außer Bettina nicht viel auszuzeichnen. Johanna Schopenhauer, 1838 verstorben, erweckte einmal durch geschmackvolle Reisebeschreibung, durch den sentimentalen Roman „Gabriele" und den ausführlichen „die Tante" günstige Erwartungen, die letzte Gabe indessen, „Richard Wood", hat davon keine erfüllt. Henriette Hanke in dem häuslichen Genre, Friederike Lohmann im anekdoten-historischen, Amalie Schoppe im alltäglich schmerzreichen, und besonders für „Frauen und Jungfrauen", sind frauenhaft, an den Strickstrumpf erinnernd, thätig gewesen. Vom Vorzuge der Französinnen sind wir hierbei noch weit entfernt.

Spindler, Duller, A. T. Beer, Rehfues, Heinrich König gehören zu der Partie, die um Talentes, um Eigenheit oder Bildung willen besondere Erwähnung heischen.

Von der theatralischen Abtheilung, die in einzelnen Winkeln romantischer Welt begegnet, ist das scheckige Bild Kotzebue vorauf zu führen.

August v. Kotzebue — 1761 bis 1819 — war in Weimar geboren, und zeichnete sich früh durch ein leicht bewegliches Geschick der Auffassung, Nachahmung und Darstellung aus, was sich denn auch von frühester Jugend auf den anschaulichen Wechsel des Theaters richtete. Er ward Jurist, kam durch Empfehlung nach Petersburg, und als Sekretair des Generalgouverneurs in Verbindung mit der Direktion des dasigen deutschen Theaters.

Uebrigens verfolgte er die russische Staatslaufbahn, und erhielt eine Position in Reval. Romantische Gedichte kündigten eine ganz andere Produktion an, als die Kotzebue'sche ward, die „Leiden der Ortenbergischen Familie" und dergleichen kleinere Erzählungen nehmen die Richtung nach bürgerlicher Wirklichkeit und nach der Ansprache des großen Publikums. Es folgt noch in den achtziger Jahren „Menschenhaß und Reue", worin sich dies Talent, im gewöhnlichen Kreise des Charakters und Verhältnisses starke Rührung ohne höheren Schwung zu erreichen, stark und eindringlich aufthut. Er kehrt nach Deutschland zum Besuche, bekundet in „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirne", den er mit Knigge's Namen herausgibt, die Lust am Skandale, reist, zieht sich auf ein Landgut in Esthland zurück, und beginnt hier die federschnelle, leichtartige, überfahrende, aber doch auch in guter Bedeutung außerordentliche Hervorbringung, welche beim Todesabschlusse hundert Schauspiele zu Stande gebracht hatte. Sie verschaffte ihm zunächst 1798 die Berufung als Hoftheaterdichter nach Wien. Das trieb er nur zwei Jahre. Wieder nach Rußland eilend, wird er unvermuthet an der Grenze aufgehoben, und nach Sibirien gebracht. Ein kleineres Drama, was Kaiser Paul in die Hände fällt, befreit ihn, und verschafft ihm die lebhafte Gunst dieses Kaisers. All diese und spätere Lebensvorfälle hat er in allerlei Schrift flüssig, gewandt und nie in erhöhterer Fassung dem Publikum vorgelegt. Er übertraf an derartiger Promptheit und in formeller Negligenz den memoirenschnellen Franzosen. Alle Sensationen und Situationen der Zeit gehen wie Windstöße durch ihn, ohne weiter zu haften, als der Monat einer Buchabfassung nöthig macht. Diese frivole Hast, diese Charakter-Zerfahrenheit, Kotzebue's und seiner Schriften schlotterige Seele hat ihn in unserem Vaterlande in so tiefen Mißkredit gebracht, in einen Mißkredit, der auch da nicht von ihm wich, wo er in strömender Theaterfruchtbarkeit auf mancherlei Dank Anspruch machen konnte, der nicht von ihm wich, da er mit aller übrigen Welt die Franzosen haßte und industriös mit seiner Feder verfolgte, und der ihm endlich den gewaltsamen Tod zu Wege brachte.

Nach Pauls Tode kam er nach Deutschland zurück, nach Weimar und Jena, intriguirte gegen Goethe, Schiller als lor-

beerwürdigen vorschiebend, gerieth dadurch auch spitz an die damals jungen Romantiker, und es entspann sich die schon erwähnte Fehde, für welche er sich in Berlin den „Freimüthigen“ gründete. Reisen, übereilte historische Arbeiten, immer neue Theaterstücke, Rückkehr nach Rußland füllen die nächsten Jahre, und nach dem Sturze Napoleons tritt er in seine letzte, unheilvollste Epoche. Mit großem Gehalte und dem Auftrage, über den geistigen Zustand Deutschlands nach Petersburg zu berichten, kehrt er 1817 nach dem Vaterlande zurück, läßt sich in Jena und Mannheim nieder, erbittert durch frech hinfahrende Kritik in einem neu gegründeten „Literarischen Wochenblatte“, entrüstet durch Vertheidigung eines politischen Absolutismus, durch bekannt gewordene Denunciationen deutscher Bestrebung, die er nach Petersburg gesendet, und lenkt dadurch den Dolch eines schwärmerischen Studenten, Ludwig Sands, auf sich, der ihn den 23. März 1819 in Mannheim ersticht.

Sein Verdienst um das Lustspiel ist nicht gering, betrifft indessen vorzugsweise nur die Praxis desselben, wenn hierunter rascher Dialog, rasche Wirksamkeit des Themas, und rasche Anfertigung verstanden sein soll. Der Mangel eines Kotzebue's wird am Lebhaftesten von den Schauspielern bedauert. Sonst ist er nur in mancher frischen Einzelnheit neu, die Jünger und Bretzner vor ihm hatten die Oekonomie der Stücke für eine rasche Unterhaltung genügend vorgearbeitet, wenn nach „Minna von Barnhelm“ das noch nöthig war, und wenn Schröders Praxis, die England zu benutzen wußte, nicht hingereicht hätte. Babo hatte die derbe Mischung historischen Ritterstückes mit einer gewissen Tapferkeit bearbeitet. Kotzebue übertraf zwar alle durch Behendigkeit, seine Stücke sind zwar alle reichlicher an Einzel-Leben und Bewegung, und er hat darin manche uns eigenthümliche Schwerfälligkeit beflügelt; aber es fehlt daneben nicht an Nachtheil. Eine solide, gegliederte, unübertrieben charakteristische Begründung des Stoffes fehlt ihm zumeist; nicht an Bretzners „Räuschchen“ reicht er in solchem Punkte, sondern um eine Flocke, um eine glückliche Situation, um eine karrikirte Idee schlägt sich ein flatternd Gewand von fünf Akten. Die organische Innerlichkeit des Lustspiels hat er nicht gefördert. Um so greller nehmen sich dabei seine laxen Gesinnungen aus, denen mit Recht und

mit Unrecht allerlei Schlimmes vorgeworfen worden ist. Sie stünden dem objektiv zeichnenden Lustspieldichter vielfach zu, wenn sie nicht zusammenhangslos geboten würden.

Die strudelnde Bewegung, welche er in's Lustspiel gebracht, und durch wendungskecken, munteren Dialog belebt hat, sie ist der günstige Punkt, der ihm bei unserer theatralischen Geschichte nicht abgesprochen werden darf. Wo er aus dem Kreise des ausgelassenen Lustspiels hinaus geht, da verhält er sich entweder in Lafontaine-Ifflandischem Interesse gedrückter Verhältnisse, die keinen Ausweg zu höherer Erhebung kennen, und den Sinn für Mittelgattung „Schauspiel" pressen, oder er verunglückt in der Absicht einer höheren Spannung. Mit allerlei historischem Stoffe besonders hat er das mehrmals versucht, dazu gebricht ihm aber Kraft und innerlicher Nachdruck. Seine Existenz beruhte im Spiel mit Manieren der Zeit, reichte aber nirgends an den ernsthaften Kern von Lebensfragen. Der Volksspott sprach dies schonungslos genug, Kotzebue's traurigem Ende gegenüber, aus, leichtsinnig, wie Kotzebue selbst, den herben Ernst dieses Ereignisses wegscherzend. Es hieß da: „er lebte durch Dinte, und starb durch Sand", und diese Rolle sei die einzige tragische gewesen, die ihm gelungen.

In Rücksicht auf oben erwähnte Praxis ist Iffland — 1759 bis 1814 — Kotzebue's Genosse, und man nennt sie deßhalb auch gewöhnlich zusammen. Gemeinsam ist ihnen der Zweck, auf die hausbackene, allgemeinste Empfänglichkeit sogleich zu wirken, und keinen höheren oder geringeren Werth des Mittels zu unterscheiden. Rastlos beweglich geschah dies bei Kotzebue, ehrbar ernsthaft, bürgersam hartnäckig bei Iffland. Dieser ist der direkte Gegensatz jener romantischen Dichtungsweihe, welche allen Ausgang von der Erde, von der Wirklichkeit überflog; er ging nicht bloß von der derbsten Wirklichkeit aus, sondern er verließ sie auch nicht, und in den Beziehungen derselben fand er Urtheil, Noth, Trost und Endschaft. Dieser bürgerliche Naturalismus, der sich von Diderot und Lessing herabstimmte, ist als vielbesprochenes und verworfenes Extrem einflußreich geworden für unseren ästhetischen Grundsatz. Das wegwerfende Urtheil darüber ist ein abgemachtes, und doch haftet das große Publikum stets noch gern am groben Reize solchen Portraits, und doch ist das

nahe liegende Gebiet eines würdigen Eindrucks, wie es sich in manchem Goethe'schen Produkte darstellt, noch immer nicht scharf genug dargelegt, besonders die leise Wendung zum Idyll, welche sich bietet, ist noch nicht klar genug von hier aus benützt worden. „Die Jäger" zum Beispiele, eins der beliebtesten Stücke Ifflands, streifen so nahe an die liebliche Wiesengränze Goethe'schen Idyllenreizes von Sesenheim, von Hermann und Dorothea!

Iffland, aus Hannover gebürtig, und frühzeitig vom Darstellungstriebe unwiderstehlich zum Theater gezogen, begann unter Eckhoff in Gotha, wir haben ihn dann neben Schiller in Mannheim gesehen, und er ward 1796 als Direktor nach Berlin gerufen, von wo er sein Wirklichkeitsprinzip durch Stück und Darstellung so umfassend geltend machte. Seine Person, sein Vortrag, sein Spiel sind die nicht genug beachtete Ergänzung seiner Stücke. Was seiner schriftlichen Darstellung nicht gelang, dem näherte er sich durch sein unmittelbar persönliches Talent. Er gehört zu den ersten Schauspielern Deutschlands. Schröder in Hamburg, wiewohl er Shakespeare auf die Bühne brachte, repräsentirt doch eine noch derbere Realität der Darstellung. Iffland, des Phantasieschwunges nicht mächtig, gab doch schon eine leichte Erhebung durch seinen künstlerischen Sinn für feine Nüancirung, für ironische Grazie und Freiheit. Er war nicht unduldsam gegen romantische Erhebung, Schillers logischer Weg dahin war ihm sehr werth, er bot dem jungen Tieck seinen Beistand für eine sehr romantische Oper. Es ist bekannt, daß Goethe für eine rhythmische Deklamation sehr bemüht war; Iffland, wie eng verbunden mit nüchternem Ausdrucke er sich zeigt, verhält sich in keiner Weise ablehnend dagegen, er gibt im Gastspiele auf dem Weimar'schen Theater zu keiner derartigen Klage Anlaß. Er ist in den Mitteln beengt, nicht aber in der Empfänglichkeit. Unsere größten Schauspieler werden charakteristische Standbilder für die Gattungen unserer Poesie: Fleck ergreift den Schiller'schen Uebergang aus dem ganz besonnenen Motive, der Wallenstein wird als seine unübertroffene Rolle gerühmt; Devrient gelingt zum Erstaunen die Shakespeare'sche Welt, vom unscheinbaren Hauche bis zur zerschmetternden Gewalt, es gelingt ihm diejenige geniale Vermittelung zwischen Ewigkeit und Sinnenkraft, welche das reine Ideal der Romantik umsonst zu ergreifen trachtete; Wolff

zeigt feine Schattirungen klarer Grazie und romantischer Färbung, und Seydelmann bewegt sich in dem klaren Kunstelemente Goethe's, in der modernen lieblichen Bewegung, die Mannigfaltigkeit schön hinzuzeichnen in künstlerischem Maße, sie in Fassung als ein Gewonnenes zu überliefern, womit das unberechenbare Genie noch das Unerwartete versuchen kann.

Diese Talente sind für unsere poetische Welt eine wunderbare Ergänzung, die fruchtbar vermitteln und wecken mag. Hierbei ist als eine vermittelnde Thätigkeit die Klingemanns zu erwähnen, der als Verfasser von Theaterstücken und als Theater-Direktor die höheren Forderungen mit den praktischen möglichst zu vereinigen suchte, was freilich keine besondere Dichtung, aber in Braunschweig ein recht würdiges Theater zu Wege brachte.

Viel näher den romantischen Interessen steht Ernst v. Houwald, geboren 1778. Ein Edelmann der Niederlausitz, wächst er in demjenigen Theile der Lausitz auf, wo die Natur geeignet ist, romantische Anknüpfungen zu bieten, am Spreewalde, dessen eigenthümliche Wasser- und Waldwiesen Einsamkeit, Jagd und Traum fördern. Der Lustspieldichter Contessa, ein Freund Fouqué's und Hoffmanns, lebt neben ihm, und Houwalds sanfter Drang gibt sich gern der schriftstellerischen Anregung hin. Lieblich auf Kinder zu wirken, geheimnißvolle Macht des Schicksals anzudeuten, ist die ergebene Seele Houwald'scher Dichtung. Blumiger, weicher Ausdruck in Verbindung damit waren hinreichend, zu Anfang der zwanziger Jahre Aufsehen zu machen, und wir erlebten die hoffnungsvolle Theilnahme, welche den Houwald'schen Sachen, „die Heimkehr", „das Bild", „der Leuchtthurm", „Fluch und Segen" wiederfuhr. Die verlassene Bühne war so empfänglich! Tableaux-Stücke alter Maler und Dichter, „Hans Sachs", „van Dycks Landleben", wurden wie eine große Hoffnung begrüßt; von dieser sanften Halbromantik Houwalds ward auch Ungemeines erwartet, und es dauerte mehrere Jahre, bis man die Halt- und Bedeutungslosigkeit dieser sanften Bebungen erkannte, bis man das Weiche als weichlich und marklos bei Seite schob. Späteres, wie „Fürst und Bürger", „die Feinde", blieben unbeachtet, die Kritik, um nachzuholen, ward grausam, und rechnete einem harmlosen Dichter und edeln Menschen das zum Verbrechen an, was er in Liebe und Güte geboten

als sein Bestes, und was in mancher Einzelnheit nicht ohne melancholische Anmuth ist. Pius Alexander Wolff versucht nicht ohne Geschmack dem praktischen Bedürfnisse einige saubere Bearbeitung zuzubringen. Preciosa, aus der „Zigeunerin" des Cervantes gebildet, hätte mit Tambourin und artigen Versen auch ohne Weber'sche Musik gelockt, der „Kammerdiener" ist noch auf dem Repertoir.

Freiherr v. Auffenberg in Karlsruhe tritt gerüsteter und anspruchsvoller auf mit der dreitheiligen „Alhambra", Reisen nach Granada, „Viola", romantischem Trauerspiele, und 13 andern Bänden voll Dramata. Oft zeigt sich große Absicht, nirgends aber eine durchgreifende Erfüllung, und er gehört zu den ersten Größen unserer stets regen dramatischen Hoffnung, eine gestaltlose Hoffnung, die aus dem Jambus und einer historischen Scene das dichterische Leben erwartet. An die hundert jungen Talente versuchen sich an der banalen tragischen Form, die Gebäude Schillers, Shakespeare's, der spanischen Romantiker vor Augen habend, und es ist ein stetes Verwundern, daß aus einer Form kein Leben aufgeht, die nur dem Genie ergiebig und sonst ohne lebendige Beziehung für eine breite, undogmatische Zeit ist. Das tragische Moment einer solchen liegt nicht in Dolchstich und Tod, sondern in feineren Nüancen, und es mag da nur die kolossale Zusammendrängung durch ein Genie wirksam sein. Für alles mäßige Talent wird derlei ein todtes Schulexercitium. So hat Weichselbaumer es mit Dido und Tassilo, mit Niobe und den Barden unabläßig bald im griechischen, bald im deutschen Alterthume versucht; Talente aller Mischung, H. König, H. Seidel, Halirsch, H. Wenzel, Mosen, Wiese rc. rc., haben die verschiedensten Stoffe angestrengt, es wird Alles in den Wind geweht. Eine völlige Scheidewand ist da gebildet worden zwischen praktischem und theoretischem Drama. Letzteres hält sich meist dicht an die Romantiker, und verachtet die Bühne sehr, wohl fühlend, daß ihm das warme vermittelnde Leben abgeht, aber muthig hadernd mit Komödianten und Kulissen und deren Materialismus. Die Praktischen, deren Chorführer, wenn auch nicht bester, Ernst Raupach, halten sich entweder wie dieser an das äußerlichste Gerüst der Akte und poetischen Redensarten, und verschneiden dazu mit leidlicher Routine Groß und Klein, Hohenstauffen und Anekdoten,

oder sie fröhnen dem brutalen Tagesinteresse. Wichtig sind sie aber durch eine augenblickliche Macht, und durch Ergreifung manches besseren wirksamen Punktes, den der niedere Sinn zu benützen, aber nicht zu heben und edel zu fassen versteht. Eine Vermittelung suchte besonders Ludwig Robert, ein feiner, gebildeter Geist mit großer Anlage zu feiner Komik. Sein „Kassius und Phantasus" — „ein Schicksalstag in Spanien" — „es wird zur Hochzeit gebeten" — „die Ueberbildeten" zeugen davon; aber auch freilich von dem vorherrschenden Unglücke bei unseren höheren Theater-Freunden: die reformirenden Stücke werden mühsam aufgekleidet aus einer kritischen, einer satyrischen, oder überhaupt einer reinen Idee. Das klingt nun recht verdienstlich und besonders, gibt aber für eine Kunst, die wie das Drama so viel Leben heischt, nichts lebendig Wirksames; die Kunst entspringt nicht aus Abstraktion. Wo Robert davon abging, und wie in seiner „Macht der Verhältnisse" sich ganz seinem Talente hingab, da erreichte er den vollen Zweck. Das Stück fand die größte Theilnahme und findet sie heute noch. Obwohl noch nicht eigentlich über die Verhältnisse hinaus könnend, ist es doch bereits über Iffland hinaus, und auf so festem Wege hätte sich Weiteres gefunden. Robert, aus Berlin, ein Bruder Rahels, ein Schüler und Freund Fichte's, hat auch in gebundener Rede und in geschmackvoller Prosa Bemerkenswerthes gegeben, — von ersterer sind „Kämpfe der Zeit", patriotische Gesänge, auszuzeichnen — und es ist auffallend, daß seine durchweg sauberen Produkte nirgends gesammelt sind. Er war sich einer eingeschränkten Opposition gegen die Romantiker viel klarer bewußt, und sprach dies gemessener und richtiger aus, als Kotzebue oder ein Anderer, wohl wissend, wie viel Gemeinschaftliches übrig bleiben müsse. Er starb plötzlich in der Blüthe seines Lebens 1832.

Zu würdigerem Erbe der Romantik, als die Raupach zeigen, treten wir, und zu unzweifelhaft poetischer Ergreifung und Anwendung jener schwebenden blauen Elemente der Jenaer, indem wir Wackernagels, Hoffmanns und Eichendorfs gedenken. Alle drei stehen jetzt in frischen Mannesjahren, und sind wahrscheinlich der letzte reine Sproß jener Schule. Eichendorf ist ein voller,

ächter Ton aus jener Poesie, da ist nicht die geringste Zuthat neuerer Jahre, sei's Zuthat zum Vortheile, sei's zum Nachtheile. Da spricht der Wald alleine, und die Sterne und Lüfte sind beredsam, und über Alles zieht ein erwartungsvoller Traum, die Mädchen sind verschlafen und doch morgenfrisch, Berg und Thal auf und nieder hat keine andere Beziehung, als eine Ahnung traumhaften Glückes hervorzuquellen. Joseph v. Eichendorf ist 1788 bei Ratibor in Oberschlesien geboren. Er studirte in Halle, ging auf Reisen, zog mit in den Freiheitskrieg, und lebte und webte in all der Theilnahme, welche sich uns bei den romantischen Sängern gezeigt hat. Als „Florenz" gab er zuerst Lieder in einem bairischen Blatte, dann ward sein erster Roman „Ahnung und Gegenwart" 1815 von Fouqué eingeführt, und ein solches Tableau von lyrischen Situationen, worin die Kontur in Lieder verschwimmt, worin die Ahnung nicht zur festen Gestalt will, und was die Romantiker so gern Roman nennen, hat er 1834 noch einmal gegeben in „Dichter und ihre Gesellen". „Aus dem Leben eines Taugenichts" und „das Marmorbild" sind noch zwei Novellen, daran flattern, wie bei all seiner Gabe, Lieder. Mit Brentano's „Wehmüllern" gab er noch eine „Viel Lärmen um Nichts" Uebrigens bietet er seine sonstige Produktion dramatisch, aber, wie sich das von selbst versteht, ohne Rücksicht auf Bühne, und ohne den irdischen Beisatz von Charakteristik, wodurch die Figuren feste Existenz gewinnen. „Ezelin von Romano", „der letzte Held von Marienburg" und „Meierbeths Glück und Ende" sind Trauerspiele, letzteres mit Gesang und Tanz, „Krieg den Philistern' sind dramatische Mährchen, „die Freier" ein Lustspiel. — Ein weicher, lieblicher Anklang zur Poesie, der einst in eine Festigung eindringen mag, diese Worte bezeichnen eine Lyrik, welche zu Epos und Drama leise die Flügel hebt. Eichendorf ist auf seiner Regierungslaufbahn nach Königsberg und dann nach Berlin gekommen. Dort lebt er jetzt. Theodor Melas hat mit seinem „Erwin von Steinbach" den Versuch gemacht, in Anlehnung an Goethe'schen Geschmack ein romantisches Thema zu behandeln. Man hat ihn gut aufgenommen, und es ist zu bedauern, daß dieser Autor — ein Prediger Schwarz in Rügen — nur selten wieder etwas producirt, und darin eine für starken Eindruck unzulängliche Kraft verrathen hat.

Ist Eichendorf ein Spätgeborner der Jena'schen Zeit, so haben Hoffmann und Wackernagel jene Zeit neu geboren. Sie gehören zu unseren anmuthigsten Dichtern. Nirgends verschließen sie Auge und Ohr für das, was sie wirklich umgibt, sie sind nicht anti-modern, aber sie geben sich nicht modern, weil sie nicht das unterscheidend Neue herauswählen, sondern das, was sich harmlos vereinbaren läßt mit dem großen romantischen Akkorde. Beide fußen auf historischen Studien unserer Literatur, Heinrich Hoffmann, genannt von Fallersleben, seiner Braunschweig'schen Heimath, Bibliothekar und Professor unserer alten National-Literatur in Breslau, hat mit unermüdlichem Fleiße neben jenen Grimm, Docen, Graff, Gräter, Mone, Primisser, Hagen, Maßmann, Lachmann, Benecke, Büsching, Ettmüller ꝛc. ꝛc. nach unserer alten und mittleren Dichtung geforscht, sich um Tristan, um Kenntniß der Kirchensänger, Günthers und besonders um denjenigen Theil unserer Literatur verdient gemacht, der mit Niederland zusammenhängt. Selbstschaffend hat er uns die lieblichsten Gedichte kleiner anspruchsloser Art, und die reizendsten Lieder gegeben. 1839 ist eine Sammlung in zwei Bänden erschienen, aber alltäglich fliegen ihm neue Schmetterlinge und Frühlingsvögel auf, so daß glücklicherweise noch an keine abschließende Sammlung zu denken ist.

Wilhelm Wackernagel, in Berlin gebildet zu philologischer Kenntniß und begabt mit feinem poetischem Geschick und Geschmacke, kam 1828 nach Breslau, und bewegte sich mit Hoffmann in jenem eigenthümlichen Breslauer Kreise, der mit Dilettanten-Enthusiasmus und guter Laune so geneigt ist für künstlerische Statuten-Gesellschaften und fruchtbare Geselligkeit. Die gemischten Elemente Schiller'scher, Goethe'scher, romantischer Sympathie fanden an Karl Schall, dem Verfasser einiger artigen Lustspiele, einen bewegend geselligen Mittelpunkt, in Witte, einem begabten Kenner italienischer Literatur und poetischen Geschmacks, einen freundlichen Theilnehmer, und Hoffmann wie Wackernagel goßen über den gemischten Trieb gefeierter Provinz-Talente die Laune und Weihe lebendigen Talentes. In der sogenannten „zwecklosen Gesellschaft" sind beiden die genialsten Liedesscherze flügge geworden, und Wackernagel besonders ist eines zierlichen Humors so meisterhaft Herr, daß sich

seine Gedichte schon durch diese Stärkung vor den besten romantischer Art auszeichnen. 1828 gab er eine Sammlung „Gedichte eines fahrenden Schülers", seit der Zeit ist ihm aber der Gesang noch so oft und so glücklich gekommen, daß eine große Sammlung sehr zu wünschen wäre. Er ging von Breslau wieder nach Berlin, gab eine „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock" heraus, und folgte dann einem Rufe nach Basel. Dort hat er sich vorzugsweise mit altdeutscher Philologie beschäftigt, Bibliothekarisches und ein „deutsches Lesebuch" herausgegeben, was sehr geschätzt wird. Er ist nicht mit Philipp Wackernagel zu verwechseln, von dem eine „Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen" herrührt.

Den Abschied vom Jena'schen Morgen- und Abendroth mögen zwei Männer bilden, bei denen die romantische Seele in einen theologischen Drang und in ein theologisches Amt ausgehen: Jung Stilling und Schleiermacher, welcher letztere vor nicht langer Zeit von uns geschieden ist. Die Jena'sche Romantik gab sich oft in so nahem Zusammenhange mit der theologischen Frage, daß es auffällt, nicht mehr Geistliche darunter zu finden. Jung entstand nicht einmal aus ihr, sondern konnte in seiner merkwürdigen Persönlichkeit eine Veranlassung gewesen sein. Die Kirchengesänge, welche neben der schwäbischen Schule zu nennen sind, bilden, wie diese Schule selbst, nur eine Seitenlinie von Jena. Schleiermacher allein ist in der romantischen Atmosphäre aufgewachsen, aber auch er hat sich ihr nicht hingegeben. Nur ein Hauch davon gab seiner dialektischen Theologie den blaßrothen Rand, wodurch sie abgesondert wurde vom bleichen Rationalismus und von dunkelrothem einfarbigem Glauben. Um solch einer interessanten Grenze willen als ein einsamer Posten erscheint er hier am Schlusse, da er im Verhältnisse überhaupt schon bei den Schlegel, neben Arnim und Steffens in Halle, genannt werden konnte.

Heinrich Jung, genannt Stilling, ward schon 1740 zu Grund im Nassau'schen geboren, und durfte neben Lavater und solcher belletristisch theologischen Richtung aufgeführt werden, die in den siebziger und achtziger Jahren unter der Aufklärung zerstreut auf ein persönliches Vertiefen in religiosen Bezug dringt, und eigentlich erst in der romantischen Schule eine kompakte,

freilich auch vielfach anders gewendete Ganzheit gewinnt. Er dient hier als ein Rückblick auf ersten Keim dessen, was sich aus frommer Versenkung in das Ich später zur allgemeinen Romantik entfaltete, und als rein gemüthliches theologisches Gegenüber zu Schleiermacher, welcher den Glauben aus geistreicher Kombination blätterte. Ein Naturalist ist Stilling wie ein Baum auf der Haide: das bischen Boden um ihn her ist gleichgültig, genügsam, aber vollsaftig besteht er hier wie dort, er selbst versteht nicht zu urtheilen und einzuwirken, ihm geschieht keine Gewalt, wenn er an dieser oder jener Stelle besprochen wird. Sein Leben hat zudem 77 Jahre bis 1817 gewährt, die wichtigste von ihm ausgehende Anregung, seine „Scenen aus dem Geisterreiche", und „Theorie der Geisterkunde" erschienen erst 1803 und 1808. Wenn überhaupt jemals, so trat er damit erst aus seiner Naivetät heraus. Die Hauptsache ist sein Leben selbst, und seine Beschreibung desselben. Aus unscheinbarer Dorfarmuth, wo er erst Kohlenbrenner werden wollte und dann Schneider wurde, steigerte er sich durch unbestimmten Wissens- und Glaubensdrang zur Schulmeisterei, am Ende bis zum medizinischen Studium in Straßburg, zur ärztlichen Karriere in Elberfeld, die besonders auf Operation des Staars gerichtet war, zur kameralistischen Professur in Lautern, Heidelberg und Carlsruhe. Diese Folge beschreibt er in „Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft, häusliches Leben", in einem ganz eigenthümlichen Buche, welches die kindlichste Romantik ist und die schönsten Volkslieder in sich schließt. Die Dinge wachsen auf wie Grashalme, ein wenig Gebet, ein unerschütterlich Gottvertrauen, und so geht's weiter durch Schulden und Kümmerniß bis zu endlich besserer Existenz. Jungs Frömmigkeit ist so einfach und rührend, daß sie auch dem Frivolsten die Waffe entringt, welche der demüthige Hochmuth anderer professionsmäßig Frommen zu schärfen pflegt. Um dieser Lauterkeit willen bewahrte auch Goethe diesem kindlich beschränkten Autor eine stete Theilnahme, und dieser Kern allein gab den ascetischen Schriften Jungs: „Theobald", „Heimweh", „der graue Mann", „Schatzkästlein" rc., gab den unbeholfenen Familienromanen „Morgenthau", „Florentin von Fahlendorn" Werth und Reiz. 1835 begann eine Gesammtausgabe von Jungs Schriften, die Dr. Grollmann besorgt hat.

Welch eine ganz andere Stellung zur Romantik im weitesten Sinne des Wortes nimmt Schleiermacher ein! Geistig hilft er sie begründen als eine Stimmung, welche der Nation nöthig und ersprießlich sei, gemüthlich hat er wenig damit zu schaffen, obwohl er den Geist aus dem Gemüthe wecken läßt, und sagt sich später von den hingebenden Tendenzen los, findet aber doch in der außerordentlichen Rüstkammer seines Geistes nicht diejenigen Waffen oder die Ordnung derselben heraus, um ein gerüstet System gegen die beliebige Ausdehnung des Gemüthes aufzustellen, ja ergibt sich, von anderer Wissenschaft überholt, am Ende selbst im Wesentlichen den Konsequenzen eines historischen Glaubens. Er gleicht einem starken Vogel, der von Feinden in der Luft und auf der Erde rastlos verfolgt wird. Der geschichtliche Theil auf Erden ist zudringlich, der philosophisch freie in der Luft hat die durchdringende Stimme der Heimath, sie greift ihm in's Herz, auch wenn sie weit durch Wolken von ihm geschieden scheint. Womit kann diese gehetzte Existenz enden? Wenn die Kraft nachläßt, wird auch der Vogel von seines Leibes noch so leichter Schwere zur Erde gezogen, die Flügelschläge werden matt und matter, er sinkt abwärts, ein letztes, kleines Glück ist ihm ein breiter, astdurchflochtener Baum, die Schwingen breitend, findet der Sterbende darauf eine Ruhestatt, erdigen Händen nicht erreichbar im Tode, dem Elemente seiner Luftgenossenschaft nicht ganz entrückt.

Also romantisch ist alle Position dieses Mannes in unserer Literatur. Will man ihn einer Philosophie beizählen, so schrillen die kategorischen Worte: Hinweg, Schleiermachers Philosophie war nur eine philosophische Bewegung! Flüchtet man ihn zur Theologie, mit Nichten! heißt es da, der Stand fesselte ihn an unsere Ordensgesetze, ein sittlicher Geschmack, nicht ein christlicher Glaube ließ ihn das Verwunderlichste in Christo finden, der behendeste Geist schlüpfte um die ketzerischen Sympathieen umher, nicht Rationalist, nicht Supranaturalist, ein verlockendes Fluidum war er! Zu den Humanitätsbeförderern? Sie waren ihm zu nüchtern. Zu den Dichtern? Sie waren ihm zu rücksichtslos.

Es gibt vielleicht in keiner Literaturgeschichte einen so merkwürdigen Geist, der nach keiner Seite hin Typus werden will, und der nach aller bedeutenden Wendung der Disziplinen hin

thätig und bedeutsam Uebergang, Verbindung, Veranlassung ist. Kommt man nirgends passend mit ihm an, da, wo eine romantische Welt nach hundert Wegen ausgeht, eine Welt, zu deren Geburt er selbst fördersam war, da wird er einen passenden Platz finden mit seiner großartig-eigensinnigen Unabhängigkeit, mit seiner genialen Kritik, welcher die Zeugungskraft versagt war, die aber rückwärts und vorwärts, für Vergangenheit und Zukunft das Geistreichste und Beherzigenswertheste sagen kann. Wie lächelt er oben auf dem Berge über die romantische Lehne hinab, in deren dunkeln Schatten der gläubige unbewußte Stilling steht, von den Wundern des Herzens und der Geisterwelt mittheilend. Er lächelt, und das Zwiefache liegt darin: „Deine Herzensgabe, Stilling, ist willkommen, und wenn ich Dich mit einem Worte unterbreche, so wirst Du stotternd zu Schanden."

Eine Erklärung dieses eigenthümlichen Mannes reicht in viele Theile der Schleiermacher'schen Geschichte, reicht aber doch nicht aus. Es ist diejenige, welche schon bei Herder berührt wurde. Schleiermacher, ein feiner, geist- und gemüthvoller Kopf, der sich durch Neigung und Ansprüche zu ganz anderer als der rein theologischen Weise berufen fühlte, drang zunächst darauf, daß dieser sein theologischer Stoff von der irreligiosen Bildung seiner Zeit mit theilnehmenderem und würdigerem Auge betrachtet werde, dazu schrieb er seine „Reden über die Religion". Er machte sich die Religion interessant und geistreich, er vertheidigte diese Bildung gegen Angriff und Einschränkung, sie ward ihm dadurch das eigene Interesse, sie ergriff ihn dann wie etwas gewaltig Selbstständiges, und riß ihn, der frei und herrschend herangetreten und der am Ende neben ihr schwach war, zu einer Orthodoxie, welche niemals in den Forderungen und Bedingungen seiner Seele lag. Er hat sich mitten in eine Welt geführt und in die Konsequenzen einer Welt, die er nur hatte bewegen, der er sich nie hingeben gewollt. All seine Geisteskräfte hatten in Anstrengung zu thun, die Zudringlichkeit positiven Dogmas durch dialektisches Maß abzuhalten, und diese Arbeit füllte den zweiten Theil seines Lebens. Seine Reden über die Religion hatten auf die Verächter derselben mehr gewirkt, als ihm selbst wünschenswerth, er mußte bei einer späteren Auflage eingestehen, daß bereits Reden an die Uebertreiber der Religion nöthig schienen,

kurz, der geschichtlich theologische Prozeß, der ihn gereizt hatte, schlug über ihn selbst zusammen, weil er officiell betheiligt war. Welch eine prächtige Figur wäre diese elastische Wendekraft des Geistes, Schleiermacher, geworden, hätte er eine freie Lebensstellung zu wählen gehabt! Die Mißwilligkeit aller Art wäre von ihm abgehalten, jene lähmende Mißwilligkeit, welche seinen scharfen Geist im Dienste einer Tradition der falschen Stellung, wohl gar der muthlosen, heuchlerischen Wendungen beschuldigt, welche die wohlfeilen und doch bittern Scherze aus seinem Namen webt, und ein Amt der Täuscherei über ein so scharf begabtes Menschenwesen breitet.

Jene ganze Erklärungsart hat aber doch keine historische Fülle. Wir haben nun einmal Schleiermachers Haupt-Thätigkeit und Bedeutung im theologischen Kreise, wir können ein Bedauern nicht zur Hauptsache stempeln, daß sich für die scharfen Kräfte Schleiermachers nicht ein Lebensfeld geöffnet, welches rücksichtslose Offenheit besser vertrage, ja wir haben just in der rücksichtsvollen Wendung das charakteristische Leben Schleiermachers erhalten, und müssen also ohne Weiteres darauf eingehen.

Friedrich Schleiermacher — 1768 bis 1834 — war in Breslau geboren, begann Studien und theologische Laufbahn in herrnhuthischen Anstalten, zu Niesky auf dem Pädagogium, zu Barby auf dem Seminarium der Brüdergemeinde. Von dieser Gemeinschaft ist ihm stets eine leichte Schattirung verblieben, die mit seinem unabhängigen Geiste einen interessanten Kontrast bildete. Noch nicht zwanzig Jahre alt trat er aus der Gemeinde, und ging auf die Universität Halle, war dann Hauslehrer in Preußen, trat in das Gedike'sche Schullehrerseminar zu Berlin und ward 1794 Prediger in Landsberg an der Warthe, 1796 Prediger in Berlin am Charitéhause.

Er fand das Feld seines Berufes, das theologische, zerwühlt, und in zerschleudertem Zustande. Die Aufklärung, der nüchterne Deismus des vergangenen Jahrhunderts war noch als Erbschaft oder im noch lebenden alten Geschlechte vorhanden. Bis dicht an Schleiermachers Universitätszeit hatte Friedrich der Große regiert, der nicht geneigt war, eine gläubige Wandelung zu befördern. Zwei Jahre nach seinem Tode, 1788, war unter Minister Wöllner die Reaktion gegen religiose Gleichgültigkeit versucht

worden in dem bekannten Religionsedikte. Dies, eine protestantische Inquisition genannt, hatte die allgemeinste Widersetzlichkeit gefunden, und alle Aufklärungsansicht zu noch gedrängterer Wirksamkeit geweckt. Bald darauf gewann die Kant'sche Gewalt, die die sich so fest in den theologischen Kreis drängte, ihre entschlossene Disciplinirung einer bloß verständigen Glaubenswelt. Die Schule des Rationalismus in der Theologie, unmittelbar daraus erwachsend, begann sich zu gestalten; von den drei Hauptvertretern derselben, Paulus, Wegscheider und Röhr brachte Paulus schon im Jahre 1800 die erste Ausgabe seiner drei Evangelien, wo die Wunder der natürlichen Erklärung weichen mußten, wo aber, anders als in früherer Freigeisterei, dem Christenthume selbst eine billigende Konvenienz eingeräumt wurde. Also, daß Prediger des Christenthums sich in dieser Predigereigenschaft behaupteten, und nur das historische Wunder in seiner Einzelnheit abstreiften. Dieser Rationalismus war neben einer entgegengesetzten Romantik bis zum Jahre 1817 in erfolgreichstem Wachsthume. Die Gegner, welche Supranaturalisten genannt wurden, sahen sich von Koncession zu Koncession gedrängt, nur ein kleines Häuflein milder Supranaturalisten in Tübingen wird als dasjenige ausgezeichnet, was dem völligen Siege des Rationalismus aufhaltend entgegentrete. Darüber galt kein Zweifel, daß der Gegensatz von Rationalismus und Supranaturalismus alle Theologie umspanne und erschöpfe, sogar der alte Reinhard, welcher unter rationellen Zugeständnissen an der Orthodoxie hielt, sprach sich solchergestalten aus.

Dies war das Feld, dessen Anfänge Schleiermacher bei seinem Auftreten vor sich sah, und auf dessen weiterer Ausbreitung seine theologische Wirksamkeit ersichtlich ist. Es ist eine Hauptthat Schleiermachers, daß er zur Beseitigung jenes erschöpfenden Gegensatzes Rationalismus und Supranaturalismus den Anfang gemacht und allen derartigen Fortgang mit seinem beweglichen Gedankenspiele unermüdlich gefördert hat. Hierin liegt das Aergerniß für die theologischen Parteien, daß er der stehenden Kategorie entweicht. Sein Grundelement galt von Hause aus für rationalistisch. Er hatte neben dem exegetisch unparteiischen Knapp in Halle auch Eberhard gehört, jenen Eklektiker, der Leibnitz'sche Ideen in Anwendung bringen wollte, er hatte, man sah es über-

all, auf die Kant'sche Bewegung geachtet, und sich mit Fichte entschieden betheiligt, er hatte durchaus Prinzipien jener Denkfreiheit, die man in der Theologie unzertrennlich glaubte von Rationalismus. Und dennoch gestaltete sich der Weg anders! Hier muß vom theologischen Verhältnisse wieder zu Schleiermacher selbst gewendet werden.

Sei's zu seinem Ruhme oder für eine eigenthümliche Charakteristik benützt, kurz, wir finden überall, wo Schleiermachers wissenschaftlicher Ursprung aufgesucht wird, daß sich die Historiker in den Hauptströmen Fichte, Spinoza, Schelling, Plato verirren, und daß sie in demselben Athem einen zweiten anzurufen genöthigt sind, wenn eben der eine als Schleiermachers Lehrstrom angeführt worden ist. Ihn Eklektiker zu nennen, geht ebenfalls nicht an. Viele Geschichten der Philosophie übergehen ihn deshalb, Tennemann schiebt ihn zu Schelling. Herbart, welcher in seiner „Allgemeinen Metaphysik" Schleiermachers ethische Prinzipien ausführlicher würdigt, hebt vorzugsweise die Abstammung von Spinoza heraus. Michelet stellt ihn zu jenem Uebergange zwischen Fichte's erster Periode und Schelling, zwischen die Friedrich Schlegel und Novalis. Als er in den neunziger Jahren zum ersten Male in Berlin Prediger und Friedrich Schlegel sein engster Umgang war, da stand Fichte'sche Lehre überhaupt und auch bei ihm in erster Blüthe, Grundsätze davon sind ihm auch stets verblieben, die sittliche Selbstgesetzgebung des Ich's vor Allem, wenn Schleiermacher diese Idee auch mit Platonischer Milde, mit Spinozistischer Grandiosschrift der Substanz, mit Schelling'scher Architektonik, mit eigenem Tiefblick in das zarteste Recht menschlicher Eigenheit verwebt und neu gestaltet hat. Es geht nicht ohne Beleidigung ab, wenn man seine Grundidee in Ethik und Theologie an die Verwandtschaft mit einem namentlichen Vorfahr verweisen will. Um die äußerliche Klassificirung zu erleichtern, müßte es etwa dahin geschehen. In der Theologie setzt er den Beginn aller Religion in den Akt des Gefühles, und da er dies Gefühl und diesen Akt weit ausdehnt, und den Eintritt des Bewußtseins damit bezeichnet, so kann an den Schelling'schen Moment des Absoluten dabei gedacht werden. Nach diesem Ausgangspunkte läßt er kritischer Methode volles Recht, und verwirrte darum die Rationalisten leichtlich. Ich

glaube, damit ich verstehe, nicht aber suche ich zu verstehen, damit ich glaube — ist Schleiermacher'sches Motto. In der Ethik appellirt er zu Herbarts großem Aerger an den „kosmischen" Standpunkt, jedem Individuum das individuelle Recht im Verhältnisse zur Ganzheit gestattend, und nicht zugebend, daß die Ethik eine in sich allein vollendete Wissenschaft sein könne. Er verlangt nicht wie Fichte die gänzliche Unabhängigkeit des Ich, sondern schließt sich an die Ansicht Spinoza's, wornach sich die Ethik parallel mit dem Weltgange entwickelt.

So viel übersichtlich, um das zu zeigen, was Lebenspunkte in der Schleiermacher'schen Literar-Erscheinung sind: die Wendung nämlich, welche von ihm für die Theologie ausging, wodurch sie dem Schulgegensatze entnommen und der Herzens- und Geistesthätigkeit aller Gebildeten wirksam empfohlen wurde, das unschätzbare ethische Moment ferner, was der starren Formel entrissen und im Sinne großer philosophischer Anregung neuem geistreichem Prozesse übergeben wurde. Besonders in Letzterem bot sich der nahe Bezug zu den poetischen Absichten der Romantik. Mit Friedrich Schlegel wendete er sich eifrig dem Studium der alten Welt zu, um große Maßstäbe des Sittengesetzes aufzufinden, mit ihm begann die Uebersetzung des Plato, welche einen so großen Einfluß auf Schleiermachers Leben gewann, an ihn knüpfte sich die Theilnahme für belletristische Literatur in Artikeln für's Athenäum, worunter die interessantesten „Fragmente", in den Briefen zur Lucinde. Diese vielbesprochenen Briefe, welche Gutzkow neuerdings herausgegeben, und herausfordernd bevorwortet hat, sind keineswegs eine Ausnahme in Schleiermachers literarischer Wirksamkeit, sie sind, in ihrer feinen Würdigung sinnlicher Sensation, eine reizende Vorgeburt der wenig Jahre darauf erscheinenden „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre", sie hängen im Entstehungsmotive genau zusammen mit den Reden über die Religion und den Monologen. Dies Motiv, welches den ganzen ersten Umkreis Schleiermacher'schen Auftritts in sich begreift, war ein poetisch sittliches. Die Anregung zur Religion war frei von officiell theologischer Art, ja es ist sogar ganz Schleiermacher'sche Art auch in ganz später Zeit, die officielle Theologie immer durch neue Wendung von sich zu halten; selbst die letzte Ausgabe seiner Dogmatik hütet

sich vor officiellem System. Einer seiner geschmackvollen Zuhörer, der geschickte Verfasser eines „Lebens Jesu“ und einer zusammengedrängten Kirchengeschichte, Karl Haase in Jena, ein sehr gebildeter und der theologischen Differenzen mächtiger Mann, drückt sich, um des früheren Lehrers Theologie zu charakterisiren, also diplomatisch aus, als sei nach Talleyrands Weise der Gedanke da, um mehr zu verbergen, als zu enthüllen. Von den Theologen, die in philosophischer Bildung und in Berufung auf geistiges Leben der Vorzeit in einiger, wenn auch fein zu unterscheidender Verwandtschaft mit Schleiermacher stehen, von allen denen, die wie de Wette, Lücke, Umbreit, Ullmann, Twesten sich vom derben Rationalismus und Supranaturalismus absondern, nennt er nur de Wette neben ihm, „der neben dem kritischen Verfahren des Verstandes einem ästhetisch religiösen Gefühle ein bestimmtes Gebiet einräume.“ Dies, für den ersten Anblick auch auf Schleiermacher passend, wird bei diesem folgendermaßen in's Filigranartige gezeichnet: „Es erschien ein ursprüngliches Lebensgefühl als Quell aller Religion, und es trat sonach hinsichtlich der Glaubenssätze die Frage nach ihrer Wahrheit gegen die Betrachtung ihrer Angemessenheit zurück, religiöse Gefühle darzustellen und zu erregen.“

Angemessenheit also wichtiger denn Wahrheit. Dies ist ein anderer Ausdruck für das, was nicht eben offizielle Theologie genannt wird. 1799 erschienen zuerst die „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“. In ihnen lebt der ächt speculative Gedanke, im Endlichen und Geistigen sei das Unendliche, was sich in der Auffassung zu durchdringen habe. Dies sei das Mittleramt, und diese Versöhnung Aufgabe der Philosophie. Die große Bestimmung, welche er der Philosophie einräumt, nimmt er indessen indirekt stets wieder zurück, weil er kein um und um geschlossenes System einer Wissenschaftslehre zugeben kann, und ihm deshalb Wissen nichts Erstes bleibt für uns. Wahre Religion ist ihm Empfindung, Sinn für das Unendliche. Das Durchdringen des Daseins in diesem unmittelbaren Vereine löst sich auf, sobald es Bewußtsein wird, — hiermit verläßt er denn auch die Spekulation, Alles auf den flüchtigen Moment beschränkend, und kehrt zu Kant. Das Gefühl allein sei Frömmigkeit, Begriffe und Grundsätze seien der Religion an

sich fremd. Das Christenthum sei keine objektive Religion, sondern nur ein Prozeß. — Diesen Reden folgten 1800 die „Monologe“. Selbigen Jahres 1799 kam Schlegels Lucinde, und es folgten bald Schleiermachers Briefe dazu. Sie treten mit der Lucinde als diejenige Revolution des sittlichen Momentes auf, was neuester Zeit durch und gegen das junge Deutschland so tumultuarisch in Rede gekommen ist. Den „Unverständigen“ ist das Büchlein gewidmet, die Alles, was einmal gewonnen sei, bis zur Mumienhaftigkeit festhielten, und so besonders mit den Institutionen für Liebe Barbarei und Verkünstelung erzeugt hätten. Das Prinzip der „Eigenthümlichkeit“ erfüllt in diesem Buche und in Schleiermachers ersten Stadien diesen lebhaft geistreichen Mann völlig. Die Geschlechtsliebe gilt in diesen Briefen als die vollendetste Ausprägung jenes Prinzips. Gehen zwei Eigenthümlichkeiten zusammen, heißt es, so ist damit die Schranke der Eigenthümlichkeit überschritten, und die wahre Unendlichkeit wird gefunden. Die Verknüpfung der Gegensätze des Sinnlichen und Geistigen ist der Inhalt der Liebe. Diese Liebe ist ihm Religion. Aber die romantische Trübe stiehlt sich auch hier herbei, die Befriedigung sei nicht vollständig; die Subjektivität verlangt ihr Recht und es heißt, die innere beschauliche Welt des Subjektes sei das wahrhaft einzige Objektive.

Schlegel ging nach Jena, nach Dresden, nach Paris, das Verhältniß verlor sein Leben. 1802 kam Schleiermacher nach Stolpe als Hofprediger, und schrieb dort „die Kritik der Sittenlehre“, 1803. Diesem Aufenthalte folgte theologische Professur und Universitätslehramt in Halle. Er ordnete sich mit seiner „Encyklopädie“, die er dort vortrug, deutlicher in die theologischen Beziehungen ein, erwies sich aber in der „Weihnachtsfeier“ — 1806 — noch eben so objektiv frei den theologischen Ansichten gegenüber, wie er sich den sittlichen gegenüber gezeigt hatte. Alle Nüancen der Weihnachtsanschauung finden darin unverkümmerten Platz. Die Geschichte Christi ist als etwas bloß Mythisches zurück gesetzt. Hierin fände sich denn auch mit Strauß, Schleiermachers späterem Zuhörer, eine deutliche Vermittelung. — Diese drei Schriften, die Reden, die Monologe und die Weihnachtsfeier geben in einer bedeutenden Folge die wichtige erste Epoche Schleiermachers, welche durch die großartig ethischen An-

sichten zusammengeflochten wird. In den Reden ist das Gefühl, in den Monologen das Handeln, und in der Weihnachsfeier das Wissen hervorgehoben. Deshalb ist in der letzteren, wo das Thema der „Eigenthümlichkeit" zurück tritt, der philosophische Inhalt am gediegensten. Die Wendung seines Lebens gestaltet sich darin, daß er seine philosophisch gewonnenen Prinzipien mit immer größerer und dialektischer Vorsicht der Theologie gegenüber verdeckt, wovon die 1821 zum ersten Mal erschienene Dogmatik der Hauptausdruck ist. In den späteren Auflagen dieser Schriften verläugnet er mehr und mehr die Spekulation der früheren Zeit, sei's auch nur durch Anmerkungen oder dialektische Verhüllungen, die er beifügt. Er zieht sich dabei meist auf den Kantischen Kriticismus zurück, die positive Erkenntniß des Göttlichen, die ihm früher doch im Gefühle war, für die begreifende Erkenntniß völlig läugnend.

Ueberall in dem Früheren fühlt man hindurch die breite Basis Platos, der ihn fortwährend beschäftigte. Die Gemeinschaftlichkeit der Uebersetzung mit Schlegel war bald aufgegeben worden. Schleiermacher hielt aber allein fest an der Arbeit, und hat sie denn auch allmählig bis auf den „Timäos" — „die Gesetze und Briefe" — „Kritias" und bis auf die versprochene allgemeine Charakteristik vollendet. Wie im ächt poetischen Entstehungsakte aller Religion, wie in Grundprinzipien der Ethik, so muß in Ausbeutung Plato's alle Folgezeit auf Schleiermachers Zugang Rücksicht nehmen. Für seine eigene Schrift und literarische Art liegt in der vorzugsweisen Beschäftigung mit Plato auch ein sehr kenntlicher Abschnitt. Stil und Gedankengang ist in den früheren Sachen entschiedener, fester. Der Uebersetzung wirft man vor, daß sie sich der griechischen Wendung all zu sehr auf Kosten der Deutlichkeit für uns, und des Lebens unserer Sprache, hingebe. Der Schleiermacher'sche Gedankenbau breitet sich von da an immer mehr nach platonischer Art in ausweichende Feinheit, in geistreiche Verspinnung der eigentlichen Frage. Es bildete sich jene Verzweiflung für handfeste Theologen, die freundlich oder feindlich zugreifen möchten, und denen der dogmatische Gegenstand unter den Händen entweicht, wie eine Luftspiegelung. Was fangen sie damit an, daß in der eigenen Liebe der jedesmalig ächte Christus ihnen geboren wird, daß die Religion

dann erst und dann bereits wirklich existirt, wenn das Individuum sich seiner bewußt wird, und sich im Zusammenhange empfindet mit der Gottheit?

Die griechische Welt, welche hierdurch thätig gemacht wurde für ein Feld unseres geheimnißvollsten Lebens, wohin selbst bei der humanistischen Erweckung wenig direkter Verkehr gedrungen war, diese Welt ward nun keineswegs durch den platonischen Schleiermacher so auffallend, so vorzugsweise und so nachdrucksvoll vertreten, wie dies wohl in mancher Charakteristik Schleiermachers hingestellt ist. Sie war seit den Humanisten ein dauernder Bestandtheil unserer Literatur. Wenn auch die Opitz ein wenig daneben griffen, und italienische Schäfer späterer Zeit aufputzten statt klassischer Modelle, wie bewußt und zum Theil wie eigen hatten sich die Lessing, Wieland, Heinse und über Allen Goethe der klassischen Herzenspunkte bemächtigt! Die Schleiermacher'sche Platonik hatte nur eine ganz interessante Bedeutsamkeit. Zu Plato selbst war man auch damals in der medicäischen Zeit, inmitten des 15ten Jahrhunderts geflüchtet, als Ficinus den Plato bearbeitete, die reichhaltige Beziehung des merkwürdigen Griechen, der mit Socrates auch in der griechischen Welt so höchst eigenthümlich ist, diese ganze Welt hatte man damals schon zur Belebung einer andern Zeit benützt. Aber mit der Schleiermacher'schen Platonik ergab sich so viel neue Bewandniß! Dieser Theologe hatte manchen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt mit den Romantikern, und er wählt zur Verherrlichung seiner selbst, der Welt, der Weltseele, ja des Christenthums jenen Griechen, der mit dem Dämon des Sokrates in ganz Griechenland allein etwas von der Seele hatte, die man jetzt romantisch nennt, er wählt jenen Griechen, der auf Ahnungen eine Gedankenwelt baut. Und welche Position gewinnt der fast romantische Grieche? Während die offiziell romantische Schule in den theologischen Konsequenzen zu Grunde geht, wird Plato wie ein diamantener Schild des Geistes zwischen theologischen Parteien aufgestellt, die sich eben zu einer entscheidenden Schlacht über Christenthum steigern. Der Kampf zwischen Rationalismus und Supranaturalismus kam auf den bedenklichsten Punkt, auf ein Entweder=Oder, wobei auf die Länge ein positiver Glaube nicht mehr bestehen konnte. Da kam die Schleier=

macher'sche Platonik, eine dialektische Romanze des Beweises, mächtig in den rationalen Waffen, lockend in allerlei geistreichen Nebenpartieen des Themas, auf die man sich einlassen mußte, und durch die man abgeführt wurde vom Schlachtfelde. Immer neue Themata entwickelten sich daraus; als man abschneiden, den alten Beginn des kriegerischen Endes wieder aufnehmen wollte, ja, da war bereits Alles anders gestellt. Die historische Endschaft der theologischen Frage war völlig aus den Augen gerückt. Was der direkteren Vermittelung eines Bretschneider, Tzschirner nie gelingen konnte, weil sie nur Vorhandenes ausgleichen, nicht Unerwartetes zubringen wollten, das gelang dieser romantisch-platonischen Theologie. Sie war kein Sistem, sie war eine Anregung, ein Kampfspiel, und mußte, als Dogmenversuch, ohne Weiteres einer geschlossenen Philosophie, wie der Hegel'schen, unterliegen; Schleiermachers Dogmatik, so spitzfindig gewebt, sie mußte unter der Rosenkranz'schen Recension so schwer beschädigt werden, daß dies der Vernichtung gleich kam. Aber ihr Zweck war erreicht, wenn auch Schleiermacher selbst in späteren Jahren einen andern Zweck verfolgt zu haben glaubte. Sie hatte eine Theologie gerettet, die im Begriffe stand, sich selbst überflüssig zu machen.

Schleiermachers äußeres Leben ward nie ganz von denjenigen Mißverhältnissen befreit, die bei gerechtem, großem Anspruche, bei hindernder Aeußerlichkeit, bei unzureichendem Glücke niemals ausbleiben. Das fraß von frühe auf tief in ihm. Was durfte solch ein überlegener feiner Geist Alles erwarten! Liebe für ein stolzes und doch so bedürftiges Herz, Macht für einen mächtigen Geist. Jener Liebe stand ein nicht ganz fehlerfreies Aeußere, dieser Macht ein zertrümmert Schicksal des Vaterlandes und eine bürgerliche Epoche überhaupt im Wege, die ausgezeichneten Geistern selten etwas anderes, als eine Professur zu bieten weiß. Sei's nun von außen veranlaßt, sei's, daß es überhaupt in der scharf ausgestatteten Welt Schleiermachers lag, die näheren Bekannten und Freunde verschweigen nicht, daß eine oft schonungslos, ja grimmig verletzende Welt in stillen Winkeln seiner Seele gelegen habe, und es werden da Proben eines unverwüstlichen Hasses erzählt. Daneben barg diese Persönlichkeit auch ungemeine Talente, welche die nachgelassene Schrift ergänzen

und überbieten: ein gewaffnetes Wort, was sich eben so künstlich im Augenblicke aufzubauen wußte, wie in dem gar oft überbauten Periodus seiner Schrift, was durch raschere Zwischenlichter belebt, durch geniale Einfälle des Momentes unwiderstehlich gemacht wurde. Schleiermachers Kanzelberedsamkeit, und seine Beredsamkeit überhaupt, war von der außerordentlichsten Art. Geistesgegenwart und Macht der im Schwierigsten und Feinsten umher gewendeten Rede ist in unserem Vaterlande selten von Schleiermacher'scher Virtuosität anzutreffen. Diese griechische Lebenskunst des feinsten Gedankens und der gebildetsten Wendung hat er dem Sokrates völlig nachgethan. Als er nach der ziemlich behaglichen Halle'schen Zeit, wo das Reichardt'sche Haus ein geliebter Sammelpunkt war, durch die Kriegsstürme 1807 nach Berlin getrieben wurde, als die Halle'sche Universität für einige Zeit ganz aufgelöst und später zum Königreiche Westphalen abgetreten war, bereitete er sich durch allerlei Vorlesung vor gemischtem Publikum in Berlin eine Existenz. Von solchen Vorlesungen wird unter Anderem erzählt, daß er griechische Philosophie völlig frei und im schönsten Stile vorgetragen habe, ja des Stoffes dergestalt Herr gewesen sei, griechische Stellen von einiger Ausdehnung eben so frei, ohne Beihilfe eines Blattes, wörtlich anzuführen. Hierbei möge neben den Einleitungen, welche er für jeden Abschnitt des Plato in seiner Uebersetzung gibt, der verdienstlichen Studien gedacht sein, die er über Anarimander, Heraklit, Diogenes von Apollonia, Sokrates, meist in der Berliner Akademie mittheilte, und die wie jene in der Geschichte der Philosophie geschätzt sind. Seine Kanzelreden setzte er in dieser Berliner Zwischenzeit fort, und man findet schon damals den Uebergang aus der früheren „Sinnigkeit und Klarheit" in das künstliche Gewebe, wodurch sie später eine eigenthümliche Erscheinung in Berlin blieben, als er bei der 1810 errichteten Universität und der Dreifaltigkeitskirche angestellt war. Wie in seiner Schrift, ging auch hier das Lebensmoment, wodurch er die erste große Bedeutung gewann, es ging die geistreiche Belebung religiosen Sinnes in die künstliche Form über, in die unerschöpflich gewendete Abwehr gegen Zudringlichkeit der Dogmatiker.

Zu dem Halle'schen Kreise, welcher damals nach Berlin übersiedelte, gehörte auch der geniale Friedrich August Wolf, wel-

cher mit so kräftigem Geschmacke und so tüchtiger Gelehrsamkeit die poetische Partie des Griechenthums unter Anderem für die kritische Anschauung reformirt und die europäisch wichtig gewordene Ansicht über den zusammen getragenen Homer mit überlegener Kraft aufgestellt hatte. Er förderte in ganz anderer, höchst frischer Art eine gesunde Aufnahme klassischer Interessen. Fichte ferner kam damals aus Königsberg nach Berlin, und hielt in der Akademie 1808 unter dem Kriegslärme der Franzosen, die in Berlin herrschten, muthig seine berühmten „Reden an die deutsche Nation". Bei allem Eroberungsdruck damaliger Zeit sproßte ein gesegneter Drang nach innerlicher Erregung des deutschen Kultur-Lebens. In der patriotischen Wirksamkeit begegnete sich Alles, auch Schleiermacher sprach und reizte darauf hin; aber die Persönlichkeiten waren vielfach spröde gegen einander. Besonders die Schleiermachers und Fichte's. Dies hartnäckige Ringen nach selbstständiger Macht erschwerte alle organische Aufnahme der gleichzeitigen Größe in der Philosophie bei Schleiermacher, und erschwert die gesonderte Darlegung des Werdens für den Geschichtsschreiber Schleiermachers. Er verhielt sich so unfreundlich zu Fichte, dessen Geistesmacht ihn doch früher offenbar stark bewegt hatte! Für Jacobi hat er uns alle Anknüpfung mit unnachahmlicher Kunst verschleiert, obwohl die vermittelnde Stellung Beider zwischen Theologie und Philosophie, zwischen Christenthum und Heidenthum so viel Gemeinsames hatte! Zu dem später nach Berlin kommenden Hegel verhielt er sich eben so feindlich ablehnend, wie zu Fichte, und dies beschleunigte die Machtsprüche der Philosophie gegen ihn, welche ihm die letzten Lebensjahre noch verbitterten, und wie F. G. Kühne in einem vortrefflichen Lebensbilde Schleiermachers — Deutsches Taschenbuch, 1838 — sagt, das überlegene Lächeln von der Lippe scheuchten. Hegel selbst verfährt mit harter Schonungslosigkeit gegen ihn, weist die philosophische Bedeutung Schleiermachers in ungeschlossene platonische Schönrednerei zurück, und zertritt gleichgültig den Segen einer unsistematischen Wirksamkeit. In Hegel'scher Waffe tritt alsdann Rosenkranz, selbst ein früherer Schüler Schleiermachers, gegen die 1821 zum ersten Mal erschienene und 1830 neu heraus gegebene Dogmatik des greisen Predigers auf, und reißt die künstlichen Stützen derselben auseinander. Der letzte

Theil des Schleiermacher'schen Lebens war ohnehin schon beschwerlich, die muthige und so nöthig gemachte Rüstigkeit war nicht mehr zu erwarten, der Agendenstreit verursachte ihm bedenkliche Anforderungen; unzweideutige Entschlüsse, denen er stets aus dem Wege gegangen, wurden geheischt, und als ergriffe er, tief im Herzen seiner Jugend suchend, die ersten romantischen Blüthen der Schlegel-Freundschaft, so klagt er in dem Briefe an Lücke über die Prosagefahren der Kirche, über die wachsende Naturkenntniß, wodurch das Geheimniß der judäischen Wunder mehr und mehr bedroht werden könne. Denkgläubig, wie die Pistis jetzt genannt wird, die Kontroverse abweisend, müde schritt er dem Grabe zu, und erwartete den Tod am 12. Februar 1834, das Abendmahl genießend mit den Seinen. Dieser fand ihn denn auch an diesem selbigen Tage, welcher 30 Jahre früher Kant hinweggenommen hatte. Eine Gesammtausgabe der Schleiermacher'schen Schriften rückt seit jenem Jahre langsam fort.

Die schwäbische Schule.

Ist doch unser herbes Klima zumeist nur auf ein Paar vollkommene Tage beschränkt, die den Frühling rein und unverfälscht bieten, und doch bleibt es uns der hocherwünschte Frühling, doch lebt er in unserer Vorstellung, unseren Gesängen, wie ein breiter, uneingeschränkter Reichthum. Möge uns ebenso der Reiz dieser schwäbischen Schule nicht verkümmert sein, weil sie mehr verheißt, als gibt, und nur wenige Töne besitzt. Gehört nicht zum Zauber der Verheißung auch ein Zauber, ist die erwartungsvolle Stimmung, welche der schwäbische Dichter über uns bringt, nicht auch eine dichterische That? Und wie manches Herz, was nicht besonderen Weltglückes ist, hat Uhland getröstet, wie manchem Herzen hat er den oft gesehenen Frühling erst nahe gebracht durch die Trostschauer, welche er sich selbst daraus holt, „nun armes Herze sei nicht bang, nun muß sich Alles, Alles wenden". Wie theuer ist der Name Uhland überhaupt aller deutschen Heimath! Heimathliche Frische, heimathlicher Trost für großes und kleines Leid, heimathliche Romantik, hier ist sie, — eingeschränkt auf

wenig Beziehungen ist das romantische Reich hier in den schwäbischen Bergen, obwohl darunter der Hohenstauffen selber ist, aber in diesen Beziehungen stark und innig. Die Kraft eines einzigen Liedes von Uhland wiegt die kundige Ausbreitung manches anspruchsvollen Romantikers aus. Es ist ein Herzenston Deutschlands, der Uhland'sche, und wenn man von schwäbischer Schule redet, so meint man auch zunächst nur Uhland, alsdann Justinus Kerner, die Nachtseite, alsdann die Pfizer und Lenau, eine neue Morgenseite, deren Nebel ringen und sich ballen, um aus den Bergen sich heraus zu finden. Man weiß nicht, ob es gelingen wird; man zweifelt. Was dazwischen liegt, ist beliebte schwäbische Vetter- und Basenschaft, Verwandtschaft, Familien-Talent, aus der Ritterburg eine Ballade zu spinnen, bei der Aussicht draußen auf der Steig eine Sehnsucht in lieblichen Ton zu setzen, den Käfer, das Blümchen am Wege für ein Liedlein zu emancipiren. Es ist Talent, es ist Fleiß, was Gustav Schwab dargethan, aber es will keinen andern Eindruck machen, als wie ihn ein artiger Betrieb des Verwandtschafts- und des Landes-Geschäftes macht. Die Liederchen von Karl Mayer sind allerliebst, aber sie müssen eben nur als ein Nachtisch von Schwaben geboten sein. Wollen sie allein eine volle Geltung, so thut man ihnen Unrecht; eben so als wollte „das Horn" oder solch ein einzeln Instrument der böhmischen Musikanten allein auf die Reise gehen, und böhmische Musik geben. Man kann Johann Peter Hebel — 1760 bis 1828, — obwohl er in Basel geboren und als Consistorialrath in Carlsruhe gestorben, also nicht speciell mit dem Herzen Schwabens in Berührung gekommen ist, doch als einen populären Musikmeister des allemannischen Tones voranstellen. Seine „allemannischen Gedichte", die 6 Auflagen erlebt, seine Volksschriften, „rheinischer Hausfreund" — „Schatzkästlein" — „biblische Erzählungen", begannen eine Tonart, welche die schwäbisch romantische Schule bald darauf höher setzte. 1803 erschienen bereits die ersten „allemannischen Gedichte", da Uhland 16 Jahr alt war.

Ueber all die kleine Romantik der schwäbischen Dichter ist in letzter Zeit oft die Rede und der Vorwurf gewesen, besonders hat der Goethe'sche Ausdruck an Zelter zur Feststellung der Ansicht gedient. Jener Ausdruck ist sehr hart, und die Schwaben

sollen sich ihre Weise nicht vernichten lassen, weil man in großem Dichtersinne „Aufregendes, Tüchtiges, Menschengeschick Bezwingendes“ in den Vers tragen kann, weil man in einer frei gegebenen Zeit mehr erobern kann, als die kleine Erbschaft eines „sittig-religiös-poetischen Bettlermantels“, weil man mit klingendem Talente Herzhafteres aufbringen kann, als entsagende Liebeslieder, Balladen von Edelfräulein und Gespensterspuck. Sie sollen und werden darum schwäbische Art nicht lassen, denn diese Art hat eine tiefe und werthvolle Farbe und einen wunderbaren Kern, aber es hat sein Gutes, daß sie in der gar großen Selbstgenügsamkeit gestört worden sind. Gutzkow hat über die Schwächen ihrer liebenswürdigen Gewohnheit und kleinen Liebenswürdigkeit in seinen „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur“ Bezeichnendes und Beherzigenswerthes gesagt, den Goethe'schen Ausspruch erklärend und verbreitend. „Von Spaziergängen keine neuen Gleichnisse mitzubringen, ist für sie Weltschmerz.“ Dies Wort enthält Alles.

Man muß sich in das Detail dieses Lebens versetzen, wenn man des Zauberbannes inne werden will, der auf dem streng einheimischen Schwaben zu ruhen, der ihn nicht über drei ganze Noten der Romantik hinaus zu lassen scheint. In die engen Thäler, in die einfachen, lauter Familie bildenden Städte muß man steigen, wo die Welt großer Verhältnisse fabelhaft, bedrohlich, oder nur dem dreisten Denker und Naturell vertraut erscheint, und auch diesem nur abstrakt nahe tritt. Hätte dies schwäbische Geschlecht, was einst in Deutschland herrschte, nicht eine so starke Potenz in sich, die Lebensverhältnisse ließen es nicht über das Geringe hinaus. Verkehr und Erwerb sind beschränkt durch Berg und Wald, fast einsam protestantisch im Süden ist der Glaube streng, düster, unergiebig geworden, weil er sich mehr auf unvermischte Erhaltung, als auf gedeihlichen Schwung angewiesen sah. Schatten des Bergs und der Sorge und des harten Dogmas haben sich fest auf die Bewohner gelegt, das nothwendige Spiel einer nicht gemeinen Phantasie ist in's Graue und Schwarze gedrängt, der Elfe wird Gnom, die Fee wird Gespenst, die Vision wird Spuck. Wenn der Schwabe nimmer herauskommt aus diesem Zauberbann, um seinen starken Kern mannigfach und dann oft so genial zu befruchten, wie die Schiller, Schelling, Hegel,

Strauß gethan, dann ist es eine Riesenaufgabe für ihn, sich über die enge Grenze der heimischen Anschauung zu erheben.

Dies wissend erkennt man erst recht, wie stark der lautere Dichtungsquell in Uhland springt. Ludwig Uhland, den 26. April 1787 in Tübingen geboren, ist nur einmal, 1810, aus Schwaben hinausgeeilt bis Paris, oder eigentlich nur auf die Pariser Universität, um die Manuscripte des Mittelalters zu studiren, und eine Sammlung altfranzösischer Gedichte zu liefern, und Vortreffliches davon, wie in seinem Kastellan von Couci, selbst zu dichten. Sonst hat er streng die schwäbisch umschlossene Wissenschaftslaufbahn eingehalten, ist Advokat gewesen, hat im Justizministerium gearbeitet, die Professorpflicht literar-historischer Lehre erfüllt. In wie Vielem aber wie anmuthig, wie bedeutsam zeigt sich in ihm die Beschränkung der Romantik, die Vermischung derselben mit lebendiger Forderniß, die Festigung derselben in bestimmtem Kreise. Sein Lied selbst ist da voraus zu stellen, seine patriotische Welt sodann, und endlich seine wissenschaftliche Stellung.

Sein Lied, seine Ballade sind unübertroffen, der reinste, gesündeste Klang von Romantik lockt Ohr und Herz zu eigener Weiterdichtung. Mag der Kreis des Interesses klein sein, er ist voll. Schon 1804 ist er mit Gedichten aufgetreten, 1814 ist die erste selbstständige Sammlung erschienen, und jetzt bringt jedes Jahr eine neue Auflage. Das persönliche Wesen des Dichters ist äußerst und äußerst schweigsam. Um so reifer ringt sich aus dieser Stille das geschlossene Wort. Zu seiner politischen Stellung brach ebenfalls das Lied, das vaterländische, die Bahn, welches nach den Freiheitskriegen altwürtembergisch Recht verlangte. 1817 erschien die Verfassung, 1819 ward er Deputirter und als solcher ein Hauptmann jenes historischen Liberalismus, der in Deutschland eine eigenthümliche Stellung einnimmt und hier einen merkwürdigen Uebergang von der Romantik zu moderner Forderung bildet. Nicht auf abstrakter Theorie, sondern auf germanischem Rechte wird ein freies Staatsleben geheischt; wir sahen bei jener Verfassung, daß deren liberale Sätze heftige Oppositionen erfuhren als abstrakte, somit willkürliche und nicht historische Gaben. Diese merkwürdige Erscheinung unter den sonst so unumwundenen Gegensätzen der letzten Politik ist nicht

ohne wichtigen Einfluß geblieben, als sich die Politik so gewaltsam entwickeln wollte in Wissenschaft und That.

Uhlands literar-historische Position endlich verhält sich eben so eigen zu dem derartigen romantischen Theile. Er unternahm schon in den ersten zwanziger Jahren eine „Darstellung der Poesie der hohenstauffischen Zeit", und begann 1822 mit einer Schrift über „Walther von der Vogelweide". 1836 hat er nach einer andern Gegend hin, nach Skandinavien, „Sagenforschungen" veröffentlicht, und mit dem „Mythos von Thor" begonnen, welchem der von Othin folgen soll. Wie verschiedenartig umgepflügt war seit der romantischen Zeit das philologisch-poetische Thema des Mythus. Mythus ist ein Losungswort geworden für alle Parteien der Kultur. Wenn eine dogmatische Einheit gebricht, da flüchtet kirchlicher und rationaler Drang zur Deutung, philologisches Leben blüht immer am Ueppigsten, wenn die poetischen Gewässer nicht in großen, fest begrenzten, zweifellos wie der Ganges verehrten Strömen dahin gehen, sondern sich eigensinnig, unscheinbar zusammenhängend, irrsam über das Land verbreiten. Kopfschüttelnd hatten Voß und Wolf über Mythus bei Heyne in Göttingen gehört, Herder war sinnig aber besonnen genug damit verfahren, Meiners kühl. Aber nun borst der romantische Drang bei den Schlegel, bei Görres in's Weite, und gewaltsam einigend. Indien, Persien wurden in Bezug auf katholisches Priesterthum gedeutet, Hochasien ward der Grundsitz, Grund-Typus, Grundmythus alles religiosen Weltlebens, es wurde kombinirt und alsdann konstruirt in genialstem Mysticismus, daß in Wahrheit eine kolossal philologische Poesie entstand, welche gleich einem ganzen Horizonte von mythischen Gewittern über den Unkundigen hereinbrach. Creuzer, obwohl in Verbindung und freundschaftlichem Ausgleichungs-Versuche mit der logischen Philologie, mit Hermann, gab sich doch vorzugsweise der Romantik hin, berief sich auf den schönen Ausdruck des Speusippus, auf die „wissenschaftliche Empfindung" und auf Meister Görres, und daß Kombination bei der Mythologie wichtiger sei als Kritik, kurz, baute unter großer Gelehrsamkeit, mit bloß subjektivem Takte und ohne kritische Prinzipien die berühmte Symbolik zusammen, eine poetische Wissenschaftlichkeit beliebiger Sistematik. Katholische Liebhaberei und Protestantismus, Supranaturalismus

und Rationalismus begegneten und bildeten sich um den Pamphus und Orpheus, Homer und Hesiod; der alte Voß erhob seinen antisymbolischen Schlachtruf. Ohne diesen fortzusetzen, setzte doch Lobeck besonnene Kritik im antisymbolischen Sinne fort, Ottfried Müller schnitt die vage Vermischung der Völkermythologieen, besonders der griechischen und orientalischen völlig durch, charakteristische Ganzheiten feststellend, und stempelte die Mythe wieder, mit Wegweisung der Allegorie und Bildersprache, zur Volkssage und Volkspoesie. Damit war in neuer wissenschaftlicher Festigkeit die romantische Verschlingung vom Hindukusch bis zum Hekla, die Priestertradition von Gottes erster That und Sage vernichtet, und Gerhard auch, der Creuzer fortbildet, bildet ihn ebenfalls um, trennt Griechenland vom Oriente, und faßt eine Symbolik sistematischer und gründlicher.

Wie viel Versuchung hatte Uhland der Romantiker, da er an einen Mythus ging! Aber wie besonnen und doch poetisch faßt er ihn! Alle gründlich kritische und wissenschaftliche Vorfrage wird mit kühlem, beharrlichem Fleiße erledigt, Alles, was die bloße Intuition der Symboliker übertreibt, was die dürre Nationalweise auf Formel-Allegorie verdünnt, wird mit Theilnahme betrachtet. Aber nirgends gibt er sich hin, und man kann sagen: das Resultat wird eben so bescheiden-poetisch, fest und tüchtig, wenn auch nicht überwältigend und fortreißend, wie alle schwäbische Romantik, deren Vollendung Uhland. Diese Romantik hat nichts von der Kühnheit und dem genialen Schwunge des Jenaer Anfangs, nichts von dem leidenschaftlichen Sprunge durch die Sinnenwelt hindurch nach fernen Himmeln, von Aufreißung einer neuen ethischen Welt, wie es Lucinde und deren Geleitsbriefe thaten, nichts von den kecken Gegensätzen einer Ironie. Sie hat sich nur ein solides Herzensinteresse und eine anmutbige Staffage aus der größeren romantischen Welt erwählt, und Beides mit einer lieblich klaren, einfach innigen, bei Uhland oft prall schönen Sprache ausgedrückt. Das Mittelalter erscheint nicht in seinem Stolze, in seiner weiten Bedeutung, nicht in den Prachtgewändern seines Zaubers und Geheimnisses, sondern in seinem lieblichen Reize der Anmuth. Der neue schwäbische Sänger kann immer als Bewohner einer freien Reichsstadt, etwa Reutlingens, gedacht werden, da wohnt er in stiller Straße an

der Stadtmauer, sieht in die heimliche Stadt und auf der andern Seite nach Feld und Wald, wo der Ritter auf dem Jagdrosse, das Fräulein auf dem milchweißen Zelter vorüberziehen, wo der Hirt seine Heerde weidet, Gedanken und Träume spinnt. Bürgerlich tüchtige Gesinnung ist dabei Charakter-Fundament, was schärfer hervortritt, denn erobernde Kraft. Bei Schwab, und wie sie weiter absteigen von Uhland, nimmt dies eine beengte moralische Kleidung an, die nicht eben stört, der aber anzusehen ist, es könnte übel werden, wenn eine geniale Bewegung hineingerathen wollte. Uhland kann nirgends solche dem Poetischen unpassende Nebenbesorgniß veranlassen, weil er ganz und gar in poetischem Gegenstande und poetischer Anschauung aufgegangen ist, seine That ist voll, da gibt's kein Nebenbei.

Gustav Schwab, geboren 1792 in Stuttgart, ist Uhlands Mund in Romanzen, Balladen und Liedern. Er hat auch viel übersetzt, zur Beschreibung Schwabens gethan, seit 1832 mit Chamisso den Musenalmanach edirt, und vielen Fleiß auf poetische Mustersammlung für Schulen verwendet. Das jüngere Geschlecht, die beiden Pfizer an der Spitze, ist reicher, breiterer Bildung mächtig, in Paul Pfizer, dem älteren Bruder, dem Herausgeber des „Briefwechsels zweier Deutschen", in einer sehr gebildeten und gründlichen Politik thätig, im Wesentlichen aber jener Herbart'schen Ethik unterworfen, die ein frei öffnendes Weltgesetz als zu lax von sich weist, und das Gesetz des fest gewordenen Verhältnisses voran stellt. Das lähmt den Dichter vieler Gedichte, Salomonischer Nächte ꝛc.: Gustav Pfizer. Er bewundert die Goethe'sche Form, und kann doch die Goethe'sche Seele nicht gut heißen, er kann aus den Reflexionskreisen nicht immer rasch genug zum poetischen Kerne hinaus, oder sieht sich aus poetischer Freiheit stets wieder nach reflektiver Heimath, nach dem bürgerlichen Schwabenlande um. Dies wird Schillerisch genannt, mancher Wohlwollende sieht aber auch in vieler Absicht Pfizers etwas Byron'sches, was durch den schwäbischen Lebenskreis nur zu schnell gezähmt werde. In der That kann über das nicht gewöhnliche Talent Pfizers, eines noch jungen Mannes, jetzt nichts Abschließendes gesagt sein. Die weitere Entwickelung kann da noch Außerordentliches zeigen, und die mehr fleißigen und ordentlichen als bedeutenden Versuche in der Kritik, wie die

Zusammenstellung „Uhland und Rückert" und die Theilnahme am Literaturblatte des Auslandes, können Stücke zu einer ganzen Rüstung sein. —

Mancher einzelne Sänger im übrigen Deutschland hat sich noch an die Romanze Uhlands gelehnt, an die bescheidene, liebliche Gedichtbildung kleinerer romantischer Welt. Dahin kann der Thüringer Ludwig Bechstein gerechnet werden mit seiner Förderung thüringischer Sagen und Mährchen, mit einer Bearbeitung der „Haimonskinder", den größeren Gedichten „Faustus" — „Luther" — „der Sonntag" — „der Todtentanz", vielen kleineren, und mit historisch romantischen Gemälden deutscher Vorzeit, wie „das tolle Jahr" — „Grimmenthal" — „der Fürstentag". Es geht da wohl vielerlei Phantastisches weit über den schwäbisch-romantischen Grund und zuweilen über den einfacheren Geschmack hinaus, wie es dem hierin verwandten Duller ebenfalls begegnet, aber der ursprüngliche Grund der kleinen romantischen Lebens-Anschauung, der Farben und Stoffe trifft zusammen, und Bechsteins bestes Gelingen dürfte dem angemessen in manchem kleineren Gedichte zu suchen sein. — Ist doch Uhland aller dramatische Versuch seiner „Ernst von Schwaben" — „Ludwig der Baier" nicht gelungen! Eine poetische Stimmung, ein prächtiger Ton reicht dafür nicht aus, wo Mannigfaltigkeit und herrschmächtige Bewegung des Interesses nöthig ist.

Den bedeutendsten und erklärten Anschluß des schwäbischen Auslandes an die schwäbische Schule bildet Nicolaus Lenau, ein österreichischer Edelmann, Freiherr Nimtsch von Strehlenau, der 1832 mit einem Bande von Gedichten auftrat, die in gesund romantischer Anschauung ein sinniges, ungemeines Talent bekundeten, und sich in vollem Hauche des Wunsches dem Freiheitswunsche jetziger Welt, besonders der polnischen Nation anschloßen. Solche Sehnsucht nach einer modernen freien Welt trieb ihn zu Schiffe nach Amerika. Bitter enttäuscht durch die Prosa jener Welt, ja vernichtet in allem poetischen Bezuge dafür kehrte er zurück, und schloß sich an die schwäbische Schule, die allerdings eine Vermittelung historisch poetischer Freiheit mit moderner bietet, die aber freilich nur ein karges Talent zeigt, solche Vermittelung in altem und neuem Grundelemente zu erschöpfen, die sich im Gegentheile mit gemüthlicher, anspruchsloser Erletzung

an alter Gesinnung und Bildlichkeit vorzugsweise begnügt. Die gewöhnliche Form deutschen Ueberganges, ein dramatisches Gedicht „Faust“ erschien 1836 von Lenau, nachdem er in einem Frühlingsalmanach darauf hingesteuert. Faust, ein Maler, der neuen Wendung unserer Zweifel nicht mächtig, der dramatischen Kraft gewaltigen Charakters, gewaltiger Ereignisse eben so wenig, konnte mit dem anspruchsvollen Namen nur auf herbe Beurtheilung stoßen. Man zertrat die Reize des Details, des geschilderten Natur- und Jägerlebens. Lenau selbst aber näherte sich der religiosen Frage officieller, und ging an Savonarola, den merkwürdigen Mystiker, der in Florenz gegen den Pabst auftrat. Dies Gedicht ist so eben, 1838, erschienen, und erfährt ebenfalls Widerspruch und spärliche Theilnahme um Hingebung an erledigte und überholte Gänge des Herzens und Geistes. Dem Dichter geschieht in der jetzigen Stellung oft Unrecht, denn seine gestaltvolle Sprache gibt auch hier die Partieen in schöner Form, aber die Abwendung hat für das Publikum und ihn ein wichtiges Recht. Er ist mit seinem Talente zu Mächtigerem berufen, als der kleinen schwäbischen Welt angeschlossen zu sein, wo das Beste des Standpunktes in Uhland erschöpft und zu Weiterem nicht Stoff, nicht Absicht, nicht Muth vorhanden ist. An dem bald folgenden Justinus Kerner, dem ausgestrecktesten Romantiker der Schwaben, wird sich darthun, wie diese altromantische Seele bis zum Begräbniß ausgeathmet ist, und wie das lebendige Talent nun endlich in neuer Eigenheit dem ewigen Welträthsel nachtrachten müsse, dem Räthsel, das wir nicht lösen, von dessen Lösungsversuche wir aber leben.

Einer anderen jungen Generation in Schwaben ist darum eine so aufmerksame und dankbare Theilnahme zugewandt, weil sich diese aus der Terminologie der protestantisch-pietistisch-romantischen Heimath so munter und so würdig befreit hat. Die Haupt-Vertreter derselben sind Fr. Vischer und Friedrich Strauß. Dieser fordert noch für die folgenreiche Thätigkeit in seinem Hauptfache, der Theologie, eine besondere Stelle. Beide haben durch bemerkenswerthe Proben einer allgemein philosophischen und einer Geschmacksbildung sich neuerdings vor allem terminologisch Schwäbischen ausgezeichnet, sind außerhalb der Heimath jeder allgemein vaterländischen Bedeutung und den größten Männern

des jetzigen Deutschland nachgegangen, und haben doch den schönen schwäbischen Kern in seiner naiven Tüchtigkeit und Anmuth behalten. Beide haben uns Schwaben geschildert, wie es dem modernen Bewußtsein gegenüber erscheint. Vischer, dem wir ein geistreiches Buch über philosophische Definition des Komischen verdanken, gibt im Märzhefte 1838 der „Hallischen Jahrbücher" einen höchst liebenswürdigen Artikel: „Dr. Strauß und die Wirtemberger", worin diese im Verhältniß zu neuen Standpunkten unserer Bildung geschildert werden. Ein späterer Aufsatz, welcher die Literatur über Goethe's Faust kritisirt, übertreibt leider in burschikoser Form die meist richtigen Ausstellungen, welche von den trockenen, meist vorherrschend talentlosen Goethianern zu machen sind. In jenem ersten weist er wiederholt auf einen wenig beachteten Dichter Schwabens, Eduard Mörike, der 1832 eine Novelle in 2 Theilen „Maler Nolten" herausgegeben, und darin auf eine in Humor sich befreiende, und nach moderner Durchbildung muthig gerichtete weitere Welt Schwabens darlegt. Und so bahnt er uns den Weg zu der merkwürdigen Erscheinung Kerners. Diese entfaltet kühn die Extreme der vollsten Romantik, welche bei den andern Schwaben nur in einzelnen Ausschnitten und verwandter Stimmung aufgenommen ist. Diese zeigt die verwegenste Nachtseite des romantischen Gelüstes, und den irdischsten, derbsten Ausgang derselben. Justinus Kerner, welcher die Geister heraufbeschwören, und von Herzen lachen kann über das Unzulängliche und die jeweilige Trivialität derselben, welcher sich hingebend in das Gespenst der Nerven versenkt, und sich todesernüchtert zeigt über das bloß menschliche Schattenbild derselben, dieser Kerner ist der wahrhaftige Januskopf von alter und neuer Romantik.

Strauß hat in's Januarheft der „Hallischen Jahrbücher" eine meisterhafte Charakteristik Kerners geliefert, welche die Hauptbezüge dieses Dichters in dem für diese Darstellung wichtigsten Sinne erschöpft, und darum zum Grunde gelegt werden kann.

Justinus Kerner ist 1786 zu Ludwigsburg geboren. Varnhagen beschreibt, wie er ihn 1808 und 1809 in Tübingen kennen gelernt, wo Kerner neben Uhland studirte und bereits dichtete, und für die romantische „Einsiedlerzeitung" schrieb. Er studirte Medicin, und hatte sein Zimmer mit allerlei Thieren zur Beob-

achtung angefüllt. Jedes Studium war ihm gleich werth oder unwerth, das Leben war ihm gleichgültig und reizlos, wie groß auch schon sein Talent, komische Seiten, tiefsinnige Bezüge aufzufinden, sein mochte. Es muß eben hingebracht werden, meinte er, gleichgültig wie. Auf diesem Standpunkte trauriger Indifferenz, erschreckender Objektivität sehen wir ihn anfangen, und jetzt aufhören, nachdem er so Lebhaftes versucht. Die Organe begegnen sich in ihm zu genug lebhafter Schwingung, um Gegensätze zu erzeugen, sein Talent der Fassung dafür ist rasch, glücklich, er wird so ein trefflicher Dichter, ohne eines unabhängigen Genusses der Wahrheit und des Lebens theilhaftig zu sein. Instinkt, Vegetation, elementarische Kraft — diese Worte erheben sich dabei, und wenn man daneben einen Blick auf sein beglückendes Familienleben in Weinsberg wirft, so ergreift uns ein Schauer.

„Nach Beendigung seiner Studien bereiste Kerner einen Theil von Deutschland, und Briefe, von dieser Reise aus an die zurückbleibenden Freunde geschrieben, bilden die Grundlage der im Jahre 1811 zuerst herausgegebenen „Reiseschatten". Diese Reiseschatten vom Schattenspieler Luchs hält Strauß für das bedeutendste dichterische Erzeugniß Kerners. Die Kerner'schen Gegensätze spielen darin in den schärfsten Umrissen, die dunkelste Sentimentalität der tiefsten Trauer, und die barockste, überwältigende Komik. Ja, die alten Feindesmasken der Romantiker, zum Ueberdruß oft gesehen, sind auch hier da, der alte Böttcher, eine beliebte Figur Tiecks, ist hier der, in Würtemberg eben so wie jener in Sachsen, vermittelnde Hofrath Conz, als Antiquarius und Poet Haselhuhn, die Aufgeklärten, der Chemikus, all die Waare ist wieder da, aber die Auffassung erscheint ungezwungen, eine bizarre Nothwendigkeit, Alles ist muthig, die kühnste Laune ist fest."

„Nach seiner Reise kam Kerner als Badearzt in das Wildbad, und schrieb hier seine wundervolle Beschreibung dieses Bades und der Umgegend." — Von da nach Weinsberg. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts beschäftigt ihn der Magnetismus, „die Seherin von Prevorst" tritt in's Publikum. 1826 erschienen zum ersten Male Kerners gesammelte Gedichte; — folgender traurige Vers ist die bezeichnendste Flagge für diese in

poetischer Kraft so ausgezeichneten Lieder, die neben Uhlands wirklich die genialste Produktion schwäbischer Romantik sind:

„Ein Kraut nur heilt Menschenwunden,
Menschenwunden klein und groß,
Ein Tuch nur hält sie verbunden:
Leichentuch und Grabesmoos.“

Die Form ist selten glatt, aber alle Erscheinung immer stark. Strauß entwickelt, wie eine Dichternatur dieser Richtung im Verkehr mit Somnambulen, Geistersehern und Besessenen den vollkommensten Ruhepunkt finden mußte. „Das vom Dichter ersehnte Jenseits ist an sich ein Leeres; es bekommt Inhalt nur durch die Gestalten des Diesseits, welche in dasselbe verflüchtigt werden, ein Inhalt, der, indem er nur im Verschwinden entsteht, ein sich selbst aufhebender ist; im leeren Unendlichen ist aber so wenig als im Endlichen Befriedigung; weiß daher der Dichter seinen Flug in's Jenseits nicht in der Art umzubiegen, daß er zum Diesseits zurückkehrt, das Unendliche im Endlichen erkennt und demselben einbildet: so bleibt einem solchen nur theils das Gefühl des leeren Unendlichen, das heißt Schmerz und Unglück, theils der Versuch, in das Jenseits einen Inhalt zu bringen, das Endliche in das Unendliche hinein zu tragen. Als willkommener Organe bemächtigt sich dieser Trieb solcher Personen, deren krankes Nervensystem und aufgeregte Einbildungskraft Scheinbilder erzeugt, welche sich eignen, mit ihnen den leeren Raum der übersinnlichen Welt zu bevölkern, und so jenem Sehnen, jener Flucht des Gemüthes aus dem Diesseits eine Widerlage, einen bestimmten Gegensatz zu geben.“ Nun wird geschildert, wie Kerner gar wohl erkenne, diese Kunden und Gesichte seien nur Spiegelungen des Diesseits, wie er über die oft vorkommende Mischung des Bedeutenden und Trivialen tüchtig lache. Er hat nur ein diesseitiges Schattenspiel, und weiß dies. Das gibt Kontraste, die in's Nichts ausgehen. Der „Bärenhäuter im Salzbade“, ein humoristisches Drama, zeigt lächerlich Aufgeklärte, die an Geister und Teufel nicht glauben, welche Geister und Teufel selbst lächerlich und armselig dargestellt werden. Das Bodenlose ist solchergestalt da. „Indem ein solcher Glaube nicht mehr wie der frühere im Stande ist, für den Eckel am Diesseits Ersatz zu

gewähren: so ergibt sich für den Dichter ein Gefühl des abstrakten, schlechthinigen Schmerzens, des Ueberdrusses am Dasein, ja ein Gefühl des Gestorbenseins selbst, wie es manche in der neuesten Gesammt-Ausgabe von Kerners Dichtungen — 1834 — in mißlautenden, schnarrenden Tönen aussprechen, wie wenn der Dichter sich einmal mit einem Schmetterlinge vergleicht, der, die Nadel durch die Brust getrieben, auf dem Brete aufgespießt ist."

Strauß versichert, daß neben dem also ausgehenden Dichter Kerner der Weinsberger Doctor selbst noch in gemüthlicher Existenz freundlich fortbestehe. In seinem Hause sei die Geisterkomödie etwas Alltägliches und es werde davon nicht mehr Aufhebens gemacht als von Hunden, Katzen und anderen Hausthieren, die man ja auch wohl zur Belustigung an einander hetzen möge. Darnach wären wir im Grunde wieder bei dem innerlichst indifferenten Studenten Kerner, den uns Varnhagen gezeigt und die praktisch gewordene Romantik sänke in diesem letzten Vertreter zum Experimentiren herab, wobei sich negative und positive Kraft in's Nichts auflösen. Thatsächlich wurde uns hiermit gezeigt, daß sich der poetische Zugang andere Wege suchen müsse. „Lieber Doctor," spricht Strauß, „so oft ich nach Weinsberg komme, ist es jedesmal wieder ärger mit dem Aberglauben!" — „Gewiß," erwiedert Kerner, „wir beiden Ludwigsburger müssen uns in unserer Thätigkeit ergänzen: je mehr Sie Mythen vertilgen, desto mehrere säe ich wieder aus."

Zum Theil aus Schwaben, aus Süd-Deutschland überhaupt und aus der Schweiz hat sich neuerer Zeit ein romantischer Uebergang in's rein religiose Lied kund gegeben, und es ist da besonders Albert Knapp, geboren 1798, als christlicher Liederdichter zu nennen. Schon vor ihm, mehr nach der Herrnhuthischen Richtung hin, hat sich der Graubündner Baptist v. Albertini — 1769 bis 1831 — durch geistliche Lieder ausgezeichnet. Er stirbt auch als Bischof zu Berthelsdorf bei Herrnhuth. Der Freiherr von Wessenberg hat in seinen zahlreichen moralischen Schriften und Gedichten mehr einen allgemein christlichen Standpunkt gesucht, der vom romantischen Dufte weniger betheiligt ist. Abraham Emanuel Fröhlich aus dem Aargau, der „Ele-

gieen an Wieg' und Sarg" und das Evangelium Johannis in Lieder gesetzt hat, ist als Fabeldichter sehr beliebt worden. Von norddeutschen Dichtern im Kirchenliede wird Karl Bernhard Garve, ein geborener Hanoveraner, ausgezeichnet, der „christliche Gesänge" und „Brüdergesänge, der evangelischen Brüder-Gemeinde gewidmet," herausgegeben hat.

30.

Jean Paul.

Hippel. — Seume. — Weber.

Ueber keinen Schriftsteller besitzt unsere Literargeschichte so ausführliche Nachrichten, als über Jean Paul. Sogar über Goethe nicht, dem doch durch ein langes Leben so besondere Theilnahme zugewendet worden ist.

Es existiren dreizehn Bände, die sich lediglich mit dem Detail des Jean Paul'schen Lebens und Schreibens beschäftigen. Unter den acht Bänden „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" ist ein Anfang eigener Lebensbeschreibung von ihm, die fünf übrigen Bände sind angefüllt mit dem außerordentlichen Studien-, Brief- und Biographie-Material, was sich vorgefunden hat. Fast kein Zettel ist verloren von seinem Gymnasiastenleben herab, und da er von Jugend auf Alles aufschrieb, was er that, wollte und dachte, ja was er zu denken und zu wollen für wünschenswerth hielt, so ist uns die größtmögliche Vollständigkeit geboten. Spazier hat noch dazu einen Band über die letzten Lebenstage des Dichters und jene fünf Bände „biographischer Commentar zu dessen Werken" gebracht, worin er Manches noch besser weiß als Jean Paul selbst; kann da noch eine Falte verborgen sein? Höchstens ein Fältchen, oder Alles, würde vielleicht Jean Paul sagen.

Hier besonders ist der Literargeschichte eine solche Ausführlichkeit sehr willkommen. Von Jean Pauls poetischer That selbst ließe sich nicht so viel sagen, als die Absicht dieser That verdient, und als der Einfluß verlangt, den sie gefunden hat. Die That selbst ist nicht gelungen, es fehlt ihr die künstlerische Weihe und das Glück der Erscheinung, welches vollendet. Jean Paul muß aber zu den ersten Größen gerechnet seyn, die uns wieder in ein voll poetisches Bewußtsein einzuheben gestrebt haben; nächst Göthe hat er das am Ausführlichsten und Tiefsten versucht, ja kühner noch als Göthe, so weit es bei Nacht und über die Wolken hinaus zu greifen galt.

Auf Jean Pauls Material und auf Jean Pauls Existenz ist darum die besonderste Aufmerksamkeit zu richten, damit all' das nicht verloren gehe von poetischer Regung und Absicht, was Jean Pauls Mangel an Fassungskunst für die Schrift verloren oder verleidet hat. Rechnet man Regung, Studie, Absicht, Buch, Ahnung Jean Pauls, Alles in eine Summe, so ergibt sich eine wirklich volle Welt eigener Poesie, wie sie gesucht und erwartet wird, freilich eine Welt, vielfach in Nebel und unsichere Fernen gehüllt, aber doch eine ganze Welt. Und zwar eine eigene, die nirgends der herkömmlichen Denk- und Redensart zu Liebe gebildet war, sondern die sich selbstständig zu erzeugen trachtete.

Das Detail dieser Existenz ist darum der Literargeschichte so wichtig, als die wichtigste Schrift anderer Autoren, es enthält die wichtigsten Bausteine zu einem Poesiegebäude, das wir noch erwarten, und das Jean Paul selbst nicht aufrichten konnte.

Ueberraschend und niederschlagend ist es, daß er auch der Darstellung seines eigenen Lebens so wenig gewachsen war. Der erste Band jener „Wahrheit", welcher von ihm selbst herrührt, gehört zu dem Theile Jean Paul'scher Produktion, welcher am Auffallendsten von Talent verlassen ist, und doch dächte man, just hier die Blüthe seines vorherrschend biographischen und Detail-Talentes erwarten zu dürfen! Allerdings hatte er selbst bereits das Beste davon abgestreift, denn in all' seinen Romanen erzählt er sein eigenes Leben, und Siebenkäs, Gustav, Victor, Firlein, Wuz, Schoppe, Walt und Vult sind Theile Jean Pauls.

Zur richtigen Stimmung für diese Existenz ist mit einigen Aeußerungen der Selbstbiographie anzufangen.

Jean Paul ist der aufrichtigste Mensch: er will all' seine Gedanken der Welt gegeben wissen. Dieser für eine Biographie vortreffliche Gedanke war ein Mangel bei Jean Pauls Schriftstellerei, ein Mangel, weil er das Ueberflüssige des Reichthums nicht erkannte. Der Schriftsteller hat das Beste und in bester Auswahl zu geben, das ist mehr denn Alles.

Er gab sich verschwebend der Traumwelt hin, und brachte durch diese unklare Mischung so viel Lockendes, so viel Verschwimmendes und undeutlich Geweckes in seine Schrift, vernichtete mit diesem Hange auch noch den kaum sichtbaren Embryo plastischer Fassung, der ohnehin nur in ihm war. „Ich ziehe überall" — sagt er — „das Wunderbare vor." Erst vom Jahre 1818 und 19 an verlassen ihn die lebhaften Träume, mit denen er so hingebende Spielerei trieb. Er vermißte an andern Autoren, auch wenn er ihnen die größten Vorzüge zugestand, den Bezug zum Himmel, und beklagt sich über die Erdenzwecke derselben.

Die Plageexistenz kleiner Orte, wo nicht einmal volles Idyll, liegt wie ein schlimmer Reif auf seinem Leben, und doch zog es ihn stets an solche Orte. Um die Dinge nicht ordinair aufzufassen, worüber der Großstädter lachen könnte, wird das Unbedeutendste über den Sirius aufgereckt, und so entstehen die Mißverhältnisse. Die kleinstädtische Existenz steht einem Geschmacksglücke stets im Wege. Zu dieser Kleinstädterei gehört das hundertfache wiederkehrende Berechnen, was Feder, Tinte, Papier, Abschreiben kostet.

Er sagt: ich habe so viel aus mir gemacht, als aus dem Stoffe zu machen war. Er irrt sich. Nur denkend hat er sich erschöpft, niederschreibend, peinlich gewissenhaft trachtend, es müsse Alles niedergeschrieben seyn. Aber übrigens hat er sich gehen lassen, ist gegen sich eben so milde und schwach gewesen, wie gegen alle Menschen. Die Auffassung und Darstellung nämlich trödelt sich ein für allemal in eine stehende Manier, die

Manier ist ausgesprochener als Alles. Weil er sich nicht mehr für objektive Auffassung zusammenrafft, wird ihm Wahrheit, die außer ihm liegt, in vieler Art gar nicht mehr zugänglich, denn er läßt sie immer nur durch eine manierirte Sprache zu sich kommen. Bei seinem Reichthum konnte er viel mehr aus sich machen, wenn er weniger schlenderte. Schlenderte, ja, aber auch wieder zur Straffheit im Gange sich anspornte.

Es findet sich die merkwürdige Stelle: „Mir ist als Autor und fast als Mensch jede neue Erfahrung gleichgültig, weil sie doch im Höchsten zu nichts führt, und ich nach meinen der Gegenwart abmodellirten Werken nichts suche als Ruhe." Sie deutet auf eine Resignation dem Weltgeheimnisse gegenüber, und auf eine Blasirtheit, die ihm beide sonst so fremd blieben.

Eben so auffallend sagt er: „Durch Herder lernte ich mitten in den Lebensernst das Komische einflechten." — Das lag ja von Hause aus in ihm, hätte er das erst gelernt, so hätte er seinen genialen Punkt erlernt. — Er sagt aber öfter, daß durch Herder ihm die Ironie gekommen sei, und meint offenbar damit eine ganz eigenthümliche Nüance, welche Herder eigen war; denn seine eigene, Jean Pauls, Schriftstellerei begann satyrisch, und ging bald auf sorgfältige Untersuchung und Ausübung dessen, was Ironie sey.

Er sagt, die Briefe, deren Entwurf er sich nur denke, seien besser als die, deren Entwurf er aufschreibe. Das ist überall bei ihm.

Durch sorgfältiges Aufnotiren aller Einzelnheit stört er den Schuß des Wuchses, wenigstens den ungestörten Anblick davon, wenn er an die Ausführung geht. Mit der Feder verliert er den Herzpunkt der Sache, weil er keiner Gelegenheit vorbei kann, die ein Herzpünktchen geben könnte. Das ist die Erbsünde all' seiner Schriften, die sich denn wohl oder übel zum Reize derselben gestaltet hat, weil er so vortrefflich bemerkte, statt zu merken.

„Bei Büchern" — sagt er — „hab' ich den Gedanken, und suche den Körper." Er empfängt abstrakt. Eine plastische Empfängniß war ihm so verweigert, daß ihm Topographie das schwerste Studium, daß er sich nie getraute, eine Landkarte aus dem Kopfe aufzuzeichnen. Das Terrain seiner Romane ist mit ein wenig verschobenem Anschauungspunkte immer seine Heimath; für den Titan ließ er sich in Weimar die Borromeischen Inseln schildern, und machte das unkenntlich Schöne daraus, wie es sich im Titan findet. Daß er nicht die Schweiz und nicht das Meer gesehen, war ihm stets schmerzhaft. In spätem Mannesalter erst sah er den Rhein.

Eben weil ihm in der Wirklichkeit so wenig weit und frei Erhabenes sichtbar wurde, flog er so ausdehnend über Alles, machte das, was faktisch da ist, anders als der Schöpfer, eine That, die dem guten Geschmacke nie zusagt. Das Bestehende zu erfinden ist Krankheit.

„Noch kein Autor hat so oft „wie" und „gleich" hingeschrieben, als ich." — Dabei war nur noch zu bemerken, daß es eine eintönige Manier wird, Alles im Verhältnisse eines Vergleichs anzusehen. Das schiebt auf und erledigt nicht. Es ist für unsere Kräfte oft nöthig, oft anregend, aber darin alle Erschöpfung zu suchen, ist ein Mangel, darauf alle Darstellung zu führen nicht minder. Spazier nennt einmal geistreich die Gleichnisse Jean Pauls die Reime Jean Paul'scher Dichtung.

„Meine Poesie, meinen Witz rc. würde man weniger schätzen, wenn man die Mühe kennte — die Philosophie mehr, wenn man die Leichtigkeit und Sorglosigkeit kennte."

Den Gegensatz seiner Fähigkeit, Goethe, las Jean Paul hingebend. Er würde sagen: wie der Gegensatz am Lebhaftesten seine Ergänzung sucht, freundlich bei edeln Menschen, feindlich bei unlautern. — Jean Paul ist der begabteste L e s e r — mitgebend, umkreisend, hoch aufsteigend bei dem Buche zeigt er seine beiläufigen Reichthümer in vollstem Glanze, ein Glanz, der beim

Schreiben erst eintreten kann, sobald ein wohlthuender Organismus der Produktion die freie Bewegung trägt und hebt. — Wie deutlich war dies in einer Eigenschaft bei Jean Paul ausgedrückt. Im Arbeiten ließ er sich viel lieber stören, als im Lesen eines guten Buchs. Hier im Mitgehen befand er sich in seiner vollen Nothwendigkeit.

Er war so sparsam für seinen Schreibezweck, daß er eine erregte Stimmung, ein ergiebiges Gespräch beklagte, weil die Kraft ohne Papier verschwendet werde. Er trank bei Gastmählern oft nicht, um die Kraft ohne Schreibezweck nicht abzustumpfen.

Diese Oekonomie zerstörte ihm die höhere, den Hauptkern von Zuständen zu einer runden Gestalt in sich reifen zu lassen.

Seine pädagogischen Prinzipien gingen alle auf Erziehung von Dichtern und Autoren.

Dies kann zum Verluste seines eigenen, heiß geliebten Sohnes beigetragen haben.

Er las nie vor, — er wußte es selbst nicht, aber sein Takt empfand es, daß seine Worte nur mit dem innern Auge nachgesehen sein wollten, daß aber deren bester Schimmer verloren gehe, wenn sie in die Erscheinungswelt treten sollten. Sie fliegen oder kauern, sie gehen nicht, der Styl ist rhythmenlos.

Er hat mit unermüdlicher Achtsamkeit an seiner Prosa gearbeitet, — vielleicht mit darum ist sie eine so ruckweis fahrende und haltende geworden, die bei allem Schwunge des Gedankens keinen Fall und Schwung der Rede hat.

„In meinen frühern Werken sind keine Wortspiele — erst in Weimar.“

„Ich habe beinahe so viel Bücher gemacht, als ich Jahre gelebt," — vom 18ten Jahre an jährlich eines im Durchschnitte. Er ward 63 Jahre alt. Die Gesammtausgabe enthält 60 Bände, 720 Bogen, darunter 42 Bogen Vorreden, und es fehlen noch kleine Aufsätze darin, die Selina fehlt ganz. Die Reihenfolge in dieser Gesammtausgabe ist nicht die ursprünglich chronologische, sondern die aus ästhetischen Gründen von Jean Paul vorgeschriebene.

„Ich machte nie viel Umstände mit einer fremden Sprache, sondern las ein Buch, das gerade darin geschrieben war — dann gab sich der Rest."

Er hat keine Liebe im Jugendleben gefunden, — er hat kein Weib in hingebender Neigung berührt bis in der Brautnacht, und da war er 38 Jahre alt. Deshalb sind seine Empfindungen immer so jungfräulich, vag, unbegrenzt geblieben. Er liebte seine Frau innig, und hatte wirklich einen Schatz in ihr gefunden, aber der Fund war nicht von jenem unwiderstehlichen Zauber einer Jugendneigung begleitet. Ein tiefer Schmerz, daß ihm diese Erfüllung der Jugend versagt worden sei, ist oft in ihm angedeutet. Noch im Alter schien es das Glück nachholen zu wollen, es erwachte ihm eine lebhafte Liebe zu Sophie Paulus in Heidelberg, die der treue Gatte gestand und unterdrückte.

Das Mondlicht erleuchtet ihn mehr als das Sonnenlicht, weil er klare Umrisse nicht brauchen kann. Er ist Autor der Sehnsucht, und muß so, einzig, unabhängig gewürdigt werden als ein einzelner Vogelruf, der bei der Mondnacht in den Himmel hinauf schwirrt.

Er wollte bei seinem Streben über die Erde hinaus auch das Lächerliche zu einem Ewigen machen, was über dem bloßen Zusammenstoße von Verhältnissen läge.

Diese großartige Tendenz allein erhebt ihn firmamenthoch über alle Fehler, denen er dabei verfallen, wenn sie auch von der Systematik für eine thörichte angesehen werden mag.

Er hatte so erregbare Nerven, daß er aus Bewunderung sogleich weinte. Persönlich könne er nicht rühren, heißt es, weil er zuerst bis zur Unfähigkeit anderer Aeußerung gerührt würde. Nirgends ist eine künstlerische Bewältigung in ihm angedeutet, als vielleicht im Komischen. Deshalb hatte die Theilnahme Recht, dies Talent so hervorzuheben. Da er sich doch aber der künstlerischen Absicht so bew..ßt war, daß er Jahre lang an einem Plane bauen, Ernstes und Komisches abwägen konnte, da er ferner auch bei dem Komischen streng Ernstes beabsichtigte, so war es ihm nothwendig, die komische Kraft geringer zu halten, das Lob dafür mit Besorgniß aufzunehmen, und doch die höchste Potenzirung dieser Kraft zu suchen.

Er bewundert den Tanz, und kann kein Pas machen; er hat den höchsten und feinsten Sinn für Kunst, und nur eine geringe Fähigkeit der Ausübung. Nur der unbestimmtesten Kunst, der Musik, war er mächtig, und auch darin dem Unbestimmtesten zugethan, ja lediglich hingegeben, dem Phantasiren.

Das Wirkliche, die Begebenheit vergaß er am Ersten, Büchersache am Letzten.

„Ich hoffe, daß ich zeige, wie wenig ich mich meiner niedrigen Anverwandten schäme" — sagt er. Es ist auffallend, daß ihm doch dieser Gedanke kommt, und dieser Beweis nöthig scheint, auffallend, daß selbst bei Jean Paul eine solche Naivetät bereits verletzt ist.

Die Summe Jean Pauls ist Wissen und Sagen von der Unsterblichkeit, darüber schreibt er als Jüngling, schließt er im Alter. Selina ist sein letztes Buch. Er nimmt originell das Klopstockthema wieder auf, darin ruht seine tiefste Macht über das Publikum; die Unsterblichkeitsfrage ist in Deutschland gleichbedeutend mit Religion, darin, nächst den kleinstädtischen Gewöhnungen, ruht Jean Pauls Stil und Unform. Das unscheinbarste

Detail und der kühnste Schwung für eine großartige Schriftstellerei, die extremsten Forderungen dafür waren da. Um diese Versprechung wahr zu machen und zu weihen, bedurfte es einer Verbindung durch das begabteste Kunsttalent, durch den begabtesten Geschmack. Sie fehlte. Es hat sein Mißliches, wenn in der schönen Literatur Alles auf eine Frage gestellt wird, wie die Unsterblichkeitsfrage, die unserer Natur nach nur neblicht sich gestalten kann, wo feste Umrisse, scharfe Grenzen fehlen.

Um diese Partie und deren ephemeres Gegentheil, die Politik, schaaren sich denn auch die meisten Verehrer Jean Pauls und die meisten Gegner Goethe's. Dieser, sehr wohl erkennend, wie man mit bloßen Unsterblichkeitsträumen bei der Kunst Grau in Grau male, dieser, der das jedem Menschen darüber einwohnende hohe Bedürfniß ein für alle mal in den Faust drängte und für sich erledigte, er ist der Gegensatz aller Jeanpaulianer. Diese sind eine große, große Gemeinde! Die Denkenden, die Ahnenden, die Verschwimmenden, die Geschmacklosen, denen viel Stoff ohne Rücksicht auf Form willkommen ist, und alle die, welche in der Traumwelt, in nebelhafter Unsterblichkeit gern geschaukelt sind, sie bilden diese Gemeinde aus Hohem und Unreifem. Die Unsterblichkeit trotz Kant, Schiller, Goethe wird literarische Religion; was nicht darüber schreibt, darauf sich bezieht, das wird seicht genannt; — was hat man nicht um deßwillen Goethe die Tiefe abgesprochen, und welchen Qualm hat man lobenswerth gefunden, wenn er nur aus diesem Opferkessel des Unendlichen dampfte! Der verehrteste Priester, welcher noch bei Lebzeiten Klopstocks dessen Stelle einnahm, war Jean Paul.

Er hat seine Lebensgeschichte nicht über die Jugendzeit hinaus geführt, in seiner Hinterlassenschaft ist aber die reichlichste Quelle übrig geblieben. Mit dem Frühlingsanfange 1763 ward er zu Wonsiedel im Fichtelgebirge geboren, Johann Paul Friedrich Richter. Sein Vater war Lehrer und Organist dort, wurde aber schon zwei Jahre nach Geburt des Sohnes als Pfarrer nach Joditz, einem Dorfe, zwei Meilen von Hof, versetzt. Hierher also fällt Jean Pauls Jugend, und zwar die ausdrucksvollere, die er vielfach beschreibt. Von der späteren, da der Vater in den Marktflecken Schwarzenbach befördert wurde, von der einbrechenden und blühenden Jünglingszeit sagt der Dichter wenig,

sie ist ihm nicht gelungen. Das Kindesalter dagegen erfüllt ihn ganz, und dies, wie jener mangelnde Uebergang, ist gar bezeichnend für Jean Pauls Denk- und Gefühlsweise.

Man findet alle Gebirgsbewohner, und besonders die des Fichtelgebirges, von starker Eigenheit: sie schließen sich in fester Sitte ab in ihrer Einsamkeit, die von Nebeln und Sagen durchzogen ist, härten sich fest an einmal lieb gewordenen Richtungen, sind arm, mäßig und brav. Einen gewaltsam innerlichen Zug, der zu aller Art von Schwärmerei geneigt mache, will man an diesem Gebirgsstamme bemerken, und was von hier in die Geschichte herausgetreten ist, zeichnete sich wirklich immer durch eine seltene Hartnäckigkeit der vorgefaßten Idee aus. Sand war von hier, Rubner ebenfalls, der bei dem revolutionairen Ueberfalle Frankfurts 1833 ungewöhnliche Energie zeigte.

Auch Jean Pauls Vater war von diesem strengen Gebirgsstoffe, er führte ein scharfes Erziehungsregiment, so daß dem Knaben die Außenwelt selten erreichbar und dadurch die dunkle Färbung des Idealismus frühzeitig befördert wurde. Es sah der Knabe nur die kleinsten Verhältnisse, zu diesen fand sich allmählig ungewöhnliche Kenntniß und Bildung, so daß ein Idyll nicht entstehen konnte, sondern nur die sonderbare Mischung Jean Paul'scher Muse, wo auf der Ofenbank in Joditz die schulerfahrenste Philosophie mit der kleinen Wirthschaftsbeschäftigung spielte. Dies Leben erweiterte sich in eben solchem Verhältnisse: die Schule in Hof, einer beschränkten Gebirgsstadt, langer kümmerlicher Aufenthalt daselbst, Schullehrerleben, kleine Höfe von Fürsten, welche einen übertriebenen Schein finden in solcher beschränkten Welt, dies sind die Grundmauern aller Jean Paul'schen Bücher. Fast in allen spielt ein Schullehrer, und noch im letzten Romane, im Kometen, handelt es sich um die Jean Paul'sche Alternative: Fürst oder Schulmeister?

Ostern 1779 kam der sechzehnjährige Jüngling auf's Gymnasium nach Hof. Was hatte er in des Pfarrhauses Stille nicht Alles schon gelernt! Aufgeweckte Männer wie der Pastor Vogel, Kaplan Völkel, Rektor Werner, welche Freunde des schnell reisenden Jünglings werden, haben ihm Bücher und Anregung zugetragen, Vogels Bibliothek wird ihm von früh auf ein unerschöpflicher Brunnen. Selbst in Hof ist der eigene Jüngling eine

auffallende Erscheinung unter den Gymnasiasten. Sie verspotten ihn, den formell Unbeholfenen, sie hören ihm staunend zu, als er in einer Disputation dem Lehrer selbst siegreich entgegentritt, siegreich Heterodoxie in Religionssachen vertheidigt. Ja, der Pfarrerssohn, der Verfasser des Kampanerthals und der Selina, Jean Paul, war schon mit sechszehn Jahren, und war es noch mit dreiundsechszig Jahren — nicht orthodox. Seine Jugend fällt in die Aufklärungsperiode, und wie viel sein tiefes Gefühl auch weggewiesen hat von der Leerheit, welche sich der Aufklärung so bereitwillig zugesellte, die Grundidee der Aufklärung hat er niemals aufgegeben, die Idee, daß jeder Einzelne eine selbstständige Glaubensexistenz zu suchen habe.

Jene Disputation brachte ihn bei den Höfern in den übeln Ruf des Atheismus, spornte aber nur seine Skepsis. An Hermann v. Oerthel fand er einen treuen Freund. Dieser bewohnte ein Gartenhaus, und dort genoßen sie reichhaltige Abende in philosophischer Bestrebung. Es ist höchst überraschend, wie früh und stark sich bei Jean Paul die philosophische Thätigkeit ausbildete, während alle poetische schlummert, und die Poesie der Thatsache sich ganz wirkungslos auf ihn erweist. Er liest den Werther, ohne daß dieser einen auffallenden Eindruck gemacht hätte, Geschichte überhaupt interessirt ihn nicht, er gehört ganz zu den erklärenden Naturen, denen die Folge von Begebenheiten ein unwichtiger Brei ist, die nach den Knochen und Sehnen des reinen Gedankens verlangen, und das wunderbare Geheimniß des Vorfalls übersehen. Einen Theil dieses Vorurtheils hat er stets behalten, und deßhalb auch nie vermocht, etwas einfach zu erzählen, ja eigentlich hat er stets nöthig geglaubt, daß die Erzählung entschuldigt werden müsse durch begleitende Gedankenmacht, nicht durch bloß in ihr ruhende Macht der Gedankenschwere, sondern auch durch die umherschwärmenden Kosacken-Plänkler beiläufiger Gedanken.

Erstaunlich ist es indeß, wie früh sich das Jean Paul'sche Talent der Fassung und Entwickelung von Gedanken hervorthut. Im September 1779 dort auf dem Gymnasium wählt er schon Themata und führt sie aus: „Wie unser Begriff von Gott beschaffen sey." Zunächst geht er dann auf naturwissenschaftliche Abhandlungen über, seine Wetterbeobachtungen, dies Erbtheil

aller Gebirgsbewohner, treten hervor, und sie haben ihn nicht mehr verlassen, und da sie vorherrschend falsch geriethen, unerschöpflichen Stoff zu Kombination und Scherz gebracht.

Achtzehn Jahre alt, im Frühlinge 1781, bezieht er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Ungewöhnlich ausgerüstet kam er dahin. Schon als Schüler hatte er die Excerpten-Ordnung begonnen, die er, zum Unglücke für seine Darstellung, sein ganzes Leben fortsetzte mit der Genauigkeit einer italienischen Buchhalterei, schon in Hof hatte er zwölf Quartbände zusammen getragen aus allerlei Wissenschaft. Ueberlegen theilnehmend an hohen und scheinbar entlegenen Wissensfragen und an aller wissenschaftlichen Bildung zeigt er sich auch in Leipzig; er hört Morus, ohne specielleres Interesse an der Theologie zu zeigen, hört Platner, und sieht bald in diesem eklektischen Philosophen ein Ideal. Ernesti, der um jene Zeit stirbt, erfreut sich nicht Jean Pauls besonderer Gunst nach den ausführlichen Briefen, die er an den Pfarrer Vogel richtet, und die schon mit Jean Paul'scher Gleichnißwürze, aber dabei einfach, liebenswürdig, ja schön geschrieben sind. Man sieht mit Besorgniß die Excerptenbücher wachsen, weil man weiß, daß nicht blos der koncentrirte Geist derselben, sondern auch aller schwere und bunte Stoff störend auf die jetzt noch liebliche Darstellung fallen werde. Bei Ernesti zeigt sich schon deutlich der Wink, daß Jean Paul früh einen Unterschied macht zwischen Gelehrtem und Weisem. Jener ist fertig mit dem, was er gibt, dieser behält immer seine Freiheit und unerschöpfliche Macht in den Ideen. Dieser Punkt, den Konsequenzen der Menge gegenüber, kommt später zur Sprache, wo es sich von Jean Pauls Politik und der Beurtheilung des unterdrückenden Napoleons handelt.

Abweichend von sonstiger Art schreibt er in den Kollegien nicht nach, notirt sich höchstens eigene Blicke, die ihm erweckt werden. In schöner Literatur scheint ihm Hippel frühzeitig interessant gewesen zu sein, sonst nimmt er wenig Notiz vom Gange der deutschen Literatur, merkwürdigerweise auch von Lessing nicht, der damals herrschte, und von dem er doch später in der Aesthetik so klare Probe tiefer Kenntniß gibt. Rousseau dagegen fesselt ihn höchlich, daneben Helvetius, Toussaint, Voltaire und die Engländer beschäftigen ihn sehr, Pope, Young zunächst, poetische

Prosa, poetische Philosophie oder philosophische Poesie üben den größten Zauber auf ihn. Sterne und Swift lagen bekanntlich stets auf dem Arbeitstische Jean Pauls auch noch in dessen spätester Zeit.

Unterdeß war in seiner ökonomischen Lage Manches übel verändert: der Vater war gestorben, die Mutter hatte um ein kleines Vermögen mit Verwandten zu kämpfen, gerieth in Noth, unstäte Brüder machten Sorge, er konnte nichts mehr von Hause erhalten, litt die größte Noth, und mußte sich selbst helfen. Die Noth, jene große Mutter, brachte ihn zunächst darauf, ein Buch zu schreiben, kein sonstiger Drang. Theologie schob er mehr und mehr bei Seite, nach einem alten Führer junger Autorprinzen, nach Seneka, nach einem alten Thema schrieb er aus dem Allerlei sein erstes Werkchen zusammen: „Lob der Dummheit." Dies wurde nicht untergebracht, und er arbeitete es um in die „Grönländischen Prozesse", die er selbst eine Lyrik des Witzes nennt, und in denen die Schriftstellerei, die geleistet werden sollte, den meisten Stoff zur Besprechung gab. Sie waren im ersten Bande zum Herbst 1782 fertig, wurden nach Berlin an Voß, den Verleger Hippels, geschickt, und glücklich angenommen.

Satyrisch also, ohne ein besonders lebendiges Interesse in sich, begann Jean Paul, objektiv untersuchend, was die feinste Ironie sei. Mit solchen Untersuchungen ohne eine sonstige Nothwendigkeit setzte er bis zum Herbste 1783 einen zweiten Theil zusammen. Der Verleger druckte ihn noch, glaubte sich aber in dem Jugendtalente getäuscht zu haben, und nahm nichts mehr. Die Kritik schwieg bis auf einen Recensenten ganz darüber. Dieser rügte ganz mit Recht die Erkünstelung des Witzes, und den Ansatz zu einer unschönen Manier. Jean Paul schmäht ihn noch in späten Jahren deshalb. Dies Verhältniß zu seinen Tadlern anbetreffend, gibt es einige Beispiele, wo eine auffallende Schmähhitze an ihm bemerkt wird, an ihm, der sonst so sanft und menschenfreundlich.

Die buchhändlerische Wendung damals betraf ihn schwer; es beginnt damit seine Periode des Darbens und Kümmerns, erst in Leipzig, dann in der Heimath, und diese Periode dauert von Ausgang 1783 bis 89. Er hat wieder neue Satyren und Ironieen zusammengestellt, allüberall werden sie umhergeschickt und ausgeboten, umsonst! Weisse, Meißner, Lichtenberg werden um

Empfehlung dafür ersucht, später auch Herder und Wieland, umsonst! Lichtenberg, dem die aufsteigende Art des Jean Paul'schen Talentes doch besonders interessant sein mußte, hat niemals auch nur den geringsten Antheil bewiesen.

Diese lange schmerzliche Pause ist wahrscheinlich ein Unglück für Jean Pauls Schriftstellerthum geworden: unbefangen, frei versuchte sich der erste Aufflug, und kroch, zurückgescheucht, wieder schüchtern in die Falten kümmerlicher Verhältnisse, die nicht gedeihen ließen, was von Schönheit gedeihen konnte.

Er wußte sich in Leipzig nicht mehr zu erhalten, und flüchtete mit komisch-überflüssiger Anstrengung und falschem Zopfe insbesondere vor einem Speisewirthe. In's Stübchen der Mutter nach Hof rettete er sich. Dies geschah im Herbste 1784. Dort, in einer Stube mit der armen Familie, mit der spinnenden und scheuernden Mutter, welche später für die Lenette des Siebenkäs Portrait sitzen muß, dort studirt und schreibt er weiter, leiht Guldenweise von den Freunden Oerthel, Vogel und Otto, und entschließt sich endlich zu einer Hauslehrerstelle bei seines Freundes v. Oerthel Vater in Töpen, einem Dorfe unweit Hof. Dies geschah erst Anfang 87; der Charakter des Prinzipals war nicht lockend, bewährte sich auch als feindlich, und ist als Kommerzienagent Röper in der unsichtbaren Loge näher zu betrachten. Der Zögling mißhandelte das liebevoll entgegenkommende Gemüth Jean Pauls, und schon im Sommer flüchtete dieser wiederum in das Stübchen der Mutter zurück. Alles stellte sich ihm hart entgegen: in Hof war er als Freigeist verrufen, der Prediger in Töpen hatte ihn von der orthodoxen Seite ohne Weiteres auf der Landstraße angefallen, und es findet sich für ihn ein meisterhafter Brief Jean Pauls in der Lebensbeschreibung; seine Brüder verdarben, seine Freunde sanken in's Grab, Oerthel und Herrmann, ein genialer Mediziner, dem wir als einer Romanfigur noch öfters begegnen werden. Diesem Letzteren, der eben so arm war, gab er manchmal noch das letzte Geldstück, und trieb unter den kalten Winden und regnenden Wolken seine Studien immer fort, wenn auch nicht immer fröhlich. In Töpen hatte sich, durch starkes Kaffeetrinken verstärkt, peinigende Hypochondrie seiner bemächtigt. Dennoch erzwingt er sich für die Billets an Vogel in Rehau, zu dem er den Bruder nach Büchern schickt, immer

noch einen tändelnden Humor, ja beweist eine solche Gewalt über die Freunde, daß auch deren Billets alle in dieser forcirten Humor- und Gleichnißmanier geschrieben werden. Man könnte aus den Gleichnissen das Allerlei der Lektüre errathen, wäre nicht speziell aufgezeichnet, daß er um Toaldo über die Witterung, Mauvillon über die Staatskunst, um Epictet, um Niemeyer über das Leben Jesu, um die Allgemeine deutsche Bibliothek, um den Merkur, um einen Kirchenvater in einem Athem bittet. Freundlich und feindlich beschäftigt ihn von der Universitätszeit an Kants Wirksamkeit.

Eine Aenderung in der äußeren Existenz wird aber täglich unerläßlicher. Sie findet sich denn auch: im März 1790 geht er als Privatlehrer nach Schwarzenbach, in eine alte Heimath also. Hier, wo er seine zweite unergiebigere Jugendhälfte verlebt hatte, findet er die reichste Entschädigung, er erlebt hier die Geburt seiner Poesie. Endlich 89 hatte er jenes verschmähte dritte Satyrenbändchen in Gera zu Tage gebracht, auf Drängen des Verlegers unter dem wilden Titel: „Teufelspapiere", für das billige Honorar zwei und einen halben Thaler für den Bogen, druckentstellt, mit dem Stiefnamen J. P. F. Hasus. Solche Schriftthätigkeit war ihm ziemlich verleidet, der Stoß von „Ironieen- und Satyrenbüchern" unter den Studienheften sollte nicht mehr ohne Weiteres verwendet seyn, auch war die Aufmunterung nach anderer Form hin erfolgt. Herders Frau, die erste, welche ihn pries, hatte einen Gefühlsaufsatz gelobt, Vogel rieth zur Roman-Einkleidung; die Teufelspapiere, welche Tieck für Jean Pauls bestes Werk ausgab, und Jean Paul selbst nie leiden mochte, wurden die Grenze der ersten Schriftstellerei.

Wenn das Wort sentimental nicht mißverstanden wird, so darf man sagen: Es beginnt Jean Pauls zweite Periode, die Periode des sentimental-humoristischen Romans, welche im Titan ihren Höhepunkt erreicht und abgeschlossen wird. Die unsichtbare Loge, der Hesperus und Titan sind die drei großen Stationen davon. Ihr folgt die dritte Periode, die komisch-humoristische.

Jetzt in Schwarzenbach drängte sich Folgendes um ihn her, was eine sentimentale Poesie neben und über seine komische Neigung aufbaute. Die Bedrängnisse, die Schicksalsschläge, die Herzensewigkeiten unter all' dem feindlichen Rüstzeuge, die Situatio-

nen der schweren Jahre gruppirten sich vor seinem Blicke, suchten Halt," Sammlung und Standpunkt in seinem Gefühle und seiner Anschauung. Schwarzenbach selbst breitete einen linden, gedeihlichen Abend darüber, die Väter der ihm anvertrauten Kinder waren lieb und tüchtig, die Kinder herzlich, beflissen, talentvoll, der Verkehr war heiter, demokratisch, anspruchslos. Hof wird allwöchentlich besucht, es bilden sich Conventikel mit Freundinnen; Aufsätze, denen die Journale verschlossen sind, finden hier enthusiastische Theilnahme, das Verhältniß zu Frauen, der blühende Laubenzugang Jean Pauls, öffnet sich dadurch, ja einzelne Liebeslockung selbst tritt mit wehendem Schleier heran.

Aus der Leipziger Zeit findet sich die räthselhafte Andeutung eines kurzen Liebesverhältnisses mit einer Sophie in der Heimath, die nirgends recht feurig werden will und bald gebrochen wird. Jetzt, wo er bei den Sonntagsbesuchen in Hof mit so viel Mädchen verkehrt, und von Schwarzenbach aus eine Korrespondenz pflegt, jetzt erhebt die Neigung hie und da schüchtern ihr Haupt; später tritt zu einer Caroline entschiedene Neigung hervor, die aber auch unbestimmt geschildert und nicht recht gedeihlich wird, ja bald in lebhafte Theilnahme für eine andere Dame überzugehen scheint. Genug, diese Regungen spalten die Wolke seines sentimental romantischen Sinnes. An Liebessehnsucht hat es der frühesten Jugend Jean Pauls nicht gefehlt, ein Hirtenmädchen in Jodiß hat ihn bezaubert, in Schwarzenbach hat er ein anderes Mädchen mit einem Kusse überfallen, ohne daß vor- oder nachher etwas für solche Verbindung geschehen wäre. Bewußtsein und Umfang des Liebeszaubers, der Liebesmacht geht ihm jetzt auf in Poesie. Die weiche Ruhe der übrigen Existenz thut das ihrige, eine neue Welt in ihm zu reifen, er ist von Kindern umgeben, die er liebt und in sich hinein bildet, so daß sie alle wie kleine Wiederholungen Jean Pauls gedeihen; die Aufsätze dieser Kinder sind kleine Dämmerungen Jean Paul'scher Schrift, liebevoll sammelt er die Kindereinfälle, stürmisch im Drange der aufsteigenden neuen Welt schließt er sich damals an seinen Freund Otto, und in kleineren Aufsätzen wird versucht, die neue Gährung zu fassen und zu fesseln, die Verstandesjugend mit Himmelsgezelten zu überspannen.

Diese Uebergangs-Gestaltungen sind „Freudels Klaglibell",

was in der Gesammtausgabe fehlt, — „Fälbels Reise“ — „Schulmeisterlein Wuz“. Die Jeanpaul'sche Doppelnatur erfaßt sich zur Schrift, ein empfindsames- und darin beschränktes Herz, und ein überlegener, unumschränkter Geist. So bildet sich diese humoristische Sentimentalität, wie er selbst in der „Vorschule zur Aesthetik“ den Humor schildert als den „Vogel Merops, der zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung zum Himmel auffliegt“. Er schildert an Wuz die Joditzer Jugend, und dies wird ein Grundthema, was in Firlein, Fibel, Jubelsenior, ja fast überall wiederkehret, die Jugenderziehung schlägt die Brücke zu dem größeren Romane, den er nun schreibt. Dies ist die „unsichtbare Loge“, welche er den 15. März 1791 beginnt und bis zum Ende des Februars 1792 vollendet.

Dies ist die erste große Knospe Jean Paul'scher Poesie, wofür die Umsicht noch nicht hinreichte, und wovon er selbst wie von einer geborenen Ruine spricht. Aller Sinn und alle Physiognomie Jean Paul'scher Romane ruht aber darauf: es ist eine pädagogische, oder, um das Wort zu vermeiden, eine psychologische Idee auf dem Grunde, die in der Hauptperson biographisch groß gezogen, tief unter Laub und Blume begraben, und durch befremdliche Idealmaschinerie bei Sternenschein aufgezogen wird an's Firmament. In der Morgendämmerung hüpft sie unsicher vor dem Auge, beim Tagesschimmer ist sie verschwunden, an der Bewegung des Herzens und Geistes fühlen wir nur, daß mächtige Regung durch uns gezogen, daß vielfarbige Bilder vor uns geschwebt haben, bedeutungsvolle Worte zu uns getreten sind. Der nüchterne Beisatz in uns wünscht, daß die Kometenwelt nur für einen Augenblick plastisch gefesselt werde, um uns einen faßlichen Anblick zu bieten, von welchem aus dann der Bewegung gefolgt sein könne, der nüchterne Beisatz wünscht Kommentare. Der preisende Biograph Jean Pauls, Spazier, sagt harmlos, der Kommentar sei für diese Romane durchaus nöthig. „Sie sind verwickelt, und dem Dichter wurde stets die Anschaulichmachung der Intrigue oder in dem Munde der Charaktere äußerst schwer. Er erzählt dieselbe darum fast episodisch gelegentlich, und vermochte selbst dabei nicht, seine Metaphernsprache zu vergessen. Endlich wollte er sonderbarerweise die Leser gern durch Verwickelung spannen und überraschen, und das ohnehin etwas Unklare

noch mehr verstecken." — Den nächstfolgenden Roman „Hesperus" anbetreffend, setzt er naiv das Aeußerste hinzu: „Hunderte haben vielleicht den Hesperus gelesen, und sind von ihm entzückt worden, ohne sich je von dem Gange und von den Motiven klare Rechenschaft geben zu können." —

Gedenken wir noch der Extrablätter dieses eben so naiv-thatsächlichen Geständnisses, daß das entlegenste nebeneinander gedruckt werden könne, so haben wir das merkwürdige Schauspiel Jean Paul'scher Romane vor uns, welche durch ganze Welttheile von Schönheiten und durch tausendfache künstlerische Absicht im Großen und Kleinen begeisterungsvolles Lob aufregen, und durch den gänzlichen Mangel plastischen Geschmackes allen wohlthätig künstlerischen Eindruck vernichten.

Man hat sich gewundert, daß Niemand diese tausend Staubfäden der Jean Paul'schen Romanblume hat aufsuchen und zeigen wollen, während es doch mit der so klaren Goethe'schen Schrift, mit dem Wilhelm Meister sogar oft geschehen sei. Ohne Gewaltsamkeit ist dies bei einem Autor nicht möglich, wo im Mangel des Geschmacks auch der Mangel an Grenze gegeben, und dadurch die Möglichkeit nahe gelegt ist, durch Erklärung das Beste zu vernichten. Wo der Geschmack, das heißt die schöne Oekonomie fehlt, und doch die Häufung der Züge und Differenzen von so strotzendem Reichthume ist, da ist die Erklärung ein Wagniß. Immer Wald, und dichter Wald gibt keine anhaltende Lockung, Gruppirungen im Dickicht, verrankt durch allerlei Unterwuchs, machen keinen Eindruck, — wollte man einen solchen verschaffen, so müßte frevelhaft die Axt an ganze Partieen gelegt sein. Kurz, der natürlichste Wunsch künstlerischer Art bei Schriften Jean Pauls, und bei solchen, die in der Manier damit verwandt sind, wie die Leopold Schefers, der natürlichste Wunsch wäre der, daß sie völlig umgeschrieben, daß sie als Schätze von Romanstudien, als ausgeführte Studienbücher betrachtet, und als solche vom plastischen Talente gruppirt, beschränkt und ausgeführt sein möchten. Hierbei also ist die Erklärung machtlos, und für solche Gabe ist es genügend, auf einzelne Hauptideen und den Reichthum des Details aufmerksam zu machen. Der ungemünzte Schatz ist darum nicht werthlos, weil er ungemünzt ist.

Die psychologische Basis der „unsichtbaren" Loge ist: bei der

Jugend soll die Ueberschwenglichkeit mehr geschult, als geweckt werden. Das Buch ward an Moritz, den Verfasser des Anton Reiser, nach Berlin geschickt, und fand, zum Jubel Jean Pauls, der so traurige Erfahrungen der Art gemacht, enthusiastische Aufnahme. Es ward sogleich beim Buchhändler untergebracht, und in einer glücklichen Abendstunde konnte der arme Dichter die erste Dukatenrolle in den Schooß der erstaunten, armen Mutter schütten. Dies ist der glückliche Sommer 1792. In seiner Art gibt er den „Wuz" noch dazu und unter dem Titel „Mumien" erscheint das Buch Anfang 1793, zum ersten Male mit dem Namen „Jean Paul".

Im Publikum bildet es noch nicht den Einschnitt, den es in der poetischen Entwickelung des Dichters macht, dieses verhält sich noch gleichgültig, Moritz, der befeuern könnte, stirbt, und Jean Paul ist genöthigt, den nächsten Roman wieder wohlfeiler hinzugeben.

Dies ist Hesperus. Das Schwarzenbacher Leben war still fortgegangen, im Frühjahre 1794 sind ihm die Zöglinge entwachsen, er kehrt nach Hof zurück, der Verkehr mit den jungen Freundinnen wird inniger, die Liebe zu jener Karoline tritt bestimmt hervor, das Leben und Verschwimmen in der Natur wird immer hingebender, und unter solchen Zuständen entsteht Hesperus, der im Herbste 93 angefangen, und im Sommer 94 in der Mutter Stübchen beendigt ward. „Die Truppe", wie Jean Paul den Kreis seiner Romanfiguren nennt, beginnt lebhafter ihre Gruppirungen. Wirklich ist's ein festes, kleines Personal, was allerlei Rollen spielt, der Direktor überall vorauf, überall aushelfend mit seiner Person.

Der Held des Hesperus ist schon stärker. Was in der „Loge" als von Jean Paul selbst an die einzelnen Personen vertheilt war, das dichtet sich hier frei und behaglich wenigstens vorzugsweise in den einen Viktor zusammen. Flamin findet sich hier, die auffallendste Erscheinung bei Jean Paul, weil es der einzige objektive Jünglingscharakter ist in Jean Pauls Schriften. Die ganze Dichtung ist ein Ausschnitt, welcher ihm bei der „Loge" entgegen getreten war, und deshalb ist sie, obwohl sonst die verbauteste und versteckteste, fertiger als jener erste Roman, der seine Lösung noch in Aussicht ließ. Beide beginnen jenen Hauptroman,

der als poetische Fülle dem Dichter aufgegangen war, wo in der Dichtung eine ganze Menschenmöglichkeit erfüllt würde, den Titan, welcher ihm am Schlusse des Hesperus als Nebelgestalt immer näher rückte, und mit dem er sich von da an fortdauernd beschäftigte.

Der Hesperus entschied das schriftstellerische Glück Jean Pauls. Während er noch den kleinen Unterricht geben muß in Hof, erwacht in Deutschland die schwärmerische Theilnahme für den originellen Autor, für das überraschende Gemisch solcher Schwärmerei. Während er aufräumen will, was noch der Titan-Freiheit im Wege liegt, und die Genrestücke „Quintus Firlein", „Siebenkäs" schreibt, beginnen die Verehrerbriefe, die von jetzt an sein Leben mit Kränzen und Kronen aufschmücken. Unter ihnen fand sich auch eine anonyme Geldsendung, die sich später als eine Gleim'sche auswies. Er selbst beginnt die Wanderungen hinab nach dem sonnenhellen Baireuth, seinem „Marienthal", findet dort einen schönen Freund in dem Juden Emanuel, tritt in größere Kreise, zu bedeutenderen Frauen, zum Beispiele der Fürstin Lunowski, die in Baireuth seinen Hesperus preist, zur Frau Charlotte v. Kalb, die ihn nach Weimar ladet, er hat sich die Welt geöffnet. Durch Genrestücke wie Siebenkäs, worin er sich und sein Höfer Provisorium, im Leibgeber seinen Hermann gezeichnet hatte, der später potenzirt im Titan als Schoppe wiederkehrt; durch diesen passenden Rahmen seines Talentes hatte er auch bei den Anhängern Goethe's Glück gemacht, Weimar, dies Mekka seiner literarischen Wünsche, lockte mit bekränzten Pforten. Die Loge und den Hesperus hatte er an Goethe gesandt, leider immer mit Briefen seiner schwülstigen Manier, wie er sie an bedeutende Personen zu schreiben pflegte. Fast all seine Briefe der Art sind manierirt, wenn auch stets geistreich und oft witzig, während diejenigen, welche er unbefangen schreibt, anmuthig und liebenswürdig sind. Er schrieb von früh auf alle Briefe zu schriftstellerischem Gebrauche in Korrespondenzbücher ab, und also auch hier mag die durchgehende Pädagogik und literar-ökonomische Absichtlichkeit seiner Existenz nachtheilig eingewirkt haben. In einem frühen Briefe aus Leipzig an den Pastor Vogel sieht er sich noch einmal selbst im Spiegel, klagt über die Abschweifungen, Bilderhäufungen, die ihm so zu Kopf und über

die Feder stiegen, verirrt sich wieder im eigenen Vorwurfe zur Ursache des Vorwurfs, und muß endlich rufen: „Wie ich doch radotire! Ich kann meine Fehler nicht einmal so lange ablegen, als ich sie tadle!“ — Aber die Einsicht, welche ihm so lieblich steht, kehrt nicht wieder. Goethe hat auf jene Zuschriften nichts erwiedert.

Im Juni 1796 geht Jean Paul zum ersten Male nach Weimar, und wird wie ein Engel aufgenommen. Er nennt die Saison, die er da verlebte, eine „Bergstraße“ in seiner Lebens-Laufbahn. Seine Feier ging von den Frauen aus, und von der unterdrückten klassischen Partei, Herder und Wieland, obgleich Wieland damals verreist war. Seine Freunde vertraten ihn in Begrüßung Jean Pauls. Er und Herder litten damals im Schatten, den der Ruhm Goethe's und Schillers warf, und den der damals noch junge romantische Anhang ausbreitete. Jean Paul hegte für Goethe's Schriften die höchste Verehrung, noch in ganz später Zeit wollte er ihn wie einen Halbgott unangetastet sehen. Aber Herders Person, Herders Humanitätsstreben stand und trat ihm näher, er schloß sich an diesen, besonders da sich Goethe seiner Natur nach kühl, wenn auch freundlich, Schiller nur höflich bewies. Herder nahm ihn mit innigster Herzlichkeit auf, und es ward die Freundschaft begründet, welche wie eine Religion zwischen ihnen bestand, und nie die kleinste Störung erlitten hat. Dennoch war sein Idealismus von Menschen so grenzenlos, daß er, dem Herder so vortrefflich erschien, an seinen Freund Otto schreiben mußte: „Und doch, was Jean Paul gewann, verliert die M e n s c h h e i t in seinen Augen. Ach; meine Ideale von grösseren Menschen!“ Großentheils mag die Aeußerung wohl auf die Zerwürfnisse unter den Dichtern in Weimar und Jena gehen. — Jean Pauls Stellung zu ihnen entschied sich durch diesen Aufenthalt. Goethe hielt sich parteilos, schon früher hatte er ihn zwar in einem Briefe an Schiller einen „Bockhirsch erster Sorte“ genannt, rühmte aber doch jetzt die Wahrheitsliebe und den Wunsch, aufzunehmen an Jean Paul. Schiller hatte ihn leichthin, nach Lesung des Hesperus, als einen tollen, lustigen Patron aufgefaßt, der nicht ohne Imagination und Laune sei. Im Allgemeinen wird auch übertrieben, wenn man von irgend einer Animosität spricht, die Jean Paul durch sein Anschließen an Herder

bei Goethe und Schiller erregt habe. Beide kannten Herders Inproduktivität in literarischer Kunst und achteten dessen übrige Bedeutung. Wieland, der gutmüthige und redselige, wog ihnen leicht, und ein literarisches Moment stellte sich ihnen nicht dar, wenn der junge Jean Paul zu diesen beiden träte. Goethe war ruhmessatt, die Kalb sagte zu Jean Paul: „Es interessirt ihn nichts mehr, nicht einmal er selbst", wollte man ihm also auch einen alltäglichen Neid zuschreiben, ein solcher hätte ob des Jubels, den Jean Paul in Weimar von der Herzogin Amalie bis zu Knebel und Einsiedel erregte, nur geringe Macht auf Goethe geübt. Im Ganzen war seiner Natur die Jean Paul'sche Manier und Ueberladung unbequem, und ganz so sind auch die Xenien, welche er damals auf ihn machte. Eine Aeußerung Jean Pauls, „daß man in so stürmischen Zeiten eher eines Tyrtäus als eines Properz bedürfe", soll diese Xenien beschleunigt haben, und das ist wohl möglich, da Goethe hierin das Verlangen einer formlos zudringlichen Einwirkung auf das Publikum herausfühlt, wie er es den Jean Paul'schen Schriften selbst vorwerfen mochte. Er nennt auch wirklich diese Aeußerung des jungen Richter „arrogant" in einem Briefe an Schiller. Und so ward das äußere Verhältniß für immer entschieden. Die Xenien lauten wie folgt:

Jean Paul Richter.

Hieltest Du Deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie Jener*
Seine Armuth: Du wärst unsrer Bewunderung werth!

Das geht doch über eine gewöhnlich kritische Bemerkung nicht hinaus, und ist weder durch Witz noch Lebhaftigkeit verstärkt, eine Bemerkung, welche den meisten Xenien zukommt. Sie wirkten und waren mehr durch den Nachdruck der dahinter ruhenden Namen Schillers und Goethe's, als durch Glück und Kraft ihres Ausdrucks. Die zweite Xenie war empfindlicher:

An einen Lobredner.

(Recensent des Hesperus in der Allg. Lit. Zeitung.)

Meinst Du, er werde größer, wenn Du die Schultern ihm leihest?
Er bleibt klein wie zuvor, Du hast den Höcker davon.

---

* Geht auf Manso.

— So gestaltete sich das literarische Verhältniß. Zur Charakteristik Jean Pauls bildete sich aber ein noch wichtigeres in Weimar, und zwar das zur Frau Charlotte v. Kalb. Diese schöne und bedeutende Frau trat ihm mit einer Lebhaftigkeit entgegen, die sehr verschieden war von der gewöhnlichen Frauen-Theilnahme an Jean Paul. Sie gehörte in Richtung und Geschmack zu der literarischen Regentschaft Goethe's, und war so phantasievollen Schwunges, auch die neuen Elemente Jean Pauls begeistert zu würdigen. Die Urtheile dieser Frau über Jean Paul'sche Schriften sind von besonderer Wichtigkeit, und konnten von segensreichstem Einflusse für die Schreibart Jean Pauls werden, da in den Briefen, welche sie ihm schrieb, kein Rückhalt alltäglicher Lobestheilnahme statt fand, sondern die Geschmacks-Forderung Goethe'scher Art in lebhaftem Ausdrucke Geltung verlangte. Kurz, es war eine reizende Vermittelung geboten zwischen Goethe'scher und Jean Paul'scher Weise. Sie gelang nicht, wie begeistert auch der junge Dichter von dieser großartigen, ihn enthusiastisch aufnehmenden und anziehenden Frau war. Nicht bei diesem, aber bei einem spätern Besuche in Weimar entschied sich das Mißlingen, und tief auf dem Grunde dieses Mißlingens lag der Charakter Jean Pauls, welcher aus beschränkt bürgerlichen Verhältnissen erwachsen war, und der wirklich nicht ohne Gefahr für seinen Halt in die freiere Lebensanschauung dieser Frau eingehen konnte. Die Frage ist so groß und so fein, so umfassend und so bedingt, daß ein rasches Aburtheil zurückgehalten sein muß, wie lebhaft man auch bedauern mag, hierbei in Jean Paul gar nichts von genialer Auffassung zu finden. Es handelte sich um das Recht der Sinnlichkeit, um die poetische Freiheit der Liebe, und die Spaltung ergab sich, als Jean Paul den Theil der Firlein-Vorrede „die Mondfinsterniß" ihr im Manuscript zugesandt hatte. Das Außerordentliche der Frau v. Kalb, die feurige Liebe, die sie ihm entgegen gebracht, hatte allerdings poetisch bei Jean Paul gezündet, er sah den weiblichen Titan vor sich, er nannte sie seine Titanide, die Linda des Romans erhob sich hinter diesem Bilde. Aber theils traf ihn diese Frau doch wohl nicht bis zur fraglosen Neigung, theils fehlte ihm solcher Erscheinung gegenüber der kühne Lebensmuth, er zerdrückte in jener „Mondfinsterniß" das ganze Moment zu

seiner lebensschüchternen Vergeistigung, nannte gesetzwidrige Liebe ein Verbrechen, eine Befleckung weiblicher Tugend. Besorgt sah er nach Uebersendung des Manuscripts, daß die Freundin schwieg, erschreckt las er, als endlich ein Brief kam, Folgendes: „Das Ködern mit dem Verführen! Ach, ich bitte, verschonen Sie die armen Dinger, und ängstigen Sie ihr Herz und ihr Gewissen nicht noch mehr! Die Natur ist schon genug gesteinigt! Ich ändere mich nie in meiner Denkart über diesen Gegenstand. Ich verstehe diese Tugend nicht, und kann um ihretwillen Keinen selig sprechen. Die Religion hier auf Erden ist nichts anderes, als die Entwickelung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Gesetz dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen; aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich! Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeit und Bedürfnisse und selten der Klugheit. Liebe bedürfte keines Gesetzes. Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen; — vielleicht nur, damit wir, wie einige meinen, Euer Geschlecht fortpflanzen! Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt — sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? — Ich sage mit Goethe, und mehr als Goethe: unter Millionen ist nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt." —

Es ist bekannt, daß Jean Paul zu großem Erstaunen und Kummer seiner Leser die Linda des Titan durch Roquairol fallen läßt, und auch darin die Tendenz des Romans veranschaulicht: die Ueberkraft der Genialität an der Welt zu brechen. Frau v. Kalb, die in einer übeln Ehe lebte, und damit umging, diese zu lösen, sieht Jean Paul auch später bei dessen zweitem Besuche in Weimar noch zum Oeftersten bei sich, aber das Verhältniß kam nicht in den Schwung einer Leidenschaft, wofür es zu beginnen schien, und später hat sich die Theilnahme dieser Frau vorzugsweise Schiller zugewendet.

Anfangs Juli 1796 war Jean Paul wieder in Hof, und schrieb zu einer zweiten Auflage des Firlein jene „Mondfinsterniß", die Niemand als Frau v. Kalb verstehen konnte. Die

zweite Vorrede selbst ging gegen die Goethe'sche Schule, welche durch den Kunstrath Fraißdörffer, eine Karrikatur Schlegels, repräsentirt wurde. Die Literatur solle nicht in griechische Kunstformen abgenagt werden, war der Grundton dieser Vorrede. Der Plan zum Titan bildet sich indessen immer deutlicher. Zunächst aber schreibt er den „Jubelsenior" im Winter von 1796 und 1797, und arbeitet jenen Aufsatz über die Unsterblichkeit, welchen er in Schwarzenbach für eine Höfer Freundin entworfen hatte, zum „Kampanerthale" aus, worin der Kantianer widerlegt, und die Sehnsucht und Sicherheit einer Seelenfortdauer so gesteigert wird, daß die Heldin, eine bloße Seele, und der Dichter am Ende in einer Mongolfiere nach den Pyrenäengipfeln und den Sternen aufsteigen. — Auch für diesen ihm so heiligen Stoff bewies er so wenig Formpietät, daß er eine satyrische Erklärung der Holzschnitte im Katechismus, eine nicht eben gelungene, durch die Erklärungen Hogarths von Lichtenberg wohl veranlaßte, Karrikatur dazu drucken ließ.

Aus jener Zeit ist ein Brief übrig, worin er seinen Schreibezweck folgendermaßen bezeichnet: „Das Ziel meiner literarischen Eintagfliegen ist: den Menschen Ruhestätten zu zeigen schon vor der tiefsten, sie mit den Thoren zu versöhnen auf Kosten der Thorheit, ihnen in der Wüste Blumen, an Pedanten Freunde, am Hof Tugend, im Schmerz die Seligkeit, in der Armuth einen eben so großen Reichthum, und sogar in diesem einen, und am Ende auf der Erde zwei Himmel zu zeigen, einen jetzigen und einen künftigen. — Die Alten suchten ihr Glück in Grundsätzen, wir in Empfindungen, jene geben ein kleines, diese ein unstätes, es bleibt nichts übrig, als ihre Vereinigung, die der Dauer mit der Größe."

Am längsten Tage des Jahres 1797 ward der Titan wirklich begonnen. Da tritt eine neue Feen-Erscheinung bewegend in sein Leben, eine junge Wittwe, schön, reich, von großer Bildung und Lebhaftigkeit, Emilie v. Berlepsch besucht ihn, berauscht ihn mit phantasiereicher Auffassung seiner Existenz, lockt ihn nach Franzensbad. Er verläßt — ein auffallender Zug an dem sonst so weichen, zarten Sohne — die todtkranke Mutter, deren nahen Tod er vorher sieht, und erhält denn auch die Todesnachricht dort im Geräusch des Bades und eines unruhig aufgehenden

Verhältnisses. Auch dies Verhältniß, was bald mit vollen Segeln auf eine Eheverbindung hinsteuert, blättert sich langsam in einen freundschaftlichen Verkehr. Er eilt noch einmal nach Hof, drückt das Spinnbüchlein seiner Mutter an's Herz, worin sie ihren mühsamen Kreuzerverdienst der harten Zeit aufgezeichnet, und folgt dieser Emilie nach Leipzig, um dort seinen Aufenthalt zu nehmen.

Man begrüßt ihn dort auf das Zuvorkommendste, die Hauptfrage seines Lebens bewegt sich aber hier um die Berlepsch, welche ihn durchaus heirathen will. „Ihre Seele ist die reinste, am Wenigsten sinnliche, idealischste, festeste weibliche, die ich je kannte, die aber eine egoistische Kälte der Menschenliebe hat, und nichts fordert und liebt, als — Vollendung." — Hat ihn solch ein Moment zurückgehalten, hat er die Fesseln einer entschlossenen Frau gefürchtet, hat er die Theilnahme einer erregten Phantasie mehr der Schriftstellergröße als dem Friedrich Richter zugeschrieben, kurz, sein Muth, oder seine Neigung waren nicht groß genug, er lehnte die glänzendsten Vorschläge ab; — sie wollte ihm ein Landhaus bauen am Rhein, am Neckar, wo er wolle, sie wollte ihn einer Freundin, einem Engel an Schönheit und Tugend in der Schweiz, zur Ehe abtreten, zu ihrem stürmischen Schmerze willigte er einmal ein, und trat dann wieder zurück. Er kam darauf hinaus, daß sie ihm in ihrer Wohnung in Gohlis, einem Leipziger Dörfchen, ein Zimmer offen hielt, wo er oft einkehrte, um am Titan zu schreiben, und daß er mit ihr eine Reise nach Dresden machte. Dies geschah, nachdem er für eine zweite Ausgabe die „Teufelspapiere" in die „Palingenesieen" umgearbeitet, und einen Besuchsflug nach Hof zu seinem Freunde Otto unternommen hatte.

Die Dresdner Gegend macht ihm keinen besonders günstigen Eindruck, einen stärkeren der Anblick des Antikensaales, welcher ihm bei Fackelscheine gezeigt wird. „So oft ich künftig über große oder schöne Gegenstände schreibe, werden diese Götter vor mich treten, und mir die Gesetze der Schönheit geben. Jetzt kenne ich die Griechen und vergesse sie nie mehr!"

Bei diesen Aeußerungen hatte es indeß sein Bewenden. Nach Leipzig zurückkehrend, fand er einen herben Schmerz: der jüngere Bruder, den er mit dorthin gebracht zu wissenschaftlicher Aus-

bildung, hatte ihm eine Baarschaft von 150 Thalern entwendet, und war davon gegangen. Leipzig war Jean Paul verleidet, er machte eine Reise nach Halle zu Reichardt, nach Halberstadt zu Gleim, kam zurück, sah sich von Liebesneigung einiger Damen in Leipzig beängstigt, und entwich von Neuem. Nach Gotha, hieß es, aber die Station dahin, Weimar, war wohl die Hauptlockung, und dort blieb er auch. Schon im frühesten Herbst 1798 ward am Markte bei der Frau Lehnholdtin ein freundlich Quartier gemiethet, dort wurden „Briefe und Conjektural-Biographie", „Clavis Fichtiana" und vollends der erste Band des Titan geschrieben, in der Dämmerung täglich ward zu Herder gegangen; Ausflüge werden gemacht, und es hat den Anschein, als würde auch er ein Weimaraner.

Herder schrieb damals an seiner Metakritik, Jean Paul geht mit ihm das Manuscript durch, dies und ein Briefwechsel mit Jacobi zieht ihn wieder zu philosophischer Beschäftigung. Seine Polemik gegen kritische und Idealphilosophie als Vernichterin des persönlichen Gottes, der persönlichen Unsterblichkeit gestaltet sich als „Clavis Fichtiana". Er liest damals häufig Homer und die griechischen Tragiker, schreibt den Aufsatz „Charlotte Corday", kämpft das merkwürdige Verhältniß mit Frau v. Kalb durch, welche ihm ihre Hand anbietet, und macht im Frühjahr 1799 Ausflüge nach Gotha und Hildburghausen, wo er an den kleinen Höfen liebevoll aufgenommen, an letzterem zum Legationsrath ernannt, auf dem Flügel und im Gespräche seine Phantasieen schweifen läßt, und wiederum in einen neuen Heirathsanfang geräth. Dies ist die zweite Caroline, nach welchem Namen er seine Frauen gern aufzählte, eine Caroline v. Feuchtersleben, von Herder sehr geschätzt. Diesmal gab's eine formelle Verlobung, und dennoch zog sich der Dichter wieder zurück.

Jean Pauls Stellung zur Kritik war übrigens damals die allerschlechteste, die Kritik befehdete Alles von ihm unbarmherzig; was sich um die Heroen Goethe, Schiller, Fichte schaarte, war gegen ihn, der Merkur Wielands mit schwachem Lobe für Jean Paul war machtlos, nur die Theilnahme des Publikums hielt den Dichter. Man vergleiche, was Schlegel im Athenäum I. 2, und was eine Stimme des Publikums, das Tagebuch einer Dame, sagt.

Schlegel: „Der große Haufe liebt Fr. Richters Romane vielleicht nur wegen der anscheinenden Abenteuerlichkeit. Während der gebildete Oekonom edle Thränen in Menge bei ihm weint, und der strenge Künstler ihn als das blutrothe Himmels-Zeichen der vollendeten Unpoesie der Nation und des Zeitalters haßt, kann sich der Mensch von universeller Tendenz an den grotesken Porzellanfiguren seines wie Reichstruppen zusammen getrommelten Bilderwitzes ergötzen, oder die Willkürlichkeit in ihm vergöttern. — Seine Frauen haben rothe Augen, und sind Exempel, Gliederfrauen zu psychologisch-moralischen Reflexionen über die Weiblichkeit oder die Schwärmerei. Ueberhaupt läßt er sich fast nie herab, die Personen darzustellen, genug, daß er sie sich denkt, und zuweilen eine treffende Bemerkung über sie sagt. — Sein Schmuck besteht in bleiernen Arabesken im Nürnberger Stil. Hier ist die an Armuth gränzende Monotonie seiner Phantasie und seines Geistes am Auffallendsten. Seine Madonna ist eine empfindsame Küstersfrau, und Christus erscheint wie ein aufgeklärter Kandidat. Je moralischer seine poetischen Rembrandts sind, desto mittelmäßiger und gemeiner; je komischer, je näher dem Besseren; je dithyrambischer und je kleinstädtischer, desto göttlicher; denn seine Ansicht des Kleinstädtischen ist vorzüglich gottesstädtisch. Seine humoristische Poesie sondert sich immer mehr von seiner sentimentalen Prosa." Es gestaltete sich immer fester, daß sie nur das Komische an ihm loben wollten.

Dagegen die Dame aus dem Publikum: „Zu den wundervollen Erscheinungen aller Zeiten, und womit besonders der Glanz unsers Jahrhunderts noch einen ausgezeichneten Strahlen-Nachschuß bekam, gehört die Erscheinung des Jean Paul. Diejenigen, welche sich rühmen können, ihn gesehen und gesprochen zu haben, werden selbst als Erscheinungen einer andern Welt betrachtet, als Propheten, die da kommen und von einem Wunder zeugen, welches den Sinnen unbegreiflich ist. Seine Entstehung in der Schriftsteller-Menge kam so schnell und unberechnet, wie noch niemals ein außerordentlicher Mann erschienen ist. Aller Reichthum der Sprachen, nicht unserer Sprache allein, schien erschöpft durch die ersten Denker der Nation; nichts Mögliches an Kraft schien mehr für Worte und Darstellung der Gedanken übrig zu sein, — als in einer ganz neuen, ihm nur

eigenen Sprache ein Jean Paul geharnischt auftritt, und dem deutschen Genius selbst die Spitze bietet. Niemand hat ihn vorher gewittert, Niemand von einem so seltenen Manne Spuren gehabt, wie ein Wetterstrahl brach seine Ankunft herein; aber wohlthuend, wie das Gestirn des Tages ist sein Verweilen. — Er soll einen kahlen Scheitel haben, mehrentheils still sein, wenn er aber einmal redet, möchte man nie wieder von ihm gehen. Seine Schriften, die selbst von den geübtesten Lesern sich schwer lesen lassen, haben ihren eigenen Gang und Ton. Die Natur ist sein Haus, die Weisen sind sein Spielwerk, die Menschen seine Maschinen. Keine Kraft, kein Geschaffenes in der offenbarten Welt ist ihm unbekannt, mit unsäglichem Forschen hat er alles in sein Gedächtniß gezogen, was nur einen Namen hat. Wie die Sonne durchleuchtet er das Verborgene der Naturkräfte und die Labyrinthe des Herzens. Wie sehr er uns auch oft durch seine Launen im ruhigen Anschauen seiner göttlichen Bilder stört, und wie wir auch murren über die Arbeit, welche er uns im Gehen über seine Bruch- und Felsenstücke auflegt; wie wir nutzlos still stehen, wenn er uns auf Wege führen will, die dunkel und verworren scheinen: — so gewährt er uns doch auch dann, wenn wir ihm bis an das von ihm gesteckte Ziel folgen, eine überschwenglich herrliche Aussicht, einen Vorschmack von dem, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat."

Man sieht, hier wird die Komik als die Nebensache einer Grille behandelt, hier ist jene Total-Auffassung des Jean Paulschen Phänomens, als einer neuen Poesie, wie zu Anfange dieses Abschnittes angedeutet wurde, hier wird alles Mißfällige ohne einen weiteren Blick bei Seite geschoben, er gilt für den ächten Johannes, wenn nicht für den Christus selbst einer neuen Poesie, es fehlten kaum die Wunder, wenigstens bei den Frauen nicht. Dieselbe Dame vergleicht ihn später mit Friedrich dem Großen und zwar zum Nachtheile des Königs, und nennt beide realisirte, in Menschheit eingekleidete Göttlichkeit.

Es war diese Dame aus Berlin, und in Berlin hatte Jean Paul die zahlreichste und lebhafteste Anhängerschaft. Eine enthusiastische Französin, die viel Worte, aber wenig Zeit hat, bittet ihn um ein Rendezvous, er bestimmt Berlin, und kommt im Mai 1800 dort an. Und wahrlich, wie der Messias eines neuen

Glaubens wird er empfangen, von Gastmahl zu Gastmahl, von Triumph zu Triumph gebracht, er speist bei der Königin in Sanssouci, er sieht literarische Gegner in die allgemeine Hingebung einstimmen, er macht bei einem Mahle die Bekanntschaft der dritten Karoline, und diese wird bald darauf seine Frau. Es ist viel davon die Rede, daß er in Berlin bleiben möge, da auch er sich entzückt davon zeigt, und er wendet sich an den König um eine Unterstützung. Dergleichen Petitionsbriefe sind häufig in Jean Pauls Leben, und es ist nicht unwichtig, Tendenz und Wendung derselben zu kennen. Als Ziel seiner Schriftstellerei nennt er hier „den gesunkenen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit wieder zu erheben, und die in dieser egoistischen, revolutionairen Zeit erkaltete Menschenliebe zu erwärmen."

Seiner Arbeits- und Lebensweise konnte aber die große Stadt nicht zusagen; Vorzüge derselben, zum Beispiele wie das Theater, spielen gar keine Rolle bei ihm, das gesprochene, geformte, handelnd entgegentretende Wort ist nicht das seine. Er kommt zurück, um zu heirathen, eilt aber mit der jungen Frau von dannen, obwohl eine wichtige Verknüpfung mit Preußen bleibt. Der König nämlich hatte ihm eine Präbende versprochen; und um deßwillen hat er bis zum Jahre 1815 Minister und Freunde in Bewegung gesetzt. In diesem Jahre aber ward die Zusage zurückgenommen.

Im Mai 1801 hatte er seine Hochzeit gefeiert. Meiningen war zum Orte der ersten Niederlassung erwählt, und über Dessau und Weimar reiste er mit der jungen Gattin dahin. Weimar fesselte natürlich durch Aufenthalt, und die einfache, schön gebildete Frau ward von der Herzogin Amalie und von Herders liebevollst aufgenommen. Sehr zu beklagen bleibt, daß seine gemeinschaftlichen Schriftpläne mit Herder unausgeführt blieben. Dahin gehörte die Gründung einer Zeitschrift „Aurora". Es ist auffallend, daß von Ernst August nie die Rede ist, als ob diese Hauptperson gar nicht existirte. Die Biographen citiren Goethe's Schilderung des Herzog Alphons in Tasso, der in Belriguardo sich ergehe, und erwähnen, was man Böttichers Notiz allein nicht geglaubt, daß Herder mit Jean Paul sogar in Wallensteins Lager Unsittlichkeit gefunden hätten. Alles deutet auf eine Scheidung der Parteien,

welche den Vorwurf selbst bis zur Spitzfindigkeit getrieben. Der geniale Fürst mochte da keine Veranlassung sehen, aus der Goethe'schen Welt heraus zu treten.

In Meiningen führt Jean Paul ein sehr beglücktes Leben: ein liebenswürdiger, ihm herzlichst und freisinnig zugethaner Fürst, eine anschmiegende Gattin, eine reichlich quellende Poesie, welche den Titan nahe zu Ende schreibt, und bereits die „Flegeljahre" beginnt, heben und schaukeln ihn zum Lieblichsten. Außer wenig kleinen Aufsätzen — „das heimliche Klagelied der jetzigen Männer" — „Wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht" — war all diese Höhezeit des Jean Paul'schen Lebens dem Titan gewidmet, dem Höhepunkte Jean Paul'scher Poesie. Daß er ihn dem Publikum tropfenweise gab, — der letzte Band war erst im Herbste 1803 vollendet — daß er auch hier bei einem detaillirt künstlerisch berechneten Ganzen die Anhänge, Zwischenspiele und Einschiebungen nicht lassen mochte, dies lähmte das Buch und den Eindruck desselben. Bei so großem und künstlerischem Bau einer großartigen Romanide und kühner Verhältnisse störte doch das alte Mißverhältniß der Theile, die Einschachtelung, das gewaltsame und doch unsichere Andeuten von Einschiebungen wie der des Gianozzo, der ungleiche Ton. So ward dies Hauptwerk, was so lange verkündigt war, erst von der Kritik, dann vom Publikum wie eine Enttäuschung aufgenommen. Erst von der Kritik, da der erste Theil in der kleinen, redseligen Weise des früheren Jean Paul sich darstellte, dann vom Publikum, weil die Folge diesen Ton, in welchen man sich eingelesen hatte, verließ, und gewaltsamen Ruckes zu kühner Voraussetzung und Beziehung sich steigerte.

Dennoch bleibt dies Buch die geniale That einer großen Anregung in unserer Literatur, und tausend Liebenden und gar manchem Ausgetrockneten hat es Kammern und Himmel geöffnet, die Niemand vor diesem Buche geahnt hatte. Zeigt sich Jean Pauls Bestimmung als solche, die Ahnung unbekannter Welten in die literarische Theilnahme zu zaubern, wie die Luftspiegelung in der Wüste und auf dem Meere nie gedachte Kompositionen erfindet, so ist der Titan das Hauptbuch dieser neuen Offenbarung. Was ihm von Harmonie erreichbar in einem großen Plane, das ist in diesem Buche gegeben. Sogar die Tendenz

desselben geht nach solchem Siege des harmonischen Gesetzes. Denn die Tendenz des Titans ist: Streit der Kraft mit der Harmonie, in welchem die bloße Kraft erliegt.

Diese Entdeckungsreise im Großen nach neuen Buchten, Eilanden, Ländern und Zonen der Romantik, diese Dogmenaufgabe seiner poetischen Frage hielt auch Jean Paul für so weit vollendet, als seinen Kräften eine deutliche Gestaltung möglich sei. Mit dem Abschlusse des Titan beginnt Jean Pauls dritte Periode. Der abgeschlossenen Form zum Trotze hat er seine phantastischen Tempel und Dome über Berge und Wolken aufgeschlagen, mit Nebelsäulen oder Duftmeeren verbunden, wo der gestaltbare Stoff gebrach; nun kehrt er befriedigt zum behaglichen Ausbau seiner kleinen Häuser, die mit allerlei Warten nach der Sternentiefe, nach der Ewigkeit und nach Herzens-Abgründen versehen sind, er übergibt sich behaglich seinem komischen Talente, er tritt in seine vorherrschend komische Periode, welche die Flegeljahre, Schmelzle, Fibel, Katzenberger und den Kometen bringt. Die drängenden Ahnungen der Schwarzenbacher Morgen und Abende haben nun die Erlösung in ein großes Gestalten-Meer gefunden; was jetzt noch von der phantastischen Welt übrig ist, das mag sich einfinden zu dem Grundstoffe Jean Paulscher Schreibart, zu einer biographischen Entwickelung, die Alles zuläßt, und alle Schattirungen brauchen kann, wie ein unruhiger Frühlingstag, das mag sich einfinden zu einer friedlichen Bürgerexistenz, zu einem regelmäßigen Eheleben, dem er sogar die Zahl der Kinder fest und unwiderruflich vorherbestimmt, zum Leben in gewohnter Heimath, dem er, ohne dessen inne zu sein, näher und näher rückt, bis er in Baireuth, seinem Marienthale, das wandernde Zelt in ein festes Haus verwandelt hat, wo er über zwanzig Jahre schreibt, und wo er stirbt.

Fast ohne Grund hatte er 1803 schon das ihm so freundliche Meiningen verlassen, und war nach Coburg übergesiedelt. Dies gerieth noch weniger gut, er gerieth zwischen zwei uneinige Minister, der Umgang wollte nirgends günstig werden, die schreckliche Nachricht von Herders Tode trat noch hinzu, er trieb's da nur ein Jahr, und im Herbste 1804 geht er nach Baireuth. Auch sein Aeußeres wandelt sich dieser dritten Schriftepoche gemäß: der unruhige poetische Drang hat ihn mager gelassen,

jetzt mit dem Abschlusse desselben wird er stark und fleischig, bequem, man kann ihn für einen Oekonomen halten, wenn er mit der Jagdtasche, dem großen Stabe und dem Pudel über das Feld wandert durch die Kastanienallee bei Baireuth nach dem Häuschen der Frau Rollwenzel, was rückwärts nach dem Gebirge, vorwärts in die lachende Ebene sieht, und was Wilhelm Müller so lieblich beschrieben hat.

Das Werk, welches diesen Einschnitt in Jean Pauls Leben bezeichnet, was dem Titan auf der Ferse folgt, und bereits neben den letzten Bänden jenes Romans in Meiningen und Coburg begonnen wurde, das sind die „Flegeljahre". In der scheinbar einfachsten Fabel dieses Buches ist ein viel größerer Reiz, als in den gehäuften Partieen anderer Schriften Jean Pauls, es sind diese Flegeljahre dasjenige Buch, welches am Deutlichsten einen Anhauch klassischer Empfängniß hat. Die Theile des eigenen Wesens hat Jean Paul überall ausgeführt, nirgends in so klarer wohlthuender Herrschaft, als hier, wo er seine Sentimentalität und seine humoristische Bewegung an Walt und Vult klar geschieden vertheilt, wo er sich so geistreich und objektiv in diese beide Figuren spaltet.

Und dies Buch wurde kühl aufgenommen. Das Publikum mißhandelt jede neue Phasis des Schriftstellers, es will nicht genöthigt werden, und der Empfang eines Ungewohnten ist ihm Nöthigung. Entrüstet darüber ließ Jean Paul den Schluß des Buches ungeschrieben. So glaubte er wenigstens, und er glaubte, es geschehe dies zum Nachtheil des Buches. Es geschah aber zum Vortheil desselben. Das Buch ist so weit fertig, als die zu anmuthiger Bildung nöthigen Kräfte Jean Pauls reichten. Anheben, anklingen, locken, wecken und zwar aus den feinsten und ausgeführtesten Regungen der Persönlichkeit heraus wecken und anklingen, das ist Jean Pauls volle, das ist seine geniale Macht. Darüber hinaus wurde er zerfließend phantastisch, oder wäre im komischen Romane prosaisch geworden. Er konnte die Liebe von Titaniden erwecken, aber nicht für ein Leben fesseln, ihm fehlte der Uebergang in eine praktische Manneswelt, der feste bestimmte Boden einer Existenz, der Halt und die Gestalt des Handelns, er war nur der Ton eines Mannes, nicht die ganze fertige Musik desselben. So muß Walt in der Sehnsucht an der Paradieses-

Pforte stehen bleiben, und der Vorhang muß fallen. Oder gab's eine Ehe Jean Pauls mit der Titanide, die sich mit ihm auf Pferde werfen, Gefahren bestehen, in den Krieg ziehen, störrigen Menschen trotzen, Widerstrebende bezwingen wollte, gab's eine solche Ehe für ihn? Wie erkünstelt und ohne allen Schimmer der Aechtheit wäre das geworden! Diesen ganzen Thatbereich des Mannes besaß er nicht, er besaß nur die Macht der Lockung.

Neben den Flegeljahren schrieb er 1803 und 4 in Coburg die „Vorschule der Aesthetik", diesen Schatz von Goldstücken, wo all sein großer und sein feiner Gedankenreichthum ungeschmälert Raum fand, da er keiner poetischen Form in den Weg gerieth. Der Mittelpunkt des Buches ist die ästhetische Frage über den Humor, welche durch sein ganzes Leben geht, und, ohne daß er dessen inne wird, mit der Unsterblichkeitsfrage zusammenfließt. Tausendmal hat er das Glücklichste darüber gesagt, und in reichster Einsicht über Werth und Würde des Komischen ließ er sich die Schätzung desselben doch so oft wieder verleiden, und drang immer auf die störende Scheidung, daß sein Ernst größer sei als sein Scherz.

Ist nicht Humor der Mensch gegenüber dem Ewigen? Dem Himmel gegenüber resignirt, und doch lachend und dreist, unter Lachen knirschend auf die Zügel der Resignation? Man nennt ihn eine Krankheit, nennt ihn eine Gesundheit, nennt ihn eine Umkehrung des Erhabenen, sucht ihn in zerrissenen Zeiten, hat hundertfach gewendete Bezeichnung und Erklärung dafür, geistreiche und richtige, und wird doch den Begriff nimmer erschöpfen, so wenig als der Mensch sein Leben eher erschöpfend bezeichnen kann, als bis er am Ende steht. Denn der Humor ist dieser Athem einer gesegneten Prosazeit, die sich durch Scherz und Spott über den Mangel einer erfüllten Poesie hinwegsetzen will, er ist die Gewähr einer solchen Poesie-Möglichkeit, wird vom trotzigen Genie gern für diese Poesie selbst ausgegeben, und von der Mittelmäßigkeit stets gefürchtet und erniedrigt. Er findet sich nicht in klassischer Zeit, und wo er nicht mit Laune, welche Jean Paul die Lyrik, die Subjektivität des Komischen nennt, wo er nicht mit dieser verwechselt wird, da ist er stets ein Zeichen von Ueberlegenheit neben dem popularen Bewußtsein. Er findet sich vorherrschend nur bei Völkern, die in's Tiefe arbeiten, die

nicht in nächster Erledigung ein Genüge finden, und die nicht so heiter sind wie der Franzose, der sich beim leichten Scherze über das Ungenügende oder bei der raschen That dagegen beruhigt. England und Deutschland ist die Heimath des modernen Humors. Laune und Schalkhaftigkeit gibt's bei allen Völkern und allen Zeiten; was die moderne Zeit unter Humor versteht, ist ein Symptom menschlicher Kraft, welche selbst über das hinausgeht, was allgemein gesetzlich werden kann für Menschen. Darin ist der Humor ein Symptom höherer Existenz-Möglichkeit, als der Mensch für den ersten Anblick besitzt, und darin ist der Humor ein genialster Beweis für das, was gemeinhin Unsterblichkeit genannt wird.

Außer diesem Hauptpunkte ist viel Polemik in dieser Vorschule gegen Prinzipien, auch gegen gute Prinzipien der Goethe-Schlegel'schen Art gerichtet, und der rein idealistische Prozeß der Dichtung, die Rechtfertigung der Jean Paul'schen Art ist darin vorangestellt, wornach Alles aus dem Nichts, aus der Phantastik erschaffen und Erfahrung und Menschenkenntniß zur bloßen Färbung herabgesetzt wird, wie sorgfältig er auch zu vermitteln sucht zwischen Nihilisten und Materialisten. Diese Tendenz hat dem Buche geschadet, und es trotz Reichthum und genialer Einzelnheit nicht Gesetz werden lassen. Wäre es nicht just in einer Zeit geschrieben worden, wo Jean Paul so tödtlich bedroht war von aller höheren Kritik, das Buch hätte den unermeßlichen Schatz Jean Pauls über Kunst der Schrift viel glücklicher hinterlassen. Niemand hat so viel gedacht und gesammelt darüber als er, und seine Einsicht war keineswegs so wenig glücklich als sein Talent, diese Einsicht formell auszuprägen. Die späteren Bände werden denn auch immer objektiver.

Die Baireuther Zeit von 1804—1825 bewegt sich um folgende Interessen, Arbeiten und Vorfälle: Jean Paul ist sehr ordentlicher Hausvater, der sorgsam für Erwerb und Gesundheit beschäftigt, der nun auch nicht immer frei ist von verdrießlicher Anwandlung, sich aber stets wieder in eine freie, beglückende Stimmung rettet. Die Politik mit ihren Zumuthungen tritt ihm nahe. Thätigkeit für Journale zersplittert ihn zu eigenem Aerger. Neuen Auflagen widmet er großen Fleiß, schreibt sein Erziehungsbuch, die Levana, schreibt die vielen komischen Sachen, welche

der Hauptbestandtheil seiner dritten Periode sind, den Katzenberger, Fibel, Nicolaus Marggraf, beschäftigt sich mit den Sprachvorschlägen, macht die kleinen Triumphreisen in Süddeutschland, verliert den heißgeliebten Sohn, schreibt die Selina.

Jean Paul gab hier durch das „Freiheitsbüchlein" zum ersten Male die unmittelbare Veranlassung, ihn in politische Forderungen zu ziehen, die bald so gefährlich und wichtig wurden, da die französische Eroberung weit und weiter vordrang. Dies Freiheitsbüchlein war zunächst nur vorzugsweise gegen die Censur gerichtet: die philosophische Fakultät strich ihm die Widmung seiner Aesthetik an den Herzog von Gotha. Dieser, ein höchst lebhafter, freisinniger und selbst dichtender Mann bezeigte in Briefen seine Entrüstung darüber, und gab Jean Paul Erlaubniß, auch diese höchst ungenirt geschriebenen Briefe mit abdrucken zu lassen. Alles das erweckte im Publikum die Idee einer unumwunden demokratisch-radikalen Stellung, die von Jean Paul aller Politik gegenüber zu erwarten sei. Zwar nicht just damit zusammenhängend erregte doch die nun folgende Levana wiederum eine außerordentliche Theilnahme für den Autor. Sie war eine Aehrenlese seiner Schriftstellerei, wie die Aesthetik, sie gab reizende Bemerkungen und Winke, wie das Kind zum Dichter oder zur dichterischen Frau erzogen werden könne. Er sagt dies nicht, er weiß diese Beschränkung oder Ausweitung nicht, aber Alles geht bei ihm nach diesem Ideale, und das Publikum fand darin in einer bedrohten Zeit allem idealistischen Wunsche gehuldigt; die psychologischen Blicke sind so genial, daß selbst Goethe sich an Auszügen entzückte; vom Verfasser des Freiheitsbüchleins und der Levana, die das Individuum so zur Gottheit verklärte, vom Verfasser des Attila Schmelzle, in welchem die Muthlosigkeit so erfinderisch ausgestellt wurde, von einem solchen erwartete man das Bedeutendste bei der immer steigenden politischen Gefahr. Da erschien Anfang 1808 die „Friedenspredigt", und alle Patrioten waren bestürzt. Der Sturz des deutschen Reiches, die Macht Napoleons war darin keineswegs als absolutes Unglück angesehen, ja die allen Deutschen verwunderlichsten und ärgerlichsten Hoffnungen für eine Weltkultur knüpften sich darin an die Macht Napoleons. Ein kosmopolitischer Standpunkt zeigte sich, der dem drängenden Augenblicke wie ein tödtlicher Winter entgegen trat.

Man befürchtete das Aergste, sogar Untergang deutscher Art und Sprache, wie einst das Angelsächsische zu Grunde gegangen sei, und der verehrte Dichter sprach von Hoffnungen, predigte Frieden! Jean Paul war dabei im besten Rechte seiner schönsten Vorzüge und seiner bestehenden Fehler, die das Publikum beide so beifällig aufgenommen hatte. Die Fehler seiner weiblichen Verschwommenheit, seiner mangelnden Handelnskraft, seiner mangelnden Kraft fest und entschieden zu gestalten, die Fehler seiner Romane traten hierbei im Augenblicke, wo es galt, ein handelnder Mann zu sein, erschreckend hervor. Und dadurch ward der hohe Vorzug seines Standpunktes vernichtet. Er sah weiter als der schnelle Haß und der beschränkte Patriotismus. Für Manchen überraschend finden sich in Jean Pauls Biographie Aeußerungen, daß er von der unbedingten Vaterlandsliebe Wenig halte; er mußte als ein dem Fanatismus entbildeter Mann Napoleon anders ansehen. „Ja, wüßt ich nur," — schreibt er, „ob Napoleon Unrecht habe!"

Ist nicht jener höhere Standpunkt Jean Pauls wirklich ein Trost? Und mußte er nicht dennoch anders handeln? Ist's nicht ganz die Frage des allgemeinen Vorwurfs gegen Jean Paul, er habe in den Extremen, im kleinsten Detail des Idylls und im äußersten Firmamentschimmer der Phantastik die glückliche, menschlich wohlthätige, künstlerische und darum nothwendige Form nicht finden können, ist's nicht auch hier dieselbe Frage? Die nächste Nothwendigkeit war, Napoleon zu bekämpfen. Dieser Kampf war ebenso als weltgeschichtlich fördernd zu erkennen und zu leiten wie Napoleons Macht.

Schon im Jahre 1805 war eine kurze Korrespondenz mit Perthes über solches Interesse vorhergegangen. Perthes agitirte, er rief, man solle nicht bloß schreiben, um eine Form zu erfüllen, man solle auch das Sein beachten, und sich nicht fertig glauben, wenn der Gedanke fertig, er spricht von einem Bunde der Patrioten. Jean Paul vertheidigt die größte Wichtigkeit der Dichtung, so wie er gegen Jacobi äußert: „Licht wird zuletzt Alles besiegen, nicht blos Feuer." Er sagt ferner, Demosthenes sei in der Schlacht geflohen, und habe doch so Außerordentliches geleistet, übrigens, setzt er hinzu, wolle er sich nöthigen Falles dem Bunde nicht entziehen. Sei es nun, daß er von der Auf-

nahme jener Friedenspredigt im Publikum betroffen wurde, daß er das Gefährliche der Fremdherrschaft erkannte, sei's, daß er die Nothwendigkeit begriff, praktischer, augenblicklicher Forderung mehr einzuräumen, noch im August selbigen Jahres 1808 begann er die „Dämmerungen für Deutschland", und beendigte sie im Frühjahre 1809. Sie lenken ein, und führen einen Grundgedanken Jean Pauls auf, wornach der handelnde Held — Napoleon — dem sinnenden Gelehrten untergeordnet wird. Die Dämmerungen streben nach Aufrichtung der Nationalität. Diese Doppelnatur — vielleicht nicht ganz frei von Schwäche oder doch Taktlosigkeit — zog ihm damals viel herbe und schiefe Beurtheilung zu, wie eine solche nie ausbleibt, wenn die politische Meinung sich maßgebend an den Dichter drängt, der wohl in entscheidenden Momenten in die Reihen selbst treten, aber im Gesichtskreise des Augenblicks doch nicht untergehen mag. Dieser Bereich lähmt die reichhaltige Biographie Jean Pauls, welche Spazier geliefert hat. Wenn auch oft unreif und vorschnell, bringt sie doch manch Schätzenswerthes, und man würde einen ganz schlechten Stil übersehen, wenn sich nicht politische Animosität auch am ungehörigen Orte vordrängte, das Entlegenste in den politischen Kreis bannte, und somit der reichen Natur Jean Pauls Gewalt anthäte.

Nahm man doch von mancher Seite dem Dichter die Laune übel, womit er in Katzenberger, der 1808, und im „Fibel", der, 1811 vollendet wurde, die Nation heiter zu beleben trachtete! Der Plan zum Fibel geht durch mehrere Jahre, die Lebensbeschreiber Kants und Anderer werden satyrisirt, und im Grundplane findet sich hier wieder die stets vortretende Doppelnatur des Dichters, das sentimentale höchste Aufstreben und die heitere Beweglichkeit. Fibel ist die fröhliche Zufriedenstellung, die heitere Resignation, immer eine neue Wendung des Grundthemas. Auch wie vom Hause aus in den Grönländischen Prozessen ist die Schriftstellerei der Mittelpunkt; Fibel ist ein Schriftstellernarr. Daneben gehen immer schon Pläne und Anfänge zu einem großen komischen Romane, welcher später als „Komet, oder Nicolaus Marggraf" erscheint, und erst 1815 ernstlich wieder aufgenommen wird, ja diese Pläne gehen zurück bis an den Schluß der Flegeljahre. Aus den Verzweigungen und Anregungen im Schreiben

der Bücher erwuchsen Jean Paul die meisten, sogar die größten neuen Bücher.

Daß aber Alles so vielen Fleißes, so vieler Studien bedurfte, war ihm in der Jugend und im Alter niederschlagend. Jetzt in späterer Zeit peinigt dies oft seine Ruhe, und mit Besorgniß sieht er auf die geliebte Familie, welche auch mit den äußeren Bedürfnissen an des Autors Hervorbringungen angewiesen ist. In solcher Besorgniß wendet er sich so oft wortreich petitionirend an die Mächtigen der Erde, welches ihm ein rücksichtsloser Demokratismus ebenfalls übel genommen. Sein intimer Freund, der Herzog von Gotha, hatte sich verwunderlich und kränkend von ihm gewendet in der Zeit, wo Jean Paul mit den Sympathieen des Publikums nicht übereinstimmend sich ausgedrückt hatte; Jean Paul richtete sich jetzt mit der Versorgungsbitte an Dalberg, den Fürsten Primas: „Ein Verfasser von mehr als vierzig Bänden, als arme Waise bisher bloß für die Wissenschaften lebend, wagt jetzt bei drei Kriegsjahren, drei Kindern und drei vernichteten Büchermessen den Wunsch einer Winter-Pension, um seine Gesundheit herzustellen durch mehr Lesen als Schreiben."

Dalberg sandte zunächst ein Geschenk, und verlieh ihm dann eine Pension von 1000 rheinischen Gulden. Es kam der Winter 1812, und, ohne die Nachrichten aus Rußland, einer Gabe des Sehers ähnlich, erwachen dem Dichter große Hoffnungen; er schreibt die „Traumdichtungen", er mischt sich 1813 in den patriotischen Jubel mit „Mars und Phöbus", und da sein Pensionsstaat, das Großherzogthum Frankfurt, in dem Sturze Napoleons sammt des Dichters Pension zu Grunde geht, wendet er sich an den Kaiser Alexander. Es ist nachzuholen, daß kurz vor Bekanntschaft mit Emilie v. Berlepsch die Frau v. Krüdener ihn zu Hof besucht, und eine gegenseitige Feier der Gesinnung zwischen ihm und dieser Frau sich angeknüpft hatte. Die Gunst, mit welcher der russische Kaiser das besondere Treiben dieser Frau ansah, mochte dazu beitragen, daß Jean Paul bei diesem sinnigen Fürsten eine besondere Rücksichtnahme auf sich verhoffte. „Werden die hohen Verbündeten," — sagt er im Brief an Alexander — „welche für deutsche Freiheit und Wissenschaft zugleich gekämpft, die fürstliche Unterstützung eines Schriftstellers zurück zu nehmen

gebieten, welche zu einer Zeit für europäische Freiheit geschrieben, wo er seine eigene einem Davoust bloßstellte?"

Der Brief hatte keine sichtbare Folge, und es begann das Petitioniren an die bairische Herrschaft, an welche ein Haupttheil des Großherzogthums Frankfurt gekommen war, und hier erreichte er 1815 die Wiedererlangung der Pension.

Ein wunderbares Ereigniß warf um diese Zeit einen dunkeln Schatten in das Leben des Dichters. Zu Mainz war in der Tochter des Adam Lux, welcher in der französischen Revolution umgekommen war, gleich seinem Landsmanne Forster, eine Leidenschaft für Jean Paul aufgewachsen, die eine beunruhigende Höhe erreichte und das traurigste Ende nahm. Dies Mädchen, Marie, hatte schon mit zehn Jahren Jean Pauls Werke gelesen, und ihn wie Christus verehrt. Dieser jugendlichste Enthusiasmus für einen Autor, der zum Verständnisse die reifste Kenntniß in Anspruch nimmt, zeigt auf eine unklare Schwärmerei von Hause aus. Diese Schwärmerei ist aber von einer Kraft des Herzens, von einer Macht der Erhebung begleitet, daß man ein höchstes Erstaunen über menschliche Fähigkeit nicht abweisen, daß man die Pracht eines Abgrundes anerkennen muß, wo die wunderbarste Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, wo donnernde, unergründlich tiefe Wasser das Geheimniß der Schöpfung predigen. Marie will ihm dienen als Magd, ja sie glaubt am Ende, eine Leidenschaft für ihn nur im Grabe stillen zu können. Sie stürzt sich in den Rhein, wehrt schon halbtodt aller Rettung, und beweist eine eben so unerhörte Kraft zu sterben, wie sie eine Kraft zu empfinden dargethan hatte. Merkwürdig sind die Aeußerungen, womit sie den unter dem Wasser eintretenden Tod beschreibt, als sie, herausgezogen, und das verschluckte Wasser fest in sich haltend, den Tod herbeizwingt. Sie sagt: „Ich feierte die Erwartung der Auflösung. Meine Seele, ihrer drückenden Bande entledigt, bewegte sich frei in neuen Regionen, Töne und Gesichte aus der andern Welt entzückten mich, eine himmlische Musik und Lichter der Ewigkeit umschwammen mich."

Jean Paul sendet an Otto die „herzzerschneidenden Briefe", welche ihm Marie geschrieben. „Nun," sagt er, „es ist vorbei, und sie starb höher, als Andere lebten. Froh bin ich, daß ich strengeren Rathgebungen für meine Antworten an Maria nicht

gefolgt; zumal da meine milderen jetzo mir erbärmlich für diese hohe Seele vorkommen, wiewohl in meiner unwissenden Lage keine anderen möglich waren."

Bei größter Achtung für edle Schwärmerei und für das großartige Mädchen muß eingestanden werden, daß hier Ueberspannung vorhanden war. Und ein solcher Reiz war nur zu natürlich bei Jean Pauls Schriften, und hat sich nur zu oft gezeigt, als daß die Literargeschichte nicht darauf hinweisen müßte. Dieser Reiz des Verstehens, Halbverstehens und Nichtverstehens, wie er aus ungeformtem aber üppigem Schriftdrange entspringt, hatte eben so viel mit den ewigen Räthseln der Menschheit, wie mit dem Schwulste Jean Pauls zu thun.

Deshalb schien auch nach einer anderen Seite hin die Nachahmung Jean Pauls so leicht. Kein Autor hat davon so viel zu leiden gehabt wie er, ja man edirte das erste beste Durcheinander unter seinem Namen. Liegt das hierbei in einem anderen Grunde, als in der entschieden hervortretenden, bunten Manier Jean Pauls? Die Manier ist eine Erstarrung in der Aeußerlichkeit, eine gleichmäßig gefärbte Livree, unter welche sich alles Vorkommende bequemen muß. Der nicht manierirte Schriftsteller bietet sich entweder so ätherisch unparteiisch wie die Luft, welche die Formen ungestört erscheinen läßt und ihnen doch nöthig ist, oder er bietet sich bei jedem neuen Stoffe neu und dem Stoffe angemessen, er ist über dem Stoffe oder unzertrennlich in ihm, der manierirte Autor aber ist stets derselbe neben dem Stoffe. Wer hat Goethe nachgeahmt in solcher direkten Täuschungsweise? Nur Pustkuchen mit den Wanderjahren, wo Goethe's Art eine Zeit lang starr zu werden schien, und Pustkuchen that es mit so großem Talente, daß die Täuschung eine literar-historische Wichtigkeit erhielt. Was sonst Goethe nachahmte, das that's mit der glücklicheren oder unglücklicheren Bestrebung, die ganze Goethe'sche Welt innerlich und äußerlich sich anzueignen. Eine Kopie der Livree ist ihm nicht lästig geworden, weil sie nicht möglich war zur leichten Täuschung, das Goethe'sche Kleid ist nicht so abgetrennt vom Stoffe des Buches, nicht so stereotyp wie das Jean Paul'sche. Da konnten bestimmte Bücher nachgebildet werden wie Werther, Götz, Faust, aber unter dem Namen Goethe zu ediren und einen Erfolg der Täuschung erwarten, das konnte

nicht statt finden wie bei Jean Paul. Dieser hat die ärgerlichsten Unbequemlichkeiten davon gehabt, da man wirklich getäuscht wurde, und ihm die Aussagen seiner Nach- und Falschmünzer zurechnete. Einige von diesen waren dreist genug, die hübschen Wendungen des Nachdrucksrechtes auch für diesen Einbruch in eine Persönlichkeit anzusprechen.

Die Zeit von 1815 an war vorzugsweise die der Journal-Artikel für Jean Paul, womit er am Meisten im Morgenblatte erschien. Auch Friedrich Schlegel ging ihn dafür an zur Beisteuer in sein Wiener Blatt, und Jean Paul, dem zu eigenem Aerger das Abschlagen äußerst schwer wurde, erschien da auch mit seinen „Sphynxen“ in Gesellschaft seiner Gegner und in Oesterreich, dem er sich nie günstig gesinnt zeigte. Mit Friedrich Schlegel hatte es überhaupt für ihn noch die nächste Anknüpfung gegeben, und mit Tieck in Vergleich zu den übrigen Kritikern dieser Art. Friedrich Schlegel hatte einmal ein Paar Tage auf Jean Pauls Stube in Weimar verbracht unter dem offenherzigsten Disputiren über Philosophie, bei welcher Gelegenheit Jean Paul sich verwundert zeigt, daß dem jungen Kritiker das Thema nicht geläufiger sei. Bekanntlich hatte Jean Paul für den philosophischen Prozeß die größte Geläufigkeit und Fertigkeit. — Tieck besuchte ihn einmal in Baireuth, und von Jean Pauls schelmischer Aeußerung, daß er nie oben auf dem Fichtelgebirge gewesen sei, nahm er die üble Meinung mit hinweg, die Naturschwärmerei Jean Pauls sei eine erkünstelte.

Unter diesen Einzelnartikeln für Journale finden sich denn auch Recensionen, die meist in die „Kleine Bücherschau“ gesammelt sind und von denen die über Frau v. Staël ausgezeichnet werden muß. Etwas, was mehr über das Objekt täuscht, als eine Recension Jean Pauls, gibt es kaum. Mit dem vortrefflichen Grundsatze, den ganzen Autor mit und im Verhältnisse zur Gabe desselben aufzufassen, dichtet er den Büchern und Dichtern alles Mögliche an, was Jean Paul unter solchen Umständen haben würde.

Dies gibt seinen Kritiken einen eben so ungewöhnlichen Reiz, wie die Einmischung der Subjektivität ihn dem Jean Paul'schen Romane gab. — Dabei ist seiner ununterbrochenen Aufmerksamkeit zu gedenken, die er für eine Reform der Sprache, insbesondere

der Wortformen, hegte. Die Doppelwörter, das ihm so verhaßte Binde-„s“ inmitten derselben, beschäftigte ihn so durchgehends wie die kleinen Höfe in Thüringen und Franken, wie das Aussterben einer fürstlichen Linie. Da er solche Sprachreinigung, wie den Tod des verbindenden „s“, kühn einführte in seine eigenen Schriften, so hat sie eine Wichtigkeit in Betreff des Eindrucks dieser Schriften erlangt. Man mußte sich ohnedies einer oft auffallenden Originalität des Verfassers hingeben: ward nun gar der Wortklang, den das Ohr gewohnt war, wie die Melodie der Volksgesänge, zerstört, mußte man Friedenrichter, Taglicht lesen, so war eine unbequeme Anwandelung um so näher gelegt. Der Dichter, welcher sich zunächst an einen wohlthuenden, lockenden Eindruck beim Leser wendet, soll wohl schwerlich im Gedichte selbst starke Reformen der Orthographie vornehmen, sondern dies anderer Gelegenheit überlassen. Klopstock ist damit verunglückt, Wieland hat nicht einmal den Buchstaben „F“, welchen er gegen das „Ph“ beschützte, durchgesetzt, und Jean Paul hat damit seinem Erfolge auch geschadet. Wenn poetische Wirkung eintreten soll, da muß alle Voraussetzung erleichtert und nicht gar erschwert werden.

— Die Jahre 1817, 18, 19 gehören zu den glücklichsten Herbstabenden seines Lebens, seine Familienexistenz war in schönster Blüthe, und wenn es auch heißt, daß er höchst empfindlich in seiner Hausordnung, und im Stande gewesen sei, sich der Familie auf mehrere Tage ganz zu entziehen, wenn in Speisen oder sonstigen Anordnungen seine Vorliebe unbeachtet geblieben sei, das Wesentliche kam doch auf durchgehende Liebe seines guten Herzens hinaus. So wie er bei aller Opposition und erlittenen Kränkung die Schlegel persönlich in seiner Aesthetik mit aufmerksamster Achtung bespricht, von Alarcos wie von einer großen Erscheinung redet, und den Florentin, einen allerdings reizenden Romananfang von Schlegels Frau, gutmüthig dem Schlegel'schen Ruhme mit in Rechnung stellt. Alle feindliche Regung war wandelbar, aber seine Liebe ewig. Damals fuhr er im Lande umher, nachdem das Wetter mit allen Nüancen voraus erforscht war, der Wagen war mit Büchern umpolstert, das Testament zu Hause niedergelegt, wie dies Attila Schmelzle nur thun konnte; Vorsichtsmaßregeln blieben daheim und wurden in Briefen wie-

derholt, Vorsichtsmaßregeln, der zugleich üppigsten und furchtsamsten Phantasie würdig, Wassers- und Feuersgefahr und respektive Erdbeben voraus bedenkend für das herrenlose Haus. Und doch wie liebenswürdig genoß er aus seinem Bücherwagen heraus Luft und Grün, wie liebenswürdig empfing er die Triumphe in Heidelberg und Frankfurt! Stuttgart, der dritte Ort, erwies sich weniger dazu angethan, und München gab nur Regenwetter und Regeneindruck. Auch für Freunde frischte er sich auf bei diesen Reisen: mit dem alten Voß gab es einen tüchtigen Ton, und für den Heinrich Voß die zärtlichste Liebe. Das Bändchen Briefwechsel mit diesem Sohne des alten Niederdeutschen zeugt dafür. Dies war die ewige Jugend Jean Pauls, daß er sich an Jugend schließen konnte, daß er sich über die Schwächen der alten Genossenschaft nicht täuschte. Wie deutlich ist solcher Eindruck, da er mit dem hochverehrten Jacobi zusammen kam, mit diesem Jean Paul ohne Laune unter den Philosophen, der eben so philosophisch dichtete, vor Kant erretten und vor Fichte, und doch beide nicht verlieren wollte! Jean Paul findet ihn alt, von Weibern verweichlicht. Traurig wendet er sich von Schelling, dem er in Nürnberg begegnet, und sagt: „Der äußere Kopf hat durch sein Christenthum gewonnen, was der innere verloren."

Die Beschäftigung mit Naturwissenschaft ward in dieser letzten Lebenszeit immer mehr vorherrschend. Der Magnetismus war ihm eine Welteroberung, bei Schelvers in Heidelberg war er der aufmerksamste Zuschauer und Zuhörer. Man will sogar einen Grund seiner unerwarteten Lebensabnahme darin finden, daß er seine eigene starke magnetische Kraft allzu freigebig verschwendet habe durch Anblicken und Magnetisiren.

Mit bestem Behagen fing er 1818 seine Lebensbeschreibung an, und ging an die heitere Ausarbeitung des „Kometen", der bis Frühling 1821 glücklich über den ersten Wurf des dritten Bandes hinausgedieh. Auch hier ist das alte Thema, eine Kehrseite des Titan: das phantastische Leben des inneren Menschen, wie Wunderbares vermag es! Hier, ungestört von der nicht zupassenden Außenwelt, die den Apothekerssohn nicht zum Prinzen haben will, soll diese Welt nach innen beglücken, indem man sich mit dem objektiven Kontraste heiter begnügt, indem sich der Held mit seinem Laternenleben begnügt. So gibt er einen reichen

modernen Don Quixote im Nicolaus, der nur den anerkennenden Fürst-Vater sucht. Anfangs wollte er sein eigen Leben offen als „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" dahinein stellen. Aber der größte Schmerz in Jean Pauls Geschichte fiel in die Vollendungszeit dieses Romans, der überschwenglich geliebte Sohn Max mit seiner Verstörung und seinem Tode. Gehen wir an dem tragischen Einblicke vorüber, den man geöffnet hat, daß dieser eigene Sohn ein Opfer jener pädagogischen Art geworden sei, Alles zum Dichter zu erziehen. Der hoffnungsvolle Sohn hatte sich in München überarbeitet, um Außerordentliches zu werden, hatte des Vaters Ruhm als einen Gläubiger für sich selbst angesehen, dem er genügen müsse, ja auch im Wege der äußeren Entbehrung genügen müsse, wie sie dem Vater in der Entwickelungszeit auferlegt gewesen sei. Bereits also geknickt verfällt er in Heidelberg einer mystisch-pietistischen Richtung, zum größten Schrecken des Vaters, der es nun an den dringendsten Warnungen nicht fehlen läßt. So wie er in Meiningen Ernst Wagner zur äußeren und literarischen Existenz verholfen, so hatte er von dort aus auch des kunst-phantastischen, forcirt genialen Kanne sich angenommen, und jetzt hat er die Qual, den eigenen Sohn vor der „Kanne-Gießerei" warnen zu müssen. Die Aeußerungen Jean Pauls bei dieser Gelegenheit sind von großer Wichtigkeit für den Charakter desselben. Hase citirt daraus in seiner Kirchen-Geschichte, um zu beweisen, wie mißlich es um den christlichen Glauben auch bei religiosen Naturen wie Jean Pauls ausgesehen habe.

Der Vater Jean Paul schreibt an seinen Sohn: „Die theologische Kanne-Gießerei, die Du bei F. einsaugst, beängstigt mich für Deine Jugend; eine unwiderbringliche Zeit, die Du heiter, ohne Mönchgrillen zubringen mußt, wenn nicht meine Erwartungen von Dir untergehen sollen. Dieser immer und ewig einseitige Kanne ist gerade so schwärmerisch in seiner Theologie und sinnlosen Typologie und in dem erbärmlichen Leben seiner Heiligen, wie er's in seinen „Urkunden" war, wo er alle historische Personen des alten Testaments für bloße astronomische Sinnbilder ansah. Studire doch die Geschichte der Entstehung des Christenthums, die Evangelien und Apostelbriefe, die man erst am Ende des zweiten Jahrhunderts zum Theil durch

Irenäus kennen lernte, und eigentlich ihr Verzeichniß Anfangs des dritten durch Origenes. — Siehe nach, wie diese Apostel noch immer eingeschränkte Juden mit ihrem zornigen Jehova blieben, und z. B. Hurerei und Blutspeisen mit gleicher Wärme verboten (Apostelgesch. 15, 20.), oder wie sie unter einander zankten, oder wie Paulus sich rühmte (2. Korinth. 11, 12). In allen Reden Christi ist kein Wort von allen mit Adam zugleich mitgefallenen Seelen, oder gar von der Genugthuung. Gott bekehre Dich zu dem heiteren Christenthum eines Herder, Jacobi, Kant. Lies lieber, wie ich in Leipzig, Arrians Epistel, des liebenden Antonins Betrachtungen und Plutarchs Biographieen, als Kanne, der ein schlechter Exeget und Historiker ist. Es gibt keine andere Offenbarung, als die noch fortdauernde. Unsere ganze Orthodoxie ist, wie der Katholizismus, erst in die Evangelien hineingetragen worden, und jedes Jahrhundert trägt seine neuen Ansichten hinein. — O, könnt' ich doch bald an mein Werk gegen das Ueberchristenthum! — Mit dem neueren Mönchthum wirst Du die Freuden und Kräfte und Feuer abtödten und am Ende — nichts werden." — „Zu einer Umänderung Deines Studienplans sag ich geradezu N e i n, weil zu einem Doctor der Theologie jetzo Zeit — bei dem ungeheuern Umfange dieser meinenden Wissenschaft — und noch Mehres fehlt. Was Deine Seele als theologische Nahrung bedarf, kann sie auch auf der philologischen Laufbahn, seitwärts, ohne gelehrtes Lernen, sich verschaffen. Aber die rechte und wahre Gottlehre findest Du nicht in der Orthodoxie, sondern in allen Wissenschaften a u f e i n m a l."

Da ist Jean Paul plötzlich, wo ein praktisches Bedürfniß mahnt, in dem einfachst eindringlichen Stile, und in der allgemeinen Ansicht des Zeitalters, wornach eine religiose Poesie nicht in der Tradition, sondern in der Erfüllung aller aufgeweckten Wissenschaft und Regung zu suchen sei. In dieser Kenntniß vom Irrthume des Ueberchristenthums, der kirchlich-religiosen Schwärmerei fühlte er sich so fest und überlegen, daß er sie bis zu einem komischen Roman beherrscht ausdrücken wollte. Dies sollte „der Papierdrache", eine Fortsetzung des „Kometen", werden.

Aber das Schicksal trat mit doppeltem Tode dazwischen. Im September 1821 kommt Max mit zerrüttetem Leben heim, und stürzt weinend in seine Arme. Ein hitziges Nervenfieber

warf ihn nach wenigen Tagen in's Grab. An diesem Grabe gelobte der zerschmetterte Vater, noch ein Buch über die Unsterblichkeit zu schreiben. Dies ward die Selina. Er richtete sich nie mehr ganz in die Höhe. Ein Ausflug nach Dresden warf noch einige Strahlen über den untergehenden Tag des Dichters, aber es findet sich die Nachricht von einsamem, heftigem Weinen über den verlorenen Max. Vielleicht hat es beigetragen zu der bedrohlichsten Augenkrankheit, die über ihn kam, das Licht des einen Auges vernichtete, und völlige Blindheit fürchten ließ. Aber der allgemeine Schmerz hatte noch rascher gewirkt, der starke Mann fiel plötzlich ab zu nie gekannter Schwäche des Körpers, Schläfrigkeit wie bei Lessing trat ein, während der Geist in den Stunden des Wachens ungeschwächt war, und Anordnungen traf für die Gesammtausgabe seiner Werke. Er hatte keine Ahnung von der Nähe des letzten Augenblicks. Der vierzehnte November kam, ein Tag, den er sich stets für verhängnißvoll erachtet, da er an ihm einst in Schwarzenbach sein Ich als Erscheinung gesehen hatte. Stets war er dessen eingedenk geblieben, nur diesmal nicht, die Tageszeit verrückt sich ihm jetzt, er glaubt, es sei Abend und Schlafenszeit, da es um drei Uhr des Mittags war, und legte sich zu Bett, ein Blumenstrauß mit seinem Dufte erfreut ihn noch, er sinkt in Schlummer, und um acht Uhr des Abends stand dies große Menschenherz still. Es war an demselben vierzehnten November des Jahres 1825.

Es gibt kaum ein Dichterleben und eine Dichterabsicht in unserer neuen Literargeschichte, die in Stoff und Regung so reichlich beigesteuert hätte zur Reife einer Poesie, und es gibt in unserer Literaturwelt kein Menschenwesen, das edler, feiner fühlend, besser gewesen wäre, als das Jean Pauls.

Hippel.

Theodor Gottlieb v. Hippel — 1741 bis 1796 — gehört in frühere Zeit, und bildet einen der Königsberger Kreise, die sich schon mehrmals dargestellt haben, besonders in Nachfolge der schlesischen Schulen, später bei Herder, besonders bei Hamann.

Diese ferne Grenze deutscher Existenz scheint zu Melancholie, zu tiefem Nachdenken, zu religioser Ergebung anzutreiben, und zwar oft in absonderlicher Weise. Hingebende Kirchenlieder entsprangen hier, die apokalyptische Figur Hamann entwickelte sich hier mit ihren wunderbaren Zacken; Hippel, ein Weltmann, spann hier im Verborgenen seine bizarren Kontraste, die Welt zu verspotten, in ihren verborgenen, edelsten und vielleicht auch trivialsten Reizen zu schwelgen, und mitten hindurch den steten Gedanken, die stete Feier und die stete Furcht des Todes zu tragen. Neben ihm lebt Kant, der dies Alles scharfsinnig mit durchgeht, den Schauer und das Geheimniß davon abschüttelt, und just aus solcher Welt den schonungslosen neuen Gedanken erbaut. Um zu läugnen und Alles zu ordnen, muß man Alles kennen.

Die ironische Färbung stellt Hippel zu der späteren Zeit Jean Pauls, von dem er ein nächster Ahnherr erscheint. Um deßwillen war er nicht früher zu nennen, da sein Platz bei Kant gewesen wäre, und sein Ausdruck doch der philosophischen Form nicht zupassend war. Hippel ist der philosophisch-poetische Dilettant, wie Herder nur in stolzerer Weise, wie Jean Paul nur in viel größerem Reichthume einer war. In dem Hauptbuche Hippels: „Lebensläufe in aufsteigender Linie", deren Erscheinung 1778 begann, fanden sich zu großem Erstaunen des Publikums ganze Partieen von Kants Kritik der reinen Vernunft, die erst 1781 erschien. Um welcher Aehnlichkeit willen man später glaubte, auch jene „Lebensläufe" seien ein Kantisches Buch. Kant war aber ein Haus- und Tischfreund Hippels; es heißt, daß sie oft von ein Uhr Mittags bis tief in den Abend bei einander gesessen hätten. Und Hippel war eben von der neuen Art, die sich in Jean Paul weiter ausbildete, alle Lebens- und Gedankenäußerung zu notiren, und in beliebigen Zusammenhang zu bringen. Eine überlegene Macht im zurückhaltenden Innern fühlend, der offen fluthenden Welt gegenüber, hatte er eine Ergötzung daran, die Welt in Mystification zu gängeln, zu regieren, und auch den Schriftstoff dem kleinen Regimente zufälliger Begegnung hinzugeben. Alle Elemente einer ironischen Erscheinung waren in ihm vorbereitet, und doch nur vorbereitet, nur halb fertig, so daß nur der Anfang einer ironischen Schriftstellerei in ihm aufgehen konnte, wenn sich diese Elemente in freier Schrift aus-

drücken wollten. Er war der Sohn eines armen Rectors in Gerdauen und einer sehr lebhaften Mutter, in welcher die keckste Laune, Todesfurcht vor dem Gewitter, und eigenthümliche Recitation geistlicher Lieder mit einander abwechselten. Eigene Sinnigkeit und kecke Frische für die Welt bildeten sich am Knaben heraus. Der ernste Vater schenkte dieser Weltfrische keine besondere Gunst, und der Knabe ward nach Königsberg geschickt, um Theologie zu studiren. Er kam mit Adel und vornehmer Welt in Berührung, eine günstige Gelegenheit führte ihn sogar nach Petersburg in die geniale Zeit der Katharina hinein, wo dem Talente so Erstaunliches offen stand. Er wußte das aufzufassen und anzugreifen, es war ein praktisch Leben in ihm, und eine Karriere öffnete sich. Da singt jene heimathliche halbfromme, halbidyllische Regung die alten Lieder der Jugend in seinem Herzen, die halbromantische Natur, welche später der poetische Fonds seiner Schriften wird, erhebt sich, schmerzhaft bewegt reißt er sich los von den Petersburger Aussichten, und kehrt zur verborgenen Theologie nach Königsberg zurück. Aber dafür ist doch die innere Welt nicht mächtig genug, solche unscheinbare Existenz reicht ihm nicht mehr aus, er hat die Reize irdischer Macht zu lockend gesehen, er unternimmt mit großer Charakterkraft das höchst Schwierige, ergreift ohne äußere Mittel das juristische Studium, schwingt sich durch Fleiß und geschickte Benutzung der Menschen bis zu einer der höchsten Stufen, die innerhalb des nächsten Kreises erreichbar war. Wir sehen ihn 1780 als ersten dirigirenden Bürgermeister, Kriegsrath und Stadtpräsident, wir sehen für ihn einen vergessenen Adelstitel seines Namens erneuert. Zwar wird auch die Neigung zu einem Mädchen vornehmer Familie erwähnt, die ihn zur weltlichen Laufbahn getrieben, aber einmal fällt dies mit der Lust am Weltlichen zusammen, und dann schwindet diese Lockung sehr bald in die Unsichtbarkeit. Das Thema eines nur halb klaren Dualismus bleibt in der Hippel'schen Existenz, wird Art und Farbe seiner Schriften, und auch darin Stempel der Unvollkommenheit für sie, daß sich diese Gegensätze weder zu einer ganzen Ironie, noch zu einer ganzen Harmonie ausbilden, und deshalb weder eine feste noch eine geläuterte Form finden. Vielleicht war auch sein Sinn strebsam, und überlegen genug, daß ihm ein Stadtregiment zu eng be=

grenzt und nur wie halbe Erfüllung weltlicher Pläne erschien. Der Neugeadelte verspottet wenigstens in seinen „Kreuz- und Querzügen" den Adel, und gibt darin wohl eine Marke, daß die ihm offenbar eigene Schätzung weltlichen Vorzugs größere Verhältnisse im Auge gehabt.

So war das Rüstzeug beschaffen, aus welchem Hippels Schrift in tiefem Geheimnisse hervorging. Nur zwei Freunden theilte er davon mit, und auch diese hielt er einander gegenüber in Täuschung, denn eines nicht erreichten großen Lebens Reiz suchte er in der kleinen Maschinerie der Mystifikation, in Leitung einer unscheinbaren Intriguenkomödie, so daß auch sein intimster Umgang höchst unwillig über ihn wurde, als nach dem Tode des Autors all die gekreuzte Täuscherei sich offenbarte. Hippels Schriften nämlich erschienen lange anonym, und da er auf Einheit der Form und des Ausdrucks nicht das Geringste gab, sondern diese in aller möglichen Buntheit, Weitschweifigkeit und Inkorrektheit trödeln ließ, da er ferner Aeußerungen, ja weit ausgeführte Ideengänge seiner Freunde wörtlich aufnahm, so rieth das Publikum bald auf den einen, bald auf den andern. Eben so mußte es das Urtheil befremden und irre führen, daß er bald streng keusche Abhandlungen bürgerlichen Gesichtspunktes, bald romanhafte Auffassung gab.

Ein voller wichtiger Typus literarischer Aeußerung findet sich also bei Hippel nicht, und er wird leicht überschätzt, wenn er, mit allen Fehlern Jean Pauls und mit wenig Vorzügen desselben, ohne Weiteres als Vorgänger dieses Dichters oder gar neben ihm genannt wird. Während bei Jean Paul eine volle Dichtungsabsicht und ein geschlossenes Bewußtsein des ironischen Verhältnisses existirt, ist hier bei Hippel nur ein beweglicher Dilettantismus. Dabei mag jene überraschende Einwirkung bestehen, die oben erwähnt ist, und die Jean Paul als Leipziger Student von Hippel erfuhr, und es ist eben so natürlich, daß Hippel bei Erblickung der „unsichtbaren Loge" ausrufen mochte: „Jean Paul ist entweder mein Sohn, oder wir sind Brüder in der Schriftstellerei!" Das Verwandte wird man nicht übersehen, Friedrich der Große war auch der Sohn seines Vaters und eroberte mit dessen Schatze und dessen Armee, schuf aber alsdann

ganz neue Armeen und Schätze, und schuf in dieser Schöpfung seine Größe.

Hippel begann mit seinem Buch „über die Ehe", was 1774 erschien. Er selbst war unverheirathet, und sein Freund Jensch, der zu dem Buche beigesteuert haben soll, ebenfalls. Hippel sagt darüber, daß Mannspersonen, die im Cölibat leben, gewöhnlich gottlos seien, während ehelos gebliebene Frauenzimmer fromm würden. Die Sorge für Stellung der Frauen war sehr geschäftig in ihm, er vermehrte spätere Ausgaben dieser Schrift sehr geflissentlich, und edirte 1792 ein Buch: „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber", wobei er vielleicht die russische Katharina besonders im Auge hatte, den Frauen auch alle männliche Fähigkeit zusprach, und eine völlige Emancipation vorschlug. Auch ein „Nachlaß über weibliche Bildung" findet sich in seinen Schriften.

Sein wichtigstes Buch: „Lebensläufe in aufsteigender Linie, nebst Beilagen A. B. C." erschien in vier Bänden von 1778—81. Es ist eine Idealbiographie seiner selbst. In das Kapitel seiner durchgehenden Täuscherei ist mit großer Härte besonders dies Buch eingereiht worden, weil er darin seine Eltern, deren Verhältnisse und sich in so gesteigerter Bedeutsamkeit aufgeführt, wie diese gar nicht existirt hätten. Der Vorwurf ist sehr unreif. Solch biographische Form war der einzige Uebergang zu irgend einer, wenn auch nur annähernd künstlerischen Fassung für Hippel, wie wir auch bei Jean Paul sehen, daß er damit den Uebergang zu bewerkstelligen sucht; warum sollte Hippel nicht damit seine Welt des dichterischen Wunsches frei und fröhlich verbinden? Daß seine Familie nicht eine so interessante kurländische Pastors-Familie, seine Mutter nicht so ausgebildet gewesen sei, was thut das? Es ist darüber Theodor Mundt nachzulesen, der sich in seinen „Kritischen Wäldern" die ausführliche Entwickelung des Hippel'schen Charakters sehr angelegen sein läßt, und die beschränkte Kritik gegen Hippel und Hippels Schriften sorgfältig und ausführlich abweist. Es ist ist dies das Erschöpfendste und Hingebendste, was über Hippel existirt. — Diese Lebensläufe vertiefen sich in alles Detail, wohin die Hippel'sche Kraft der Schilderung und des Ausdrucks reicht, und bieten darin die besten Partieen Hippel'scher Schriftstellerei, das theo-

logische Idyll seines heimlichsten Wesens, den rührendsten Erguß einer Gefühlswallung, den schalkhaften Zusatz und mannigfaltigen Anblick von Charakteren und Situationen. Bis dahin, wo Alles in eine Gesammtthätigkeit und ein handelndes Ergebniß der dichterischen Erfindung ausgehen soll, bis dahin darf man dem Buche nicht folgen. Dafür reicht das aphoristische Talent nicht aus, und behilft sich mit Uebertreibung und Gewaltsamkeit. Die furchtsame Schwelgerei in Todesvorstellungen ergeht sich da widerlich, ein Zeichen geschmacksunreiner Einzelheit. Daneben soll die geistreiche Einzelheit von Gedanken, welche auch die letzten Theile des Buches nicht verläßt, in ihrem Werthe unangetastet sein.

Die letzte größere Zusammenfassung in eine Form, oder wenigstens der Versuch dazu, zu einem humoristischen Roman waren die „Kreuz- und Querzüge des Ritters A. bis Z." Sie erschienen 1793 und 94. Jean Pauls unsichtbare Loge war im Frühjahr 1792 vollendet, und im Frühjahr 93 gedruckt im Publikum. Es wäre möglich, daß der Jüngere hierin mit einem volleren Formversuche auf den Aelteren zurückgewirkt hätte. Auch ist die Hippel'sche Satyre hierin bei Weitem entschiedener, als in früheren Sachen. Der Geburtsadel und das Verbindungswesen, Freimaurer- und Illuminatenorden sind das Hauptthema, aber der Versuch zu einem größeren Ganzen ist verunglückt. Das Detail ist bei Weitem schwächer und reizloser, als in den Lebensläufen, des Breiten, unpassend Herbeigezogenen, ja Ermüdenden ist weit mehr, und die Zusammenfassung geht in eine trockene Allegorie aus mit der Dame Sophia, der Weisheit, wie es kaum einem Dichter der Bremischen Beiträge angestanden hätte. Da er selbst Freimaurer, und die Maschinerie des Geheimnisses seiner übrigen Art nahe war, so hätte man just für solches Thema ihm eine interessante Gabe zugetraut.

Von kleinerer Arbeit sind noch seine „Handzeichnungen nach der Natur", kleine, meist parabelartige Aufsätze auszuzeichnen, und eine Satyre auf den eitlen Zimmermann, der, über Friedrich den Großen schreibend, mit größerer Vorliebe über Zimmermann geschrieben hatte. „Zimmermann I. und Friedrich II.", ist der witzige Anfang des Titels. Die Dramata, welche Hippel geschrieben, sind unbedeutend, und die mißlungenen „geistlichen Lieder" zeigen, daß er nur einen Bezug zu dieser Liebhaberei

seiner Mutter, aber in seiner weltlichen Aufgeklärtheit keinen vollen Ton dafür hatte.

Hippels Schriften sind in einer gesammelten Ausgabe, 12 Theile stark, 1828 und 29 erschienen, und es scheint dabei auch an des Autors nachläßiger und mangelhafter Sprache geändert zu sein, ein schwieriges, und in den Augen des Literarhistorikers stets bedenkliches Unternehmen.

Seume.

Seume? Da ist nichts von doppelter Ansicht der Dinge, von ironischem Verhalten zu irgend einer Nothwendigkeit, von Kampf nach einer Form. Hier gibt's nur eine Frage: Ist's Recht oder ist's Unrecht? Auch über das Talent ist hier nur wenig Frage, hier gilt der Charakter. Die ganze Erscheinung ist ein Bauer in schlichten, abwärts gekämmten Haaren, neben dem genialen Jean Paul, dessen Locken fliegen, und der in seiner Leipziger und Höfer Jugend sich großen Kämpfen aussetzte gegen den Zopf, und für das offene Hamletshemd ohne Halsbinde, und neben dem stattlich frisirten Hippel, der erst, wenn er gravitätisch aus dem Königsberger Thore nach seinem Landgute geschritten, den Zopf komisch in die Höhe schnellt, und mit dem englischen Rohre Stellungen vornimmt, unmanierlich für den Herrn Oberbürgermeister.

Was ist da gemeinschaftlich? Denn die stets etwas säuerliche Laune, welche so selten den mürrischen Seume beschleicht, sie bringt ihn noch nicht in diese Gesellschaft. Nein, aber die bürgerliche Prosa, die allen dreien so werth ist, und ein Uebergang, welchen Seume vermittelt von Jean Paul zu Börne und dessen großem Anhange moderner Prosa, dies gibt ihm die Stelle bei poetischen Leuten, zu denen er übrigens nur den Kopf schütteln könnte. Existenz, Rechte, Glück und was nur sonst Schönes möglich ist für den idyllischen Bürger, das will mit Ueberschwenglichkeit Jean Paul, der die Größe französischer Revolution niemals aufgeben oder verläugnen mochte, das will Hippel, der mit Kant dergleichen in Gespräch voraus erlebte, eh' es Gestalt fand

in der Welt, der die kurländische kleine Familie erheben mochte, der über die kleinen bürgerlichen Eitelkeiten spottete, denen er selbst verfallen war. Dies politische Moment verbindet Seume mit diesen vornehmen Herren der Bürgermeisterei und der Roman-Poesie.

Es ist eine eigene schlimme Lage, in einer Literaturgeschichte, welche die Poesie in hoher und mannigfaltiger Forderung sucht, über Seume zu sprechen. Er ist der Vorläufer Börne's. Man möchte den Charakter auf's Höchste schätzen, und die begleitende Bildung reicht doch nirgends an und aus. Wenigstens bei Seume; denn Börne war bei Weitem reicher, und drängte sich nur des Kampfes halber auf Einseitigkeiten zusammen. Seume war arm innen und außen, sein Schatz war seine Rechtschaffenheit, im Leben gewiß ein großer Schatz, in der Literatur doch nur eine Eigenschaft, nach deren Folgen in Schrift und Rede gefragt wird. Und sie fehlen. Seume sah nirgends viel weiter, als die Außenseite der Sache zuließ, und sah immer nur in einer Linie: er war nicht weit-, nicht um- und nicht scharfsichtig. Er hatte deshalb unendlich viel auf den Tod zu verdammen, wie dies jeder nicht all zu großen Bildung nöthig scheint. Die größere Bildung mildert jeden Tadel, und den Tod zu verlangen, dies Aeußerste, Unabänderliche, dies ist ihr ein Seltenes. Denn sie sieht tiefer hindurch, wie sich kleine Nothwendigkeiten zu großen Uebelständen gruppiren, und daß man nicht jeden kleinen Anfang für die große Folge schonungslos verantwortlich machen darf. Sie erkennt, wie vorsichtig man auseinander blättern muß Menschen und Dinge, um den wirklichen Ursprung zu finden, weil sie im eigenen Herzen die unendliche Anlage findet, bei kleinem Wechsel der Verhältnisse selbst ein bedenklich Wesen zu werden. Die größere Bildung hat deshalb oft eben so gegen die leidenschaftliche Meinung zu kämpfen, auch wenn diese ein edles Interesse betrifft, wie gegen die Gleichgültigkeit, die einem viel übersehenden Standpunkt leicht nahe tritt.

Das Feld der Nüancen entging Seume. Die Ausbildung reichte nicht so weit, Wesen und Wichtigkeit der Nüance zu erkennen, und seine Forderungen sind deshalb oft Polterung, sein Zorn und seine Vorliebe sind deshalb meistens ärmlich motivirt. Aber sein Naturel mit dem oft plumpen, doch stets ungestümen

Drange nach Recht hat dennoch etwas Tüchtiges und Fortreißendes. Seume bildet in seinem beschränkten Kreise eine wohlthuende Figur, und man findet es erklärlich und recht, daß er mit seiner kleinen bloßen Bürgerwelt literarisch doch so viel Theilnahme wecken konnte. Er war der nüchtern praktische Grenadier, welcher neben den höheren Tendenzen unserer Literatur zu Anfange dieses Jahrhunderts auf Anwendung der „Menschenrechte" drang. Er war der erste Schrifttribun der Bewegung in Deutschland, das heißt der rein verwaltenden Bewegung. Ihm fehlte nur das Journal, er war der erste praktische Journalist, seine Reisen sind Journale, seine Gedichte Journalartikel, sein Stil ist der erste, kurze, periodenlose, oft nachläßige, aber immer kräftig zugehende unausweichbare Journalstil. Er war das trockene, aber in gesundem Hausverstande tüchtige Vorbild für allen Tribunausdruck, wie er später so um sich griff, die künstlerische oder schwülstige Wendung der Literaten aus einander warf, und wie er in Börne einen so reizenden klassischen Punkt dieser Art fand. Der Fonds Börne's ist eine kleine Partie aus Jean Paul, ist der ganze Seume, und die eigenthümliche Zuthat Börne'schen Schicksals und Wesens geht noch beiher. All dies Beigebrachte geht nur auf den Charakter hinaus. Seume war ein Mann zum Handeln in zweiter Stellung, der nichts erfinden konnte, der nur eben schrieb, weil Handeln und Stellung sich nicht boten. Das Interesse nur so weit in höherer Tendenz zu fassen, und ihm dadurch Perspektive zu öffnen, wie Schiller in den Räubern that, dies war ihm nicht gegeben, viel weniger die Art des Faust. Nach Höherem zu schwärmen, und dem Nächsten gehorsam sein, war ihm Frevel. Seume wollte nicht geschwärmt haben, und aller nur irgend fragliche Gehorsam weckte ihm die Stichworte „Tyrannei, Aristokratie, Glaube und Priesterthum". Er stellte keine weiteren Untersuchungen darüber an, als die des kürzesten Rationalismus, des Sohnes jener Aufklärung aus früherer Zeit, er ergriff den Gegenstand, wie er sich dem Popularverstande auf den ersten Blick zeigte, er ergriff ihn ohne Weiteres beim nächsten Zipfel, und schlug darnach. In welcher Form dies geschähe, war gleichgültig, das kleinste abgeleitete Institut drängte ihn zu dem höchsten primitiven Ausdrucke, dessen er fähig war: er machte ein Gedicht gegen die Accise.

Welch einen raschen Eindruck mußte er machen zur Zeit der französischen Revolution! Ja, deßhalb, weil er seinen kleinen Kreis so ganz und so redlich ausfüllte, ist er in ihm noch heute nicht ohne Macht. Man gehe mit der Ueberzeugung an die Lectüre Seume's daß alle die Forderungen tiefer und höher gestellt sein müssen und schattirt, daß man in Seume's Anfänglichkeit nicht Viel finden werde, und man ertappt sich sehr bald auf einem großen Irrthume. All jene Einschränkung mag man im Sinne behalten, man fühlt sich doch angesprochen, und von der Kraft des kleinen Kreises erfaßt. Dies ist das Korn von Poesie, welches in dem Eindrucke liegt, ein braver Mann gebe seine heiligste Beziehung zur Welt ehrlich und ganz dahin, und es kommt für den Augenblick nicht in Betracht, daß dies nur ein Korn, und daß dies Korn ein kleines sei.

Anders stellt es sich, wenn die größere Forderung einer Literaturgeschichte eintritt. Dann darf das nicht geläugnet und umgangen werden, was in vorliegendem Buche so oft als entscheidender Unterschied größerer oder geringerer Würdigkeit gilt, daß nämlich alle Frage Seume's nur auf die Verwaltung gehe, auf das untergeordnete Staatsverhältniß, nicht aber auf die höchste Welt des Menschen, auf Durchdringung und Ergebniß aller höheren und niederen Kräfte, auf das Ewigkeitsmoment in poetischer Form. Bei diesem Maßstabe tritt Seume in die zweite und dritte Reihe zurück. Denn wo er außer der Verwaltung die theologische Frage zum Beispiele berührt, da geschieht's in ordinair sächsischem Rationalismus ohne Streben nach einer Ganzheit und rationellen Schöpfung darin. Dies gilt eben so in der philosophischen Frage, wo sich nur kleine Nachwirkungen des alten Bayle zeigen, und wo die nüchterne Hausphilosophie kein selbstständig höheres Verhältniß sucht für das, was der Rationalismus im traditionell Dogmatischen aufgelöst hat.

Wie zum Lobe der Charakter, so tritt als poetische That und Lockung das Leben Seume's entgegen. Er ist eines Bauern Sohn aus dem Dorfe Poserne bei Weißenfels. Dort wurde er 1763 kaum zwei Monate vor Jean Paul geboren. Unglück, harte Menschen und Institute brachten den Vater herunter, und gaben dem Sohne die ersten herben Eindrücke. Graf Hohenthal-Knauthayn nahm sich des Knaben an, ließ ihn unterrichten und in

Leipzig studiren; natürlich Theologie, die Amme aller Armuth. Da er keinen Glauben hatte, und einen andern Standpunkt nicht errang, wendete er sich lieber an die Klassiker, und seinem unternehmenden Sinne folgend, machte er sich eines Tages auf, um in die Welt zu gehen; für's Nächste nach Paris. Charakteristisch ist dabei seine peinliche Ehrlichkeit, die sich nicht durch die kleinste Studentenromantik beschönigen ließ: er ging nicht eher von dannen, als bis er seine kleinen Schulden, jeden Heller eingerechnet, bezahlt hatte. An der hessischen Grenze fiel er Werbern in die Hände, und ward mit hessischen Truppen nach Kanada eingeschifft, um gegen die dortigen Kämpfer für Freiheit zu fechten. Diese schreckliche Ironie verfolgt sein Leben; auch später sehen wir ihn in Polen auf Seite der Russen. Bei der Rückkehr entsprang er in Bremen, und gerieth unter preußische Werber, entflieht zwei Mal ohne Gelingen, und wird erst auf eine Bürgschaft entlassen, die er später durch Uebersetzungsarbeit abverdient. Nun wird er in Leipzig Magister, und lebt den Wissenschaften. Das gibt aber zu wenig Anhalt für Existenz und Lebenswunsch, 1793 ist er als Sekretär Igelströms in Warschau, wird russischer Officier und als solcher gefangen. Er hat all seine Lebensbegegnisse geschildert, und dies ist eigentlich seine Schriftstellerei, an welche sich wie eine Reisetasche die kleinen Aufsätze und Gedichte hängen, welche er „Obolen" nennt. Seine „wichtige Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794" — „zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland" — „der Spaziergang nach Syrakus" — „mein Sommer im Jahr 1805" — „mein Leben", welches Clodius in schlechtestem Stile zu Ende geführt, und „lyrische Gedichte und Erzählungen" — ein Trauerspiel „Miltiades" sind Alles, was er geschrieben.

Aus den slavischen Ländern zurückgekehrt, las er eine Zeit lang in Leipzig über alte Klassiker und gab englischen Unterricht.

Dann zog er nach Grimma und besorgte die Korrektur der Prachtausgabe Klopstocks und Wielands, die sein Freund Göschen drucken ließ. Von hier aus trat er im Winter 1801 die große Fußreise nach Sicilien an, um, wie er gern mit der Einfachheit ein Wenig kokettirte, den Theokrit an Ort und Stelle zu lesen. Dies ward der „Spaziergang", der im Herbste 1802 schon beendigt war. Eine zweite Fußreise über Moskau, Petersburg, Finn-

land und Schweden machte er 1805, dies ist der „Sommer", in dessen Vorrede er am Lebhaftesten für Freiheitsideen auftrat. Es kam die Franzosenherrschaft, er ward immer herber, finsterer und verschlossener und krank. Mitten im Sommer starb er 1810 zu Teplitz. Dort hat ein Arzt und Elise von der Recke ihm einen Denkstein gesetzt, wo er zwischen jungen Eichen begraben liegt.

Wir sehen täglich, wie mißlich es ist, eine unumwundene Einsicht durch dialektische Fähigkeit zu heben und weiter zu fördern. Eine solche flattert, wendet sich in das Detail, verliert sich und das Wesentliche leicht darin, und bläht sich, eine Philologie des Gedankens, oft mehr mit dem Handwerkszeuge, als mit dem Resultate. Sie muß in unschöpferischen Talenten sehr kurz gehalten, es muß nebenher auf einstweilige Resultate gedrungen, auch das eilige Resultatgenie muß beherzigt werden; aber Seume's Resultat war freilich das eines gar zu kurzen Weges.

Carl Julius Weber.

Dieser Schriftsteller — 1767 bis 1832, — welcher in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts anonym hatte drucken lassen, erreichte in unseren ersten dreißiger Jahren rasch eine nicht unwichtige Celebrität. Man glaubte, einen talentvollen Autor humoristischer Art in ihm gewonnen zu haben, und da unser Vaterland hierfür alle vortreffliche Anlage und doch wenig zweifellosen Erfolg hat, so nehmen wir gern alle humoristische Schrift mit gutem Vorurtheil auf. In Wahrheit, eine Nation, deren innerliche Mannigfaltigkeit sprichwörtlich, deren Stamm-Charakter unscheinbar überlegener Bildung zugethan, für Auffassung der Kontraste versöhnlich und heiter geneigt ist, eine Nation, welche die nach innen durchgewirkteste Geschichte und eine der kühnsten Anmuthung bereitwillige Ursprache hat, sie scheint für eine humoristische Literatur berufen zu sein. Dennoch gedeiht eine solche noch immer spärlich, und in neuerer Zeit mögen wir wohl eine Ursache dieses spärlichen Gedeihens der französischen

Kultur zuwälzen. Sie hat eine sogenannt „gute Gesellschaft" erschaffen, welche von dem Nationalleben eigentlich getrennt ist, und Geschmacksregeln folgt, die theils aus Allgemeinheiten, theils aus fremder Sitte entnommen sind. Im Verhältnisse zur Heimath hat sie nicht die Sitte, sondern die Konvenienz ausgebildet. Konvenienz ist die Feststellung eines Verhältnisses, aber nicht die Ausbildung einer eigenthümlichen Art. Wie schwer ist es nun dem landesthümlichen Ausdrucke der Laune, sich mit solcher eingebrachten, nicht heimathlich entstandenen Geschmacksregel in Uebereinstimmung zu setzen! Wir leiden da an zu viel Behörden des guten Tons. Der literarisch ästhetische Geschmack, begründet auf unsere literar-historische, also innerlichste und wichtigste Entwickelung, ist heute noch in vielen Hauptfragen über passende Erscheinung durchaus verschieden von dem Geschmacke unserer sogenannt guten Gesellschaft. Im Wesentlichen bezieht die letztere doch ihre Tradition aus Paris, und es ist auf der anderen Seite ersichtlich, wie unsere bedeutendste Geschmacks-Literatur sich just in Bekämpfung französischen Geschmackes entwickelt hat.

Darunter leidet ein humoristisches Gedeihen sehr. Mehr als jedes andere ist es auf entgegenkommende Aufnahme angewiesen, denn nur auf den Günstigen wirkt der leichte und feine Wink des Scherzes. Und doch muß der größere Theil des Publikums, welcher durch Bildung und Bücherkauf eine äußere Existenz der Schriftstellerei möglich macht, doch muß dieser Theil sich erst mühsam in einen Nationalgeschmack versetzen aus dem seiner Gesellschaftserziehung, wenn er Antheil nehmen will an deutscher Humoristik. Welche Urtheile gibt es da, was heißt nicht zu gleicher Zeit bei dem Einen schicklich, bei dem Andern unschicklich! Wie müssen sich große Autoren erst durch andere Werke, bei denen diese Geschmacksfrage unberührt bleibt, das Recht der Vergebung erwerben für den humoristischen Ausdruck, der für den Literarhistoriker oft ein Vorzüglichstes des Autors enthält! Ist es nicht eben dieser Punkt, um deßwillen es in Deutschland bei Gesammtausgaben heißt: Man muß das Eine in's Andere rechnen? Ist dies in Frankreich und England dermaßen der Fall?

Natürlich lähmt das alle humoristische Schriftstellerei. Der Dreiste, welcher einen großen Theil des gebildeten Publikums

darüber vorurtheilsvoll weiß, fordert heraus durch Uebertreibung, der Zaghafte läßt sein Talent zu wenig wagen, und das besonnene Talent zieht den sicheren Weg des Erfolges dem unsicheren vor, und sucht für das, was sich ihm humoristisch aufdrängt, eine andere Fassung. Man betrachte das ganz andere Verhältniß in England, wo der vornehmste Lord zuerst und zuletzt Engländer ist, den Gedankengang, die Nüancen der Sitte, den Reiz der Kontraste eben so und eben so lebhaft empfindet wie der Pächter und der aufgeweckte Landmann. Die französische Umgangssitte ist nur eine vereinzelte Bildung für gewissen Umgang, im Wesentlichen ist Nationalsitte und geschichtliche Art ohne Frage herrschend, im Buche ohne Weiteres verständlich und anziehend. Darum, und nicht bloß wegen besonderer Anlage zum Humor, ist die englische Literatur so gesegnet darin. Die Anlage zum Humor ist bei uns vielleicht nicht minder reich und verbreitet, hätten wir auch kein anderes Zeugniß dafür, als daß die englischen Humoristen in Deutschland eben so viel gelesen, eben so hoch geschätzt werden, als in England.

Daher die lebhafte Aufmerksamkeit unseres literarisch und nicht bloß gesellig ausgebildeten Publikums, wenn eine humoristische Erscheinung sich nur mit einigem Talent ankündigt. Unsere heutige Generation spricht noch heute mit besonderem Tone von Benzel-Sternau's „goldenem Kalbe", was zu Anfang des Jahrhunderts von diesem rührigen, spruchweisen Kopfe in satyrischer Laune ausgegangen war. Es ist wie mit unserem Lustspiele. Das ist stets umschwärmt von Wünschen höherer Literaturtheilnahme, und doch kann es sich nur an ein Publikum richten, was alle feinere Beziehung unserer Existenz nicht beachtet. Das feine Lustspiel wagt sich von unserer Bühne eben so an die Fremde, wie der Nationalhumor an den fremden Geschmack, und das Verhältniß ist nur in so fern umgekehrt, daß der gesprochene Humor noch eher Glück machen kann, als der gedruckte, das gedruckte höhere Lustspiel aber eher, als das gesprochene. Kurz, das verschiedenartige Mißlingen für diese Gaben der Heiterkeit liegt im Publikum. Um diesen Uebelstand auszugleichen, der sich doch nur allmälig historisch ausgleichen läßt, übertreibt der sinnige Theil des Publikums die Aufnahme des mäßigen Talentes.

Das ist Carl Weber widerfahren, der viel Kenntniß, viel Dreistigkeit, viel Schwatzhaftigkeit bekundete, und eben so rasch zum Humoristen gestempelt wurde, wie er rasch eine triviale Erklärung für Erklärung des Humors und sich selbst für einen Humoristen hielt. Er ist ein Schwabe, der in einem unvereinigten Gemisch von französischer Weltbildung und deutscher Buch- und Kenntniß-Liebhaberei aufwuchs, der eine Zeit lang bei jetzt mediatisirten kleinen Höfen, denen von Erbach und Büdingen, als Regierungsrath lebte, dann in den Privatstand zurücktrat, und an kleinen Orten in Schwaben lebte, der Sammlung einer Bibliothek hingegeben, die auf elftausend Bände wuchs, und von denen jeder Band wenigstens einen Satz in die Weber'schen Schriften geliefert hat. Er war schon in der Jugend viel gereist, und unterbrach auch seine schwäbische Einsamkeit oft noch durch Reisen. Ein Hauptbuch von ihm ward denn auch „Deutschland und die Deutschen", welches in der Ausführlichkeit 4 starker Bände alle möglichen Beziehungen und Verhältnisse Deutschlands mit buntfarbigster Redseligkeit bespricht. Er war schon ein Fünfziger, als er die Schriftstellerei begann. Ganz und gar der fröhlich verneinenden und nur verständig aufräumenden Philosophie Voltaire's und Aehnlicher angehörig, versuchte er es nie, über den bloß betrachtenden und besprechenden Standpunkt hinaus zu kommen, und irgend etwas eigen zu gestalten. Ein wesentlicher Beitrag zu der sich aufbauenden Poesie ist gar nicht geliefert, nicht die kleinste organische Form literarischer That ist von ihm erstrebt worden, und es steht diesem selbstzufriedenen Manne übel an, über Jean Paul, der so tief und unermüdlich nach einer Fassung der Weltseele gestrebt, das abschmeckendste Urtheil zu fällen. Zeigte sich doch nur ein Versuch in Weber, der Ansicht und Erfahrung, welche ihm dienstbar war, eine reife Gestalt, und dadurch eine selbstständige Wirkung zu schaffen, zeigte sich nur die Ahnung, daß darin ein Vorzug von dem verloren Hingesagten bestände, es möchte dann die Kritik den Schatz von Bemerkungen dieses Autors mit theilnehmender Achtung ansehen. Aber Weber findet ein vollkommenes Genüge darin, seine Bemerkungen aufzuzählen, sie mit beiläufiger Phrase aus griechischer, lateinischer, englischer, französischer Literatur zu verzieren, durch beliebige Zuthat des augenblicklichen Einfalls, oder

durch Erzeugung eines flüchtigen, selten schlagenden Kontrastes einen Witz zu bilden, wenigstens eine Veranlassung dafür zu bieten, und das Alles in einer nachläßigen Sprache zu geben, die oft beim dritten Worte durch Unterstreichung über sich selbst staunend anhält, darüber selbst den ausgehobenen Gang verliert, und vermittelst des freien Gedankenstriches zu ungebildetem Abschlusse springt. Es schiene unerklärlich, daß solche Schrift eines geistreichen und belesenen Archivars, der nur eben mit guter Zuversicht hinschreibt, für werthvollen Humor habe gelten können, wäre nicht eben unser Verlangen nach Humor so groß, und eine glückliche Erscheinung desselben so schwer.

Sobald man sich aller höheren Anforderungen begeben hat, dann mag man an dem Gemisch von Anekdoten, historischem Stoffe und Geschwätze Webers sich entschädigen, was Alles im Buchhandel beliebt sein mag als encyklopädische Weide. 1819 und 1820 erschien Webers erstes Werk in 4 Bänden: „die Möncherei"; es folgte gegen Kritiker, die ihn mit dem Vielschreiber Weckherlin verglichen: „der Geist Weckherlins, von Weckherlin junior", alsdann das „Ritterwesen" in 3 Bänden, Beiträge des Allerlei enthaltend zu einer Geschichte dieses Stoffes, wie oben zum Mönchswesen. Die beste Aufnahme fand „Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen", 4 Bände, 1826 bis 1828, und dies an Bemerkungen reichhaltige Buch hat doch wenigstens eine geographische Formerfüllung, wenn auch die Details von Süddeutschland allzu freigebig im Verhältnisse zum Norden gespendet sind. Gegen Ende seines Lebens begann er die Herausgabe des „Demokritos, hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen", was auf 12 Bände abgesehen ist. Ein Gedanken-Tagebuch des redseligen Mannes, was denn natürlich am Längsten werden muß, da hier auch statt des äußerlichen Haltpunktes einer Gruppirung der unermüdliche Verfasser selbst als sogenannter lachender Philosoph in die Mitte tritt. Nach Webers Tode ward noch das nachgelassene Werk „das Pabstthum und die Päbste" in 3 Bänden gedruckt.

Der Ausdruck Webers über Jean Paul ist folgender: „Diese humoristische Biene des Fichtelgebirges ist doch zu halt- und geschmacklos für den Mann von höherer Bildung und Denkkraft; es fehlt durchaus nicht an den geistreichsten Bemerkungen, ächt

humoristischen und gediegenen Wortspielen, an Witz und Laune. Aber Alles muß gar zu oft sonderbaren Abschweifungen, Collektaneen-Wust, dunkeln Anspielungen, halbem und falschem Humor und Wortschwall, Manierirtem und Geziertem Platz machen; das Ganze ist stets ohne ästhetische Haltung. Ich möchte ihn unseren missed Sterne nennen."

Erinnert das nicht an einen Mann, der nie in den Spiegel gesehen? Einem Spiegel gegenüber hätte er das Richtige über Jean Paul verschwiegen, und das Unrichtige so lange unterdrückt, bis ihm selbst höhere Bildung und Denkkraft, vor Allem aber ästhetischer Geschmack zu eigen geworden wäre.

Wie Weber Stoff und Bemerkung geschmacklos durch einander schüttelt, so schüttelt, dehnt und reckt Saphir das Wort. Das ist der Schriftsteller der Worttortur, den man einen Eskamoteur der Buchstaben nennen kann. Unerschöpfliche Thätigkeit dafür muß ihm zugestanden sein, und er hat im Scherze der Etymologie mitunter Allerliebstes geleistet; ließe sich nur das weite Ackerfeld unübersehbarer Gelegenheitsspielerei auf eine kürzere Uebersicht zusammendrängen. Sonst ist es nur dem gefälligsten Journalpublikum zuzumuthen, daß diese Drescharbeit vollen und leeren Strohes, dies unsichere Sieben der Spreu, was nicht ohne Zeitverlust und lästigen Staub abgehen kann, gefällig angesehen werde. Die Art selbst, Erscheinung und Gedanken in die That eines Artikels zu dichten, — denn eine größere Form-Absicht kommt nicht zu Tage — schließt sich im Sentimentalitäts-Gange besonders an Jean Paul, und da gibt denn die Verzweifelung am Nahen und Passenden, die Versenkung in's Erdenkliche neben der quälerischen Willkürlichkeit auch manchen kleinen Perlenfund. Im Ganzen war diese abstrakte Wortkomik, war dieser haltlose Versuch in's Blaue hinein, aus bloßer, oft gewaltsamer Stimmung, und mit bloßer Hilfe der Sylbengeschicklichkeit, das Komische zu finden, im Ganzen war er resultatlos, und es ist ein Unglück für die österreichische Journalistik, daß sie sich dieser hohlen Manier anschließt, seit der gewandte Saphir in Wien die Bude seiner komischen Quacksalber-Literatur aufgeschlagen hat. Manier ist die Mutter, Manierirtheit und Karrikatur ist das Kind einer Schriftstellerei, die keinen anderen Boden hat, als den der Beliebigkeit. Der bessere Weg zu ko-

mischem Gewinne ist der des Anhaltes an Landes- und Volks-Eigenthümlichkeit, wie ihn Glaßbrenner, der Erfinder des Eckensteherpacks und der Volksscenen, in Berlin eingeschlagen hat, mit der offenen Perspektive, in höher komische Welt von solchem festen Grunde aufzusteigen. Oesterreich, dies hingebende Land der Heiterkeit, böte dazu mit seiner Naivetät ein aufgepflügtes Feld, wie Eulenspiegel ein solches Feld des Volkswitzes in Norddeutschland aufpflügte. Einzelne Spuren in Saphirs neueren Artikeln geben Hoffnung, daß er sich von sich selbst befreien und einer Welt mit harmlosem Worte hingeben könne, die in ihren Verhältnissen viel nachdrücklichere Komik vorbereitet hat, als jemals aus bloßem Schatten des Lebens, aus Buchstabe und Wort werden mag. Darin allein findet sich auch eine Erlösung vom Unstile dieser forcirten Komik, welche Jean Pauls unmusikalische Streckung und Kürzung der Sätze unmusikalisch nachgeahmt hat, statt die Rundung zu suchen, in welcher die Grazie des Klanges schweben muß.

Ein sehr begabtes humoristisches Talent ist einige Male in Leipzig unter dem Namen „Mises" aufgetaucht, aber nur so, wie man bei ungewöhnlichem Sonnenscheine auf weiter Seefläche einen seltenen Fisch emporspringen und wieder verschwinden sieht. Weil es nur rasch und gelegentlich geschieht, so fehlt es an Anhalt für ein umfassendes Urtheil. Derartige Schriftchen des Professors Fechner in Leipzig — Mises — knüpften sich meist an Zeitgelegenheiten, z. B. an die Cholera, an die Meinung, „daß der Mond aus Jodine bestehe" &c., und sind auch im Buchhandel stets wunderbar schnell verschwunden.

31.

Goethe.

Leben, Schrift und unmittelbare Wirkung dieses Hauptautors umspannt die Zeit von den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zu den dreißiger Jahren des jetzigen, sechszig Jahre. Die ganze klassische Bestrebung unseres Vaterlandes spiegelt sich darin, erreicht einen wichtigsten Höhepunkt, und wird der anerkannteste Leuchtthurm für Vergangenheit und Zukunft. Während fast alle übrigen Größen unserer Literatur historisch erledigt und in ihrer Anregung sich erfüllt zeigen, ist das große Moment Goethe's noch in vollster Wirksamkeit, und aus solchem Grunde findet dieser Autor erst hier seinen Platz. Er beleuchtet nicht nur noch einmal den organischen Zusammenhang alles dessen, was sich zum Theile zerstreut seit Lessing gezeigt hat, sondern auch die gelungenste That stellt sich in ihm dar: die fernste und nächste, die stärkste und die feinste Regung der Epoche in eine Poesie zu fügen, in eine wohlthuende und bedeutende Totalanschauung zu bewältigen. So ist hier die gesammeltste Kraft ausgebreitet und zusammengedrängt, wie aller Fortschritt in's Glück einer Poesie gewonnen sein könne, und Goethe muß am Eingange der neuesten Literaturstrebung stehen, da er die geläutertste Lehre der Vergangenheit und die reichsten Saaten der literarischen Zukunft in sich trägt. Ein sonnenbeschienenes Standbild auf mäßigem

Berge steht er da, zur Linken alles Lebenswerthe unserer abgeschiedenen inneren Weltgeschichte in die Luftspiegelung rufend, damit es bildend herüberscheine in das Thal zur Rechten. Hierherwärts weckend und leitend, befeuernd und zügelnd.

Nur so viel sei im Allgemeinen gesagt wegen Verschiebung eines Namens, der seine Morgenlichter schon durch alles Vorhergehende spielt. Mancher unter den vorher Genannten ward erst geboren, da Goethe schon berühmt war, und starb schon wieder, da Goethe auch leiblich noch wohlauf existirte. Er war unser längster Tag, und es ist unsere Aufgabe, die nun anbrechende Sommerzeit für eine gesegnete Ernte zu nützen. — Es sei aber solche Andeutung hinreichend, und die massenhafte Folgerung werde zunächst eben so wenig gesucht, wie sie der aufsteigende Goethe wenig suchte. Er ward und ward, bis der Tod den Körper endigte. So wird man Goethe's am Angemessensten und Tiefsten inne, wenn man seinem Leben vom Anfange bis zum Niedergange Schritt für Schritt folgt, was er uns durch die schönste Biographie, die noch geschrieben wurde, so leicht gemacht hat. So wachsen Folge und Gesetz wie Pflanzen uns entgegen, und schon bei den ersten Werken, wie viel mehr am Schlusse sehen wir uns von einem Zauberwalde der Summen umrauscht, wie solche noch nirgends von vornherein erfunden worden sind.

Johann Wolfgang v. Goethe ward mit dem Glockenschlage zwölf am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main geboren. Die Lage des Ortes ist sehr günstig für ein Talent: die Lebhaftigkeit des deutschen Südens, des Frankenlandes wirkt ein, ohne doch abzuschließen von den Elementen des Nordens. Die Stadt ist ein wichtiger viel besuchter Handelsort, der Mittelpunkt aller Reisen, im schönsten Theile Deutschlands, Gelegenheit bietend zum ergiebigsten Ausfluge nach allen Seiten, Besuche lockend aus aller Welt. Die Familie Goethe's war eine sehr wohlhabende; was der Bildung irgend einer Anlage förderlich sein mochte, das konnte ohne Weiteres beschafft werden. Sinn und Bezug auf höheres Regiment, wie beides einem Bürgerhause entgehen kann, war nahe gelegt durch das Verhältniß des Vaters und Großvaters. Der Vater, ein sehr ausgeprägter Charakter im Sinn für Ordnung, Maß und Gründlichkeit, war kaiserlicher

Rath, weil man ihm für eine Volontairlaufbahn im Dienste der Stadt nicht eifrig genug entgegen gekommen war. Diese Stellung erweiterte den Blick über das Nächste. Der Großvater mütterlicher Seite aber, Textor, war Stadt-Schultheiß, die erste Person der alten Reichsstadt. Es war also Einsicht und Berührung geboten für nahe und ferne Macht, und die bewegte Bürgerstadt, welche den Geselligkeitstrieb zunächst umfing, brachte die mannigfaltige Lebensseite des Volkes. Die Situation für den Knaben konnte kaum glücklicher sein, und die weichen Hände einer noch sehr jungen, sehr begabten, sehr heitern und sehr liebevollen, an reiner Menschheit reichen Mutter pflegten und weckten, was Keim und Gelegenheit bot.

In einem altfränkischen Hause, dann in dem sogenannten Gerämse, einer Gitterabtheilung auf der Straße, treibt der Knabe seine Kinderspiele, und sieht nach hinten sehnsüchtig über die Gärten nach Höchst hin. Im Hause hängen italienische Prospekte, die sich dem Sinne früh eindrücken. Die Großmutter schenkt ein Puppenspiel und weckt die Kraft, sich vorzustellen und einzubilden von dieser Seite. Bald beginnt der Vater einen Umbau des Hauses, der Knabe sieht Pläne in Wirklichkeit übergehen, beobachtet das Ineinandergreifen der Thätigkeiten, die Stellung und den Werth jeder einzelnen. Zu gleicher Zeit überläßt ihn die häusliche Unruhe mehr der Außenwelt, er wird seine Vaterstadt gewahr, steht oft auf der Mainbrücke, sieht den Marktschiffen und dem bunten Leben zu, schlüpft innerhalb des Stadtmauerzwingers hin, um in die kleinen Fenster und Zustände zu blicken, kriecht als begünstigter Enkel des Stadt-Schultheißen überall im Römer umher, genießt bei einer redseligen Kaufmannstante den Meßjubel, schlendert zu ländlichen Festen hinaus auf die Gemeindewiesen der Stadt, kurz, in größter Mannigfaltigkeit drängt sich ihm die Welt zu. Auch die besonderste und die höhere Welt: der Vater beschäftigt Maler, und hat einen seltenen Sinn für das Neue, das Lebendige dieser Kunst; weit von außen kommt dem Knaben die Veranlassung zum Selbstdenken, das Erdbeben in Lissabon, November 1755, was in der Familie besprochen wird, erweckt ihm Zweifel gegen Gottes Gerechtigkeit, der die Unschuldigen ohne Vorbereitung vernichten könne.

Die Zeit des regelmäßigen Unterrichtes kommt unterdessen heran, und der Vater übernimmt ihn selbst. In jene Zeit fällt bereits jener allgemeine Sinn für pädagogischen Dilettantismus, der später in der Pädagogik so eifrige Reformen hervorbringt und zuerst durch Rousseau's Emile 1762 mit Begeisterung zur That entzündet. Basedow, Gründer des Dessau'schen Philanthropins, Campe, der Kinderautor, wurden bei uns die Hauptbelden dieser Erziehung, die der philologischen gegenüber die vorzugsweis menschliche und reale genannt wurde, und die in Pestalozzi den naivsten Eiferer für eine Methode und den preiswürdigsten Verbesserer niederer Schulen fand. Goethe's Erziehung selbst, diesen leidenschaftlichen Richtungen vorausliegend, verfiel noch keiner dieser Einseitigkeiten. War es die glückliche Gelegenheit seiner Verhältnisse, war es sein glückliches Naturel, es bietet sich große Mannigfaltigkeit zur Aneignung, und alle Aneignung gestaltet sich gründlich und organisch. Zunächst glückt der gereimte Lateiner und gereimte Geographie am Besten, und frühzeitig versucht sich die junge Kraft an Aufsätzen. Des Vaters Erzählungen von Italien, Telemach, Robinson, die Insel Felsenburg, die deutschen Volksbücher, welche für wenig Kreuzer den Octavian, den Faust, die schöne Magellone, den ewigen Juden darbieten, das Alles übt nie vergessenen poetischen Reiz. Goethe findet sich schon zu einem Knabenzirkel, der Sonntags zusammenkommt, um Gedichte zu machen.

Es überfallen ihn zunächst die Pocken, und, wenn auch ohne zurückgelassene Narben, verändern sie doch die Bildung des wunderschön gewesenen Knaben; andere Kinderkrankheiten quälen ihn, und wecken den Hang zum Nachdenken. Der alterthümliche Großvater mit seiner tief friedlichen Regelmäßigkeit, mit seiner trockenen aber festen Gabe der Weissagung wirkt lebhaft auf die geweckte Sinnigkeit des Knaben. Der Material-Laden bei der lebhaften Tante erregt Neugier, gibt Belehrung über die wunderlichen Produkte ferner Zonen; bei einem geistlichen Oheim lockt ein Homer in Prosa mit grotesken Bildern in die Begebenheiten griechischer Heldenwelt. Zu so verschiedener Anregung tritt die protestantische Parteiung, und weckt eine neue Theilnahme des Knaben, welchem die reizlose Schmucklosigkeit solches Glaubens nicht bedeutend genug, und die Originalität von

Separatisten interessanter erscheinen will. Das Verhältniß zur Gottheit erweckt schon damals eigene Schöpfung, der Knabe findet ein Opfer edler Stoffe mit aufsteigendem Wohlgeruche bereits angemessen, und bildet sich einen eigenen Kultus mit Natur-Produkten.

So lieblich und bedeutend angeregt ist diese junge Existenz, die kaum sieben Jahre vorhanden ist. Jetzt beginnt der siebenjährige Krieg, und entzündet eine neue Theilnahme. Wolfgang mit dem Vater nehmen leidenschaftlich Partei für Friedrich den Großen, und da der Großvater und andere Mitglieder der Familie zu Oesterreich halten, so erlebt der Knabe die erste lebendige Spaltung um eine größere Idee. Durchdrungen von der Würdigkeit und dem Vorzuge seines Helden findet er darin reichlichen Stoff zu Erbitterung und zum Nachdenken über der Menschen Ungerechtigkeit, welche die überwiegende Größe schmähen.

Noch als bejahrter Biograph meint Goethe, es finde sich vielleicht in jenem unbehaglichen Gefühle des Knaben die Nicht-Achtung des Publikums, welche ihn so lang begleitet habe.

Regsam zeigt sich allerlei Bildungslust des Knaben: er erbaut Papphäuser, erfindet Mährchen von so auffallender Ausführlichkeit, wie „der neue Paris", welcher in „Dichtung und Wahrheit" abgedruckt ist, erfindet Scenen und Akte für sein Puppenspiel. Trotz solcher Scherze ist er wegen äußerer Grandezza berufen, die sich in zierlicher Tracht und würdevoller Behabung des Patrizier-Söhnchens hervorthut. Es ist sehr schön, was er über den natürlichen Hang zum Knabenstolze beibringt, wo von dem Knabenscherze die Rede geht, der Vater Goethe sei ein unehelicher Prinzensohn. „So wahr ist es," — sagt die Biographie — „daß alles, was den Menschen innerlich in seinem Dünkel bestärkt, seiner heimlichen Eitelkeit schmeichelt, ihm dergestalt höchlich erwünscht ist, daß er nicht weiter fragt, ob es ihm sonst auf irgend eine Weise zur Ehre oder zur Schmach gereichen könne." —

„Solche wie manche andere Dinge baute ich mir in meinem kindischen Kopfe zusammen, und übte frühzeitig genug jenes moderne Dichter-Talent, welches durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zustände des menschlichen Lebens sich die Theilnahme der ganzen kultivirten Welt zu verschaffen weiß."

Von damals modern-literarischer Anregung zeigt sich Klopstock, den der Vater für keinen Dichter gelten läßt, weil er Verse ohne Reim gebe, den aber Wolfgang mit der geliebten Schwester Cornelia sehr lesens- und deklamirenswerth findet.

Es tritt nun eine neue Periode in der Bildungsgeschichte des Knaben ein, welche man die französische Periode nennen kann. Zu großem Aerger des Vaters besetzen Friedrichs Feinde Frankfurt, und der Königs-Lieutenant, Graf v. Thorane, wird im Goethe'schen Hause einquartirt. Diese Hausgenossenschaft dauert sogar einige Jahre. Dabei lernt Wolfgang spielend französisch, und wird mit dem französischen Theater in so früher Jugend ganz genau bekannt. Zu den Vorstellungen einer französischen Truppe hatte er nämlich den freiesten Zutritt, und trotz des Vaters Abneigung macht er den fleißigsten Gebrauch davon. Als kleiner Stutzer bewegt er sich vor und hinter den Kulissen umher, sieht erstaunt den freien Verkehr in der Garderobe, wo Männer und Frauen neben einander Toilette machen, und für die Goethe'sche Anschauungsart solcher Dinge ist dies sicher nicht unwichtig gewesen. Durch ein Leben, was durch fremde Truppen, durch eine nahe Schlacht, die Schlacht von Bergen, welche der Knabe auf dem Oberboden behorchte, abenteuerlich bewegt war, durch ein Leben, was sanfte Galanterie für ein trauriges französisches Mädchen schmückte, was durch Umgang mit einem leichtsinnigen französischen Knaben in Wallung erhalten wurde, geht ein mächtiger Strom literarischen Antheils: jener Knabe Derones deklamirt ihm Dramaturgie vor, und weckt dafür lebhaftes Nachdenken; Wolfgang schreibt selbst ein französisches Stück, und, um den Vater für die Theaterschwäche zu versöhnen, allegorische Stückchen; ja er wagt sich, ein junger Knabe, an Corneille über die Einheiten, an die Stücke Corneille's, welche dagegen sprechen, an Racine, Molière, und wirft am Ende alle Theorie bei Seite, die ihm nicht einleuchten will, das faktische Interesse bis auf deutlichere Belehrung fest und werth haltend.

Die früh angeregte Theilnahme an Malerkunst findet in dieser Zeit die günstigste Uebung: Graf Thorane beschäftigt viele Künstler, und Wolfgang ist dabei nach allen Seiten betheiligt, ja behilflich, und er wird sogar in Angabe von Kompositionen, also in Erfindung und schaffendem Geschmacke geübt.

Man ist gern geneigt, Wolfgangs Vater nur für einen pedantisch ordentlichen Mann auszugeben, und verkümmert uns dadurch ein Erbtheil des Dichters, was keineswegs unbedeutend, und als Ergänzung zum genialen Erbtheil von der Mutter zum großen Segen für den Dichter war. Daß man den jungen Wolfgang schon in der Jugend so reich menschlich, so liebenswürdig menschlich von heiterem Scherze, von der fröhlichen mütterlichen Auffassung übergehen sieht zu streng ernsthaftem Nachdenken auch über die rascheste Heiterkeit, zu Ergründung und Abwägung der Verhältnisse, dies ist dem väterlichen Einflusse zu danken. Eben so die spätere Größe des Dichters, wornach die heitere Kunst stets an die Würde einer allgemein ernsten Strebung gelehnt blieb, an die Würdigkeit und Festigkeit eines besonnenen Mannes, diese Größe ruht auf dem Charaktergranit des Vaters. In dieser französischen Epoche erscheint Goethe's Vater durchaus von stolzester, unbeugsamster Haltung: nicht der Vortheil, just den Königs-Lieutenant statt lästig wechselnder Einquartierung im Hause zu haben, nicht die Artigkeit dieses Franzosen, nicht der gleichartige Kunstsinn, welcher ganz nach dem Wunsche des alten Goethe einheimische Maler beschäftigt, kann diesen deutschgesinnten alten Herrn bestechen, er bleibt unerschütterlich kalt und zurückgezogen; ja nach der Schacht von Bergen sagt er im Zorne dem siegreichen Feinde geradezu, es thäte ihm sehr leid, daß die Franzosen nicht zum Teufel gejagt seien. Die unmittelbare Gefahr, welche durch solche Herausforderung entstand, die Entbehrungen, denen sich der Vater unterwarf, gaben dem Sohne frühzeitig den Eindruck dessen, was männliche Charakterschwere und Tüchtigkeit vermöge und bedeute. Und wie wichtig und werthvoll war solches Erbtheil einem Autor, der die herkömmliche Schätzung der Dinge und Grundsätze so oft übergehen mußte, um das Recht ursprünglicher Regung zu retten, um das Unscheinbare in die poetische Theilnahme und Würdigkeit aufzunehmen! Wie nahe lag einer solchen Aufgabe die Gefahr, für frivol gehalten zu werden! Wie nöthig war der granitene Manneshintergrund, welchen Wolfgang von seinem Vater erbte, und welcher ihn würdig erhielt und unbefangen einer parteiischen Welt und einem ablenkenden Glanzleben gegenüber!

Auf die französische Bewegung folgt die Ruhe des Mansard-

Zimmers, welches Wolfgang im neuen Hause bewohnt, und wo er den stillen Studien lebt. Auch mathematische Studien für Architektonik finden sich darunter, auch die Zeichnen- und die Musikkunst wird geübt neben alten und neuen Sprachen. Schon damals zeigt sich die Untersuchungslust an allen Naturgegenständen. Magnete werden beobachtet, eine Elektrisir-Maschine nicht minder, Seidenzucht wird kultivirt. Um über den Wirrwarr vieler Sprachen, die an der Ordnung des Lernens sind, sich ein gesammelt Bewußtsein zu verschaffen, erfindet er sich einen Roman, wo alle mitsprechen.

Einen besondern Einschnitt in diese stille Zeit bildet das Verlangen, auch der hebräischen Sprache mächtig zu sein. Im Kloster bei Rektor Albrecht, einem satyrischen Sonderling, wird dies Studium betrieben, und hier in der geheimnißvollen Ruhe eines sonst geheiligten Ortes gestalten und bilden sich bereits Goethe's kritische Zweifel an der Tradition. Tief hat es jedenfalls eingewirkt auf seine Dichtungswelt, daß er bei dem Bibelstudium die Erzväter nicht als Ideale, nicht als unbefleckte Tugendspiegel aufgestellt sieht, sondern als Menschen „von den verschiedensten Charaktern, mit mancherlei Mängeln und Gebrechen".

Der Tumult einer jungen Gedankenregung ruht aus in dem kühlen Kloster unter den Hirten Asiens. Der satyrische Lehrer gibt nicht Spott genug, um den Reiz der Tradition ganz zu verwischen, und doch Spott genug, damit der Schüler eine eigenthümliche Anschauung suche. Nicht die Glaubensschwärmerei, sondern das Charakteristische jener biblischen Zustände faßt der junge Mann auf, nicht die Propheten vorzugsweise, sondern die reichen historischen Bücher Mosis fesseln ihn. — Dergleichen auszumalen treibt Klopstock, treibt Herrn v. Mosers „Daniel in der Löwengrube": Wolfgang diktirt dem Haussekretäre eine Geschichte Josephs. Er diktirt so früh, welch eine frühe Fassung in Stoff und Wort setzt das voraus! Daraus und aus andern Gedichten der Jugend wird ein Quartant gebunden und der Zufriedenheit des Vaters überreicht. Gebunden, diese Neigung des Vaters, Alles in Ordnung und Sammlung zu fassen, stellt sich am Sohne so frühzeitig heraus. Der Sinn des Vollbringens war der vorherrschend männliche Sinn des Vaters, des Vollbringens, auch wenn der Anfang unvollkommen und ungenü-

gend erscheint. Man übersieht dann auch beim nicht Gelungenen den ganzen Umkreis einer Möglichkeit, und hat eine fertige Vorarbeit für spätere That. Dies ist eine wesentliche Art unseres Dichters geworden.

Neben Fechten und Reiten beginnt nun das juristische Vorstudium, denn die Rechtskenntniß soll der officielle Mittelpunkt seiner Existenz werden. Dabei streift er in der Vaterstadt umher, und es bereitet sich eine Periode und Katastrophe vor, wo er in lebendig dramatischen Verkehr mit einer Umgebung tritt, die ganz abliegt von dem Kreise seines Hauses, und wo die poetische Liebe ihre Zauberhand auf seine Schulter legt. Da dies Alles in niedrigeren Kreisen und ohne alle Rücksicht auf Verhältniß geschieht, so möchte man sagen, Goethe habe darin zuerst das genialisch menschliche Moment seiner Mutter in sich zum heraustretenden Leben gebracht. Ehe dies eintritt, webt er noch eine Zeit lang ganz in des Vaters Art: es ist auffallend, wie genau er sich von allen Bereichen seiner Vaterstadt unterrichtet, ja selbst die Judensitte aufmerksam sucht, und sich überall unterrichtet. Er verweilt in den Handwerksstätten, und verfolgt die Beobachtung jeder Fertigkeit bis in die kleinste Spitze. Er pflegt einen merkwürdigen Umgang mit älteren Männern, und gewinnt eine unbefangene Auffassung der verschiedensten Charaktere, denen er sich passend und angenehm zu erweisen versteht. Dabei bleibt sein Verkehr mit Künstlern im Gange, und er spielt sogar mit Altersgenossen eine ernsthafte Komödie, den Canut von Elias Schlegel.

Das Alles gewinnt plötzlich eine abenteuerliche Richtung, wodurch die Vorstudien unterbrochen, aber belebt werden. Auf der Allee spazierend, wird er von einem Kameraden angeregt, rasch in die Schreibtafel aus dem Stegreife eine gereimte Liebeserklärung zu schreiben. Seine Fertigkeit ist denn bereits gewachsen, er thut's. Damit wird aber eine thatsächliche Liebesmystifikation vorgenommen, es spinnt ihn dieser Anfang in eine lustige Gesellschaft junger Männer, er muß Leichen-Karmina und Hochzeit-Gedichte machen, deren Ertrag verzecht wird, er ist mitten in einem praktisch poetischen Leben. Der Mittelpunkt dieses Lebens ist ein kleines Wirthshaus in Frankfurt, und der Mittelpunkt des Wirthshauses für ihn wird Gretchen, ein reizendes Geschöpf,

zu dem seine erste innigste Liebe erwacht. Da Gretchen leidenschaftsloser, wenn auch freundlich ist, und nur etwa einmal die Hand gestattet oder auf ihn legt,. so bleibt für ihn die Lage in lieblicher Spannung, alle sanften Kräfte des Genius werden geweckt, er erzählt Mährchen und Geschichten, schreibt unerschöpflich Gedichte auf die Schieferplatte des Hauses, unterrichtet das Kameradenkorps über Grundsatz und Verfahrungsweise bei einem Gelegenheitsgedichte, und hat keine Furcht, daß man es ihm ablernen möge, wie man das wirklich will.

Zu dieser Bewegung im Verborgenen naht eine öffentliche, die Kaiserkrönung heran. Daheim unter des Vaters Augen werden Studien gemacht, um Alles im Zusammenhange zu würdigen, und für Gretchen wird des Abends ein gefaßter Vortrag daraus, die ihn just so knabenlieblich aufnimmt wie später Clärchen im Egmont. Das große Fest der Krönung tritt nun mit aller Pracht des Ganzen, mit aller Bedeutung und allem Fehl der Einzelnheit vor den jungen Mann, der überall Zutritt gewinnt, sogar in den Speisesaal, und der diese Erscheinungswelt tief und klar sich einprägte. Wer aber besonders den jungen Dichter des Herzens aufwachsen sehen will, der sucht den Abend, wo Frankfurt, das krönungsfeierliche, festlich beleuchtet ist, und wo Wolfgang in verstellter Tracht sein Gretchen am Arme umherführt, die Liebe im Herzen, die erklärende Weltgeschichte auf der Zunge. An jenem Abende, da sie Abschied nahmen, küßte sie ihn auf die Stirn — das erste und das letzte Mal. Er sieht sie nicht wieder.

Ein prosaisch polizeilicher Ausgang bemächtigt sich der romantischen Genossen, Gretchen verschwindet, und der junge Goethe zeigt sich im Schmerze von einer leidenschaftlichen Kraft, wie man sie nimmermehr bei einem so wohl erzogenen Jünglinge erwartet hätte. Die menschlichsten Fähigkeiten sind neben aller Bildung rein, unverfälscht und stark in ihm thätig. Die Haare raufend, schluchzend bis zur Augenkrankheit, in entschiedenster Verzweiflung liegt er auf dem Fußboden seines Zimmers, und wehrt alle Zusprache von sich ab. Erst eine Krankheit des Körpers, welcher den Einstürmungen erliegt, endigt den Paroxismus, aber nur diesen, nicht die tiefe Traurigkeit. Ein junger gebildeter Mann ist ihm als Aufseher an die Seite gegeben worden, und der erzeugt die erste glückliche Wendung des Zustandes: er

erzählt von Gretchens Aussage, und darin ist Wolfgang wie ein Knabe bezeichnet, dem sie wohl gewollt habe. Diese Herabsetzung der Liebespassion in tantenhaftes Wohlwollen erbittert, ärgert ihn, untergräbt die Illusion, zerstört jedenfalls die Eintönigkeit des Schmerzes.

Der junge Aufseher versucht es, ihn auf philosophisches Studium zu leiten; was aber das reine Interesse des lernbegierigen Schülers betrifft, so zeigt es sich bei Goethe viel geringer als für irgend andere Thätigkeit des Geistes. Der junge Dichter verhält sich spöttisch zu dieser Disciplin, und gesteht ihr kaum eine Würdigkeit zu, in so fern sie eine übende Methode sei. Noch in der Biographie, wo er dies schildert, zeigt er nicht eben große Beflissenheit, dies zu mildern. Folgende Stelle öffnet den Blick nebenher in die theologische Ansicht des Jünglings: „Sokrates galt nur für einen trefflichen, weisen Mann, der wohl im Leben und Tod sich mit Christo vergleichen lasse. Seine Schüler hingegen schienen eine große Aehnlichkeit mit den Aposteln zu haben, die sich nach des Meisters Tode sogleich entzweiten, und von denen offenbar Jeder nur eine beschränkte Sinnesart für das Rechte erkannte."

Spaziergänge in's Laubholz der Gegend sind ihm tröstlicher als die Philosophen, und wenn er den Aufseher von sich schicken, in die Einsamkeit starren und sich versenken, einen Baumstamm, eine kleine Ansicht zeichnen kann, da ist er am zufriedensten. Dies Formen mit dem Auge, was der Bleistift rasch festzuhalten suchte, war seinen Gedanken willkommenste Begleitung. „Das Auge" — sagt er selbst — „war vor allen andern das Organ, womit ich die Welt faßte, — wo ich hinsah, erblickte ich ein Bild."

Sie machten Touren nach dem Nassau'schen hinüber, nach dem Rheine, Zeichnungen entstanden in Menge, und obwohl sie ohne Methode, auf graues Papier, unordentlich hingeworfen waren, so beschnitt doch der Vater jede einzelne, ließ sie heften und aufbewahren, und der fähige Sohn blieb nicht ohne Eindruck von dieser Sorgfalt und von der zerstreuenden, beruhigenden Zeit und Beschäftigung. Gegen die treue Schwester Cornelia sprach sich das bewegte Gemüth aus, und erleichterte sich, es findet sich wieder Sinn für Geselligkeit mit jungen aufgeweckten

Leuten, und die Wunde des jungen Herzens vernarbt. Daneben studirt er Jus und Encyklopädisches, wobei denn der alte Bayle auch den Reiz seiner Schärfe äußert. Auch lateinische Lectüre wird Viel betrieben, aber die Harmlosigkeit für die alten Gewohnheiten des Lernens, für die alten Zustände ist dahin, die Vaterstadt ist ihm verleidet. Sprachen, Alterthümer, Geschichte werden wohl geübt, aber das eigen Erlebte ist mit zu großer Kraft an das Interesse der Auffassung herangetreten, als daß irgend was anderes stark daneben reizen konnte. „Jederzeit" — sagt er — „machte mir eine poetische Nachbildung dessen, was ich an mir selbst, an Andern und an der Natur gewahr geworden, das größte Vergnügen. Ich that es mit immer wachsender Leichtigkeit, weil es aus Instinkt geschah, und keine Kritik mich irre gemacht hatte; und wenn ich auch meinen Produktionen nicht recht traute, so konnte ich sie wohl als fehlerhaft, aber nicht als ganz verwerflich ansehen. Ward mir dies oder jenes daran getadelt, so blieb es doch im Stillen meine Ueberzeugung, daß es nach und nach immer besser werden müßte, und daß ich wohl einmal neben Hagedorn, Gellert und andern solchen Männern mit Ehre dürfte genannt werden." Eine schriftstellerische Laufbahn ward bereits sein entschiedener Wunsch, den er seiner Schwester Cornelia mittheilte, und wobei eine akademische Lehrstelle als höchstes Ziel mit eingeflochten wurde, wenn Cornelia ihr Erschrecken vor so unsicherer Lebensbahn nicht verbarg. Zu des Vaters Plan einer juristischen Karriere hatte er entschiedene Abneigung, und daß er Göttingen opfern mußte mit der Aussicht auf Männer wie Heyne und Michaelis, schien ihm schon Opfers genug, um dafür in dem aufgenöthigten Leipzig der eigenen Liebhaberei folgen zu dürfen.

Zur Michaelismesse 1765 kommt er nach Leipzig, bezieht ein Zimmer im Hofe der großen Feuerkugel, und gibt seine Empfehlungsbriefe ab. Die Hauptperson derselben ist Hofrath Böhme, und diesem entdeckt er auch seinen Plan, sich vorzugsweise der Belletristik zu widmen. Böhme hält ihm darüber eine derbe Strafpredigt, und regulirt ihm einen Studienplan. Er flüchtet zu Gellert, da Juristerei und Philosophie ihm gar nicht behagen, aber wie liebreich ihn dieser aufnimmt, er weiß ihm doch keinen Anhalt für eine kritisch poetische Bahn zu geben, er klagt wie

jeder Andere über das Mißliche poetischer Bestrebung, Morus und die Frau Hofräthin Böhme verleiden ihm durch seinen Spott die belletristische Neigung, ebenso wird ihm seine altmodische Kleidung, sein oberdeutscher Dialekt bespöttelt, er wird in Allem unsicher, beim Mittagstische, den er mit Medizinern hat, hört er ganz andere Interessen, der Unmuth übereilt ihn, und er verbrennt endlich auf dem Küchenheerde alles Manuscript, was er bis dahin mit poetischen Versuchen angefüllt hat.

Bei diesem Lebenspunkte schildert er die kritische Haltlosigkeit damaliger Zeit, den ungenügenden Streit zwischen den Leipzigern und Schweizern, und wie ein junges Talent nirgends einen nur leidlichen Anhalt gesehen habe. Das Wesentliche hievon ist bereits oben bei den Schweizern angeführt worden. In einer völligen Verzweiflung an Literatur studirt er die damals letzte Literatur-Epoche, — da kommt Johann Georg Schlosser durch Leipzig, ein sehr unterrichteter junger Mann, der sich besonders mit den Engländern beschäftigt hat, und Goethe's Aufmerksamkeit dahin lenkt. Aber Pope, der damals im Schwange, bietet auch nichts Bedeutendes. Wieland fordert und verdient noch die meiste Aufmerksamkeit, ihm wird das schönste Naturel zugestanden, und Musarion besonders hervorgehoben. „Man gab diesen Werken" — heißt es — „sehr gern einen heitern Widerwillen gegen erhöhte Gesinnungen zu, welche, bei leicht verfehlter Anwendung auf's Leben, öfters der Schwärmerei verdächtig werden. Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache." Ein Plan, eine Uebersicht, eine strenge Tendenz wird nirgends gewonnen, welcher Mangel denn oft einem Studenten zu wirklichem Heile ist. Theil nahm Goethe an gar Vielem: die Gegner in der Theologie behielt er im Auge und zwischen den Offenbarungs-Gläubigen Bengel und Crusius, und den Rationellen, welche zu Leipzig der Philologe Ernesti führte, hielt er zu den Letzteren, wenn er auch einen gewissen Vorbehalt nicht aufgeben und manches Auffallende unter dem Titel Poetisches gerettet sehen wollte. Den Ausdruck in der Sprache anbetreffend, sah er ebenso auf andere Fachwissenschaften: der Grund und Boden, Thema, Stoff, Gesetz waren schwankhaft, aber auf die Darstellung richtete sich

doch allgemein ein lebhaftes Augenmerk. Daß die Darstellung deutlich sei, schien die erste nothwendige Bedingung. Da traten unter den Kanzelrednern hervor: Jerusalem, Zollikofer, Spalding; unter den Aerzten Haller, Unzer, Zimmermann; unter den Juristen v. Moser und Pütter, unter den Philosophen Mendelssohn und Garve. Eine Aeußerung von Kleist beschäftigte eine Zeit lang die jungen Poeten, sie gingen, wie dieser sich ausgedrückt hatte, auf die Bilderjagd! Auch Goethe suchte mitunter einen einsamen Spaziergang, und das Kleinleben der Natur tritt von da deutlicher und dreister in seine Poesie. Die Sehnsucht nach Stoff und Stoff wird freilich damit nur beschwichtigt, und König Friedrich und der siebenjährige Krieg, die für Gleim, Ramler, Lessing einen nationalen Anhalt bieten, sind doch in Wahrheit mehr eine episodenhafte Anregung als eine wirkliche Stoffesfülle. Goethe hebt zwar nachdrücklich hervor, wie lebhaft Minna von Barnhelm das Interesse getroffen habe, aber wirklich handelte es sich doch nur um die geringere Tendenz sächsischer Liebenswürdigkeit und preußischer Tüchtigkeit, welche herb, aber endlich besiegt, dem sanfteren Weibesreize gegenüber erscheint. Solche Tendenz gab doch nicht mehr als das artige Verhältniß eines Lustspiels. Goethe hatte früher seinen Tisch mit Medizinern gehabt, und war erst durch Schlosser in einen andern Kreis gekommen, wie er mit Schlosser auch die Runde bei den geistreichen Notabilitäten Leipzigs gemacht, und die bekannte Perückenscene bei Gottsched erlebt hatte. Herr v. Pfeil, ein neuer Tischgenosse, läßt es dem jungen lernbegierigen Manne gegenüber nicht an Belehrung und nicht an Hilfe fehlen, um der poetischen Tendenz habhaft zu werden. Aber voller Sonnenschein will der jungen Frucht daraus nicht entspringen, und zum Heil unserer Literatur gibt sich das Jünglingstalent keinem unreifen Dogma hin, sondern hält sich glücklichen Taktes an den Prozeß des eigenen Genius. „Verlangte ich“ — sagte er — „zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder

freierem Silbenmaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen, und nehmen meist eine epigrammatische Wendung. Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. — Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession." —

„Die Laune des Verliebten", das älteste von ihm erhaltene Drama, ist der erste größere Anfang dieser Art, und gehört in diese Zeit. Annette, ein liebenswürdiges Mädchen im Speisehause, wendet ihm eine liebliche Neigung zu. Goethe, anfänglich mehr passiv dabei, quält sie durch unnütze Eifersucht, entfremdet sich dadurch Aennchen, und als er nun selbst in lebhafte Neigung geräth, hat er die Liebe verscherzt. Artig mit dem Detail der quälerischen Leidenschaft und wahrlich für einen Studenten mit überlegener Kraft ist dies in dem gereimten Schäferspiele dargestellt. Vielerlei dramatische Pläne, die schon zur Exposition ausgebildet sind, beschäftigen ihn zu jener Zeit. Er läßt sie alle fallen, weil sie ängstlich tragisch werden, und nur den Stoff der „Mitschuldigen" drängt es trotz bedenklicher Beithat Söllers zu einem Lustspiel-Tone und Ausgange. Man darf nicht sagen: zu gutem Glücke. Denn diese für die Darstellung allzu schreiende Gemeinheit des Stehlens, welche in dem kurzen Spiele nicht Ausgleichung genug finden kann, diese unwahre Ehe ferner zwischen Sophie und Söller, welche bei dem raschen Schlusse auf sich beruhen bleibt, und dem Zuschauer einen unreinen Nachhall hinterläßt, sie beleidigen zu stark, als daß man das geschickte Zusammenschießen der Vorfälle und den raschen Gang günstig wirken ließe. In der Biographie ist er selbst darüber ganz unbefangen und sagt: „Das heitere und burleske Wesen der Mitschuldigen erscheint auf dem düstern Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet, so daß es bei der Vorstellung im Ganzen ängstiget, wenn es im Einzelnen ergötzt. Die hart ausgesprochenen widergesetzlichen Handlungen verletzen das ästhetische und moralische Gefühl." — „Beide genannte Stücke jedoch sind, ohne

daß ich mir dessen bewußt gewesen wäre, in einem höheren Gesichtspunkte geschrieben. Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung, und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf."

Es entwickelte sich damals ein verwegener Humor in Goethe, und wir bedauern mit ihm, daß er davon so wenig für die Schrift ausgebeutet hat. Figaro-Streiche hüpften durch sein Leben und seinen Sinn, nachdem der Schmerz um Aennchen die Veranlassung zu wildem Einstürmen auf Zeit und Gesundheit gegeben hatte. Die Neigung war nicht von jener zarten Tiefe und Weise wie die zu Gretchen, wenn sie auch nicht gering zu nennen und nicht ohne Thränen abgegangen ist. Die Folge war auch mehr herausfordernd als niederschlagend, und unterschied sich darin vom Weh der ersten Liebe. Das unstät stürmende Leben fand für den heftigen Drang nirgends einen Anhalt: Gellerts Mahnungen an die Kirche wurden unbequem, da sich Goethe von ihr schon längst losgemacht hatte, die ihm mehr ein Schreckbild des Gewissens als ein Trost für dasselbe war; die sächsischen Leipziger vernichten ihm auch noch die Größe des preußischen Königs und ein neuer, eigenthümlich sarkastischer Freund, Behrisch, vernichtet ihm die Leipziger und die letzte Ehrfurcht für hergebrachte Literatur. Ein Hochzeitgedicht, worin er den Olymp auftreten läßt, und was ihm um deßwillen von Professor Clodius arg getadelt wird, verleidet ihm auch alle bunte Staffage der Mythologie, und hat für die Folge den Einfluß, daß man nur etwa Amor und Luna bei ihm findet, eine uns sehr willkommene Folge, deren Veranlassung aber damals betrüblich genug wirkte. Der literarische Student war höchst übel daran. Aber seine Jugend war stark, und wir sehen jetzt, wie schätzenswerth die mannigfaltige Anregung ward, auf welche der Vater in Frankfurt gedrungen hatte. Wolfgang Goethe ist bald in Maler Oesers wunderlichen Gemächern der Pleißenburg zu sehen, wo er zeichnet und um bildende Kunst sich bemüht. Oeser ist ausgezeichneter durch Geschmacksbildung als durch klare Technik, und diese Eigenschaft erweist sich von besonderem Vortheile für unsere Literatur. Sie fördert nämlich den Goethe'schen Kunstsinn mehr im Allgemeinen, als in der bildenden Kunst.

An diese glaubt sich Goethe so lange und so oft gewiesen; noch in viel späterer Zeit als er schon trefflich gedichtet, ist er unschlüssig, ob nicht die bildende Kunst sein Hauptberuf sei, und es hat das Ansehen eines besonderen Glückes, daß er in der Technik nichts der Rede Werthes leistete und dafür an unpassende Meister gerieth. Das Zeichnen, dem er so viel Zeit widmete, ist ihm nie gelungen. Aber für die Dichtung ist ihm solcher Kunsttrieb ein unerschöpflicher Schatz geworden. Die Beschäftigung mit Kunstgeschichte, welche er neben Oeser aufnimmt, gibt Stoff zu Gedichten, der überallhin sonst auszugehen schien, das antiquarische Kunststudium, was ihn zu Christ, Lippert, Winkelmann führt, weckt die eigenthätige Schärfe in ästhetischer Unterscheidung und Begründung, macht ihn bereit, ja enthusiastisch empfänglich für den Lessing'schen Laokoon. So schreitet er besonnen vorwärts, das Beste seiner Zeit benutzend, und er ward sich dieser glücklichen Wendung so wohl bewußt, daß er die Stunden in der Pleissenburg seinen besten Erwerb und seine liebste Erinnerung aus der Leipziger Epoche nennt. Das Umhertappen in den schwachen Beispielen gleichzeitiger Literatur nahm unerwartet ein Ende, unerwartet, denn nicht das praktische Beispiel, sondern die scharfe Anleitung, selbst Theorie und That in gedanklicher Folge vorzubereiten, diese Lessing'schen Winke zeigten die Erlösung. „Man muß Jüngling seyn" — sagt er — „um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon neben uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene: ut pictura poesis, war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinaus zu schweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag."

Dieser Anstoß trieb zu einem Zuge nach Dresden, um die Gallerie zu sehen. Weil ihm der Vater Abscheu vor den Gast=

höfen beigebracht hat, nimmt er seine Wohnung bei einem Schuhmacher. Es stellt sich dar, wie manches pedantische Erbtheil des Vaters just in's Romantische überschlägt bei der Natur des Sohnes. Er ist entzückt von der Gallerie. Aller Haupteindruck kam ihm von den Niederländern, da er nur die Naturwahrheit begreifen und würdigen konnte. Er lebte und webte so in diesem Genre, daß er traumhaft seine Schusterherberge oft für einen Ostade oder Schalken ansah, und oft entzückt darüber war. Die Italiener nahm er auf Treu und Glauben hin, ohne eine Einsicht zu gewinnen. Alle Landschaft nur lockte natürlich zauberisch mit dem üppigen Naturbilde.

Diese Kunstbestrebungen setzt er bei seiner Rückkehr nach Leipzig fort, Winkelmann wird fleißig gelesen, und es wird dabei emsig dem Oeser'schen Einflusse auf Winkelmann nachgespürt; im Breitkopf'schen Hause radirt er, schneidet in Holz, und verwendet seine meiste Zeit auf solches Interesse. Unerklärlich bleibt's, daß er eine Anwesenheit Lessings in Leipzig fast geflissentlich ungenützt vorübergehen läßt, und solchergestalt diesen von ihm hochverehrten Mann nie zu sehen bekommt. Sehr erklärlich aber ist der schreckenhafte Eindruck, welchen die plötzliche Nachricht von Winkelmanns Tode auf ihn machen mußte; — man hatte den berühmten Kunstkritiker auch in Leipzig erwartet, Goethe durfte ein näheres Verhältniß durch Oesers Vermittelung hoffen, romantische Pläne von Ehrenbezeigung hatte man sich für den Gast vorgenommen, der im nahen Dessau längere Zeit verweilen wollte!

Bald darauf ward auch Goethe von den Folgen ereilt, die das Einstürmen auf Gesundheit, dessen beim Aennchenschmerze einmal gedacht worden ist, nur zu tief vorbereitet hatte. Mit einem Blutsturze beginnt die Periode eines körperlichen Siechthums, die sich von 1768 bis 1770, bis zu seiner Straßburger Zeit, hinschleppt. Ehe er Leipzig verläßt, gewinnt er einmal große Vorliebe für die Griechen und vertauscht seine Bibliothek deutscher Literaten mit griechischen Klassikern. Der reizbare Krankheitszustand weckt auch das religiose Interesse wieder: noch in Leipzig sind Besprechungen über Religion der letzte lebhafte Antheil, den er zeigt, und in Frankfurt wird es der erste, lang andauernde und viel verzweigte.

Im September 1768 reist er ab. Krankhaft erregt, dem

Anscheine nach schiffbrüchig, kehrt er in's Vaterhaus. So gern der Vater das Kunststreben sieht, im Wesentlichen will er doch einen Juristen, und er verhält sich bei Wolfgangs jetziger Krankheitsperiode, wo dieser nach dem Wunderlichsten greift, im Ganzen verdrießlich und unzufrieden. — Ein Fräulein von Klettenberg, welches dem Publikum durch die „Bekenntnisse einer schönen Seele" bekannt ist, lenkt den jungen Dichter insbesondere auf das geheimnißvoll religiose Thema. Sie war gut, sinnig, leidend, und in freien Augenblicken heiter und lieb, kurz, bedeutend genug, wie jene „Bekenntnisse" zeigen, die aus ihren Unterhaltungen und Briefen entstanden sind. Aus Gespräch und Betrachtung gehen beide zu Studien über, zu mystischen, zu alchymistischen; Welling, Paracelsus, Valentinus, Helmont, Starkey, werden mit Eifer betrieben, und als nun gar das geheimnißvolle Salz des ebenfalls frommen aber nebenher schlauen Arztes dem körperlich gepeinigten Dichter treffliche Dienste thut, da ist das Studium und die Retortenarbeit befeuert, Mittelsalze und den Mutterstand der Erde zu finden.

Man sieht, daß auch diese Richtung im Goethe den Weg zu Naturstudien nimmt, zu gründlicher Aufsuchung natürlichen und poetischen Zusammenhanges, und daß eine pietistische Faselei auch bei dem krankhaften Jünglinge keine Stätte findet. Der naturwissenschaftliche Weg gelangt bald bis zu Boerhave und zum eifrigen Studium desselben, der kirchliche Theil, welcher sich in Arnolds Kirchen- und Ketzer-Historie ergeht, und ein vorherrschendes Interesse an den Ketzern nimmt, findet in Naturgesetz und Spekulation eine Vereinigung zu poetischem Akte. Dieser Akt ist ein geistreiches Sistem, was ganz nach Art der Gnostiker Schöpfung und Zusammenhang der Welt in einer phantasie- und sinnvollen Dichtung entwickelt. Solcher Neuplatonismus, von Mystik und Kabbala umrankt, ist die poetisch eigene Religion, welche sich der Dichter in dieser Zeit erbaut.

1770 ist er wieder gesund, aller hypochondrische Druck ist von ihm gewichen, und er geht nach Straßburg, um dem Willen des Vaters gemäß Doctor juris zu werden. Zweierlei sind die Hauptresultate dieses Aufenthalts: Im Gegensatze zu Leipzig wendet er sich mehr an Menschen, Gesellschaft, Gegend, Begebenheit, schließt sich einer damals allgemein werdenden Literaturansicht

bei, die Positivität, die Klassiker, die Philosophen in zweite Reihe zu stellen, und die eigene Welt des Lebens und der Leidenschaft zu betrachten und auszubeuten. Schon in der kranken Frankfurter Zeit und eben so Anfangs in Straßburg war seine aufmerksame Beobachtung deutscher Literatur gesunken, seine Gedanken gingen ab von dieser speciell historischen Art. Er lebte und sammelte harmloser, und das zweite Resultat, als er bedeutungsvoll wieder solcher literarischen Theilnahme zugeführt wurde, zeigte sich um so voller und reicher, da es von unabhängigen Erfahrungsmitteln unterstützt war. Herder, der auf einige Zeit nach Straßburg kam, wurde Mittelpunkt und Veranlassung desselben.

Gleich nach der Ankunft in Straßburg eilte Goethe zum Münster, als sagte ihm eine innere Stimme, daß sich an den Verhältnissen dieses großen Baues sein ästhetisches Bewußtsein emporbilden würde. In der Juristerei sah er sich auf das magere Positive gedrängt, um der Absicht des Vaters nachzukommen, und es gab da kein besonderes Interesse. Den Mittagstisch hatte er, wie einst in Leipzig vor Schlossers Ankunft, mit Medizinern, und der natürliche Sinn für Naturstudium förderte sich nach dieser Seite geläufig, da er gern in diese Gespräche und Studien mit eingriff, die Anatomie besuchte und auch in medizinische Kollegien ging. Einen eigenthümlichen Kunstreiz, welcher sich an die Dresdener Gallerie schloß, gewährte die Durchreise Marie Antoinettens, die damals auf ihrem Brautzuge nach Paris begriffen war. Auf einer Rheininsel war ein prächtiger Pavillon errichtet und mit kostbaren Teppichen verziert worden. Darunter waren treue Kopieen der Raphael'schen Cartons, und diese Kunstwelt machte hier zum ersten Male einen außerordentlichen Eindruck auf ihn. Heiter verarbeitet er sich in dem lebhaften Jünglinge, der überall in geselligem Familienumgange, auf den zahlreichen Spaziergängen nach Lustörtern, auf den lustigen Tanzplätzen zu sehen ist. Der Tanz hatte ihn früh interessirt, es war ein starker Sinn für Takt und harmonische Bewegung in ihm, und der ernsthafte Vater selbst hatte den ersten Unterricht, mit Flötenspiel begleitet, ihm und der Schwester gegeben. Bei einem alten Franzosen erneut Goethe jetzt den Unterricht, und erlebt da wieder eine wunderliche Liebesnähe, die im Beginne

leidenschaftlich unterbrochen wird. Er findet die jüngere Tochter des Tanzmeisters reizend, und die ältere findet ihn liebenswürdig. Da nun außerdem die jüngere versagt, sonst aber nicht abgeneigt ist, seine Neigung zu erwiedern; da ferner die ältere mit stürmischer Eifersucht dazwischen tritt, so löst sich rasch in einer lebhaft dramatischen Scene das Verhältniß, und gibt dem Biographen zu einer Schilderung Anlaß, welche vortrefflich ist, und welche die unglücklich Liebende wie den ganzen Zustand zu einer schönen Bedeutung erhebt. Das Ganze gibt übrigens einen Begriff von der anmuthigen Erscheinung und Liebenswürdigkeit Goethe's, von der alle Zeitgenossen so einstimmig sprechen.

Unter den damaligen Tischgenossen Goethe's findet sich Jung Stilling, dem er eine liebevolle Anhänglichkeit sein ganzes Leben hindurch bewahrt. Dieser, wie Lavater, eine spätere Bekanntschaft, sind ein augenfällig Zeugniß unbefangener, rein menschlicher, objektiver Theilnahme Goethe's, einer Theilnahme, die aller herkömmlichen Klassifikation ausweicht, um ächte Wahrheit zu finden. Denn in Art, Gesinnung und Ausdruck sind Leute wie Jung und Lavater mit gutem Fuge doch als Erscheinungen anzusehen, die der Goethe'schen Art wildfremd, wenn nicht entgegengesetzt sind. Goethe hat sich bei allem Heidenthume, das man ihm gerne vorwirft, immer einen Herzschlag innerer Welt bewahrt, welcher mit Frömmigkeit und Gottvertrauen Jungs und Lavaters eine Gemeinschaft möglich machte. — Auch Lerse, dem er namentlich in Götz ein Denkmal gestiftet, der trockene, wackere Lerse war hier Tischgenoß, war Fechtlehrer für die befreundeten Studiosi, respektabler Ausgleicher von Mißhelligkeiten und nöthigen Falles vorsichtiger Sekundant. Vielleicht hat er Goethe manchen wackeren Dienst der Art erwiesen, oder die einfache Art ist für Goethe so äußerst lieb und werth gewesen. Denn äußerst lieb und werth hat er ihn gehalten, neuere Kunde spricht von einem Briefwechsel, den die Freunde noch lange nach der Straßburger Zeit mit einander geführt.

Goethe hat auch kaum eine Zeit gehabt, wo er sich liebenswürdiger darstellte, als in Straßburg. Wie freundlich und gefällig verkehrt er mit allen Menschen, wie offen und weich genießt er diese Gegenden des Elsaß, immer wieder sieht man ihn auf dem Münster, sinnig und dankbar das gesegnete Land betrachtend.

Das Anschauen des Gebäudes selbst fördert sehr sein ästhetisches Bewußtsein. Die Wirkung des Verhältnisses tritt ihm entgegen, wie Erhabenes zu wohlthuendem Eindrucke gemildert werde durch Hinzutreten des Gefälligen. Im Tadel gegen gothische Bauwerke aufgewachsen, erkennt er hier Werth und Schönheit derselben, beginnt dafür die Benennung „altdeutsch" und schreibt einen Aufsatz, dem Erwin von Steinbach gewidmet, welchen Herder in das Heft „von altdeutscher Art und Kunst" aufnimmt.

Von Herders übellaunischem Wesen, da er in Straßburg wegen Augenoperation verweilt, ist bei Herder selbst schon gesprochen. Die verdrießliche Tadelprobe, welche der junge, zutrauliche Goethe neben ihm zu bestehen hatte, war doch nicht im Stande, ihn über den großen Werth und die große Bedeutung Herders zu täuschen. Er, welcher erst unter Kolben und Retorten, dann im geselligen Straßburger Strome den neuesten Gang der Literatur versäumt hatte, ward jetzt durch Herder orientirt. Große historische Blicke über Poesie, die ihm vielleicht fehlten, werden ihm geöffnet, der zornige Eifer drängt, schleunig der Sachen Herr zu werden, die Anregung ist großartig, kurz, die Gegenwart Herders bildet einen wichtigen Moment in Goethe's Leben.

Das eindringende Frankreich, die entrissene Provinz, der Münster, das größte Denkmal derselben, und zwar ein deutsches, mochten das nationale Thema anregen, und da ihm damals schon die Lebensbeschreibung Götzens in die Hand fiel, Herders Widerwille gegen französische Art hinzutrat, und der Drang, etwas Eigenes zu schaffen, pochte, so wachte die Idee des Götz von Berlichingen bereits lebhaft auf.

Neben ihr auch die des Faust, dessen Mähr frühe zu ihm getreten, und für dessen Fassung das akademische Wesen den Anfang bot, wie die mystische und alchymistische Beschäftigung in Frankfurt, die sich dunkel abgrenzte auf dem lichten Straßburger Leben. Aufgeschrieben wurde aber weder von dem einen noch dem andern Plane. Das Leben sollte noch bunt darüber hinweg spielen, sollte noch seine Schatten und Lichter in das gährende Chaos der Pläne werfen. Reisen zu Pferde durch Elsaß und Lothringen füllen die nächste Zeit, und zum Genusse an der Na-

tur tritt die Theilnahme an ökonomischen Instituten, welche die Naturkräfte auszubeuten bestrebt sind.

Unter diesen Partieen tritt das reizende Idyll Sesenheim in den dichterischen Vorgrund. Noch voll vom Vicar of Wakefield Goldsmiths, den ihm Herder vorgetragen, findet er hier ein liebliches Widerspiel jenes Pfarrhauses und jener Eindrücke, die es ihm erregt. Die liebenswürdige Pfarrtochter Friederike zieht mit wehenden Bändern in sein Herz, wir sehen ihn, den Glücklichen, in der Laube, wo er das Mährchen von der schönen Melusine aus dem Stegreife erzählt. Da er in der Biographie an diese Stelle kommt, gedenkt er des Dr. Gall, welcher in Bezug auf die Gabe augenblicklicher Darstellung versichert hatte, er sei zum Volksredner geboren, und so setzt er schelmisch hinzu: „Ueber diese Eröffnung erschrack ich nicht wenig; denn hätte sie wirklich Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles Uebrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf gewesen." Wir sehen ihn gar oft zu Pferde, welches ihn eilig nach Sesenheim trägt, reichlich quellen die Lieder, welche Friederike artig zu singen weiß, Herz und Geist sind ihm in der reizendsten Wechselbewegung, er erzählt, er liest vor, er ist voll Gaben und Glück, und nirgends tritt Neigung und Drang über ein schönes und wohlthuendes Maß hinaus. Dadurch bleibt ihm eine lieblich bewegte Ruhe zum Arbeiten. Er genügt dem väterlichen Wunsche einer juristischen Promotion, und behandelt ein ganz modernes Thema, „daß der Gesetzgeber nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen (religiosen) Kultus festzusetzen, von welchem weder Geistlichkeit noch Laie sich lossagen dürften." Um des bedenklichen Gegenstandes willen verhofft er, die Censur zum Drucke werde ihre Schwierigkeit haben; denn Herder hatte ihm das Unzulängliche des gewöhnlichen Gedruckten, und die Unzulänglichkeit eines Jünglings dafür gar zu tief eingeprägt. Dieser Voraussicht gemäß verlief denn auch die Sache. Als Kenntnißprobe ward die Arbeit genügend befunden, vom Drucke ward abgerathen, der Vater hob sie zwar dafür auf, aber der Sohn hat sie auch später nicht bekannt gemacht. Die Disputation ging mit heiterer Leichtigkeit von statten, am 6. August 1771 ist Goethe promovirter Doctor juris.

Zunächst schien es, als wolle er sich mit größerer Lebendig-

keit einer derartigen Laufbahn zuwenden. Vielleicht — aber es ist nur ein Vielleicht — hatte das Verhältniß zu Friederiken dabei einen Antheil. Er betreibt antiquarische Studien nach Schöpflin, die Professoren Koch und Oberlin gewinnen Einfluß auf seine Thätigkeit, versprechen sich und ihm gute Erfolge, und es wird zum ersten Male Ernst mit der Absicht, nach der Stelle eines Civilrechtslehrers zu streben. Lockende Blicke, selbst in Versailles zu fungiren, fallen wie romantische Streiflichter darein.

Der nächste Stein des Anstoßes für solche französische Carrière ward die französische Sprache selbst, wenn alle tiefere deutsche Eigenheit unberührt bleiben sollte, von der sich Goethe nie ohne Gewaltsamkeit und Nachtheil getrennt hätte. Sein Französisch war bunt, wie es durch gelegentliche Uebung zusammengetragen war, seine Hauptsorge war nicht die geweihte Phrase, sondern der Gedanke, und da dieser wie bei jedem bedeutenden Menschen eigen und deshalb oft neu war, so entstand mit einer stereotypen Ausdrucksweise mancher Konflickt. Die ewige Mäkelei um den hergebrachten Ausdruck, unbekümmert um den Inhalt, ward ihm bald unerträglich. Diese Sprachbeschränktheit der Franzosen hat ihn uns zum Theil damals gerettet.

Auch dies Verhältniß ward ihm wieder ein Anstoß, im Geschmack auf strenge Natürlichkeit zu dringen. Die französische Literatur, mit der er sich von Montaigne und Marot bis Helvetius und Rousseau aufmerksam beschäftigte, galt ihm dem Wesentlichen nach für veraltet. Man ist sehr voreilig, Goethe's Theilnahme daran so obenhin für eine zustimmende anzusehen, weil er die eigenthümliche Feinheit und Liebenswürdigkeit dieser Nation so gern hervorhebt, weil er Voltaire's Gaben so hoch achtete, und an Rousseau und Diderot oft so mit Hingebung hing. Solche Vorliebe war gar sehr bedingt, und zumal der despotische Einfluß „guter Gesellschaft", welcher in Frankreich die Literatur beherrschte, erschien ihm auch später noch für Kraft, Macht und tiefes Gedeihen der Literatur höchst bedenklich. „Alles Vornehme" — sagt er — „ist eigentlich ablehnend, und ablehnend ward auch die französische Kritik."

Allerdings ist ein bedeutender Ursprung da selten zu suchen. Er wendete sich also immer mehr ab, und zum natürlicheren,

freieren Wesen deutscher Art, wo zwar weniger kleine Regeln, aber deßhalb auch mehr Gelegenheit und Kraft waren zu großer That. Rousseau und Diderot, deutschem Wesen vielmehr zugeneigt, galten als Helfer, und alles dies ward Vorbereitung zu jener Sturm- und Drangperiode, die so wenig Französisches und so viel Einfluß in Deutschland hatte. Und auch Rousseau und Diderot, die literarischen Helden der Natürlichkeit in Frankreich, wurden im Natürlichkeitsprinzipe sehr modificirt angenommen, wo es sich um einen Grundsatz für literarische Kunst handelt. „Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist" — sagt Goethe da, wo er über das Hinweisen dieser Männer auf die Natur spricht — „durch den Schein die Täuschung einer höherer Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt."

Schriften wie „sistéme de la nature" enttäuschen ihn sehr über Gedankenhöhe in Frankreich: er findet dies Buch platt und es erhöht nur seinen Widerwillen gegen abstrakte Philosophie. Kurz, Alles zeigt ihm, daß sein Wesen dort nicht die Wahrheit für Kunst und Leben fände, er wendet sich ab von Frankreich, ergreift mit enthusiastischer Vorliebe den Shakespeare, den er aus Chrestomathieen bereits in Leipzig flüchtig kennen gelernt, und ergötzt sich mit Lenz an den Kühnheiten des Engländers, welcher so viel nähere Verwandtschaft mit den Deutschen zeigt. Lenz, ein kleiner blonder Liefländer, den literarisches Interesse mit Goethe zusammenführt, hat besonderen Sinn für den Humor Shakespeare's, durch Goethe lächelt bis in die spätesten Jahre ein behaglicher Sinn für alles Komische, und sie treiben denn Shakespeare'sche Scherze mit allem Uebermuthe junger Leute und junger Verse, die von französischer Abgemessenheit nichts mehr wissen wollen.

Aber noch war ein schmerzlicher Abschied vom Ueberrheine zu bestehen. Es war der Abschied von Friederiken, der er vom Pferde herab zum letzten Male die Hand reicht. Man hat viel darüber gescholten, daß er in solcher Jugend solche Kraft haben konnte, von einer Neigung das leidenschaftliche Verlangen und die unpassende Folge abzuwehren. In dieser Kraft, das schönste Gefühl zu erregen, und durch Herrschaft schön und dauernd zu

erhalten, beruht uns aber der große Dichter Goethe, und wir können also an seinem eigenen Thun wie an schöner Dichtung vorübergehen, ohne Zudrängen, ohne Zumuthung.

So kehren wir im Spätjahre 1771 mit ihm aus dem Ueberrheine nach der Heimath zurück, den von Deutschland abgerissenen Landstrich mit dem weit nachblickenden Münster verlassend, schmerzhaft verlassend, aber darin fester Ueberzeugung mit ihm, eine neue literarische Welt könne uns im Wesentlichen von dorther nicht kommen.

Die Vorbereitungen schießen in Blatt und Blüthe, und unerwartet reif bieten sich die schönsten Früchte. Die nächsten Jahre der Frankfurter Zeit sind der große Anfang Goethe's, 1771 bis 1775 erscheint er plötzlich mit vollen Segeln auf der Höhe des literarischen Meeresspiegels. Götz, Werther, Clavigo, Stella, Faust, Egmont, drängen sich hervor und erscheinen zum Theil schon im Druck. Wie man diese Zeit mit Einbegriff der Goethe'schen Freunde „Sturm- und Drangperiode" nennt, so kann man diese erste Schriftperiode Goethe's die Genie-Periode des Dichters nennen.

Genie ist diejenige Kraft des Menschen, welche durch Handeln und Thun Gesetze und Regeln gibt, — so ungefähr bezeichnet er es selbst. Was ihm nach so breiter Vorbereitung kritisch noch nicht entschieden und reif war, das ward unter seiner schaffenden Fähigkeit, ihm selbst überraschend, geniale That. Eh' sie hervorbricht, lebt er noch in der reichsten Abwechselung und in der lieblichsten Träumerei. Wichtige Freundschaften festigen oder bilden sich, Georg Schlosser ist wieder neben ihm, Georgs Bruder ebenfalls, das Verhältniß zu Merk aus Darmstadt, diesem merkwürdigen Manne, dem Vorbilde von Mephisto, der genialen Unproduktivität bildet sich. Goethe zieht in der damaligen Zeit oft nach Darmstadt, wo sich ihm ein schöner Kreis theilnehmender Bildung bietet. Es existiren die interessantesten Sagen vom Reize seiner schönen jugendlichen Erscheinung, und wie junge Männer und Mädchen ihn im Chorus empfangen, wie er Abends vor den Thüren und in Gärten unter ihnen gesessen, von der neuen Literatur prophezeit, und vorgelesen habe. Faust war damals schon

vorgerückt. Dieses Gedicht zieht sich unscheinbar durch die Jugendjahre hin.

Das Studium des 15. und 16. Jahrhunderts beschäftigt ihn in der Stille, der Münster wirkt ununterbrochen nach, und die Bibel bewährt ihm jene Anziehungskraft, welche sie früh und spät auf ihn äußerte. Er kommt ihr gegenüber zu der festen Maxime, unbekümmert um Kritik auf sich wirken zu lassen, was sich wirksam zeigt. Einzelnes solcher Eindrücke und erweckter Gedanken schreibt er in sibyllinischem Stile auf, zu dem ihn Hamann verleitet, und läßt es einzeln und namenlos drucken, so daß es unbemerkt unter der Menge hindurchschleicht. Dieser übeln Manier entäußert sich Goethe's Natur bald wieder. Hamann will das Totale des Menschen ausdrücken, ohne Rücksicht auf unsere Möglichkeit des Ausdruckes, welcher jedenfalls successiv zu Werke gehen muß, so lange nicht ein Schrei oder so etwas ganze Gedankenreihen darstellen kann. Deshalb ist er ein wirklicher Feind schöner Literatur.

Unter allen Studien ist Goethe's Trieb zur Hervorbringung grenzenlos, und in so fern dieser Trieb wie irgend möglich in erster Ursprünglichkeit sich äußern will, wird er die Seele einer Sturm- und Drangperiode. Die Mannigfaltigkeit, der er sich bei allem Drange niemals entzieht, bewahrt ihn indessen vor der ungeschlachten literarischen Aeußerung, welche den Sturmgenossen begegnet. Reue über das Verlassen Friederikens bekümmert sein Herz, vertrautes Eingehen auf alle Verhältnisse seiner Umgebung zerstreut es, Herumwandern in der Landschaft, Träumen und Liedersingen nährt die poetische Welt, dichterische Pläne wachsen und nähern sich der Reife. Darunter ist Götz, dessen Lebensbeschreibung er gelesen, dessen Zeit er studirt hat.

Der Vater läßt indessen die juristische Laufbahn des Sohnes nicht aus den Augen, und Goethe geht nach Wetzlar, wo eine Revision des Kammergerichtes die wichtigsten Fragen des Rechtes im Schwange erhielt, und wo kenntnißreiche Leute der Art aus allen Theilen Deutschlands zusammenströmten. Hier findet Goethe ein drittes akademisches Leben; an einer großen Wirthstafel wird Rittertafel gespielt, und als Götz von Berlichingen nimmt der neue Ankömmling Theil daran. Er verkehrt mit Gotter, und kommt durch ihn in einige Berührung mit dem Haynbunde. So

sendet er denn auch einige Gedichte in Boie's Musenalmanach. Wie sehr er übrigens Klopstock verehrte, den idealen Patron jenes Bundes, der nordische Götterstil, welchen er und die Göttinger pflegten, war nicht nach Goethe's Geschmack. Nur der humoristische Zug darin war ihm von einiger Anziehungskraft. Eben so fühlte er sich der indischen Ungeheuerlichkeit abgeneigt, und nur das Episodische aus beiden Kreisen pflückte er zu den Mährchen, die er auch jetzt wie einst mündlich vorzutragen liebte. Dagegen wendet er sich wieder ganz dem Homer zu, welcher neben Ossian auch im Werther so viel herumgetragen wird. Götz und Werther sind die Embryonen, denen alle damalige Regung zufließt, so weit sie sich nicht in ein Lied retten kann. Der traurige Wirrwarr bei Visitationen des Kammergerichtes, der unbestimmte Drang nach Freiheit, welcher schon durch die Welt zog, drang in die Seele Götzens. Und die Seele Werthers war schon im Weh um Friederiken vorbereitet, sie fand Nahrung, Terrain, Namen und Charakteristik in Wetzlar, wo er wirklich eine Lotte liebte, die einem Andern versagt war. Dies Alles, durch ein späteres, peinliches Verhältniß zur Tochter der Frau von Laroche, die in Frankfurt an einen Brentano verheirathet war, verstärkt, gewann Fassung und Katastrophe durch den Selbstmord des jungen Jerusalem. Werther also ist Goethe, der nur gegen Ende des Büchleins seine Rolle dem unglücklichen Jerusalem übergibt.

In Wetzlar indessen wurde noch eben so wenig ein Wort davon geschrieben, — es müßten denn Briefe oder Tageblätter eingerechnet sein — als Goethe seiner Lotte gegenüber Werther'scher Verzweiflung hingegeben war. Er ist rüstig bei den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", die Schlosser beginnt, er treibt Scherze mit Höpfner in Gießen, der dafür gewonnen werden soll, er trachtet freien Geistes juristische Vortheile bei diesem Gelehrten sich anzueignen, ja, wir sehen ihn, nachdem er sich von Lotte losgerissen, das Lahnthal zu Fuße hinabwandeln und bald darauf in Coblenz eine kleine Neigung für jene Tochter der Laroche hegen.

Bei jener Wanderung an der Lahn ereignete sich der berühmte Messerwurf. Goethe, auf solchen Partieen stets wieder nach der Natur zeichnend, fühlte sich von der Frage gepeinigt, ob er in bildender oder literarischer Kunst seine passendste Bestimmung

fände, und wollte ein Orakel versuchen. Er warf schnell ein schönes Taschenmesser nach dem Ufer, welches von Weiden verdeckt war, Hängenbleiben des Messers oder Hineinfallen sollte Entscheidung sein. Das Schicksal tändelte wie er, und er ersah kein deutliches Resultat des Wurfes.

In Coblenz wohnt er bei Laroche, jenem sarkastischen Manne, dem Verfasser der „Briefe über das Mönchswesen", welchen wir schon neben Wieland gesehen. Hier findet sich Leuchsenring ein, von dem neuerdings Varnhagen eine Charakteristik geschrieben, ein literarischer Abenteurer, der immer Chatoullen mit Briefen bedeutender Leute bei sich führt, und literarische Zwecke und Bildung thätig und geistreich wie ein Commis voyageur betreibt. Goethe spricht mit einiger Geringschätzung von dieser Art, Varnhagen entwickelt in ihm eine merkwürdige Person, die auf ganz eigenem Wege bedeutenden Bildungsplänen nachstrebte. Jedenfalls ist dieser Repräsentant abenteuerlicher Cultur-Ritter, die umherwanderten, auch Repräsentant einer Partie aus jener Zeit, wo auf allerlei geniale Weise eine neue Welt gebildet sein wollte.

Langsam kehrt Goethe auf dem Rheine mit Merk zurück gen Frankfurt, zeichnet, und gibt sich lächelnd dem scharfen Elemente Merks hin. Nach Frankfurt kehrt er zunächst auf Schlossers Andrängen, welcher sich um Cornelia bewirbt. Neben dem Kunstdilettantismus, der so viel Zeit in seinem Leben einnimmt, betreibt jetzt Goethe nebenher wirklich Advokatur, wobei der damals durchbrechende Humanismus seine Rolle spielt, eine Rolle, welche der Revolution so tief vorarbeitete.

Dies war die Zeit, wo die Form nach theatralischen Planen sich hindrängte, wo Götz immer deutlicher sich gestaltete, wo Cornelie, ungeduldig über das bloße Reden davon, trieb und stachelte, und wo in sechs Wochen endlich Götz von Berlichingen geschrieben ward. Herder, dem das Manuscript zugeschickt wurde, spöttelte darüber nach seiner herkömmlichen Art; Merk zeigte sich nicht unzufrieden damit, und als Goethe die Liebschaft mit Adelheid noch etwas umgearbeitet und beschränkt hatte, aber keinen Muth für das Druckenlassen zeigte, da rief Merk: „bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln." Auf eigene Kosten besorgen sie den Abdruck, das Stück erscheint anonym, und macht außerordentliches Aufsehen. Da das Geschäft schlecht betrieben

wurde, auch bald ein Nachdruck kam, so war es der Börse des Dichters gar bedrohlich, aber als beim zweiten Abdrucke der Name Goethe erschien, da ersetzte der Ruhm alles Uebrige.

Was vereinigte sich aber auch alles in diesem Buche, um den elektrischen Eindruck zu erzeugen, den es erzeugte! War es bloß der jugendliche Nachdruck, der auf dem Ganzen lagerte, wie ein frisches Gewitter? Der vaterländische Ton und Schmelz, welcher hier lebendig, wesenhaft verarbeitet war, nachdem er in den Bardieten Klopstocks und den Nachfolgern solchen Tones eine theoretische Theilnahme geweckt hatte? War es bloß der kräftige Gegensatz gegen porzellanhafte französische Art, wie ihn Goethe's Innere aus Straßburg mit herübergebracht und hier wie einen Athem ausgeströmt hatte? Das war von großer Wirksamkeit, aber noch mehr war darin, und eben das, wodurch nicht bloß die leicht erregte Jugend, sondern auch der reifere Antheil günstig betroffen wurde. Eine reife Blüthe derjenigen Mannigfaltigkeit war darin, womit so breit und so reich die Goethe'sche Vorbildung erfüllt war. Dies gab der Leidenschaft und dem Prinzipe die überraschende, ächt menschliche Färbung, dies gab eine hinreißende Wahrheit den bloß theoretischen Kontrasten alltäglicher Literatur gegenüber. Hierdurch gewann Götz das Ansehen einer reif ausgetragenen Geburt, die einem durchgebildeten Manne eben so wohl anstand, wie einem beginnenden Jünglinge der Schrift. Der ganze Goethe ist in diesem ersten Buche bereits angedeutet: groß und doch im Detail anmuthig eingreifend ist der Plan, gewaltig und doch so natürlich ist Götz, verrätherisch und schmerzhaft wirkend, aber doch liebenswürdig von einem Extreme zum andern geführt ist Weislingen, arg und doch verführerisch ist Adelheid, sinnlich und doch mächtig wahr Franz, scheinbar leicht in die neue Ehe mit Sickingen eingehend, und doch lieb und richtig ist Marie, und alle einfachen Figuren sind fest gebildet wie in Stein. Der Reichthum in der Wahrheit, einer bei allen Theorieen, Lessing ausgenommen, vergessenen Wahrheit, dieser Reichthum, der Lessing nicht zu Gebote stand, diese Wahrheit, die bis dahin unerhört war, mußte schlagenden Erfolg finden bei einer Nation, wo Alles nach einer mächtigen Literatur lechzte.

Endlich die Sprache. Wer hatte eine so einfache, und doch in der unscheinbarsten Wendung so gewaltige, in der Naivetät

so bezaubernde, in der feinen Schattirung so glückliche Sprache geahnt! Wiederum nur Lessing hatte die Kraft der Einfachheit erwiesen, aber keineswegs die gleichzeitige Macht im Lieblichen, den Reiz der weichen Wendung, die Tiefe in feiner Einschränkung.

In späterer Schrift Goethe's, da wo er verhandelt, erläutert, erklärt, wo es sich nicht um unmittelbare Darstellung handelt, wie im Drama und Romane, da erscheint er oft formell ausholend, mehr förmlich und ein wenig steif, als von rascher, glücklicher Form. Darüber ist viel Verschiedenes und manches Ungünstige gesagt worden. Es bleibt dem Verlaufe dieses Artikels aufgespart, darüber zuzugestehen und dasjenige davon abzuweisen, was keine Rücksicht auf Thema und nothwendige Verschiedenheit des Tones nimmt, was die unmittelbare Darstellung gleichlautend will mit der Untersuchuug, deren Wesen in Rücksicht, Beschränkung und in einer der allgemeinen Kultur gegenüber liegenden Welt besteht. Hier ist vorläufig über Goethe's Sprache, die gebildetste unserer Literatur, das zu erledigen, was auf Folgendes hinausgeht. Die förmliche Wendung, welche sich oft durch spätere Schriften Goethe's langsam bewegt, wird von manchen Verehrern dahin gerechnet, daß Goethe schon 1749 geboren und in der Sprache der fünfziger Jahre aufgewachsen sei. Erinnert denn aber Götz, Werther, Egmont, erinnern die Lehrjahre Meisters an eine Sprache von 49? Das heißt an eine Sprache, die neben unserer heutigen schwerfällig erschiene? Nein. Es ist bekannt, daß Goethe mit unermüdlicher Sorgfalt bei späteren Ausgaben an Einzelnheiten des Ausdrucks, an Interpunktion und solchem Detail änderte. Man kann frühere und spätere Ausgaben des Werther vergleichen, und man wird erstaunt sein über die Sorgfalt, womit er ein „und" ausgestrichen oder eingeschoben hat. Aber diese Aenderungen betreffen nur das unscheinbarste Detail, in Führung der Sprache ist nichts verwandelt. Die Sprache von 49, im Wesentlichen gefaßt und lebendig ausgedrückt, war die unsrige; wenigstens faßte sie Goethe so, wie sie unserer Literatur vertraut und werth wurde und noch ist. Goethe's Verdienst um feinen, erschöpfenden und innigen Ausdruck ist unermeßlich, wir verdanken ihm fast Alles, was man jetzt „fein gesehen" nennt. Während die meisten Autoren für das Staatskleid

der Sprache arbeiten, was mehr glänzt als nützt, arbeitete er für den gefälligen natürlichen Anzug, der in der Hütte Zugang gewinnt und im Palaste, er schuf die edle Einfalt der Sprache, die schönstes Glück einer schönen Literatur und einer durchgebildeten Nation ist. Nicht also jene frühe Zeit seiner Jugend und nicht der Mangel flüssigen Talentes war Ursache jener talarrauschenden Förmlichkeit und Schweifung, welche bei Goethe zuweilen auffällt, und besonders in späteren Schriften erscheint. Nein, manches Andere wirkte dahin, und manches Beste wirkte sich da hinein. Die Formen der Reichsstadt, der förmliche Vater, der juristische Kanzleistil, der so nahe stand und selbst geübt sein mußte, sie waren ein gar haltbarer Grund für solche Aeußerung. Zur Reichsstadtbildung kam später die Bildung selbst. Sie zeigt, wie viel Irrthümliches mit vollem, rundem Munde gesagt wird, sie weiß, wie viel man einschränken muß, um wahr zu sein, sie hat endlich eine lebhafte Furcht vor der Manier und Manierirtheit. Ihr zu entgehen, baut sie sich in das farblose Gerüst der abstrakten Wendung, und erhält beim alternden Schriftsteller leicht ein dürres Ansehen.

Aber Goethe behielt in spätem Alter liebevolle Ehrfurcht für den ungestümen Ausdruck seiner Jugend, wohl wissend daß jener Ungestüm und diese spätere Bedächtigkeit erst zusammen die volle Kraft des Autors auf Zeit und Nation bilden, er bewahrte das vergelbte Manuscript seines Götz aus dem Mansardzimmer in Frankfurt noch sorgfältig in Weimar. Nach Vollendung des Götz war er voll Pläne, deutsche Geschichte zu dramatisiren, und hier ist's gewiß sehr zu beklagen, daß Anderes sich eindrängte und solch eine Nationalhoffnung nicht erfüllt wurde. Sein Patriotismus war niemals von jener beschränkten Art, auf einen einzelnen Punkt hin zusammen zu dörren, statt von einem einzelnen Punkte aus auszubreiten.

Der Drang, sich zu äußern, war damals so lebhaft in ihm, daß er für seine Monologe sich stets eine zweite Person ergänzte, auf deren Einwand oder Zustimmung sich das Selbstgespräch erbaute. Dies ist auch die Grundform des Werther, und ein Geheimniß, warum, außer durch den Inhalt, jene Briefe so bewegend auf den Leser eindringen konnten. Die zweite Person steht wie ein winkender oder drohender Schatten hinter und in den

Briefen. Der Trübsinn englischer Literatur, damals so wirksam in Deutschland durch Youngs Nachtgedanken, Gray's Dorfkirchhof und durch Ossian, dieser Trübsinn gab dem Werther die Färbung. „Diese Gesinnung war so allgemein, daß eben Werther deswegen die große Wirkung that, weil er überall anschlug, und das Innere eines kranken jugendlichen Wahnes öffentlich und faßlich darstellte.“ So sagt Goethe selbst mit Bescheidenheit, den vollen Puls literarischen Ausdrucks unerwähnt lassend, welcher so viel zum Erfolge Werthers beitrug. Hierbei spricht Goethe das wichtige Wort über Poesie. „Man findet in dieser englischen Poesie durchaus einen großen, tüchtigen, weltgeübten Verstand, ein tiefes, zartes Gemüth, ein vortreffliches Wollen, ein leidenschaftliches Wirken, die herrlichsten Eigenschaften, die man von geistreichen gebildeten Menschen rühmen kann; aber das alles zusammengenommen macht noch keinen Poeten. Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken.“ — „Die muntersten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen.“

Wie schon erwähnt gab die Tochter der Laroche, die Mutter Bettinens und Clemens Brentano's, den letzten Anstoß zur Abfassung des Werther. Sie war an einen ernsten Geschäftsmann verheirathet; Goethe zeigt dabei nicht eben eine leidenschaftliche Theilnahme, kann sich aber doch nicht ganz dem peinlichen Eindrucke entziehen; seine eigene Welt ist oft englisch melancholisch, wie die Nachricht vom Dolche bezeigt, den er Abends beim Schlafengehen ein Stückchen in die Brust zu senken versucht; die Erinnerung an seine verlorenen Lieben ist schmerzhaft aufgeweckt, Jerusalems Tod gibt den Ausschlag, er zieht sich vier Wochen in sein Zimmer zurück und schreibt „die Leiden des jungen Werther“.

Der Eindruck, die Nachahmung, die Travestie Nicolai's sind bekannt. Handschriftlich existirt ein kleines Gedicht Goethe's: „Nicolai auf Werthers Grabe“, was seiner Derbheit wegen nicht gedruckt werden kann, und was die an Nicolai natürlichste Aeußerung aller Sentimentalität gegenüber beschreibt. Die zu-

dringlichen Nachfragen, wer denn eigentlich Lotte, was denn eigentlich wahr daran sei, die mehreren Lotten, die sich für konterfeit ansahen, das bloße Interesse am Stoff wurden für Goethe sehr beschwerlich. Ein Blick auf dieses Büchlein belehrt über die falsche Vorstellung, welche davon noch jetzt unter einem grossen Theile des Publikums die herrschende ist. Werther ist keineswegs ein einfacher Bericht der Roman-Thatsachen, eine strebende Gedankenwelt ist das Netz, was breit und vorherrschend über der kleinen Begebenheit liegt, und es ist ein gar günstig Zeichen für's Publikum, daß ein so sinnendes Buch allgemeinen Zulauf fand. Zorn gegen die Prätensionen des adeligen Standes, der einmal herb angedeutet ist, wurde begierig herausgelesen, und die letzten Worte von Werthers Leiden sind: „Kein Geistlicher hat ihn begleitet."

Die bloße Theilnahme am Stoffe, und die Fragen über den Zweck verstimmten ihn. „Die wahre Darstellung", sagt er in Bezug hierauf, „hat keinen (didaktischen) Zweck. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge, und dadurch erleuchtet und belehrt sie."

Dies waren die für Goethe's Geschichte so wichtigen Anfangs-Jahre 1773 und 74. Zwischen Götz und Werther fällt die kleine Satyre „Götter, Helden und Wieland", worin der Letztere über Abschwächung der Griechen und Shakespeare's verspottet wird. Der kurze Scherz spielt in der Unterwelt, wo Wieland von Euripides, der Alceste, Hercules &c. zur Rede gestellt und humoristisch genug behandelt wird. Auf Werther folgen viel rasche Produktionen kleinerer Art, wie „das Jahrmarktsfest" — und der „Prolog zu Barths neuesten Offenbarungen", lauter kecke Dinge, wodurch die jugendliche Bewegung in der Literatur immer lebhafter in Athem gehalten wurde. Wenn man von dieser Bewegungsperiode hört, die nach einem Klinger'schen Stücke „Sturm- und Drangperiode" benannt ist, so verwundert man sich stets, nicht mehr bedeutende Namen dafür aufzufinden. Lenz und Klinger sind die einzigen, und dem Erfolge nach sind doch auch sie von keiner großen Bedeutung, wenigstens nicht von einer Bedeutung, die jenem Geräusche und jenen aufgeregten Ansprüchen entspräche. Goethe redet oft von einem Kreise Frankfurter Freunde, nennt aber namentlich nur einen Wagner, der sich übrigens nicht bemerklich gemacht hat. Die Verschwörung gegen eine alte Literatur

war mehr eine Stimmung, als eine Gesellschaft; die Natur! die Natur! im Gegensatze zur Convenienz war eine sehr allgemeine Losung, und was daraus zu machen sei, fiel doch ganz und gar dem eigenen Talente eines Jeden anheim. Eben so hat man ja neuester Zeit gemeinschaftliche Anregung zur Gemeinschaftlichkeit gestempelt und das Aehnliche für einander verantwortlich gemacht. Möge die Formel eben so wenig schaden, als sie bei Goethe geschadet hat. Denn dies war der sichere Weg zu Goethe's Größe, daß er die von außen gegebene literarische Nothwendigkeit, auch die neue geniale Nothwendigkeit nicht so hoch achtete, wie das, was sich in seiner eigenen Welt zur Nothwendigkeit ineinander wob, daß er nicht die Formel, sondern sich zu entfalten suchte.

Die wichtigsten Bekanntschaften im Wertherjahre sind Lavater und Basedow, die durch Frankfurt reisen und mit denen er kleine Reisen macht. Es war ihm einmal gewährt, solche Verschiedenartigkeit vermittelnd in sich aufzunehmen; der Cynismus und die Unreinlichkeit Basedows waren ihm lästiger als die grellen Aeußerungen des Philanthropen, welcher bescheidene Leute mit der Dreieinigkeitslehre verspottete, und das Wichtigste bei der unpassenden Gelegenheit schreiend umherstreute.

Eben so empfand er, trotz des Geniedranges, eine lebhafte Vorliebe für Justus Mösers Schriften, für jene kleinen Aufsätze, die das Neue so vorsichtig und nie anders als gründlich empfehlen. Diese Vorliebe ist besonders um jene Zeit rege, und wird im folgenden Jahre die milde Gesprächsanknüpfung für die Weimarischen Herrschaften, denen er als genialer Kopf jugendlicher Ueberschwenglichkeit interessant war, und denen er so achtenswerth erscheinen mußte in warmer Empfehlung des besonnenen und in klarer Forderung tüchtigen Möser.

Tief, wie ein unterirdischer Fluß, ging unter solcher sichtbaren Oberfläche eine erwachte Neigung für Spinoza. Die Ethik dieses Mannes prägte sich bereits steinern in Goethe's Sinn, und als er auf der Reise mit Lavater und Basedow in Cöln Fritz Jacobi antraf, so wurden die Gespräche über den philosophischen Juden der innigste Anknüpfpunkt für Beide. Beide waren noch so jung, Jacobi erschrack noch nicht so vor den Gefahren in Spinoza, die ihn später so stürmisch bekümmerten, daß er den sanften

Mendelssohn damit zu Grunde richtete, und vielleicht den kritischen Anstoß zu neuen Philosophemen gab. Es gab innige Gespräche, intimes Anschließen zwischen ihm und Goethe; diese Art nachzudenken war für Goethe „willkommen und gemüthlich".

Als er heimkehrte nach Frankfurt besuchte er auch wieder das saubere Zimmer der Klettenberg, die leidend am Fenster sitzt, und welcher er, der poetische Heide, erzählt, was ihm außen und innen begegnet ist. „Wenn ich mich" — sagt er — „als einen Auswärtigen, Fremden, sogar als einen Heiden gab, war ihr dieses nicht zuwider, vielmehr versicherte sie mir, daß ich ihr so lieber sei als früher, da ich mich der christlichen Terminologie bedient, deren Anwendung mir nie recht habe glücken wollen; ja, es war schon hergebracht, wenn ich ihr Missionsberichte vorlas, daß ich mich der Völker gegen die Missionarien annehmen und ihren früheren Zustand dem neueren vorziehen dürfte. Sie blieb immer freundlich und sanft, und schien meiner und meines Heils wegen nicht in der mindesten Sorge zu sein."

Unter den dramatischen Plänen war auch ein Leben Mahomets, wovon nur eine Hymne in den Werken, eine Andeutung des Plans in der Biographie aber viel versprechend ist. Noch mehr zu bedauern ist, daß er einen zweiten und dritten Plan aus jener Zeit, die so reich an grandioser Absicht, unausgeführt fallen läßt. Der zweite ist ein Epos vom ewigen Juden, worin er um die wunderschöne Sage des Ahasver die hervorstechenden Punkte der Religions- und Kirchengeschichte ranken wollte. Jene Vorwürfe, daß er ein Heide, wenigsteus ein Pelagianer sei, Vorwürfe, die ihm nicht Jedermann so gutmüthig machte wie Fräulein Klettenberg, hatten ihn wieder auf solche Themata geleitet. Besonders war's ein Punkt, der ihm Strafpredigten zuzog, der nämlich, daß er von den Menschen glaubte, sie hätten zwar erbliche Mängel, die Natur führe aber einen Keim, „der, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne."

Der dritte Plan ist Prometheus. Auch dieser ward nur begonnen, und es ist uns nur ein Stück Gedicht überliefert, was jene spinozistische Bewegung zwischen Lessing und Jacobi erregte, worin sich Jener, durch das Gedicht veranlaßt, zu Jacobi's Schrecken spinozistisch äußerte.

Ueber diesem Prometheus bei der Lampe sitzend ward Goethe durch einen Besuch unterbrochen. Dies war Knebel, der ihn zum Erbherzoge von Weimar bringt, da dieser durch Frankfurt reist, und solchergestalt die Zukunft Goethe's einleitet. Von andern Besuchen hebt Goethe den von Klopstock heraus, und den von Zimmermann. Klopstock war auf dem Wege nach Carlsruhe; merkwürdig genug berichtet Goethe, daß fast nur von Schrittschuhlaufen und anderen Liebhabereien, am Wenigsten von Literatur zwischen ihnen die Rede gewesen sei. Ein gemachtes Wesen Klopstocks, der sich als poetischen Religionsstifter gab, und vielleicht besonders neben der muthwilligen Jugend diplomatisch halten zu müssen glaubte, hat offenbar auf Goethe keinen günstigen Eindruck gemacht. Es fand ein kurzer Briefwechsel darauf zwischen ihnen statt, der jetzt gedruckt ist, und woraus auch hervorleuchtet, daß dem jungen Dichter die guten Regeln ungenügend und lästig vorkommen, daß er in produktiver Kraft sich dagegen verhält, wenn auch nicht eben wie gegen eine Unzulänglichkeit, doch wie gegen eine unwirksame Sonderbarkeit. Bei Erwähnung Zimmermanns sagt Goethe: „da mich nun überhaupt das, was man Eitelkeit nennt, niemals verletzte, und ich mir dagegen auch wieder eitel zu sein erlaubte, das heißt, dasjenige unbedenklich hervorkehrte, was mir an mir selbst Freude machte, so kam ich mit ihm gar wohl überein."

Dies mag zur Erklärung beitragen, daß er über den geringeren Zimmermann viel weitläufiger erzählt. Wir sehen ihn übrigens enger und enger eingeweiht in die Bildungsgeschichte der damaligen Zeit, wodurch sein Leben eine Spiegelgeschichte damaliger Zeit wird, und er tieferen Grundes von Klopstock entfernt werden mußte, da Klopstock der Mannigfaltigkeiten keineswegs Herr zu werden, und eben so wenig die durch ihn veranlaßte Anregung produktiv oder auch nur geschmeidig fort zu bewegen wußte.

Goethe behandelt seine poetischen Produktionen gern wie eine jedesmal abgelegte Beichte der Zustände und bedrängenden Stimmungen, denen er eben anheim gefallen war, und wie nach einem wirksamen Hausmittel fühlt er sich jedesmal erleichtert, wenn solch ein Theil seines Lebens künstlerisch abgelöst, und dadurch innerlich vollendet war. So kehrte er nach Abfassung des Werther

wieder zu den Geselligkeiten der Altersgenossen zurück. Bei diesen Kränzchen gesellt er sich zu einem ruhigen, schönen Mädchen, für das er ein ruhiges, leidenschaftloses Wohlwollen empfindet, und das er sich bald und gern, da auch Mutter und Vater solcher Absicht zuneigen, als seine Ehefrau vorstellt. In einem jener Kränzchen liest er „das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo" vor, und seine neue Gebieterin trägt ihm auf, daraus ein Schauspiel zu machen. Da er selbst schon vorher daran gedacht, so wird bereits auf dem Heimwege der Plan und in einer Woche das Stück „Clavigo" fertig.

Merk zeigt sich zwar wenig zufrieden damit, und nennt es einen „Quark", Goethe ist aber keinesweges geneigt, diese einfache Art so wegwerfend anzusehen. Und gewiß zum Vortheile unserer Literatur. Wäre das Stück vom Peinlichen der Schwindsucht befreit, es gäbe eine reine bedeutende Wirkung. Es entwikkelt sich so menschlich wahr, Form und Sprache sind so leicht, so gesund einfach, und in den Hauptwendepunkten so geistreich nachdrucksvoll! Carlos, das geistige Leben des Stücks, gehört zu den genialsten Erfindungen Goethe's. „Der Bösewichter müde" — „wollt ich in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken lassen, um auch einmal auf diese Weise eine Tragödie zu motiviren. Berechtigt durch unsern Altvater Shakespeare nahm ich nicht einen Augenblick Anstand, die Hauptscene und die eigentlich theatralische Darstellung wörtlich zu übersetzen. Um zuletzt abzuschließen, entlehnt' ich den Schluß einer englischen Ballade." —

Carlos, der auf seinem Standpunkte vollkommen Recht und gegen die Verhältnisse und bei dem unglücklichen Ausgange so schreiend Unrecht hatte, Carlos, der seinen einseitigen Standpunkt eines Weltmanns mit so viel Geist und Schärfe geltend macht, war geradezu ein außerordentliches, ein neues Moment in der dramatischen Form, ein Triumph der Wahrheit, welche im verhältnißmäßigen Unrechte die schlagende Wirkung hervorbringen mußte. Schon darum ist dies Stück für Goethe von großer Wichtigkeit, und für uns ist es ein glücklich Ereigniß, daß sich ein so ausgezeichneter Darsteller, wie Seidelmann, für Goethe'sche Einfachheit und Wahrheit gefunden, und just mit dieser Rolle noch beinahe sechszig Jahre nach Abfassung des Stücks einen leb=

haften Impuls für allen dramatischen Antheil hervorgebracht hat. Wenn nichts Anderes, so könnte dies ein Zeichen für Merk sein, daß auch die geistreichste Improduktivität kein erschöpfendes Urtheil über die Thaten des Talentes hat. Es ist erstaunlich, daß er sogar die verwandte Größe des Verstandes, die im Carlos eine gutmüthige Welt über den Haufen wirft, daß Merk diese ihm selbst verwandte Kraft so schlecht zu würdigen wußte. Wie gern weist die ärmliche Kritik auf gute Freunde und Rathgeber großer Talente, und verbirgt nur scheinbar, oder gar nicht den Gedanken, daß diesen ein bester Theil des Ruhms gebühre. Wie gern hätte sie das auch bei Merk gethan! In Wahrheit zeigt sich doch aber hier und bei anderer Gelegenheit, zum Beispiele bei dem Briefwechsel Merks, den Wagner vor Kurzem herausgegeben, es zeigt sich, wie täuschend bedeutsam ein neben dem Talente dreist aufschlagendes Urtheil aussehen kann, und wie gering doch Kraft und Verdienst einer Bemerkung ist neben der Gesammtfähigkeit eines produktiven Talentes. In einem solchen sind gar viel Einzelheiten vereinigt, und sehen wegen der Vereinigung schwächer aus, weil eine die andere in halbes Licht stellen muß, damit ein Ganzes gedeihe. Scharf und überraschend zu sein, wie viel weniger ist es, als schöpferisch, und die Unkenntniß dieser Bemerkung hat namentlich gegen Goethe so oft die oberflächliche Ueberhebung bewaffnet.

Bald hinter Vollendung des Clavigo schloß der dritte und letzte Band „Dichtung und Wahrheit". Man sah noch die treffliche Mutter Linnen und Schränke zur Hochzeit rüsten, man hörte noch vom gleichmüthigen Sohne, daß sich ein seltener Friede über das Haus verbreitet habe, und der Vorhang schien für immer gefallen. Man flüchtete zu den „Tag- und Jahresheften als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse", die mit dem 31sten Bande Cotta'scher Ausgabe beginnen. Dort, wo er sehr summarisch verfährt, nennt er die Leipziger Zeit seine Zeit des französischen Dramas, verhoffend, man werde den Lustspielen von da ein fleißiges Studium der Molière'schen Welt nicht absprechen. Die Zeit von 1769 bis 75 bezeichnet er damit: „Man fühlt die Nothwendigkeit einer freieren Form und schlägt sich auf die englische Seite. So entstehen Werther, Götz, Egmont. Bei einfacheren Gegenständen wendet man sich wieder zur beschränkteren

Weise: Clavigo, Stella, Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella — hierher gehören die Lieder an Belinden und Lilli.“ — — „Inzwischen geschehen kühnere Griffe in die tiefere Menschheit; es entsteht ein leidenschaftlicher Widerwille gegen mißleitende, beschränkte Theorien; man widersetzt sich dem Anpreisen falscher Muster. Alles dieses und was daraus folgt, war tief und wahr empfunden, oft aber einseitig und ungerecht ausgesprochen. Faust, die Puppenspiele sind in diesem Sinne zu beurtheilen. — Die Fragmente des „ewigen Juden“ und „Hanswursts Hochzeit“ waren nicht mitzutheilen. Letzteres erschien darum heiter genug, weil die sämmtlichen deutschen Schimpfnamen in ihren Charakteren persönlich auftraten. Mehreres dieser frechen Art ist verloren gegangen, „Götter, Helden und Wieland“ erhalten. Die Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 73 geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustande unserer Gesellschaft und Persönlichkeit. Ein unbedingtes Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar.“

Mit solchem Abriß mußten wir uns begnügen, bis sich unter den nachgelassenen Werken Goethe's ein viertes Bändchen: „Dichtung und Wahrheit“ fand. Es enthält, wie die früheren, reine Wahrheit, nur ist der Fluß nicht so verbunden, und man sieht darum hier am Deutlichsten, daß es bei dieser Biographie nirgends um Erdichtung zu thun war, sondern nur um Dichtung, in so weit die Sachen der Vergangenheit stets gedichtet sein wollen für eine zusammenhängende Darstellung. Dieser vierte Band umfaßt die Zeit von Clavigo bis Egmont, bis zur Abreise nach Weimar. Die Liebe zu Lilli ist der Sonnenpunkt darin, und wenn der alte Herr auch oft jene Lieder der Jugend wörtlich anführt, um den bewegten Zustand zu schildern, so geht ihm das Herz doch immer noch ergiebig auf, und es findet sich immer noch ein lieblicher und lebhafter Ausdruck, der jene Neigung anschaulich und glücklich darstelle. So ist dies Buch auch darin eine eigenthümliche Gabe, daß der Greis eine Jugendliebe schildert in all ihren Nüancen.

Jene besprochene Hochzeit mit dem ruhig schönen Mädchen war zerronnen, ein bloßes Projekt. Der Philosoph, welchem allein Goethe mit Vorliebe sich hingegeben, Spinoza kommt wieder eine Zeit lang ausschließlich an die Reihe. Wenn man ihn

verketzert, so sieht er lächelnd auf das Leben dieses Denkers und spricht: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Denn wie will doch ein Menschen und Gott gefälliges Leben aus verderblichen Grundsätzen entspringen? Die Natur wirkt nach ewigen, nothwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen, daß die Gottheit selbst daran nichts ändern könnte."

Friedensluft weht ihn an aus dieser Spinozistischen Welt, sie führt ihn auf die natürliche Nothwendigkeit seiner eigenen Dichternatur, der er sich denn völlig hingibt. So rege webt diese Dichternatur, daß er oft Nachts aufwacht, von Gedanken und Versen überfüllt, an's Schreibepult eilt im Dunkeln, und die Quer hin auf die Bogen Gedichte schreibt. — Es versteht sich von selbst, und Goethe gibt dafür sogar die geistreichste Andeutung, daß er sich nur den Anregungen Spinoza's, nicht dessen ganzem Sisteme hingab. Wie könnte ein bedeutender Mensch dies anders! Er ist eben dadurch bedeutend, daß er durch fremdes Thun zu eigenem Thun getrieben wird, während die Mittelmäßigkeit im Erlernen und Nachahmen Genüge findet. Für die Schwörer auf das Wort versichert er, daß keiner bei denselben Worten dasselbe denke, was der andere denkt, und daß der Verfasser des Faust niemals den Dünkel gehegt, einen Mann, wie Spinoza, vollkommen zu verstehen.

Zwischen große Pausen, die er mit Studien und Weltgeschäften ausfüllen will, kommt ein Besuch Jung Stillings und trifft die Bekanntschaft mit Lilli. Sie war ein sehr junges, liebreizendes Mädchen aus einem reichen Frankfurter Hause. Das Verhältniß zu ihr wurde ein Glück, was in kräuselnden leichten Wellen sein Leben bewegte; Lieder flogen wie Vögel alltäglich aus und ein, Lilli empfand und sang sie mit inniger Heiterkeit, und Goethe dachte zum ersten und letzten Male vollen Ernstes an eine eheliche Verbindung. Die juristischen Geschäfte, die ihm bis dahin zuweilen werth gewesen, weil darin die Pause der Produktion ausgefüllt ward, sie sollten jetzt ernsthaft den Anhalt zu einer bürgerlichen Stellung geben. Die lebhafte Neigung täuschte gern über das kleine Mißverhältniß, was immer noch statt fand, und was auch später Grund der Trennung wurde. Goethe's Eltern nämlich, obschon sehr vermöglich, gewährten doch weder in geselligen Anstalten, noch sonstigem Aufwande,

eine so glänzende Existenz, wie sie Lilli gewohnt war, und der alte Papa Goethe sprach nicht eben hoffnungsreich von der „vornehmen Dame", die in's Haus kommen sollte.

Eh' dieser Keim aufschoß, gab es ein gesangreiches, liebliches Bräutigamswesen für Goethe, besonders in Offenbach, wo Lilli sich öfters aufhielt.

Es ist bisher immer nicht besonders angeführt worden, wie die kleineren Gedichte Goethe's sich entpuppten — wer mag aber in diese sprossende Welt des Augenblicks folgen, die sich, ein Wald flüsternden Gesträuches, um alle Zeiten des Dichters rankt. Früh entwickelt sich hierfür die Goethe'sche Art, alle kleinen Zustände und Vorkommenheiten — Worte Goethe'scher Erfindung — in einen anmuthigen Rahmen zu heften, und so jene Lieder zu erschaffen, die eine unendliche Freude, ja ein nationaler Stolz unseres Vaterlandes geworden sind. Nichts hat unsere Welt des Gedankens und Gefühls so fein und so schalkhaft verbunden, nichts die alltägliche Welt so reizend beflügelt, nichts die ganze Nation in eine so sanft erhöhte Stimmung gebracht, und dadurch Weiterzeugung und Verbreitung der Poesie mehr gefördert, als das Goethe'sche Lied. Es ist wie der Segen einer schönen Mutter in unserer Literatur.

Die Zeit der Lilli war besonders reich daran. „Herz mein Herz, was soll das geben", — und „Frische Nahrung, neues Blut", — „Warum ziehst Du mich unwiderstehlich", stammen von daher, der König von Thule war schon früher gedichtet. Er erwähnt, daß Gedanken über Reim und Prosa damals besonders geschäftig in ihm gewesen seien. Bei mangelndem Gesetze und geringer Fertigkeit habe man sich zu Hans Sachs geflüchtet, und der kurzen Reime ganz erstaunlich viel gemacht. Dies lockte wohl auch viel possenhafte Versuche herbei, wie „Hanswursts Hochzeit", — „Sie kommt nicht", welche die heitere Lilli belachen mochte.

Der Trennungskeim von diesem liebenswürdigen Geschöpfe schoß indessen auf, Goethe versuchte es, sich durch Zerstreuung loszuwinden, und unternahm mit den Gebrüdern Stolberg, welche in Frankfurt bei ihm einsprachen, eine Reise nach der Schweiz. Diese, wenn auch von anderer Art, als die Frankfurter, waren auch im ersten Aufschusse ihrer genialen Drangperiode, und geberdeten sich gar unbändig und wunderlich. Goethe fand nicht

lange Behagen daran, gesellte sich schon in Zürich vorzugsweise zu Lavater, dem er dort und später für die physiognomischen Arbeiten zur Hand ging, und schied von der Götting'schen Genialität völlig, da er mit Freund Passavant eine einsame Tour durch die Gebirge antrat. Auf dem Gotthardt schlug dieser eine Fahrt aus dem Stegreife vor, hinab nach Italien, aber die Sehnsucht nach Lilli war noch zu groß bei Goethe. Obwohl er wußte, wie sehr der Vater an Italien hing, und den Stegreif-Entschluß preisen würde, kehrte er doch heim nach Frankfurt, um unter all den kleinen Schmerzen des Geselligkeitslebens die Geliebte aufzugeben.

Auf dieser Reise war er in Darmstadt dem jungen Herzoge von Weimar wieder begegnet, und hatte die Versicherung erhalten, daß man ihn gern in Weimar sehen würde. In Karlsruhe hatte sich das Gespräch mit Klopstock diesmal mehr literarisch gestaltet, ja er hatte diesem einige Scenen aus dem Faust mitgetheilt, von denen Klopstock, gegen seine sonstige Art, auch zu Andern lobend gesprochen. Bei den Stellen, die durch Tell klassisch geworden sind, schaltet er in der Biographie die überraschende Bemerkung ein, sie hätten da „jenes der ganzen Welt als heroisch-patriotisch-rühmlich geltenden Meuchelmords gedenken" müssen, und zu seinen Zeichnungen nach der Natur erzählt er Folgendes, was für seine Naturschilderung nicht ohne Einfluß gewesen sein mag. Er habe nämlich mit Bleistift nur die Hauptumrisse entworfen, und die weitere Beschreibung in Worten hinzugesetzt. Sieht man, wie geordnet er meist Hauptpunkte in den Vordergrund stellt, und dann das Uebrige gruppirt, so erkennt man hierin wohl einen Theil seines Weges zur Schilderung von Gegenden.

Außer den Singspielen, wie Erwin und Elmire, füllte er jene Zeit der Pein in Frankfurt mit Egmont. Erwin und Elmire, wozu die Romanze im Vikar of Wakefield Veranlassung, ist sehr anspruchlos und einfach; spräche nicht Goethe selbst von jener Romanze, so könnte man glauben, der Eifersuchtsstoff aus der „Laune des Verliebten" habe nur in erhöhterer, reinerer Form ausgedrückt sein sollen. Ueber Claudine von Villa Bella, über Stella, ja über Faust und die Arbeit an diesen Stoffen, welche noch in die Frankfurter Periode gehört, spricht Goethe wenig oder Nichts. Claudine anbetreffend, werden wir an die oft wie-

verkehrende Goethe'sche Art erinnert, darin ein poetisches Genüge zu finden, daß kleine Gefühle und Regungen anmuthig durcheinander spielen, sich eine gefällige Form, einen wohlklingenden Ausdruck suchen, und, unbekümmert um anspruchsvolle Zuschauer oder Zuhörer, hinter dem herabgleitenden Vorhange verschwinden. In die jetzige metrische Form wurde Claudine und Erwin und Elmire erst beim Aufenthalte in Italien gebracht, wo er der musikalischen Form eifrig nachtrachtete. Stella dagegen greift mit eigenthümlicher Naivetät in ein bedenkliches Thema der Sitten. Mit einer einfachen vollpulsigen Prosa, die eben so in kurzen vollen Schlägen geht, wie das folgendrohende Verhältniß, kündigt sich unter guten Menschen die Verwirrniß an. Fernando hat zwei Frauen, ist doch wahr in der Liebe, doch emfipndlich für das Gesetz der Sitte, und unsicher hin und her tretend, zieht er selbst das tragische Verhängniß herbei. Der kühne Gang einer Genialität ist in diesem unscheinbaren Stücke herzlich ausgedrückt, einer Genialität, welche die Wahrheit auch gegen das Herkommen sucht, welche dem Herkommen auch die edle Würde nicht entzieht, welche leicht in das Schwierigste hineinleitet, welche die Gefühle würdig schattirt, welche in dem Mißlichen nirgends übertreibt, und dies doch wie einen Donnerschlag auf menschliche Schwäche sich entladen läßt. Der natürliche Ton täuscht über das peinigende Verhältniß, und kann man das Stück auch nicht für eine wohlthuende ästhetische That gelten lassen, so bleibt es doch ein höchst bedeutsames Symptom der dichterischen Energie.

Auch der erste Theil des Faust fällt noch in diese Frankfurter Epoche bis zum Jahre 1775. Da sich aber hierin aller Gedanke des Dichters in höchster Potenz ausprägt, und das Thema in vorgerücktem Alter noch einmal aufgenommen und als eine Summe des Lebens beendigt wird, so tritt die Betrachtung dieses Hauptwerkes passend am Schlusse des Dichterlebens auf. Ganz in die letzten Tage dieser ersten Goethe'schen Epoche, welche man gern die geniale nennt, drängt sich noch Egmont. — Unter Schmerz hat er sich für völlige Trennung von Lilli entschieden, und in der Entfernung soll ein Abschluß dieses Lebenskreises gesucht sein. Mit Weimar ist das Verhältniß in so fern festgestellt, daß Goethe durch einen Cavalier dorthin abgeholt werden soll. Aber Goethe's Vater sieht wunderlicher Weise in all diesen Anstalten nur

die Absicht einer Mystification, verhält sich durchaus abgeneigt gegen den Weimar'schen Ruf, und bereitet Alles zu einer Reise nach Italien für den Sohn, da dieser doch aus der Frankfurter Mißlichkeit gerissen werden soll. Ehe sich das entscheidet, und während der Sohn eine Frist verlangt für die wirklich ausbleibende, aber immer noch mögliche Ankunft des Weimar'schen Kavaliers, drängt der Vater, daß Egmont geschrieben werde, an dessen Entwurf er das lebhafteste Gefallen findet. Und so in unruhiger Bewegung, halb auf dem Sprunge, und wie ein Gefangener abgesperrt, da er schon überall Abschied genommen, schreibt Goethe dies schöne Stück, worin ein welthistorischer Moment in so kräftigem Detail, so liebenswerth menschlich motivirt dargestellt ist. Man nennt es gern den Goethe'schen Schlußstein Shakespeare'scher Neigung, welche wie ein lebhafter Wind von Straßburg bis daher die dichterischen Kräfte gekräuselt hat. Daß Goethe alles geschichtliche Detail genau gekannt, daß er den Familienvater Egmont absichtlich und weise zum tändelnden Liebhaber Klärchens gemacht, versteht sich von selbst, und es gehört zu den komischen Uebelständen einer platten Kenntniß, daß von dieser Seite Tadel erhoben werden konnte.

Als nun das Stück im ersten Wurfe geschrieben, der Kavalier noch immer nicht angekommen, und der Vater voll Triumph des Rechthabens war, entschloß er sich zur Reise nach Italien, ging nach Heidelberg, und ward erst von dort durch eine Staffette zurück berufen nach dem Norden, da nun der verspätete Kavalier eingetroffen war.

Im Herbst 1775 traf Goethe in Weimar ein. Die ausführliche Lebensbeschreibung verläßt uns hier, und wir sind auf die summarische Anzeige der Thätigkeit in den „Tag- und Jahresheften als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse" angewiesen, ferner auf Rückdeutungen, wenn er später bei Gelegenheit seiner Reisen die biographische Schilderung wieder aufnimmt, endlich auf die Schriften selbst und auf einzelne Winke, die sich in Briefwechseln vorfinden. So groß der Verlust ist, daß Goethe selbst seine weitere Entwickelung nicht im Detail fortgesetzt, das Tröstliche bleibt: die ganze Geburtszeit seiner Dichtung bis zu

einem weit vorgerückten Standpunkte hat er ausführlich dargelegt, und wo sich später Einschnitte und Wendepunkte finden, da fehlt es nicht an Wink und Deutung. Es ist ein Irrthum, mit Weimar selbst eine neue Epoche Goethe'scher Literargeschichte anzugeben. Was veränderte er? Er bereicherte seine Anschauung, seine Erfahrung. Ein merklicher Wechsel im Principe tritt nirgends vor, der beginnt erst mit der italienischen Reise 1786. Die lebhafte, rasche Auffassung, der bewegte Stil der Jugend sind hier in den ersten zehn Jahren der Weimar'schen Existenz noch vorherrschend. Im Ganzen wird während dieser langen Zeit nur Kleineres gefertigt, das Gelegenheitsgedicht, so hoch geschätzt von Goethe, steht in blühendstem Gedeihen, alles Größere, was angefangen wird, erlebt auf der italienischen Reise eine totale Reform: so Iphigenia, Tasso, sogar Egmont, zum Zeichen, daß er erst da in einen neuen ästhetischen Kreis eintritt. So sind denn eigentlich nur Anfänge größerer Art aus jenem Decennium zu erwähnen, unter ihnen auch der Beginn Wilhelm Meisters. Der Dichter gehörte zunächst hier einem bewegten, thätigen Leben, die bunte, fröhliche Farbe desselben ward munter gepflegt neben einem jungen geistreichen Fürsten, der praktische Theil trat nahe im speciellen Staatsdienste und im allgemeinen Antheile an Frage und Art des Regierens. Wir sehen Goethe vom geheimen Legationsrathe aufsteigen zum Kammerpräsidenten, der bürgerliche Mann wird mit dem adeligen Titel geziert, in späterer Zeit ist die Ministerstelle für ihn offen. Außerdem sehen wir ihn als die belebende Hauptperson jener geistreichen Geselligkeit in Belvedere, Ettersburg, Tiefurt; Wieland war älter, Herder war Theologe, Schiller fällt in spätere Zeit. Wir sehen ihn aufgelegt zu allerlei geistreichem Scherze, zu dramatischer Unterhaltung, zu Tändeleien der Verkleidung, zu Uebermuth und kecker Laune. Wir sehen ihn auf den Lustschlössern, auf der Jagd, auf kleinen Reisen zu Pferde, von denen die „Harzreise im Winter" ein bleibendes Zeugniß geworden. Von alle dem hat so Manches einen breiten Kreis von Zeitaufwand neben sich. Wenn sich nun ein Mann, wie er, stets im gründlichen Fortschritte verschiedenartigster Wissenschaftlichkeit erhalten will, wenn der Uebung in bildender Kunst, der Vorliebe für Sammlungen Zeit gewidmet wird, wenn der Sinn für Naturstudien immer

weiter aufgeht, wo soll da für rein dichterische Produktion einer lebenslustigen Jugend Zeit übrig bleiben! So kam's, daß diese erste Lebenspartie in Weimar reicher an großen Plänen denn an Thaten war. Die keineren dramatischen Spiele wie „Lila", „der Triumph der Empfindsamkeit" sind wirklich von keinem großen Belange. Schärfe und Nachdrücklichkeit, wodurch derlei lebhafte Weckung erhalten mag, waren nicht Goethe'sche Gabe, und so sind diese Sachen von einer gewissen Mattheit der Erfindung nicht frei zu sprechen. Man legt auf den Triumph der Empfindsamkeit gern einigen Werth, weil sich Goethe damit spöttisch von der „schalen Sentimentalität" der Siegwart- und der Wertherschen Folge losgesagt habe. Aber einmal ist die geistreiche parodistische Anlage dieses Stückchens für solchen Zweck bei Weitem nicht belebt genug, und dann ist die Einschachtelung des kleinen Monodrams „Proserpina" wirklich ganz unpassend, wie Goethe selbst zugibt. Der Leser gewinnt nichts nothwendig Ganzes, und nichts lebhaft Frisches. Viel glücklicher treten „die Geschwister" in jener genialen Einfalt entgegen, welche die Goethe'sche Prosa wie der Bach das Waldrauschen begleitet. Von kleineren Sachen dieser Epoche ist Viel verloren gegangen, Manches ist anderswo eingearbeitet, „Hans Sachs" ist in kleiner Probe übrig.

„Dagegen" — sagt Goethe — „wurde manche Zeit und Mühe auf den Vorsatz, das Leben Herzog Bernhards (von Weimar) zu schreiben, vergebens aufgewendet. Nach vielfachem Sammeln und mehrmaligem Schematisiren ward zuletzt nur allzuklar, daß die Ereignisse des Helden kein Bild machen. In der jammervollen Iliade des dreißigjährigen Krieges spielt er eine würdige Rolle, läßt sich aber von jener Gesellschaft nicht absondern. Einen Ausweg glaubte ich jedoch gefunden zu haben: ich wollte das Leben schreiben wie einen ersten Band, der einen zweiten nothwendig macht, auf den schon vorbereitend gedeutet wird, überall sollten Verzahnungen stehen bleiben, damit Jedermann bedaure, daß ein frühzeitiger Tod den Baumeister verhindert habe, sein Werk zu vollenden. Für mich war diese Bemühung nicht unfruchtbar: denn wie das Studium zu Berlichingen und Egmont eine tiefere Einsicht in das fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert gewährte, so mußte mir diesmal die Verworrenheit des siebzehnten sich mehr, als sonst vielleicht geschehen wäre, entwickeln."

Eine Schweizerreise fällt in diesen Zeitabschnitt. Er machte sie 1779 mit dem jungen Herzoge. Uebrig geblieben ist davon als Denkmal: „die Wanderung von Genf auf den Gotthard."

„Die Rückreise, da wir wieder in die flächere Schweiz gelangten, ließ mich Jery und Bätely ersinnen; ich schrieb das Gedicht sogleich, und konnte es völlig fertig mit nach Deutschland nehmen. Die Gebirgsluft, die darinnen weht, empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegen treten." Diese Luft weht wohl auch heute noch den Zuschauer an.

In die zweite Hälfte dieses ersten Decenniums zu Weimar gehören „die Vögel", ein Scherzspiel, das seine Anspielungen ganz humoristisch und jedenfalls kräftiger vorbringt, als dies meist bei ähnlichen Sachen Goethe's der Fall ist. Es ist Goethe ganz eigenthümlich, daß er über Wichtigkeit und Interessantheit eines Planes, den er gefaßt und bearbeitet, so wenig unterscheidendes Urtheil hatte. Er spricht von einem kleinen Singspiele wie von einer großen Aktion, er beschäftigt sich lange Zeit mit solch einer kleinen Oper wie „Scherz, List und Rache", und meint, der nachdenkende Leser werde darin viel Aufwand finden, während er ein wirklich wichtiges Buch in viel kürzerer Zeit abfaßt und wenig Redens darüber macht. Das mag nun Alles aus jener Goethe'schen Art stammen, der übrigens so Vortreffliches zu verdanken ist, aus jener Art, welche eine große Achtung des Details hegt, und welche den Effekt ungemein verstärkt, sobald sie nicht Hauptsache, sondern nur Gefolge und Unterstützung einer genialen Absicht wird.

Das erste Zeichen, es nehme Goethe's Geschmack eine neue Wendung, ist in dem angefangenen „Elpenor" ausgeprägt. Die zwei Akte, welche von diesem Stücke existiren, wurden 1783 abgefaßt. Alle Verschlingung, alles Schicksal ist darin bereits leise und ganz in klassischem Geschmacke angelegt und angedeutet, die lautere Sprache der Iphigenie erhebt darin ihr glatt gescheitelt griechisches Haupt, man liest es nicht ohne den deutlichen Eindruck, daß sich hier eine neue, geläuterte Welt der Anschauung und Darstellung aufthue, man liest es nicht ohne ein stilles Bedauern, daß der Dichter diese würdige Anlage liegen gelassen. Aber die tiefbegabte Natur Goethe's ahnete klar und

deutlich, daß zur Reife solch neuer Welt noch Anschauungen und noch ein Durchdenken erfordert würden, wie Beides im nördlichen Deutschland nicht zu finden sei. Die Sehnsucht nach Italien, welche einst der Vater scheinbar mit geringem Erfolge zu wecken gesucht, steigert sich bis zum Schmerze, der ganze Mensch ist so entschieden darauf gerichtet, daß ihm sogar das vaterländische Klima unerträglich wird, weil es der freien glücklichen Existenz seiner Ideale hinderlich ist.

Ehe dieser Drang zur wirklichen Ausführung kam, traten die Anfänge des Wilhelm Meister mahnend hervor, und betrachtet man den innersten Kern dieses Buches, so erkennt man leicht, daß die Tendenz des Buches und die damalige Mahnung daran genau zusammenhängt mit Goethe's damaligem Zustande. Der Kunstdilettantismus sucht sich eine Existenz. Goethe gibt selbst folgenden Aufschluß darüber: „Die Anfänge Wilhelm Meisters entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühle der großen Wahrheit: daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn, abzustehen, er kann aber mit sich nicht in's Klare kommen, und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. Hiezu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus u. s. w. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, so entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung gränzt, und doch läßt er sich gelegentlich wieder von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreißen. Gar viele vergeuden hierdurch den schönsten Theil ihres Lebens, und verfallen zuletzt in wundersamen Trübsinn. Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen: eine Ahnung, die sich in Wilhelm Meister immer mehr entfaltet, aufklärt und bestätigt, ja sich zuletzt mit klaren Worten ausspricht: „„Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.““

Sehen wir nicht Goethe selbst, der noch immer nicht über den Dilettantismus in bildender Kunst, in naturwissenschaftlicher Forschung hinaus oder auf dem Reinen war, der dem ersteren so viel fruchtbare Zeit widmete, niemals auch nur eine erwäh-

nenswerthe Fertigkeit im Zeichnen und Bilden erlangte, und dennoch einen unschätzbaren Gewinn daraus zog? Alles schoß in seine Hand zusammen, wenn auch nicht zur That des bildenden Künstlers, wenn auch nicht zur Professur des Gelehrten, doch als lauterer Geschmack, doch als großartiger Beitrag zur Lösung des Weltgeheimnisses; Alles vergrößerte seine Poesie, und arbeitete für seine Krone im Reiche poetischer Verheißung.

Aber zu solcher beruhigenden Uebersicht gehört eben ein ganzes Leben, man strebt für das Ende. Im Jahr 1786, da Goethe zu seiner Sommerkur nach Carlsbad ging, war die schmerzliche Sehnsucht nach einer Welt glücklicher Gestalten auf's Höchste gestiegen. Ohne Abschied reist er den dritten September ab, durch Baiern, gen Italien.

Dies ist nun der Punkt, wo die zweite große Epoche Goethe'scher Darstellung beginnt, die man neben der ersten genialen die klassische nennen könnte. Die „italienische Reise" beschreibt diesen Uebergang in neue, klare Formen auf eine unübertreffliche Weise. Just weil es in Briefen geschieht, die gleich nach empfangenem Eindrucke frisch, natürlich niedergeschrieben sind, wird der Uebergang so deutlich und so reizend veranschaulicht. Kaum in irgend einer Literatur gibt es ein Bild des reichen Dichters wie dieses Bild, wo der Grund des Interesses und der Kenntniß so tief und mannigfaltig, wo die Auffassung so naiv und regsam, wo die Sehnsucht so stark und so würdig, und wo der Ausdruck so einfach, so glücklich, so lebensfrisch und oft so unumwunden wäre. Gibt es ein reicheres Menschenbild, als da Goethe die südliche Natur mit allen Organen preisend empfängt, und eine künstlerische Ahnung nach der andern unter dem Jubelrufe des Dichters ihre Bestätigung findet?

Der erste Strom des Gewinnes floß über Iphigenien. Sie war bis dahin in poetischer Prosa geschrieben, und wurde nun in die jetzige Form gebracht. Am Gardasee begann dies anmuthige Geschäft, sie mit klassischem Gewand und Athem zu beleben; in Venedig wurde es fortgesetzt und in Rom beendigt. Zur Vollendung im Aeußeren trug der Umgang mit Moritz bei, der eben in Rom mit metrischen Studien sich beschäftigte. Der Plan einer „Iphigenie in Delphi" wollte sich dazwischen drängen,

ward aber nicht zur That. An der Aufnahme jenes Stückes bei den Freunden erkennt sich deutlich, welch eine große Wandelung mit Goethe vorgegangen war. Sie fanden sich nicht in diese scheinbare kühle Darstellungsweise, diese Einfachheit der Form war ihnen allzu ungeschmückt, und schien ihnen nachtheilig das frühere farbige Jugendwesen Goethe's verdrängt zu haben. Sie suchten umsonst nach der zudringlichen Liebenswürdigkeit, nach dem naiven Ungestüme des stürmischen Dichters, sie äußerten sich kleinlaut, und hätten gerne den Dichter abgelenkt. Aber er war sich vollkommen deutlich bewußt, daß im Anschauen dieser glücklichen Natur des Südens, dieser tiefen aber nicht bunten Farben, dieses Zaubers schweigender Kunstgestalten, daß darin sein Geschmack klar und lauter geworden, daß er ächte Schönheit in so einfacher, innerlich um so vollerer Form gewonnen habe. Was ihn an den Gemälden italienischer Kunst entzückt, was er aus den stolzen Absichten Palladio's mit künstlerischem Herzen erfunden, was ihm Rom mit all den klassischen Zeugnissen in die Seele gehaucht, das machte ihn so überschwenglich froh, das kündigte sich an und grub sich ein als so unzweifelhafte Schönheit, daß nichts ihn irren konnte. Sein Naturel für Geschmack fand hier vollendete Erfüllung, er warf, ganz gegen sonstige Art, rücksichtslos sogar an einzelnen Stellen, dasjenige Wesen des Nordens weg, womit ihn der Münster einst ausgesöhnt hatte, den gothischen Schnörkel glaubte er sich für immer zuwider. Bildet Euch daran, sagte er ungefähr zu den Freunden, wie ich mich langsam und unter Weh zum Geschmack meiner Iphigenie gebildet habe, ich nehme jetzt den Anfang des Tasso vor, und werde ihn, wie lau Ihr Euch gegen Iphigenie verhaltet, in ähnlichem Stile schreiben. „Ihr habt mich oft ausgespottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine, Kräuter und Thiere mit besonderer Neigung, aus gewissen entschiedenen Gesichtspunkten betrachtete: nun richte ich meine Aufmerksamkeit auf den Baumeister, Bildhauer und Maler, und werde mich auch hier finden lernen." — „Auch die römischen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Ansichten, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen mochte, alles drängt sich heran. Wie mir's in der Naturgeschichte erging, geht es auch hier, denn an diesen Ort knüpft sich die ganze Geschichte der Welt an, und ich zähle einen zweiten Ge-

burtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat." — Dies war der erste November 1786.

Scharf sonderte er indessen die würdigen Reste alter, edler Kunst, die Zeugen eines hohen Geschmackes von dem übrigen römischen Wesen, besonders so weit dies mit dem religiosen Gedanken zusammenhing. „Dem Mittelpunkte des Katholizismus mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedie (Wagen) eingesperrt, indem ich mit reinstem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunst zu beobachten und aufzufassen trachte, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christenthume alle Spur verloschen ist, ja, wenn ich mir es in seiner Reinheit vergegenwärtige, so wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum lastet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieser wundersamen Ent- und Aufwickelung gewesen, und so einen wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr geräth, zum zweitenmal gekreuzigt zu werden."

Täglicher und freundlicher Umgang in Rom war ihm der bekannte Maler Tischbein, und es ward die folgenreiche Bekanntschaft gemacht mit dem Künstler Heinrich Meyer. Dieser Schweizer ward später in Deutschland der förmliche Kunstordensbruder, mit dem er sich den einmal erreichten Kunstgeschmack stets gegenwärtig und lebendig erhielt, und mit dem er alle zudringlichen Abwege im Vaterlande abwehrte.

„Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention, kommen mir einmal wieder recht zu statten, und machen im Stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht." — „Kehr ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern thut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja, das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernste hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß

solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben."

Ueber den pomphaften Kirchenritus will er nichts Besonderes sagen, und bekennt sich zu einem protestantischen Diogenismus: „Verdeckt mir doch nicht die Sonne höherer Kunst und reiner Menschheit!"

Gedenkt man hierbei der himmelnden Romantiker, so ergibt sich ein höchst bemerkenswerther Unterschied der Sinnes- und Geschmacksweise.

Vier Monate blieb er bei diesem ersten Besuche in Rom, dann ging er nach Neapel und schiffte sich ein nach Sicilien.

Hier auf der See war es, wo er den neuen Plan des Tasso reiflich überdachte und in sich zurechtlegte. Die Seekrankheit nöthigte zu einsamer Lage und er besaß die eigenthümliche Kraft der Sammlung und des Gedächtnisses, ein ganzes Stück bis in die Einzelnheit der Scenen und Reden im Kopf auszuarbeiten und dem Wesentlichen nach festzuhalten, ohne daß eine Silbe davon aufgeschrieben wurde. „Die zwei ersten Akte des Tasso, in poetischer Prosa geschrieben, hatte ich von allen Papieren allein mit über See genommen. Diese beiden Akte, in Absicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber schon vor zehn Jahren geschrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches sich bald verlor, als ich nach neueren Ansichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ."

Sicilien sollte besonders Zweierlei gewähren: den Anblick einer noch südlicheren und ganz eigenen Natur, und den Einblick in das alte Großgriechenland. In Beidem hielt es Wort. Für die Naturbeobachtung gab es strotzende Gelegenheit, und Goethe, welcher damals ganz und gar auf Entdeckung der Urpflanze gestellt war, konnte seinem Freunde Herder das Günstigste darüber vermelden. Diese italienische Zeit scheint die Epoche herzlichster Freundschaft zwischen ihnen gewesen zu sein; wie oft gehört nicht bei starken Geistern eine Verschiedenheit des Ortes dazu, um das Gemeinschaftliche ungestört in Wachsthum und Gedeihen zu

halten. Viele Briefe Goethe's aus Italien sind an seinen verehrten Bruder Herder gerichtet, dem die Untersuchungen über den Ursprung der Dinge der willkommenste Beitrag wurden zu den „Ideen", deren dritter Theil um jene Zeit erschien, und dem nach Rom zurückgekehrten Goethe ein willkommenes Labsal war.

Für den griechischen Einblick ward ihm Sicilien ein täglich gepriesenes Glück. Solches Land, solcher Verkehr der Menschen, solch Küstenleben, solch Klima, das war der ächte Rahmen Homers. Ihn las er denn auch hier mit Entzücken, und da er einen Maler Kniep bei sich hatte, der ihm die Sorge der Gegendzeichnungen abnahm, so gab er sich der griechischen Welt mit voller Seele hin. Der Plan einer Tragödie „Nausikaa" wurde deutlich ausgebildet, ein Kern der Odyssee sollte darin zusammengedrängt werden, und wie er uns den Gang aller fünf Akte erzählt, den er, zwischen Orangenästen sitzend, sich klar vorgezeichnet, da ist es ein gar lieblich und schönes Wesen, und erweckt uns wie beim Ahasver, Prometheus und Elpenor ein inniges Bedauern, daß ihm die Stunde der Ausführung nicht gekommen ist. Wäre ein Tausch unerläßlich, wir gäben wohl die Bekanntschaft mit Cagliostro's Familie drein, die er in Palermo macht, und die ein Anstoß zu dem späteren „Groß-Cophta" wird.

Als er nach Neapel zurück gekehrt ist, faßt er an Herder die Homer'schen Eindrücke, welche auf seine Schreibart von größter Wirkung wurden, folgenderweise zusammen: „Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beschreibungen, die Gleichnisse &c. kommen uns poetisch vor, und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt. Selbst die sonderbarsten erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie so gefühlt habe, als in der Nähe der beschriebenen Gegenstände. Laß mich meinen Gedanken kurz so ausdrücken: *sie* stellten die Existenz dar, *wir* gewöhnlich den Effekt; *sie* schilderten das Fürchterliche, *wir* schildern fürchterlich; *sie* das Angenehme, *wir* angenehm &c. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Denn wenn man den Effekt und auf den Effekt arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können." Daneben ver-

traut er, daß er der Pflanzenzeugung und Organisation ganz nahe, und daß es das Einfachste sei. „Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.“

Beim zweiten Aufenthalte in Rom — Juni 1787 bis April 1788, — dem er von Neapel wieder zueilt, gesellt sich nun hierzu das Studium der menschlichen Gestalt und der erste Blick in die Farbengesetze. So bilden sich alle Hilfsmittel des geschmackvollen Gedankens organisch auf, und als er nun endlich gegen Ende dieses zweiten Aufenthaltes zu der deutlichen Einsicht kommt, daß die Ausübung bildender Kunst nicht sein Beruf sei, wohl aber die Ausübung der Dichtkunst, da schwindet der letzte Rest von Dilettanten-Unruhe, und alle Erfahrungen und feinen Gesetze des Schaffens und Bildens schießen in die Kristallspitzen des Ausdrucks durch Worte zusammen, die ganze reiche Welt der Natur- und Kunstbeobachtung drängt sich zur Summe für den Dichter.

Im Juli zu Rom wird Egmont, nachdem er gegen zwölf Jahre in der ersten Fassung geruht hatte, vorgenommen und mit der größten Sorgfalt durchgearbeitet. Viele Scenen bleiben unberührt. Während dieser Arbeit kommen Herders Ideen an, und was er darüber schreibt, ist für ihn, für Herder, Lavater, Jung, Claudius wichtig. Obwohl er letztere nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet, man erkennt sie leicht.

„Ueber seinen G o t t möcht' ich gern mit Herder sprechen. Zu bemerken ist mir ein Hauptpunkt: man nimmt dieses Büchlein wie andere für Speise, da es eigentlich die Schüssel ist. Wer nichts hinein zu legen hat, findet sie leer.“ — „Wenn L. seine ganze Kraft anwendet, um ein Mährchen wahr zu machen, wenn J. sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirn-Empfindung zu vergöttern, wenn C. aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen.“

Darf man sich wundern, wenn er der große Heide genannt wird? Was ist Lavaters Mährchen, Jungs Kindergehirn-Empfindung? „Ich habe,“ — fährt Goethe fort — „ich habe immer mit stillem Lächeln zugesehen, wenn sie mich in metaphysischen Gesprächen nicht für voll ansahen; da ich aber ein Künstler bin, so kann mir's gleich sein. Mir könnte vielmehr daran gelegen sein, daß

das Prinzipium verborgen bliebe, aus dem und durch das ich arbeite. Ich lasse einem Jeden seinen Hebel, und bediene mich der Schraube ohne Ende schon lange, und nun mit noch mehr Freude und Bequemlichkeit."

Im übrigen Leben hielt sich seine enthusiastische Vorliebe für Kunst und Natur auf ungetrübter Höhe; eine schöne Mailänderin weckte ihm eine zärtliche Empfindung, Hirt gab den Gesprächen über Aesthetik eine neue Seite. Das Theoretisiren über Kunst war natürlich stets an der Reihe, Goethe entschlug sich ihm nicht, kam aber stets darauf zurück, dergleichen gehe in's Grenzenlose, und die Kunst bestehe im Thun, nicht im Reden. Von Hirt schreibt sich der wichtige Grundsatz des Charakteristischen her, welches das Uebereinstimmende der Form mit dem Inhalte ist, das Richtige, das Zweckentsprechende, was Natur oder Kunst bei der Bildung des Gegenstandes sich vorsetze, der Gattung und Art des Gegenstandes gemäß. Die individuellen Merkmale eines Wesens bilden das Charakteristische desselben.

Goethe, obwohl er nicht lebhaft darauf eingeht, hat diesen Grundsatz ebenfalls, und da demselben allerdings erst die Behandlung, der wirkliche, durch Definitionen unlehrbare Kunstgeschmack beitreten muß, damit eine künstlerische That entstehe, so erscheint der Goethe'sche Aufenthalt in Italien als die rechte Ergänzung des theoretischen Gesetzes. Denn dies ist Goethe's italienische Zeit: die Athmosphäre einer glücklich-schönen Welt erfüllt und hebt ihn ganz und gar und stärkt ihm alle Organe des Geschmackes. Nicht auf Theoreme war es abgesehen, er erwehrt sich ihrer nach Möglichkeit, und deshalb möge man sich wohl hüten, mit Gewaltsamkeit eine theoretische Summe zu ziehen aus der italienischen Reise.

Was sich später in Heinrich Meyers „Geschichte der bildenden Künste in Griechenland" neben Hirts Grundsatze geltend macht, den dieser in den Horen 1791, 7. Stück, über das Kunstschöne entwickelt, und was ganz als Goethisch angesprochen werden darf, da Goethe und Meyer darin Ein Leib und Eine Seele waren, das ist im Wesentlichen eben jenes Charakteristische, womit Hirt auftrat, und was noch in neuester Zeit wieder zur Anerkenntniß und zum Mittelpunkte in der Literatur geworden ist. Goethe nennt es „das Bedeutende", und gibt es für den höchsten

Grundsatz der Alten, von wo aus durch glückliche Behandlung als höchstes Resultat das Schöne gewonnen werde.

Das bloße Theoretisiren abweisend sagt er in Rom: „Es ist weit mehr Positives, das heißt Lehrbares und Ueberlieferbares in der Kunst, als man gewöhnlich glaubt; und der mechanischen Vortheile, womit man die geistigsten Effekte (versteht sich immer mit Geist) hervorbringen kann, sind sehr viele. Wenn man diese kleinen Kunstgriffe weiß, ist vieles ein Spiel, was nach Wunder was aussieht." —

Nach Vollendung des Egmont, in welchem ein vollkommenes, künstlerisches Bewußtsein so einfach ausgeprägt, scheinbar verborgen ist, ging er an die Singspiele, wie schon erwähnt worden.

Aus diesem frühesten Frühjahre 1788 findet sich einmal eine Stelle über Faust. Es ist von Tasso die Rede gewesen, daß der nun ausgearbeitet werden soll, und daß Alles dazu in Ordnung ist. Da drängt sich das alte vergilbte Manuscript des Faust auch entgegen, das fünfzehn Jahre liegt. Der Plan dafür wird entworfen, Goethe findet sich leicht in die ursprüngliche Absicht, und bemerkt zu eigener Verwunderung, daß sich sein Inneres gar Wenig verändert habe. Diese zu End führende Thätigkeit an früheren Sachen haben wir besonders Herder zu verdanken, welcher noch vor der Abreise Goethe's diesen immer lebhaft dazu ermahnt hatte. Dies ist um so interessanter, da aus diesem Aufarbeiten der Anfänge und Reste just der Kern Goethe'schen Talentes und Ruhmes entsprungen ist: Iphiginie, Egmont, Tasso, Faust.

So kommt der April und er schickt sich zur Heimreise. Noch in diesem Jahre, 88, nach der Heimkehr wird Tasso vollendet.

Als Probe objektivster Beschreibung schrieb er dazwischen „das römische Carneval", was sich so kanzleiartig in Einzelnheiten abtheilt, und doch ein zusammenhängendes, gedankenvoll überhauchtes und unauslöschlich klares Bild gibt.

Man hat gefragt und geforscht, ob nicht irgend eine Neigung Goethe selbst bewegt habe zu einer bürgerlich höher gestellten Person, und ob er nicht dadurch einen lebhafteren Trieb gehabt, Tasso der Prinzessin gegenüber so innig auszudrücken. Goethe hatte aber nichts Dergleichen. In einem Briefe scherzt er geradezu selbst darüber, daß er nicht irgend eine Prinzessin wisse, die ihm

hiefür zu einiger Illusion dienen könne. Genießen wir ohne Weiteres die Größe dieses Gedichtes, welche noch nirgends, ja, so viel uns zugänglich, noch in keiner Literatur erreicht worden ist. Diese Größe besteht in unübertrefflicher Darlegung des Gegensatzes zwischen bürgerlicher und phantastischer Welt. Aber schon das Wort Gegensatz ist für alle die zauberhaft feinen Schattirungen ein viel zu starkes; alles Trennende erscheint so bedingt, und in seiner Einschränkung und Bescheidenheit so tief wahr, so unumstößlich ächt! Der Gegensatz ebnet sich unter dem weisen Auge und der sanften Hand des Dichters zu jenem schönsten Verhältnisse, dessen der poetische Geist fähig ist, zu dem Verhältnisse, wo jede verschiedene Welt in sich Recht hat, und wo das Unglück nur dadurch entsteht, daß mit Leidenschaft eine Vereinigung gesucht wird, die nur leidenschaftslos und unter feinstem Maße möglich ist. Dies verleiht dem Tasso den unnennbaren Zauber. Der Feind und der Freund haben Recht, ja es gibt keinen Feind, als das Verhältniß, welches unter zusammenlebenden Menschen nöthig ist. So erhebt sich das Weh, und läutert uns wie ein Himmelshauch. Der Dichter, dessen Ungestüm wir Unrecht geben mußten, sammelt doch am Ende alle höhere Theilnahme für sich, alle Theilnahme, welche sich über den Zwang der bloßen Gesellschaft hinaus schwingt, und wir gehen mit dem hohen Eindrucke hinweg, daß die Gottheit unter uns schwer eine ungestörte Wohnung finde, aber auch im Verluste Gottheit bleibe. Alles das ist in einer Sprache ausgedrückt, die in Maß und Anmuth dem Thema so genau und wohlthuend entspricht, wie die Liebe dem Herzen, und so ergibt sich ein Kunstwerk, was den Menschen in voller Wahrheit gibt und doch hoch über sich selbst erhebt. Vermag irgend eine Kunst der Welt mehr? Hat das Anschauen der Kunstwerke Italiens je mehr bewirkt? Man sieht die glücklichste marmorweiße Statue eines Halbgottes, und die schönsten Gedanken eines dichterischen Beschauers schweben darum auf und nieder, eine Harmonie des Himmels säuselnd, die den menschlichen Schmerz zum edelsten Genusse hebt.

Ueber dies Glück des Dichters stürzte der Ausbruch einer Revolution in Frankreich herein; denn Tasso ward an der Schwelle derselben vollendet. Goethe war durch eine glückliche Existenz, durch intimste Theilnahme an der allmähligen Entwickelung in

der Natur, an der geschlossenen Entwickelung in der Kunst gegen jede Gewaltsamkeit eingenommen. Wo diese in der großen historischen Folge nöthig würde, da war er für den Augenblick gelähmt und unmächtig. Er befand sich also während dieser Katastrophen in einer durchaus übeln Lage, insoweit er sich aller gewaltsamen Action gegenüber dachte; und daraus erklärt sich's, daß er sich neben einer aufgeregten Welt scheinbar so theilnahmslos verhielt, und diese Theilnahmslosigkeit mitunter nur durch Aeußerungen unterbrach, welche den leidenschaftlichen Freunden des Fortschrittes ein Aergerniß gaben. Im Grunde war er keineswegs theilnahmslos. Aber seine Bildung wie sein Naturell hielten ihn zurück von aller unbedingten That, welche, in's Große greifend, rasch heraustritt.

So hat es etwas Befremdliches, daß ihn dieser Weltsturm zu keiner andern Produktion trieb, als zu der des Groß-Cophta, die so matt und farblos neben der Anregung aussieht. Und doch thut man ihm hierbei leicht Unrecht, wenn man sich einmal beschieden hat, daß für den feurigen Drang jener Zeit kein feuriges Organ der Mit- oder Gegenwirkung in ihm vorhanden war. Der Groß-Cophta ist Goethe's Tribut an die Revolution, er entwickelt darin einen großen Theil der Schuld, welche solchen Sturm heraufbeschworen habe. „In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich in der Halsbandgeschichte eröffnete, erschienen mir die gräulichsten Folgen gespensterhaft." Den Eindruck, welchen ihm 1785 die Halsbandgeschichte gemacht, nennt er unaussprechlich. Ihn hat er in diesem Stücke veranschaulichen und seiner Gewohnheit nach dadurch von sich abwälzen wollen, so daß er seinen Antheil an den Revolutionsursachen erledigt glauben mochte. Das geschah nun freilich auf etwas wunderliche Weise, und ein so lang donnerndes Weltereigniß scheint mit solchem Opfer nicht befriedigt. Das Stück sollte anfänglich eine Oper werden, und heißt jetzt ein Lustspiel, weil der ganze Ton dieses betrügerischen und unsittlichen Treibens nirgends stark und nachdrucksvoll herausgelassen ist. Dieser Mangel an Nachdruck bei so bedenklichen und nirgends auch nur für den Moment erfreulich gehaltenen Dingen war von vornherein eine Lähmung des Stoffes. Zu ihr gesellte sich eine schematische Haltung der Personen. Nur von zweien, von Cagliostro selbst, der sich Rostro

nennt, und vom Ritter erfahren wir die Namen. Das gibt etwas Schattenhaftes, die lebendige Existenz wird sogleich zweifelhafter, wenn ihr zu Liebe nicht einmal ein Name erfunden ist. Und endlich, das Possenspiel des Grafen, diese Geheimnißkrämerei hat so wenig Würde und so wenig Interesse, daß es keinen Effekt machen kann. Goethe zeigt niemals besondere Vorliebe für die geheimen oder doch abgesonderten Gesellschaften, die im vorigen Jahrhunderte so beliebt waren, er tritt in Italien erst auf viele Nöthigung in einen Künstlerbund „Arcadia", und doch ist ihm die Maschinerie solcher Bunde so oft in die Produktion gedrungen, niemals zu besonderem Reize derselben. Was jetzt ganz unwahrscheinlich klingt, er setzte die Zauberflöte in einem zweiten Theile fort, und der geheimnißvolle Thurm in Wilhelm Meister ist bekannt, und ist oft dem sonst so klaren Buche unpassend erachtet worden. Es ist natürlich, daß Goethe dergleichen immer durch Sinn und Wort bedeutend zu machen sucht, aber auffallend genug, die Staffage ist fast immer dieselbe und gelingt ihm niemals; man wird an den Vogel Strauß erinnert, der sich nicht gesehen glaubt, wenn er selbst nicht sehen will. Und was ist ein Geheimniß, das nicht reizt und täuscht?

Bekanntlich schrieb er nach den in Palermo gesammelten Notizen einen Stammbaum des Cagliostro, und fand sich mit dem nicht vollendeten Singspiele „die ungleichen Hausgenossen" ziemlich für immer mit dem Operngeschmacke ab; zu wünschen wäre allerdings, daß sich der Operntext zu der edleren, anmuthigen Liederweise erhoben hätte, wie Goethe in dieser gesanglustigen Richtung vorzeichnete, aber es war natürlich, daß die Sachen keinen durchgreifenden Erfolg haben konnten, da ihnen das starke Interesse der Fabel oder Intrigue ganz abging, und der schäferliche Anstrich für so etwas nicht verfängt.

Mit dem Jahre 90 genügt er nun nach anderen Seiten der italienischen Erinnerung, das Studium der Pflanze gestaltet sich zu dem Aufsatze „Metamorphose der Pflanzen"; das Farbenthema, was ein Blick in Italien angeregt, bildet sich zum großen Thema einer neuen Farbenlehre, und erfüllt die nächsten Jahre völlig. Um das Studium der Natur weiter zu umfassen, ward auch das Studium der Körper wieder eifrig betrieben, Jena bot in Loder einen behilflichen Förderer und in seinen Instituten Beispiel und

Anregung. Goethe war dieses Jahr der Herzogin Amalie nach Venedig entgegen gereist, hatte auf dem Lido einen glücklich geborstenen Schafschädel gefunden, und ward so ebenfalls von Italien aus auf diese Untersuchungen geleitet, die ihm kaum Zeit ließen zu den „Römischen Elegieen" und den „Venetianischen Epigrammen", welche eine Frucht dieses Jahres sind. Besonders die ersteren haben durch die lockende Schilderung italischer Scenen und sinnlicher Ergötzungen, die an klassisches Gedächtniß angeknüpft sind, großen Zauber ausgeübt, und bei demjenigen Theile des Publikums, welcher einen Theil der Sinnenwelt theils überhaupt, theils für die Schrift unanständig findet, großen Widerspruch erfahren.

Von Venedig heimkehrend machte Goethe in halbofficieller Begleitung eine Reise nach Schlesien, wo man zum Congreß von Reichenbach zusammenkam. Er nahm wenig Theil an der Außenwelt, beschäftigte sich nur mit der vergleichenden Anatomie und mit seiner „Abhandlung über den Zwischenknochen". Das Resultat, dem er nachstrebte, ist folgendes: „Ich war völlig überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittleren Stufen gar wohl beobachten, und müsse auch da noch anerkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit in's Verborgene bescheiden zurückzieht."

Diese schlesische Saison ward noch mit einer Reise in's galizische Salzwerk Wieliczka, und mit einem Ritt durch die Gebirge beschlossen. Die nächsten zwei Jahre, 91 und 92, gab er sich ganz den optischen Studien und der Leitung des Theaters hin. Letztere veranlaßte die Bearbeitung einiger französischen und italienischen Opern, ersteres brachte die ersten beiden Stücke optischer Beiträge. Die Aufgabe war, Newtons Ansicht von Entstehung der Farben zu widerlegen. Das gelehrte Publikum nahm diese Beiträge sehr gleichgültig auf, ja ignorirte sie. Später, wo über Goethe's Naturstudien ein Zusammenhang gesucht werden soll, wird auch dies Farbenthema näher in Rede kommen.

Jetzt, dem Leben folgend, sehen wir den Dichter im hohen Sommer 1792 zu unserm Erstaunen in's Feld ziehen. Es ist die Campagne in Frankreich, welche er bald zu Wagen, bald zu

Pferde begleitet; ja sogar mitten im Kanonenfeuer bei Valmy wird er erblickt, ein aufmerksamer und fast unparteiischer Beobachter. Fast unparteiisch, denn im Wesentlichen war er mit dem deutschen Heere gegen das junge Frankreich eingenommen, verbarg sich aber doch nicht die Bedeutung und die Rücksicht, welche ein tiefer liegendes Verhältniß trug und forderte. Er hat, wie von der italienischen Reise, einen Band darüber herausgegeben, der außer den Kriegsereignissen vielerlei gibt, was für das Bild des Dichters von Wichtigkeit.

Berühmt ist seine Schilderung des Kanonenfiebers, ein Zustand, den er doch auch in aller Ursprünglichkeit kennen lernen mußte. Zu dem Ende zeigt er bei Valmy und später bei Mainz, dessen Belagerung er beiwohnte, einen kühlen tüchtigen Muth. — Nachdem er uns mit charakteristischer Treue, wie sie seiner klaren Ausbreitung des Details und seiner Kraft, dies alles geistig hoch und zusammen zu drängen, eigen war, Feld- und Rückzug vor Augen geführt, kommt ein Aufenthalt in Pempelfort bei Jacobi. Der Bericht darüber ist ergiebig an Aufschluß über Goethe's damaliges Wesen. Man irrt sich fortwährend in ihm, der Freund, der Bekannte findet einen veränderten Mann. Und dies ist Goethe's immer wiederkehrende Klage, daß das Publikum sich immer seinen Mann bestellen und fesseln wolle nach der letzten Gabe, die ihm von dem Manne gekommen ist. Solchergestalt habe ein Strebsamer ununterbrochen Mühe und nothwendige Eroberung vor sich. Niemand will Goethe im Naturstudium gewähren lassen, Niemand will es begreiflich und passend finden, daß die Produkte des Dichters nicht mehr in Ungestüm sich bewegen. Und doch war aller sehnsüchtige Drang in Italien gestillt. „In Italien," sagt er, „fühlt' ich mich nach und nach kleinlichen Vorstellungen entrissen, falschen Wünschen enthoben, und an die Stelle der Sehnsucht nach dem Lande der Künste setzte sich die Sehnsucht nach der Kunst selbst; ich war sie gewahr geworden, nun wünscht' ich sie zu durchdringen. Das Studium der Kunst wie das der alten Schriftsteller gibt uns einen gewissen Halt, eine Befriedigung in uns selbst; indem sie unser Inneres mit großen Gegenständen und Gesinnungen füllt, bemächtigt sie sich aller Wünsche, die nach außen strebten, hegt aber jedes würdige Verlangen im stillen Busen; das Bedürfniß der Mittheilung wird immer geringer,

und wie Malern, Bildhauern, Baumeistern, so geht es auch dem Liebhaber; er arbeitet einsam, für Genüsse, die er mit andern zu theilen kaum in den Fall kommt."

Kurz, es bereitet sich das dritte Stadium der Goethe'schen Erscheinung vor, was man seine elegante Epoche nennt, und wo er kühl und formell sich verhält. Sie bereitet sich vor, denn es dauert noch Jahre, ehe sich solche Abgeschlossenheit und Zurückhaltung des ganzen Wesens bemächtigt, wenigstens vorherrschend bemächtigt. Der innerlichste, ächt Goethe'sche Lebenshauch ist in herbster Verschlossenheit nie ausgetrocknet, ein aufgelockert Jahr wie 1809 bringt plötzlich eine so unerwartete und so erregte Gabe wie die Wahlverwandtschaften, 1811, 12, 14 die warm pulsirende Biographie, ein anderes Jahr den Divan, und noch das Greisenalter ist mit aufgehenden Gedichten, mit der Lilli-Erinnerung, mit lebhaften Scenen des Faust gesegnet.

Es ist hier nur ein Ursprung nachzuweisen, wie ihn der Autor selbst kund gibt. Seine Persönlichkeit, sein Wesen zeigt sich in keiner Zeit lebhafter, freier, als damals, obgleich er sich schon wie oben bezeichnet als einen, der sich in Ruhe retten will. Dem frommen gastfreien Hause in Pempelfort gibt er manch Aergerniß und Viel zu schaffen mit vordringendem Naturell. Als er, weiter reisend, die Fürstin Gallizin, Hamanns und Hemsterhuis Patronin in Münster besuchen will, da bedarf's eines ganz bestimmten Vorsatzes, sich in solchem gottesfürchtigen Kreise gemessen und vorsichtig zu verhalten; Reinecke Fuchs, Hermann und Dorothea, Meister, die herzensrege Schiller'sche Genossenschaft liegen noch vor ihm. —

In Pempelfort erwähnt er eines begonnenen wunderbaren Werkes, von dem nichts erschienen ist: „eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und mährchenhaft verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichniß unseres eigenen Zustandes." Er liest daraus vor, sieht aber die Pempelforter nicht darin erbaut, und läßt „das Manuscript auf sich beruhen". Bei häufigem Besuche der Düsseldorfer Gallerie „findet er sich Gewinn für's ganze Leben" in Betrachtung der Niederländer. Beim Gedenken an Hemsterhuis in Münster veranlaßt er sich zu einem ästhetischen Glaubensbekenntnisse. Hemsterhuis hatte gesagt, das

Schöne und das an demselben Erfreuliche sei, wenn wir die größte Menge von Vorstellungen in Einem Momente bequem erblicken und fassen; — „ich aber" — fährt Goethe fort — „mußte sagen: das Schöne sei, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduktion gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen. Genau betrachtet ist eins und eben dasselbe gesagt, nur von verschiedenen Menschen ausgesprochen, und ich enthalte mich, mehr zu sagen; denn das Schöne ist nicht sowohl leistend als versprechend, dagegen das Häßliche aus einer Stockung entstehend, selbst stocken macht, und nichts hoffen, begehren und erwarten läßt."

Bemerkenswerth sind aus diesem Münster'schen Aufenthalte noch eine Aeußerung über Hamann: — „seine letzten Tage blieben unbesprochen; der Mann, der diesem endlich erwählten Kreise so bedeutend und erfreulich gewesen, ward im Tode den Freunden einigermaßen unbequem; man mochte sich über sein Begräbniß entscheiden, wie man wollte, so war es außer der Regel," — und ferner ein Wort Goethe's über die Abschiedsformel: „ihn, wo nicht hier, doch dort zu sehen." „Ich sehe nicht ein," — sagt er hierzu — „warum ich irgend jemand verargen sollte, der wünscht, mich in seinen Kreis zu ziehen, wo sich nach seiner Ueberzeugung ganz allein ruhig leben, und, einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig sterben läßt."

Mit einer ihm von der Fürstin geliehenen, von Hemsterhuis stammenden Sammlung Gemmen beladen, durch welche ein neues Feld der Kunst-Betrachtung geöffnet wird, kehrte er im Spätjahre 1792 nach Weimar zurück. Er widmet wieder der Theatersorge einige Zeit, und zeigt sich besonders fleißig, den Vortrag der Schauspieler in ein schönes Gesetz zu bringen. Dem vorherrschenden Natur- und Conversationstone zeigt er sich zwar nicht abgeneigt, ja findet ihn höchst lobenswerth und erfreulich, wenn er als eine zweite Natur hervortrete, bekämpft aber doch die einreißende Art, wornach jeder ohne Weiteres sein eigen nacktes Wesen zum Vorschein bringe. Das angeborene Naturell soll sich mit Freiheit hervorthun, „um sich nach und nach durch gewisse Regeln und Anordnungen einer höheren Bildung entgegen führen zu lassen." Dabei gibt er uns einen kurzen Einblick in die da-

malige theatralische Literatur, läßt den praktischen Talenten Ifflands und Kotzebue's, Schröders, Babo's, Zieglers freundlichste Nachsicht widerfahren, da er in der praktischen Bedürftigkeit jeden thatsächlichen Beitrag zu schätzen weiß, sagt von den Komödien-Dichtern Bretzner und Jünger, daß sie einer bequemen Fröhlichkeit anspruchslos Raum gegeben, ja nennt die vergängliche Lustspiel-Arbeit der Hagemann und Hagemeister doch auch willkommen. „Diese lebendige, sich im Cirkel herumtreibende Masse" — setzt er hinzu — „suchte man mit Shakespeare, Gozzi und Schiller geistiger zu erheben," und geht dann auf interessante Geständnisse über seine eigenen dramatischen Sachen ein, Geständnisse, die uns von Wichtigkeit sind, da sie sich auch über sein Verhältniß zur Revolution und seine sonstige Thätigkeit, zum Beispiele über Entstehung des Reinecke Fuchs verbreiten. Man ersieht daraus, wie irrig diejenigen unterrichtet sind, welche ihm eine völlige Gleichgültigkeit gegen den politischen Aufruhr zuschreiben, wie sehr ihm dieser im Gegentheile zu schaffen machte, und wie es nur seinem Naturell nicht gelang, ihm gegenüber eine günstige Stellung zu gewinnen.

Seine ersten dramatischen Arbeiten, der Weltgeschichte angehörig, seien zu sehr in's Breite gegangen, um bühnenhaft zu sein, die letzten, „dem tiefsten inneren Sinne gewidmet, fanden bei ihrer Erscheinung wegen allzugroßer Gebundenheit wenig Eingang. Indessen hatte ich mir eine gewisse mittlere Technik eingeübt, die etwas mäßig Erfreuliches dem Theater hätte verschaffen können; allein ich vergriff mich im Stoff, oder vielmehr ein Stoff überwältigte meine innere sittliche Natur, der allerwiderspenstigste, um dramatisch behandelt zu werden." Hiermit ist der Groß-Cophta gemeint. Glücklicherweise sei Tasso noch abgeschlossen worden, alsdann aber habe die weltgeschichtliche Gegenwart seinen Geist völlig eingenommen, und jener betrügerische Pfuhl hätte zur Oper gemacht werden sollen. Kein froher Geist habe da gewaltet, und er habe ein prosaisches Stück daraus gemacht. Schonungslos erzählt er, daß es einen widerwärtigen Effect hervorgebracht habe. Wie immer gegen die unmittelbare Wirkung seiner Arbeiten gleichgültig, sei er es auch hier geblieben, was ihn innerlich beschäftigte, sei ihm immer noch in dramatischer Gestalt erschienen, die gefährliche Spielerei mit revolutionären Ideen

habe ihm keine Ruhe gelassen, und in ärgerlich gutem Humor habe er den „Bürgergeneral" verfaßt. Auch das habe die „widerwärtigste Wirkung" hervorgebracht, Freunde und Gönner hätten verbreitet, er, Goethe, sei gar nicht der Verfasser. Das Alles habe ihn nicht von dem Thema entfernt, die „Unterhaltungen der Ausgewanderten", das unvollendete Stück „die Aufgeregten", seien lauter Bekenntnisse dessen, was damals in ihm vorgegangen, ja späterhin sei Hermann und Dorothea noch aus derselbigen Quelle geflossen, welche denn freilich zuletzt erstarrte. Der Dichter konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen, und mußte den Abschluß sich und Anderen schuldig bleiben, da er das Räthsel auf eine so entschiedene als unerwartete Weise gelöst sah. Unter solchen Constellationen war nicht leicht jemand in so weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatze des Unheils gedrückter als ich; die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals." —

„Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch eine besondere Fügung Reinecke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbel-Auftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regenten-Spiegel zu blicken: denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört."

Zu dieser Arbeit den Hexameter wählend, sah er sich sorglich nach Voß um. Für dessen Luise hatte er stets große Vorliebe, und es war bekannt, wie gern er sein lebendiges Talent des Vorlesens diesem Idyll angedeihen ließ. Dem nachläßigen Hexameter Klopstocks abhold, und auf Herder und Wieland in diesem Punkte nichts gebend, suchte er dem Eutiner Schulherrn das Geheimniß abzulocken, fand aber auch bei diesem nach vollbrachtem Versuche nicht eben viel Anerkennung oder Aufmunterung.

Mit dieser Arbeit sehen wir ihn auf den Schanzkörben vor Mainz. Denn im Frühjahre 1793 war er zur Belagerung dieser Stadt, wie das Jahr vorher in den Champagne-Krieg gezogen. So hätten wir denn in dieser „unheiligen Weltbibel", wie er den Reinecke nennt, im Bürgergeneral, den Aufgeregten und

Ausgewanderten die schriftstellerischen Früchte von 1792 und 93 vor uns.

Darunter sind uns die „Ausgewanderten" die interessanteste Erscheinung. Neben Wilhelm Meister, dessen Anfang sich schon lange bewegte, und dessen Ausarbeitung erst in Zug kommen sollte, bilden sie den Uebergang zu epischer Darstellungsweise. Eine solche, die in Aufregung aller Bereiche der dramatischen nachsteht, und die erschöpfende Lebendigkeit dieser nicht bieten kann, ist gewöhnlich ein Zeichen von Ruhe oder doch von Beruhigung. Beruhigung suchte der Dichter, und so können wir bemerken, daß mit dem Eintritte epischer Form auch seine beängstigte Seele der aufgerührten Welt gegenüber ruhiger und milder wird. Die „Ausgewanderten" bilden auch in Bezug auf diese Scheidung dramatischer und epischer Form den Uebergang: sie leiten sich ein durch Wechselreden, sie beleben sich fortwährend damit, schließen sich damit. Ein Hauptreiz dieses allerliebsten Bändchens steigt noch aus dieser halb dramatischen Lebendigkeit, wo die Erzählenden mit der Erzählung in Verhältniß und Situation verwickelt werden. Reinecke Fuchs zeigte schon die Vorliebe für solche Mischung, konnte indeß als ein nur Nachgebildetes nicht so betont werden, das spätere „Hermann und Dorothea" ist wie ein völliger Sieg epischen Friedens, ein Friede, der mit Goethe's Eigenheit durch dramatische That nicht errungen werden konnte. Die Kraft seiner Dramen beruht darin, daß eine Menschen- und Gedanken-Partie dargestellt wurde, die im Leben und Innern des Dichters durchgekämpft war. Solche Sicherheit lag im Hintergrunde, und auf einem solchen mochte sich nun Feindliches kreuzen und drängen, der ästhetische Punkt einer Nothwendigkeit oder Behaglichkeit blieb ungestört. Wo gab's aber einen solchen für die „Aufgeregten" und den „Bürgergeneral"? Breme und Schnaps waren nur willkürliche und ärmliche Repräsentanten einer Stimmung, die doch so Ungeheures erregte. Das Epos ist bescheidener, es will nicht erschöpfen, nur einen Ausschnitt vorüberführen. Das poetische Glück konnte also dem Dichter keine gesegnetere Form für solche Zeit und für solch eigenes Verhalten zu dieser Zeit bringen.

Und welche unerwartete Reife brach doch aus diesen kleinen Erzählungen! In Kürze enthalten sie alles Wesentliche, was

später weitläuftig mit der Novelle versucht worden ist. Man denkt dabei an den nachfolgenden Tieck, und wie sehr man die geistreiche Anmuth seiner Breite und Manier schätzen mag, man muß es bedauern, daß er die novellistische Poesie nicht in dieser kräftig reizenden Anmuth fortgeführt hat, in dieser gesunden, weit klingenden Anmuth einer Bassompiere'schen Geschichte aus den „Ausgewanderten".

Hat alle Theorie etwas Prägnanteres über Erzählung aufgebracht, als hier in wenig Worten dazwischen spielt? „Jene Erzählungen" — sagt die Baronesse — „machen mir keine Freude, bei welchen, nach Weise der „Tausend und Einer Nacht", Eine Begebenheit in die andere eingeschachtelt, Ein Interesse durch das andere verdrängt wird; wo sich der Erzähler genöthigt sieht, die Neugierde, die er auf eine leichtsinnige Weise erregt hat, durch Unterbrechung zu reizen, und die Aufmerksamkeit, anstatt sie durch eine vernünftige Folge zu befriedigen, nur durch seltsame und keinesweges lobenswürdige Kunstgriffe aufzuspannen. Ich tadle das Bestreben, aus Geschichten, die sich der Einheit des Gedichts nähern sollen, rhapsodische Räthsel zu machen, und den Geschmack immer tiefer zu verderben. Die Gegenstände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frei, aber lassen Sie uns wenigstens an der Form sehen, daß wir in guter Gesellschaft sind. Geben Sie uns zum Anfang eine Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht ist, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als unentbehrlich, und so viel Gesinnung als nöthig; die nicht still steht, sich nicht auf einem Flecke zu langsam bewegt, sich aber auch nicht übereilt; in der die Menschen erscheinen, wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Ihre Geschichte sei unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz, weiter nachzudenken." Das sind nun freilich nur Anforderungen einer feinen Dame, und Anforderungen zum Theil ohne Mittel, — aber der eine Kreis, wie klar ist er bezeichnet! Ueber die sogenannte moralische Erzählung heißt es: „Es ist nicht die einzige, die ich erzählen kann, aber alle gleichen sich dergestalt, daß man immer nur dieselbe zu erzählen scheint." — „Sie zeigt uns, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus

Ueberzeugung eines Besseren selbst gegen seine Neigung zu handeln." Etwas anderes lehre keine, wie verschieden der Stoff sei, und die Kunst könne natürlich nicht geneigt sein, diese Armuth des Motivs und Wendepunktes besonders zu preisen.

Diese „Unterhaltungen" mit dem angefügten Mährchen wurden bereits für die „Horen" Schillers abgefaßt, und neben dem revolutionairen Andrange der Welt, neben den stets regen naturwissenschaftlichen Bestrebungen, neben Bekanntschaft und Umgang mit ausgezeichneten Männern, wie Fr. A. Wolf, wie die Gebrüder Humboldt, neben Beschäftigung für das Theater, erhebt sich doch nun die Freundschaft und das Verhältniß zu Schiller wie ein Alles überragender Zauberberg. Die Stimme dieses Berges ist in dem bekannten Briefwechsel aufgezeichnet. Kann es uns näher gelegt sein, den unschätzbaren Vortheil zu würdigen, daß unsere ersten Dichter jenen unermeßlichen Weltwechsel durch die Revolution von so verschiedenem Standpunkte betrachten? Daß der Eine, in abstrakter Kultur aufwachsend, einem Triumphe der Abstraktion zujauchzt, während der Andere, organischer Bildung folgend, sich entsetzt abwendet, und daß über dieser Verschiedenheit sich eine höhere Brücke würdigster Freundschaft wölbt? Wer die Bedingungen und Resultate dieser Freundschaft recht erkennt und ergründet, kann eine Ahnung des Friedens empfinden, welcher für die Parteien unserer Zeit erwartet wird. Es ist diese Freundschaft ein Zaubergeschenk, was uns die Geschichte verehrt hat, wie Kindern zu Weihnacht ein Buch verehrt wird, in dem sie erst lesen lernen, und dessen Inhalt obenein und scheinbar zufällig der gedankliche Mittelpunkt ihres Lebens werden soll.

Es ist bekannt, wie jetzt Alles gemeinschaftlich unter ihnen ward, wie der Eine den Andern in den Arbeiten förderte. Wilhelm Meister ward während dieser Gemeinschaft 1795 endlich fertig, nachdem er seit dem vorhergehenden Jahre bandweise erschienen, und solcherweise der Autor zu Fortsetzung und Abschluß genöthigt war. Auch Faust ward wieder vorgenommen bei der vorherrschenden Absicht, das Theater zu beleben; „allein, was ich auch that," sagt Goethe, „ich entfernte ihn mehr vom Theater, als daß ich ihn herangebracht hätte." Neben den Horen entstand der Musen-Almanach, Schiller trieb und ermunterte fortwährend, „Alexis und Dorä" — „der neue Pausias" — „die

Braut von Corinth" — „Gott und Bajadere" entstanden, die „Xenien" erhoben sich mit Tumult. Es war eben die zweite Jugend aufgegangen. Diesen Produktionen auf dem Fuße folgte „Hermann und Dorothea", das im September 96 geschrieben wurde. Der Feldzug in der Champagne und die Scenen von Mainz liegen hier mit ihrem Unheil und ihrer Verwirrung hinter dem Obstgarten, jenseits der Straße; der epische Rahmen rettete den Dichter zu der beseligenden Ruhe dieses köstlichen Gedichtes. Tief empfand er auch diese Hilfe. Er konnte das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen, und diesen Eindruck hatte er bis in die spätesten Jahre.

Auch an die Uebersetzung von Cellini's Selbstbiographie ging er noch 1796, so daß dies als ein besonders ergiebiges Jahr sich auszeichnet. Es war nämlich Freund Meyer wieder nach Italien gegangen, und Goethe beabsichtigte, ihm zu folgen. Dazu machte er Vorstudien und interessirte sich in der Kunstgeschichte von Florenz für Cellini. Diese Reise, welche er im Sommer 1797 antrat, ging indessen nur bis nach der Schweiz, dem rückkehrenden Freunde entgegen. Und hier wurde der Plan zu den „Propyläen" gefaßt, welche das Vaterland in Welt und Gesetze klassischer Kunst dergestalt einführen sollten, daß die großen Fortschritte einer Kunstepoche seit Winkelmann anschaulich würden. Man hat diesem Unternehmen mit allerlei Ungunst offen und heimlich entgegengewirkt, schon beim dritten Hefte gaben es die Herausgeber unwillig auf.

Ehe wir in das fernere Leben des Dichters eingehen, ist noch ein Blick nöthig auf die epische Ausgleichung, welche mit „Wilhelm Meister" und „Hermann und Dorothea" eine so reizende, ja die schönste Höhe Goethe'scher Auffassung erreicht hat. Denn alles spätere Epische nimmt einen andern Maßstab in Anspruch. Das Lehrreiche, das Erklärende überwächst den poetischen Aufschuß. Die „Wanderjahre" zeigen dies am Deutlichsten. Vielleicht war dem alternden Manne die Kraft nicht mehr so geläufig, eine lange Zeit und einen breiten Kreis der unbefangen spielerischen Erfindung hinzugeben. Die Wahlverwandtschaften, worin eine geistreiche Seltsamkeit novellistisch in's Licht gesetzt wird, zeigen, daß die Kraft für eine auserlesene Partie noch nicht fehlte, daß aber die Hingebung vorsichtiger geworden sei. Eben so spricht

der „Divan“ und der zweite „Faust“ für die unerschöpfte poetische Fähigkeit, aber auch eben so für die Neigung des Alters, alle Regungen lehrreich in's Enge zu fesseln.

Wilhelm Meister ist ein Spiegel aller Arten und Tendenzen Goethe's, und ein Spiegel so klar und fein geschliffen, so breit und weit zurückstrahlend, wie kein anderer in unserer Literatur. Deshalb wendet sich die parteiische Unzulänglichkeit so oft mißmuthig von ihm ab; deßhalb bleibt er ein Lebensbuch für alle höhere Bildung unserer Nation. Das Thema ist nicht erschöpft, ist nicht zu Ende, sagen die Tadler, Wilhelm ist noch so unsicher und unselbstständig, da ihm Natalie die Hand reicht, als da er im ersten Theile Marianen verließ. Dem ist nicht so. Wilhelm ist nicht sicher und selbstständig, aber er ist es um eine breite Bildung mehr, als da er auftrat. Im Kreise und Verhältnisse, worein sich der Roman begeben, ist der Gang erfüllt, zu dem das Buch sich ausgehoben hat. Wilhelm kann nicht fertig werden, diese Unfertigkeit ist das poetische Fluidum des Romans, was im Leser weiter fließen und streben soll, wie der Ton des Gedichtes in unseren Herzen fortzuklingen hat. Denn was ist das Thema des Meister? Eine höhere, allgemeine Ausbildung, wie sie aus den wechselnden Menschen, aus der aufsteigenden Geschichte rastlos und immer neu sich gebiert. Sie muß, in's Kunstwerk gefügt, durch feste Umrisse begrenzt sein, und an diesen Umrissen fehlt es nicht. Der bedeutende Menschenkreis um Wilhelm schließt sich deutlich und fest, und umschließt Wilhelm, dies Moment der Bewegung und Strebung, dies Moment des Versuchs, liebevoll mit sicherer Grenze.

Das ist ja der Vortheil eines Kunstwerks in Worten, daß es fortzeugende Bewegung in der Ruhe deutlicher ausdrücken kann, als die Statue. Wäre Wilhelm selbst beendigt, so ginge der Dichter da, wo nur streng irdische Kräfte in Thätigkeit gesetzt sind, über die Aufgabe des romantischen Autors hinaus, das heißt, er ginge hinter dieselbe zurück. Er schlöße den reizenden Bildungsdrang mit einer Trivialität. Denn wo so viele Arme des Verlangens erhoben sind, wie bei Wilhelm, da wäre jede Befriedigung, im Einzelnen noch so schön, eine Trivialität. Der Geschmack ist leicht dadurch getäuscht, daß er den bescheidenen, oft philisterhaft erscheinenden Wilhelm für unwichtiger, leichter zu

befriedigen, für wohlfeiler abzuweisen hält, als er es in Wahrheit ist.

War es nicht stets Goethe'sche Art, oft mit einem Philisterscheine das Außerordentliche vorzutragen, das Gewaltige in den bescheidenen Ausdruck einzuhüllen? So ist auch diese Figur Wilhelm Meister nichts Geringeres, als der naive Goethe selbst in einzelnen Hauptspiegelungen seiner Geschichte. Bescheiden zeichnet er die Fragen und Versuche seines Kunstlebens, seines Bildungsstrebens. Der ganze Wendepunkt Meisters ist der Goethe'sche Wendepunkt in Italien, wo es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen fällt, daß die bildende Kunst nicht sein Beruf ist, und wo er doch mit stiller Freude erkennt, auf diesem falschen Wege eine reiche Bildung beiläufig gefunden zu haben. Meister spielt nur Komödie, und Goethe zeichnet und modellirt. Ja, gebraucht der Dichter nicht am Schlusse des Romans dieselben Worte des Gleichnisses, die er brauchte, da er mit abgeworfenem Irrthum aus Italien kehrte? Es sind die Worte: du kommst mir vor, wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand. Strebt, und ihr werdet finden, ist die Seele dieses Romans. „Gedenke zu leben" ist die Inschrift im Saale der Vergangenheit. Leben zunächst, absichtsvoll leben, aber ohne der Absicht zu verfallen; den scheinbar fremdartigen Vortheil, der sich bietet, ergreifen; der Geschichte, einem über uns, wenn auch mit uns webenden Organe, einer Gottheit der Bildung, den Abschluß überlassen, und doch thätig auf den Abschluß hin trachten und wirken, — dies ist das Thema Meisters. Wer kann läugnen, daß es von unermeßlichem Einflusse auf unsere Bildung überhaupt und auf unsere Bildung der Schriftstellerei insbesondere geworden ist. In dieser schönsten Prosa, die so anspruchslos und doch so vollwiegend, so einfach und doch so künstlerisch ist, konnte ein gebildetes Publikum den Zauber romantischer Verknüpfungen, den unerschöpflichen Born quellender Lebensweisheit genießen. Das Edelste kam schlicht und so leicht erreichbar entgegen. Daß sich der Roman vorzugsweise an die Schauspielerei lehnt, was der nüchternsten Bildung ein Aergerniß, dies ist der romantischen Staffage und dem lebhaften Kolorit ein großer Vortheil, wenn auch keineswegs Schauspielerei Kern des Buches ist. Wäre solche Frage über darstel-

lende Kunst auch von vorn herein ein Hauptgesichtspunkt gewesen, der Abschluß des Buchs, wie es jetzt vor uns liegt, stellt jene Frage nur als eine Partie hin. Uebrigens war es gewiß ein Glück, daß Goethe, der Theater-Direktor, just diese Welt ausbeutete und zur Bedeutung erhob, er verlieh dem Thema ein so lockendes Leben, daß sich auch Kühnes unter seiner sonst schon rücksichtsvollen Hand schürzen, und daß sich auch die geringere Bildung an dieser Lockung in ernstere Verhältnisse aufhelfen konnte.

So hatte Goethe ein ganzes Reich von Bestrebungen aus früherer und noch wirksamer Lebenszeit im Meister zu einem großen Bilde vereinigt. Umfang und Mannigfaltigkeit der Tendenzen war so groß, daß nur die epische Form sich ihrer bemächtigen konnte. Jetzt, nachdem so viel scheinbar Zerstreutes zusammen gefaßt war, jetzt mochte er wieder behaglich allen Anregungen wissenschaftlicher Forschung nachgeben. Auch Schiller mußte eine Zeit lang Friede geben mit seinen Ansprüchen auf größere That. Der Antheil am Theater erhielt sich auch durch die nächsten Jahre in voller Rüstigkeit. Eine wissenschaftliche Freitagsgesellschaft in Weimar gab Anlaß, alles Naturstudium zur Sprache zu bringen, und Einzelnes fand sich immer, wo die schöpferische Dichtung einen Gewinn aus den Studien zog. Ein solcher ist die „Metamorphose der Pflanzen", welche er 1797 schrieb. Bald darauf beschäftigte er sich mit einer kritischen Behandlung des Zugs der Kinder Israel durch die Wüste.

Jene Reise nach der Schweiz sah den „Junggesell und den Mühlbach" entstehen, und den „Jüngling und die Zigeunerin." Das Trauergedicht „Euphrosine" auf die verstorbene Schauspielerin Christiane Neumann lockte wieder Töne aus einer andern Stimmung, und auf Schillers Andrängen ward der fertige Plan der „Achilleis" zur Bearbeitung vorgenommen. Sicilien und der Einblick in den Homer treten uns aus dem Anfangsbruchstücke entgegen, was in den Werken abgedruckt ist. Auch der Sinn für den strengeren Hexameter zeigt sich belohnt durch einzelne Verse von unübertrefflicher Schönheit. Freilich fehlt es auch hier nicht an den leichtesten Trochäen, die später durch Schlegel so nachdrücklich in unserm Hexameter getadelt wurden, und denen bei unserer Sprache so schwer zu entgehen ist. Bei

aller Genauigkeit, die ihm sonst eigen, hat im Verse und in der Prosa Goethe doch keineswegs immer diejenige Korrektheit angewendet, die sogar einige Pedanterie heischt und dem Grammatiker unerläßlich scheint. v. Woltmann in seiner „Barbarei der deutschen Literatur“, worin er so fein und geschmackvoll richtet, macht mit vieler Grazie und zu großem Nachdrucke darauf aufmerksam, insofern es die besten poetischen Werke Goethe's betrifft; und Adelung in seinem gar beschränkten Verständnisse war über einige Freiheiten der Goethe'schen Prosa sehr ungehalten. Letztere anbetreffend hat Goethe für die Gesammtausgaben mit einer erstaunenswerthen Sorgfalt redigirt, eine Sorgfalt, die das Komma und das „und“ nicht ausgeschlossen hat.

Ob die Nichtvollendung der Achilleis eben so zu beklagen sei, wie das Unterlassen manches andern Planes, das wäre eine zu weitläuftige Frage. Der Anschauung, der Form und im Wesentlichen auch dem Stoffe nach gab es eine Nachbildung des Homer, die niemals den stelbstständigen Werth und Reiz der Iphigenie gewinnen konnte, weil die Nachbildung auf größere Treue abgesehen war. Sollte dies wirklich für die That eines großen modernen Dichters sehr wünschenswerth sein? Es sieht doch einem Kunststücke ähnlicher als einem Kunstwerke, freilich einem Kunststücke, wozu ein großes Talent erforderlich. Schiller, welcher sehr dazu rieth, war erst an's Studium der Alten gerathen, und das Neue blendet. Der Chorversuch in der Braut von Messina ist ein Zeichen davon. Uebersetzung des Homer, die auf den ersten Anblick rathsamer erschien, zumal das Achilles-Thema ein gedrängtes und nur durch den Homer'schen Hintergrund zu hebendes war, diese Uebersetzung war durch Voß schon begonnen, und Goethe las sie einem auserwählten Kreise mit lebhaft beifälligem Antheile vor. Die Propyläenpläne mit Meyer leiteten ab von der Achilleis, und das Farbeninteresse trat auch wieder mit einem lebhafteren Schwunge ein, „Diderot über die Farben“ ward übersetzt und mit Anmerkungen versehen, ja Schiller selbst, dem man Dergleichen sehr fern glauben muß, ward in diese Untersuchung gezogen. Goethe schreibt ihm sogar die Entscheidung über eine vielbedachte Frage zu. Es war die Frage, warum gewisse Menschen die Farben verwechseln. Schiller entschied, daß solchen Menschen die Erkenntniß des Blauen fehle.

Einleuchtender finden wir, daß Schiller, wie man Windrosen hat, eine Temperamentenrose mit erfinden half.

Um jene Zeit, 1798, hatte Goethe dicht bei Wielands Oßmannstädt auch ein Landgut gekauft in Roßla, und versuchte auch diese Lebensart, welche freilich weder ihm noch jenem, solchen Weltmenschen, wie er meint, lange ausreichen konnte. 1799 wird Schillers Wallenstein aufgeführt, und sie beginnen jene dramatische Sammlung, wovon bei Schiller die Rede war. Goethe übersetzt dazu Mahomet und das folgende Jahr Tancred.

Die Memoiren der Stephanie von Bourbon Conti erregen den Plan der natürlichen Tochter. Varnhagen hat über jene Dame und eine Begegnung derselben mit Goethe in seinen „Denkwürdigkeiten" einen besondern Artikel mitgetheilt. Goethe's natürliche Tochter ist die letzte Gabe, welche er dem Weh über die Revolution widmet, und die, in einer unerwartet andern Weise, das Mißgeschick erfährt, was seinen Revolutionsdramen anderer Art begegnet war. Eben weil er ein abstrakt Lebendiges, aber doch nun lebendig Gewordenes und Gebreitetes, nur mit abstrakten Hilfsmitteln, bekämpfen konnte, und weil diese bei seiner poetischen Produktion nur untergeordnet wirkten, fand er kein Gelingen bei immer erneutem Versuche im Drama, wo dies Thema als Lebensinteresse wogen und tragen sollte. Die Verhältnisse und Personen gleichen mitunter täuschend den Verhältnissen und Personen Frankreichs. Der König ist Ludwig XIV., und der erste Akt enthält allen schwarzen Schatten, den eine revolutionäre Zeit auf die Höhen wirft; alle Majestät und Demuth, die aus der Welt verschwunden scheint, fordert und gibt hier ihren Tribut. Vielleicht hat schon dieser Eingang dem Stücke jenes gemessene und kühle Wesen zugeführt, daß es in der Meinung unseres Publikums stets mit den wenig Worten eines Kritikers bezeichnet wird, es sei glatt und schön, aber auch kalt wie Marmor. Der Sohn des Herzogs, welcher in dem fertig gewordenen ersten Theile nicht zum Vorschein kommt, sondern nur wie das Unglück durch Andeutung und That der Seinigen einwirkt, dieser Sohn gleicht vielfach jenem Egalité des Hauses Orleans, und wäre die Anlage einer Trilogie ausgeführt worden, so hätte sich wohl noch manches Bekannte gezeigt. Dem Interesse des Stücks konnte das nur förderlich sein, denn auch

hier tritt König, Herzog, Graf namenlos auf, Repräsentant eines Schemas, und dadurch farblos gemacht. Auch stand wohl für den zweiten und dritten Theil lebhaftere Handlung zu erwarten, und der jetzt vorliegende, der sich alsdann nur für eine Exposition gab, hätte auch sogleich einen andern Eindruck gemacht. Denn bei einer Vollkommenheit der Form, die wie in Alabaster die edelsten und zartesten Gedanken ausgearbeitet trägt, läugnet man sich doch nicht, daß für fünf Akte allzuwenig geschieht, daß die Erhebung des Eindrucks und Ausdrucks in künstlerisches Recht allzu weit sich ausdehnt, wenn ein ganzer Akt nur die Klage eines Vaters gibt. Der Aufmerksame wird des Dichters Absicht nicht verkennen, er wird fühlen, daß ein Verbergen grober Handlung, daß ein Hemmniß, welches durch unscheinbare Grenzen hervorgebracht wird, an die edelste Art des Sophokles erinnert, und eine vornehme Welt des Sinnes auf dem Grunde zeigt, eines Sinnes, der von zarten Linien mehr gefesselt wird als der gemeine Sinn durch eherne Bande. Aber es ist nicht hinreichend, daß man nicht verkenne. Man denkt an den guten Ton, der etwas schätzenswerthes, aber nur etwas negatives ist.

Von dieser Eugenie datirt man gern eine neue Epoche in Goethe's Schrift, die man neben der genialen und neben der schönen die elegante nennt. In Betreff der Zeit ist zu merken, daß dieses 1799 begonnene Stück erst 1803 in seinem ersten Theile abgeschlossen wurde. Eine Seite des Geheimnisses, daß diese Eugenie so kühl und bei ihrer großen Bedeutsamkeit so uninteressant anmuthet, findet sich in ein Paar Worten Goethe's angedeutet. Er sagt da, das Ganze sei ihm vollkommen gegenwärtig gewesen, und so habe er sich mit großer Ausführlichkeit auf jeden einzelnen Punkt koncentriren können. Daraus ist allerdings die Vollkommenheit im Einzelnen, und der Tod im Ganzen entsprungen. Es fehlt an Licht und Schatten, da Alles bedeutsam, Alles Licht sein will.

Jenes Jahr 1799 sieht ihn auch theilnehmend für Schelling und dessen beginnende Naturphilosophie. Ueberhaupt spricht er auch in seinen Nachrichten über sich und die damalige Epoche wie von einem, der moderner Philosophie ganz zugethan ist, und der sich darin streng von Herder und Wieland, den Bekämpfern derselben, scheide. Er wohnte den Sommer 1799 in einem Gar=

tenhause. Dort betrachtet er durch ein Spiegel-Teleskop einen ganzen Mondwechsel. Ein großes Naturgedicht schwebte ihm vor der Seele, was im Keim verblieben ist, wie das Epos Wilhelm Tell, dem er eine Zeit lang nachdachte. Tell und Geßler waren durchaus realistisch, zum Theil humoristisch angelegt, und das höhere sittliche Moment den sonstigen Schweizerführern überlassen. Er erzählte Schiller davon, und erregte dessen Schauspielplan, welchen dieser, rasch zur That, wie er war, zu Goethe's Freude in's Werk setzte. Goethe sagt sehr liebenswürdig, er hätte ihm dies Thema wie das der „Kraniche des Ibycus" sehr gern überlassen, da es ihm den Reiz der Neuheit bereits eingebüßt, daß Schiller alles vollkommen angehöre und dieser ihm nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung schuldig sei, als die einfache Legende hätte gewähren können.

Dies ist auch die Zeit, der Ausgang des Jahrhunderts, wo sich ihm die Romantiker verehrungsvoll und aufmerksam nähern. Wilhelm Schlegel entwickelt ihm seine Pläne, Tieck liest ihm die Genoveva vor. Den Widersacher Kotzebue hatten sie denn bald auch in den nächsten Jahren gemeinsam.

In Jena ward eben noch mit dem scheidenden Jahrhunderte die erste Gemälde-Ausstellung, besonders auf Goethe's Zuthun, veranstaltet. Die Preisaufgaben zu stellen, die Arbeiten zu prüfen und zu ordnen, Lob und Tadel auf Grundsätze zu führen, das gab lebhafte Beschäftigung. Damit und mit den Naturstudien betheiligt, verbrachte er wohl die Hälfte des Jahrs 1800 in Jena, und zog sich im feucht gelegenen herzoglichen Schlosse dort eine heftige Krankheit zu. Die nächste Zeit, vor Ausbruch derselben, hatte „Palaeophron und Neoterpe" gebracht, was zum Geburtstage der Herzogin Amalie aufgeführt wurde. Mit Schiller waren die Repertoir-Bestrebungen fortgesetzt, und für den Damen-Kalender war das Stück „die guten Frauen" verfaßt worden. Er nennt es selbst nur einen geselligen Scherz.

Im Genesen übersetzt er zur Erholung „Theophrast von den Farben", und nimmt außer der Eugenie auch den Faust wieder vor. Das Frühjahr wird auf dem Gute in Roßla verbracht, wo er außer Besuchen und kleinen Festen mit Parkanlagen die bildenden Kräfte übt, ein ästhetischer Bereich, den er für die nähere Umgebung Weimars öfters bedacht hatte. Dann wird zu

völliger Herstellung eine Reise nach Pyrmont unternommen. Auf der zweimaligen Durchreise sieht er sich in Göttingen lebhaft begrüßt, und benutzt eine Zeit lang die dortige Bibliothek, um den historischen Theil der Farbenlehre zu ergänzen. Dort in Göttingen näherte sich ihm auch der junge Arnim.

Im Jahre 1802 werden die Diatriben Kotzebue's immer dreister. Um Goethe zu demüthigen, schiebt er Schiller als den zu Preisenden vor, und veranstaltet eine solenne Krönung der Schillerbüste. Schiller liebte Dergleichen selbst nicht, und Goethe mit den Notabilitäten zeigte sich nicht bereitwillig, das nöthige Rüstzeug verabfolgen zu lassen. So kam die Sache in's Stocken, und gab heftige Nachrede. Für Goethe's Ruf und Geselligkeit war dies nicht ohne Folge: ein Picknik in seinem Hause, was manches schöne Lied geweckt hätte, zum Beispiele: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie," erreichte hierdurch auch seine Endschaft. Es folgten so ruhige Studien in der Lebenspraxis, daß er Alles ungestört reifen ließ, und daß vielleicht deshalb Manches überreifte. Der Theaterbau in Lauchstädt erhielt seinen großen Antheil Zeit, und zur Einweihung des Theaters ward das einzige kleine Produkt dieses Jahres, „das Vorspiel" geschrieben. Von Lauchstädt aus war Goethe's Verkehr mit Fr. Aug. Wolf am Lebhaftesten. Die wichtigsten Briefe dieses Verkehrs sind in Laube's Reisenovellen abgedruckt. Auch mit Voß, der nach Jena gekommen, gab es ein freundliches Verhältniß. Goethe hat dessen nüchterne, realistische Art stets mit Vorliebe beurtheilt. Die Symptome der Ueberschwenglichkeit, welche sich bei den Romantikern besonders in der Kunstkritik, in den Phrasen des Klosterbruders zeigen, hielt er schon damals von sich, wenn er auch die Entdeckung Calderons und Calderon'scher Schönheiten mit Antheil sah.

Für das Theater selbst gab es durch die Ankunft zweier jungen Leute, Wolf und Grüner, die einen höheren Trieb des Lernens zeigten, eine neue Anregung. Mit Wolf vorzüglich, dem später berühmten, trieb Goethe theatralische Didaskalien, so daß sich eine förmliche Schauspiel-Grammatik bildet, welche gemeint ist, wenn man in Erwähnung Wolfs von einer Goethe'schen Theaterschule spricht. Die oben berührten Grundsätze eines höheren und doch nicht gerade deklamirten Vortrags sind die Basis derselben. Ihnen gemäß wird der nun fertige erste Theil der

„natürlichen Tochter" aufgeführt, und, wie Goethe erzählt, von vielen Seiten, wo man die tiefere Absicht erkannte und billigte, freundlich empfangen. Der zweite Theil sollte in Eugeniens neuem Verhältnisse auf dem Landgute bei der Seestadt, der dritte in der Hauptstadt im Tumulte spielen, unter welchem auch das Sonett der ersten Abtheilung gefunden wurde. Der Goethe'sche Aberglaube indeß, vor Vollendung zerstöre man wie beim Schatzheben das Glück der That, wenn man sich äußere, fiel darauf, und das Stück blieb liegen. „Die geliebten Scenen der Folge" — sagt er — „besuchten mich nur manchmal wie unstäte Gespenster, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen."

Zunächst nahm die Universität Jena alle Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch: es ereigneten sich die Scenen, wodurch Fichte's Weggang herbeigeführt wurde, andere Lehrer wie Schelling und Paulus gingen ebenfalls, wenn auch nicht augenblicks, doch bald darauf, und das Bedenklichste kündigte sich in Betreff der Literaturzeitung an, die nach Halle auswandern sollte. Kühnen Muthes kündigte Goethe an, daß eine neue an die Stelle treten werde, und diese Gründung aus dem Stegreife erforderte denn die entschlossenste Thätigkeit. Riemer kehrte damas im Goethe'schen Hause ein, Zelter schloß sich an, Benjamin Constant, Frau v. Staël machten einen längeren Besuch.

Ueber die Staël ist eine Schilderung übrig, die Schiller brieflich an Goethe gab, und welcher Goethe völlig beistimmt.

„Frau v. Staël wird Ihnen völlig so erscheinen, wie Sie sie sich **a priori** schon konstruirt haben werden; es ist alles aus einem Stück, und kein fremder, falscher, pathologischer Zug in ihr. Dieß macht, daß man sich, trotz des immensen Abstandes der Naturen und Denkweisen, vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören, ihr alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein, und in einem höchst interessanten Lichte dar. In allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es, trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts

für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft, wo sie umkommt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr, sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie ersehen aus diesen Paar Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können." Goethe ward etwas mehr von der Zudringlichkeit und schematisirenden Redseligkeit verletzt, dennoch versagt er ihr ebenfalls nicht manches Lob, und preist ihr Werk über Deutschland schon darum, weil es als ein „mächtiges Rüstzeug anzusehen sei, in die chinesische Mauer antiquirter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, eine mächtige Lücke zu brechen," und große Völker einander zu nähern.

Im Jahre 1804 schrieb Goethe die Charakteristik Winkelmanns, und Fr. Aug. Wolf, Meyer und Fernow wurden dazu befragt. Alle Eigenschaft, alle Beziehung ist bedacht, geprüft und erwähnt, das Ganze, wie ein Schema, wie eine Abhandlung aussehend, ist nicht nur von größter Reife, sondern auch von innerlichster Lebendigkeit. Der schon bejahrte, oft so vorsichtige Herr zeigte sich auch keinesweges geneigt, da, wo es galt, irgend ein Bedenkliches zu verschweigen. Ueber den „heidnischen" Sinn Winkelmanns, und über Vorzüge, die nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seien, spricht er mit kühlster Unbefangenheit, und wird eine „unverwüstliche Gesundheit" darin gewahr.

Dieser Arbeit folgt die Uebersetzung des Diderot'schen Manuscripts „Rameau's Neffe", was ihm Schiller sendet. So wie Goethe alljährlich gern wieder etwas von Molière las, so gehörte Diderot zu seinen entschiedensten Lieblingen französischer Schriftsteller. Höchlich ergötzte ihn die lebhafte, frech und verwegene, unsittlich-sittliche, stets geistreiche Darstellung dieses Manuscripts, wie Wenig sie ihm auch selbst eigen war. Er ging mit Lust an die Uebertragung, die denn auch eine ganz vorzügliche geworden ist. Man liest die Conversation jener Franzosen

noch heute mit dem lebendigsten Genusse. Diese thatsächliche Schätzung, welche Goethe so bereitwillig einem Talente angedeihen ließ, was ihm dergestalt heterogen war, mögen die Goethianer strenger Observanz nicht übersehen, und nicht bloß im Goethe'schen Ausdrucke das Preiswürdige suchen.

Das Jahr 1804 schließt mit der Bearbeitung Götzens für die Bühne, und es bricht 1805 herauf, wo er und Schiller kränkeln, und Schiller ihm und uns entrissen wird. Kränkelnd begegnen sich beide noch einmal auf der Straße, Schiller will in's Theater gehen, und Goethe sagt ihm an der Schiller'schen Hausthüre noch einmal guten Abend. Es war das letzte Mal, er hat ihn nicht wieder gesehen. Selbst krank, da Schiller vom Tode übereilt wurde, blieb ihm von der bestürzten Umgebung der Hintritt des Freundes eine Zeit lang verschwiegen. Wie ein Donnerschlag fiel die Nachricht auf ihn; aber er ermannte sich schnell: dem Tode zum Trotz sollte die Unterhaltung mit dem Freunde fortgesetzt werden, und solchergestalt sollte der Freund nicht gestorben sein. Das hielt ihn wunderbar aufrecht. Es war die Abfassung des Schiller'schen Demetrius, an die er stracks gehen wollte. Bis in das Kleinste hatte er mit Schiller den Plan durchgesprochen, die That schien ihm leicht und das würdigste Monument. Erst als dies nicht zu Stande kam, brach der Schmerz über den Verlust heftig hervor.

Aber das Leben macht seine Rechte geltend. Ein anderer Freund, Fr. Aug. Wolf von Halle, traf zum Besuche ein wie ein Engel, warf, ein energischer Mann, das Interesse auf anderen Stoff und half durch mächtige Bewegung über den niederschlagenden Eindruck hinweg. Aus seiner genialen philologischen Bildung ergab sich eine wichtige und spannende Kontroverse. Er hielt nämlich und achtete allein für „geschichtlich, für wahrhaft glaubwürdig, was durch geprüfte und zu prüfende Schrift aus der Vorzeit zu uns herübergekommen sei"; während die Weimar'schen Freunde natürlich auch in Kunstresten geschichtliche Hilfsmittel sahen. Dies gab eine „aufgeregte Munterkeit, eine heftige Heiterkeit, die kein Stillstehen duldete", auch kein Stillstehen bei gerechtem Weh. Goethe besuchte dann auch Wolf in Halle, und der lebhafteste Austausch ward fortgesetzt. Dr. Gall, der nach Weimar kommt, und dem Goethe gar nicht abgeneigt

ist, verflicht rasch in ein neues Interesse. Eine Fahrt nach Helmstädt zu dem wunderlichen Polyhistor und Geheimnißkrämer Beireis vollendet die Ablenkung von fesselndem Schmerze. Bei dieser Gelegenheit wurde auch Gleims verlassenes Haus besucht, und des wackeren Mannes in Liebe und Ehre gedacht.

1806 ging Goethe an eine neue Ausgabe seiner Werke, und da ward auch Faust in seiner fragmentarischen Gestalt so eingerichtet und zum Druck gegeben, wie er uns vor Abdruck des Goethe'schen Nachlasses bekannt war. Die Wirkung dieses Buches fällt also erst in das erste Jahrzehent unsers Jahrhunderts, obwohl der Ursprung desselben bis in die Studentenzeit Goethe's, also über 40 Jahre weiter, zurückgeht. Wie wichtig der Eindruck gewesen, zeigt uns eine Schrift Schellings, die bald nach Erscheinung des Faust vom philosophischen Standpunkte die Aufmerksamkeit darauf richtet.

Bei aller Sorgfalt der Redaktion blieb Goethe auch für diese, wie für jede spätere Gesammt-Ausgabe, dem Grundsatze treu, nichts Bedeutendes oder doch nicht auf eine bedeutende Weise zu ändern. Jetzt ging er auch ernstlich an die Zusammenstellung des Buchs über Farbenlehre, was so lange vorbereitet war, und nun erst zur Erscheinung angeschickt wurde.

Der berühmte Maler Hackert, der ihm in Italien so freundlich und hilfreich gewesen war, stirbt, Goethe erhält nach des Verstorbenen Anordnung den Nachlaß, und schreibt Hackerts Leben im Auszuge für das Morgenblatt. Dieser Auszug ward dann, als die Hilfsmittel vollständig beschafft waren, zu dem großen Artikel „Philipp Hackert" ausgedehnt, welcher neben Winkelmann den 37sten Band der Werke bildet. So wie alle Ansicht der Kunst in Goethe's zweiter Lebenshälfte, so datiren zwei Drittheile aller schriftstellerischen Thätigkeit von dem Aufenthalte in Italien, der Bezug mag noch so unscheinbar sich verbergen. Die italienische Reise bleibt nach allen Seiten hin der größte Wendepunkt in Goethe's Leben.

Zur Sommerszeit finden wir von etwa 1806 an Goethe regelmäßig in den böhmischen Bädern, besonders in Karlsbad, und da der Aufenthalt sich meist auf mehrere Monate ausdehnt, so wird Böhmen fast eine zweite Heimath des Dichters, oder vielmehr des Naturforschers. Denn besonders die reichhaltige

Erdnatur des Landes interessirt ihn. Ein langer Aufenthalt in Karlsbad 1807 war gesegnet durch viele kleine Novellen, um die dann später das etwas spröde rauschende Band der „Wanderjahre" geschlungen wird. Dazu drängen sich auch die „Wahlverwandtschaften", die zuerst nur in kleinerer Gestalt an's Licht wollten. Davon haben sie auch jetzt noch den Charakter der Novelle, wie ihn die jetzige Zeit definirt, als einer Begebenheit, eines Ereignisses, einer Schilderung, die sich um ein hervorstechendes Moment gruppirt, und wobei nicht wie beim Romane eine weit umgreifende Entwickelung beabsichtigt ist.

Goethe indessen nennt dies im Sommer 1809 fertig gewordene Buch noch einen Roman. In Bezug auf sich selbst sagt er darüber: „Niemand verkennt an diesem Romane eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet."

Wie er zum Anstoße rein poetischer Hoffnungen den Naturgesetzen eifrigst nachtrachtete, davon zeigte sich in diesem Buche plötzlich eine Anwendung auf den Menschen, und eine poetische Ausbeute, die alles Publikum wie ein Wunder überraschte. Der Vorwurf gegen Goethe's Liebhabereien schwieg bestürzt, und suchte sich nur allmählig dadurch wieder zu kräftigen, daß ja hier eben, wie bei aller eigensinnigen Liebhaberei, nur ein barockes Verhältniß aufgegriffen wäre. Aber auch diese Behauptung fühlte sich gedämpft, weil der sonderbare Naturanlaß so fein und innig mit allgemeiner Menschenart zusammenging, weil das Bizarre sich so reich und wahr in die einfachste Menschlichkeit verlor, und mehr wie eine geistreiche Veranlassung erschien, als wie ein dogmatischer Kern und Mittelpunkt. Auch andere Einwürfe wurden mißlich. Einzelne Breite und Dehnung, wo das einfache Verhältniß nach Goethe'schem Ausdrucke retardirt werden mußte, war stets an Goethe zu bemerken, und war denen werth, die in seiner beiläufigen und nur seitwärts eingreifenden Nebenunterhaltung gern das Bedeutende heraussuchten. Daß er lieber unterrichtete, als täuschte, daß die romantische Täuschung seinem dichterischen Genius mehr entschlüpfte, als daß sie seiner Absicht stets vor Augen gewesen wäre, — das war dem Kenner nichts Neues. Man wird noch heute unter den Verehrern Goethe's eine sehr würdige Schaar derer finden, denen das roman-

tische Ereigniß nur durch die Bedeutung Werth hat, welche der Autor gedanklich daraus spinnt. Das Ereigniß an sich ist ihnen todt, sie bescheiden sich, daß Goethe Walter Scott sehr gerne gelesen habe, ihnen ist solcher Reiz unbekannt, ihnen erscheint es nicht nüchtern, wenn ein Roman mit den Worten anfängt: „Eduard — so nennen wir einen reichen Baron", — wenn der Dichter die Illusion dadurch zerstört, daß er Willkür zeigt, und der Sache den Zauber unumstößlicher Geschicklichkeit sprachselig entreißt. Man wies mit Stolz zurück, daß dergleichen Merkmal, und ein Namensgeschmack, der einen Vermittler im Romane Mittler nennt, daß ferner ein umständliches Verweilen bei Handwerk und Gärtner von wachsendem Alter des Dichters zeuge. Und mit Recht wies man es zurück. Das Wesentliche des Buches zeugt von der ewigen Jugend des Gottes, der im Dichter lebt. Wem bleiben die so vortrefflich nüancirten Figuren des Romans, die natürlich herbeigeleiteten Vorfälle und Katastrophen nicht unauslöschlich im Gedächtnisse? Zum Zeichen, daß man etwas tief Aechtes vor Augen gehabt, und daß es meisterhaft vor Augen gestellt worden sei. Wem hat der unübertrefflich geschilderte Ausgang nicht warme schöne Thränen gebracht? Und so ist auch dies Buch des sechszigjährigen Autors so tief und mächtig in's Interesse des Publikums gegangen, wie einst der Werther des zwanzigjährigen; ein glänzender Beweis, daß die bewegende Kraft des Dichters tief wie ein langes Menschenleben, und ungeschwächt wie der Quell des Urgebirges sei. Des anmuthigen Vortrags nicht zu gedenken, den man von der sparsamen Zurückhaltung des rücksichtsvollen Ministers nicht erwartet hatte. Wie die Aster die Hauptblume des Buches, so lächelt über das Ganze eine Herbstfrische gediegenster Art.

So waren auch die andern sich zudrängenden Geschichten ein erquicklicher Beweis, daß die Goethe'sche Kraft lächelnd über die literarhistorische Eintheilung in Epochen hinweg schreite. Die verschweigende Art der eleganten Epoche, worein ihn das Schema seit Ende des vorigen Jahrhunderts setzt, bleibt bei dieser Erzählungsweise im Hintergrunde. Goethe zeigt, daß ihm auch der frühere naive Ausdruck noch im Herzen liege, und daß dieser wohl gemildert und zugemessen werden könne durch ein vorherrschend formelles Prinzip, aber nicht verdichtet. Gibt es da-

für einen stolzeren Beweis, als die Abfassung der Biographie, welche in den Jahren 1811, 12 und 14 mit den ersten drei Bänden vor dem Publikum erscheint?

Vorher noch, in's Jahr 1810, achtzehn Jahre nach Innewerden des uralten Irrthums, wird die Farbenlehre im Druck vollendet, und vom Publikum wie von der betreffenden Wissenschaft mit allergrößter Gleichgültigkeit aufgenommen. Beide Theile zucken die Achsel über Dilettantismus, und hätten jeden anderen Autor irre gemacht, der nicht wie Goethe gleichgültig gewesen wäre über den nächsten Eindruck seiner schriftstellerischen That. Zu den ersten, welche ihm, dem unerschüttert Beharrlichen, beistimmten, gehörten die neuen Philosophen; Schelling begrüßte schon 1801 mit vollem Enthusiasmus Goethe's antinewton'sche Ansicht, Hegel billigte und pries sie nicht minder, und nach diesem ein Hegel'scher Anhänger, Henning, welchem Goethe die Ausbreitung des neuen Gesetzes, wie eine Aufgabe für die Heiden, übertrug.

Als man später zu gerechterer Würdigung der Goethe'schen Naturansicht kam, ergab sich wohl auch das Extrem von dem Vorigen, und manche nüchterne Natur, die durchaus die Fähigkeiten des Menschen klassifiziren muß, ward durchaus der Meinung, der Naturforscher Goethe sei viel größer gewesen, als der Dichter, und das Würdigste des Mannes sei von der Nation niedriger geachtet worden. Wir haben auf chronologischem Wege freilich gesehen, daß sich schon in früher Jugend ohne Natur-Studium Dichtungstrieb entwickelt habe, und müssen auch gegen diese Einseitigkeit Einspruch thun. Dabei soll nicht geläugnet werden, daß bei späterer Ausbildung just die Theorie der Erscheinung in der Natur zurück gewirkt habe auf die künstlerische Theorie und Praxis. Und so soll es sein. Wer Naturell, Natur-Kenntniß und angeeigneten künstlerischen Geschmack harmonisch in sich zur That bringt, der mag etwas von Goethe'scher Art erschaffen.

Hier ist nun der Ort, das Innere dieses Goethe'schen Theiles in den Hauptpunkten darzustellen. Die Farbenlehre Goethe's beruht auf dem Begriffe vom Mittel, durch welches wir zur Anschauung des Urphänomens gelangen. Dies Mittel ist das Trübe; und darüber schied er sich von der bis dahin gangbaren

Erklärungsweise, welche starr an dem durch Newton gegebenen Standpunkt haftete. Wie gründlich er den Umfang dieser Frage durch die ganze Geschichte erschöpft hat, ist in seiner Geschichte der Farbenlehre zu ersehen, die von den ersten Anfängen menschlichen Kenntnißstrebens herab bis auf die neueste Hypothese allen Gang spekulativer Wissenschaft schildert, wie er sich in Hauptmaximen und in Bezug auf Naturgesetze verhält.

Alles universelle Streben nach Wissenschaft, also auch Gang und Mittel der philosophischen Folge, wird hiebei von den Pythagoräern herab im Wesentlichen berührt, und solcher Gestalt eine Geschichte des Naturstudiums gegeben, durchgeistet von allen Maximen und Sistemen der philosophischen Forschung, wie in keiner Literatur für einen so speciellen Zweck zu finden ist. Natürlich haftet sie von Anfang des zweiten Theiles nachdrücklich auf Newton, als dem Feinde, zu dessen Bekämpfung all diese historischen Massen bewegt sind, und besonders auf dessen „dritter Bedingung", wornach die Grenzen des Hellen und Dunkeln nichts zur Erscheinung beitrügen, während Goethe behauptet, daß eben die Grenzen ganz allein die Farbenerscheinungen hervor bringen, und daß es falsch sei, zu sagen, die Farbe sei dem Licht eingeboren, und die Farben in ihren specifischen Zuständen seien sogar in dem Lichte als ursprüngliche Lichter enthalten.

Der Bezug der Natur auf den Sinn des Auges bildet bei Goethe die Farbe. Der Raum ist durchscheinend, und gibt den Begriff des Trüben. Das Licht erscheint gelb, wenn das Medium, wohindurch es gesehen wird, nur wenig trübe ist; gelbroth, wenn die Trübung steigt; roth, wenn noch mehr. Die Finsterniß, durch ein erhelltes Mittel gesehen, ist blau, — so der Aether, — je trüber die Finsterniß, desto heller blau; violett, wenn die Trübung am Geringsten.

Zunächst am Licht also gelb, also die Sonne, durch das Medium der Trübe, der Dünste, zu uns kommend; zunächst am Dunkeln blau, — Beides gemischt gibt Grün, die Grundfarbe der Erdnatur.

Goethe betrachtete nun die Farben physiologisch (subjektiv), physisch (durch Mittel entstehend), und chemisch (an den Stoffen haftend). Hier beim Chemischen entwickelte sich die Lehre von den geforderten Farben, die sich gegenseitig bedingen und hervor-

rufen im Auge, das Grundgesetz von der Farbenharmonie. Dies muß denn auch eine Basis für den Geschmack, Erscheinungen gegenüber, werden.

Phänomene ganz unbefangen, ohne vorhergehendes Sistem aufzufassen, war die Seele dieser Entdeckung gewesen, wie es ihm der Sittennatur gegenüber von Jugend auf Richtschnur gewesen war. Darin liegt seine große Macht, wirklich universell auf eine neue Poesie vorzubereiten.

Für die Pflanzenwelt leitete es ihn auf die Urpflanze und die Metamorphose der Pflanzen. In der Breite ruht ihm da das Gesetz des Stetigen, in der Höhe das des Schwankenden und Individuellen.

Nun ging er zum Menschen, und suchte auch hier den Urtypus. Die Geschlechter, die Thierklassen vereinzeln ihn, und eben so die Bedingungen des Individuums. Letzteres ist in der Morphologie, in der Gestaltlehre, der Lehre organischer Umbildung im Individuum, ausgeführt. Der Grundgedanke ist, wie aller Prozeß, der der Theilung und der der Annahme und Steigerung nach Einheit hindrängt. Der Specifikationstrieb, Trieb der Vereinzelung, welcher scheinbar entgegenwirkt, geht nur auf größere Mannigfaltigkeit und Ausbreitung, und ist nur ein Durchgang, kein Ende. Es entspräche dies der Ansicht, welche in vorliegendem Buche als historisch-poetischer Prozeß geschildert ist. — Durch organische Zunahme und specifische Theilung hindurch geht das polarische Gesetz der Anziehung oder Steigerung und Abstoßung, und fesselt zu weiterer Durchdringung die in's Mannigfache getheilte Einheit. Man verfolge dies von der Pflanze zum Insekt, zum Thier, zum menschlichen Körper, zum höheren Menschwesen.

Es wäre nach alle dem nicht schwer nachzuweisen, wie solches Studium auch dem Dichter zu allgemeinster und wichtigster Folgerung gedeihen konnte. Und doch soll man einem so eigenen Geiste gegenüber mit der Folgerung vorsichtig sein. Im ersten Theile der Wanderjahre, wo Jarno im Gebirge Steine sucht, findet sich ein Gespräch mit Wilhelm, was sich über solche Beschäftigung ganz eigenthümlich ausläßt. „Was nützt", — heißt es da, — „ist nur ein Theil des Bedeutenden; um einen Gegenstand ganz zu besitzen, zu beherrschen, muß man ihn um sein

selbst willen studiren. — Der Beste, wenn er Eins thut, thut er Alles — in dem Einen, was er recht thut, sieht er das Gleichniß von Allem, was recht gethan wird."

Für den letzten Abschnitt des Goethe'schen Lebens sind die Hauptpunkte: der Gewinn des „westöstlichen Divan", die Zusammenstellung der Wanderjahre, die Herausgabe von „Kunst und Alterthum", lebhafte Theilnahme an auswärtiger Literatur, und dieser gemäß die immer ausgebildetere Idee einer Welt-Literatur, endlich der Abschluß des Faust.

Durch die Stürme der Zeit ließ er sich bekanntlich in literarischer Beschäftigung nicht stören. „Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich" — sagt er — „eigensinnig auf das Entfernteste." So studirte er die Geschichte des chinesischen Reiches, und schrieb einen Epilog zu Essex in der Zeit, da die Schlacht bei Leipzig geschlagen wurde. Die Wendung Goethe's nach dem Oriente hatte die glücklichsten Folgen: außer dem Erwachen des Epimenides und dem Redigiren der italienischen Reise betrachtet und schafft sein Sinn in den Jahren 1813, 14 und 15 unaufhörlich nach der orientalischen Richtung. Hammers Hafis hat ihm den Anstoß gegeben, Jones, Eichhorn, Diez wurden studirt, Reisende wurden durchgeforscht, und so lebte er sich dergestalt in Zustand, Wunsch und Gesinnung der Orientalen ein, daß er in ihrem Sinne dichten, und jenes überraschende Buch: „westöstlicher Divan", hervorbringen konnte, worin die verschiedenen Zonen sich nicht nur in einander spiegeln, sondern in Kuß und Ehe eine bis daher unbekannte westöstliche Welt, ein schönes Kind poetischen Beistandes, erzeugen. Alte Gegensätze sind vereinigt in weisem Genusse eines dichterischen Herzens, die getrennten Offenbarungen sind in heiterer Lebensweisheit verbunden. Dies poetische Buch war eine Erfindung von weltgeschichtlicher Bedeutsamkeit, und ward darin und in seinem Ausdrucke ein unversiegbarer Segen für unsere dichterische Literatur. So gesund und so lieblich, so derb und so kräftig, und immer reizend entäußert sich Goethe darin aller poetischen Terminologie, — die geläufige und darum oft schon übertriebene Ausdrucks- und Begriffswelt

der Poesie sieht sich plötzlich hintangesetzt, an der Stelle des oft schwankenden idealen Winkes zeigt sich die reife, feste Bemerkung. Und darum sehen wir, daß der Hauptdichter neuester Zeit, Heinrich Heine, sich am Tiefsten in diese Divansfrucht gesogen. Will man Heine's Verse historisch geboren sehen, so gehe man zu Goethe's Divan. Nicht daß dies gegen Originalität gesagt sei, just die originale Ueberraschung ist neuerdings keinem Autor so gelungen, und mit Recht so gelungen, als Heine. Aber dies ist ja Reiz und unschätzbares Wesen der Geschichte, daß Alles verbunden ist. Dieser Divan ist eben ganz in Goethe'scher Art, die milde Darbringung einer neuen Anschauungswelt, die milde Darbringung, woran die Zukunft ihre Kräfte üben möge. Die Zukunft that's auf geniale Art in Heine: er ging den nächsten großen Schritt weiter, nicht bloß milde und schonend, sondern muthig und scharf die verborgenen Gegensätze hervor zu ziehen, sie einander wirklich gegenüber zu stellen, und so aus unerhörtem Verhältnisse einen unerhörten Ton zu wecken, der eine neue Verkündigung für Herz und Geist wurde.

Die Beziehung zur Zeit war also auch in Wahrheit nicht so abgelegen, da sich Goethe von den Stürmen seiner Zeit nach dem entlegenen Orient wandte. Er that es nicht um abstruser Studien willen. Er studirt Zustände, die Glück gebracht, er will eines Marks, von diesem Glücke auch für sich und seine Nation theilhaftig werden, seine Nation in so stürmischem Drange bedarf dessen mehr, als je. Der Band: „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnisse des westöstlichen Divans", worin die Studien auf eine unübertreffliche Weise ausgearbeitet sind, dieser Band scheint von den Gegnern Goethe'scher Art nachläßig oder gern übersehen zu werden. Wenn es denn sein mußte, so konnten sie darin auch erblicken, wie geflissentlich sich Goethe auch in die orientalischen Staatsverhältnisse eingetaucht, wie er Parallelen und Folgerungen für die Aufmerksamkeit an mehreren Orten niedergelegt, oder doch angedeutet habe. Dahin gehört folgende Stelle: „Ueberhaupt pflegt man bei Beurtheilung der verschiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten, daß in allen, wie sie auch heißen, Freiheit und Knechtschaft zugleich polarisch existire. Steht die Gewalt bei Einem, so ist die Menge unterwürfig, ist die Gewalt bei der Menge, so steht jeder Ein=

zelne im Nachtheil; dieses geht denn durch alle Stufen durch, bis sich vielleicht irgendwo ein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, finden kann. Dem Geschichtsforscher ist es kein Geheimniß; in bewegten Augenblicken des Lebens jedoch kann man darüber nicht in's Klare kommen. Wie man denn niemals mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Partei die andere unterjochen will, und es auf weiter nichts angesehen ist, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen sollen. Freiheit ist die leise Parole heimlich Verschworner, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt, und ihr von auswärtigem Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht."

Was man aber überhaupt in dieser Beziehung vom Dichter verlangen solle, dafür ist bei Gelegenheit Muhammeds eine Stelle. Was ist Poet und was Prophet? „Beide" — sagt er — „sind von einem Gott ergriffen und befeuert, der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke versäumt er, sucht mannigfaltig zu sein, sich in Gesinnung und Darstellung grenzenlos zu zeigen. Der Prophet hingegen sieht nur auf einen einzigen bestimmten Zweck; solchen zu erlangen, bedient er sich der einfachsten Mittel" — „er bedarf nur, daß die Welt glaube; er muß also eintönig werden und bleiben, denn das Mannigfaltige glaubt man nicht, man erkennt es."

Es wird ihm aber der leidenschaftliche Politiker die Eigenheit, welche der unmittelbaren That und Entwickelung ausweicht, er wird ihm den unscheinbaren Indifferentismus und das Zurückführen der Parteiworte auf reine Begriffe eben so wenig verzeihen, wie der leidenschaftliche Christ ihm verzeiht, daß er noch im Alter all seine lebhafte Theilnahme unchristlichen Völkern zuwendet, daß er mit Hingebung von den reinlichen Parsen spricht, daß er manche praktische Art des heidnischen Gottesdienstes verehrt, ja daß er offenbar einen Kultus, welcher das Leben hebt, nachdrücklich gepriesen sehen möchte neben einem Kultus, der nur mit dem Tode zu thun hat.

Der Literar-Historiker aber wird immer das Glück schätzen,

solch unbefangene Größe in einer Zeit leidenschaftlicher Entgegnung zu finden. Die politische Seite in ihrer konstitutiven Innerlichkeit anbetreffend, findet er sogar in den nächsten Jahren des Dichters eine Noth, die der leidenschaftliche Politiker noch weniger begreift, als er das obige Recht Goethe's begreifen mag. Es findet sich ein Buch Goethe's, was für einen Roman genommen sein will, und worin alles Romantische dem Politischen nicht nur untergeordnet, sondern von diesem aufgelöst ist. Das sind die „Wanderjahre".

Der Zeit nach ist aber erst noch zu erwähnen, daß in die Zeit des Divanstudiums, wo er orientalische Manuscripte schön abschrieb, um auf alle Weise der zierlichen, eigenen Lebensweise theilhaft zu werden, daß in jene Zeit eine Reise nach dem Rheine fällt und eine Saison in Wiesbaden, und daß von den Anregungen jener Reise die Hefte „Kunst und Alterthum am Rhein und Main" entstanden sind. 1816 erschien das erste. Im folgenden Jahre das zweite, und hierin war der bekannte Artikel, der sich so überraschend und vernichtend gegen den kirchlichen Geschmack der Romantiker kehrte. In diesen Jahren 1816 und 1817, die er übrigens mit dem Sinn in Asien verbringt, wo er sogar eine orientalische Oper versucht, erwächst auch schon seine Vorliebe für Byron. 1817 wird auch die Morphologie im ersten Hefte fertig, 1818 wird der Divan gedruckt. Die darauf folgenden Jahre werden immer mehr kleinere Sachen für die Wanderjahre ausgebildet, und die Idee der Zusammenstellung wird allmälig That. Es ereignet sich vor Erscheinen des Buches der bekannte Mystifikations-Versuch mit falschen Wanderjahren, die von beschränkt christlicher Seite als eine talentvolle Polemik des Pastor Pustkuchen ausgingen. Wer Goethe nicht genauer kannte, um die untergeschobene reuige Tendenz alsbald für Goethisch-unächt zu erkennen, der mußte natürlich sehr überrascht sein. Im Ganzen zerstob der Anfall zum Interesse einer Curiosität, wie eines Predigers engerer Anschauungskreis sich dem Weltkreise des sogenannten großen Heiden entgegenstellen gewollt. Heine hat den Franzosen im Witz der Namens-Uebersetzung die Charakteristik der Sache gegeben, indem er Pustkuchen mit „omelette soufflée" französisch macht.

1821 erschienen Goethe's Wanderjahre. Welch ein Eckstein

sind sie für alle Kritik geworden! Wo ist darin der leichte, liebliche Sinn Goethe's, der da schildert, ohne streng zu folgern? Kaum auf einzelnen Seiten flattert er umher. Das Interesse eines Buches, was er Roman nennt, sollte überwiegend ein poetisches sein, ein pathologisches, wie Schiller gern sagte. Ist es das? Nein, die kleinen Geschichten irren schüchtern umher, die später hinzugekomme Absicht, welche sie zusammenklammern soll, stellt sich nur zu deutlich dar als später hinzu gekommene Absichtlichkeit. Der Mittelpunkt, Meister, will sich unterrichten, belehren. Will das sonst der Goethe'sche Roman? In den Lehrjahren bildet sich Meister, und es ist schon ein himmelweiter Unterschied zwischen Bildung und Unterricht. Die eigentliche Welt Meisters, die uns interessirt, liegt fest und stark im Hintergrunde, steht in gar keiner lebendigen Verbindung mit der, die Meister reisend besucht, reisend, wie ein Pädagoge, der die beste Erziehungs-Anstalt ausfinden möchte. Im Mittelpunkte des Buches ist nicht die geringste Leidenschaft. Was anderes bewegt denn aber die Atome zum poetischen Reize, als sie. So ist wirklich alles romantische Interesse in dem Buche gelangweilt. Dies soll man erst zugestehen, wenn man den Reichthum der Wanderjahre preisen will. Denn dieser ist da, und ist groß. Daß die politische Absicht so selten Entschädigung für sonstige Kargheit Goethe's an diesem Buche gesucht hat, könnte unerklärlich scheinen. Denn das gesellschaftliche Wesen ist darin mit sorgfältiger Erfahrung bedacht und sogar spekulativ ausgeführt. Der Greis, dem das Spiel der Leidenschaft sich mehr und mehr entfernen mußte, hat politischen Vorwürfen zur Beschämung allerlei Kombination auf Kosten lebendiger Bewegung aufgestellt. Aber natürlich, ein eigener Mann, ohne Beihilfe und Anrufung der beliebten Terminologie; und deßhalb haben diejenigen das Buch nicht hochgeschätzt, denen Hochschätzung Pflicht und Vortheil gewesen wäre. Freiere Geister, voll Gedanken-Interesses an Goethe, Geister, die den poetischen Reiz wohlgefällig mit aufnehmen, wenn er sich unter lehrreicher Begleitung bietet, solche Geister haben sich des Buches lebhaft angenommen. Noch jetzt eben preist es Rosenkranz bei Gelegenheit socialen Romanes neuerer Zeit, der noch lange nicht so sistematisch durchgebildet sei, als dies sociale Buch Goethe's. Er sagt: „Goethe hat in die Zukunft zu dringen uns

ein positives Bild neuer Zustände entworfen. Er hat in dem Novellen=Cyklus der Wanderjahre eine Idee verfolgt, die ideale Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens. Ueberall begegnen wir darin den Wurzeln, aus denen es hervorsproßt, dem Familienleben; überall öffnet sich uns der Aether der nationalen und religiosen Freiheit, in die seine Gipfel hinausragen; aber die Hauptsache ist, zu zeigen, wie der Einzelne es anzufangen habe, zwischen diesen Mächtigen der unteren und oberen Welt sich eine würdige Existenz zu schaffen, in der seine Individualität sich offenbaren und gestalten kann. Er muß nach Außen hin wandern, nach Innen entsagen! d. h. ohne Beweglichkeit einerseits, ohne Charakterfestigkeit, Willensstärke auf der anderen, ohne Verbindung mit den Menschen und doch ohne eine einseitige Richtung im Verkehr mit ihnen, ist jetzt in der Welt keine Befriedigung mehr möglich, man müßte denn sich in den Indifferentismus und Cynismus fallen lassen" 2c. Kurz, er ist ganz entzückt von der sistematischen Ausführung einer gesellschaftlichen Spekulation, die das Speisen nach der Charte, die Anordnung der Möbel und sonst nichts Unscheinbares übersieht, und von einem Autor, dem die Kunst zu heilig war, um nur zu unterhalten. „Unterhalten" ist das beliebte Wort der Geringschätzung, wenn die gefällige Bewegung des Bedeutenden durch eine künstlerische Produktion ausgedrückt werden soll. Daß selbst der strenge Schiller in seiner wichtigsten Definition der Kunst auf den hohen Trieb des Spiels gekommen, daß nach einer zupassenden Geringschätzung der größte Theil Goethe'scher Produktion zu verwerfen sei, dergleichen wird bei solchen hastigen Aussprüchen nicht bedacht. Es heißt schief über unsere schöne Literatur blicken, wenn dieser Roman als Romanmuster hingestellt wird, wenn der neuesten Literatur ein Beispiel für sociale Romanfassung damit gegeben sein soll. Diese neueste Literatur, zum Theil aus einem politischen Anstoße entstanden, hat richtigen Taktes schon eingelenkt von diesen instituirenden Romanen. Die Kunst ist Blüthe, nicht Samen, sie hat nicht politische Einrichtung zu lehren in sistematischer Erschöpfung, wie das Kompendium. So wiederholt sich's immer, daß die Welt der Dichter nur mit großer Vorsicht ästhetische Urtheile und Rathschläge von der sistematischen Philosophie gebrauchen kann, da diese immer von der Erfindung erst weiß, wenn sie vorüber

und vergleichbar ist, und da sie immer schlecht erkennt, oft beleidigt, ja vernichtet, was lebendig Fortzeugendes darin noch vibrirt und dem neuen Genie entgegenharrt. Das dichterische Moment ist nur des Dichters, darum überrascht jeder neue, und die spekulative Aesthetik hat immer geirrt, weil sich die Zuthat einer neuen, unbekannten Person nicht ersinnen läßt. Die Aesthetik bleibt ein wichtiges Hilfsmittel der Gesetzlichkeit, aber nur für Vergangenes; will das philosophische Talent eine poetische Zukunft definiren, dann geht es über seinen Bereich. Rosenkranz, einer der Begabtesten und im Poetischen Erfahrensten neuer Philosophie, hat sich rasch zum lebhaften Beweise dafür gemacht. Die Nation hat die Wanderjahre, in so fern sie sich als Roman bieten, ganz anders gewürdigt, sie werden der schematisirenden, trockenen Zeit des Goethe'schen Alters eingerechnet, und sind im poetischen Eindrucke gescheitert. — Es fehlte nur noch, Goethe's Lieder würden für höchst lehrreich erklärt, damit dies leicht klingende Kunstgenre des philosophischen Lobes würdig erscheine. Goethe hatte für fremde Gabe in poetischer Form ein so feines Gefühl, und machte es Manzonis „Sposi" zum entschiedenen Vorwurfe, daß sie sich an einer Stelle zu breit in historische Ausführlichkeit verlören. Und wir sollten es für poetische Oekonomie und guten Geschmack hinnehmen, wenn er uns mit detaillirter Handwerkstechnik beladet, mit dürrer Aufzählung, wie Garn geklärt, gespuhlt und aufgeschlagen wird? wenn er uns in genauen Zahlen Beiträge zu einem technologischen Lexikon gibt, Personen, Verhältnisse ausbreitet, die nur ein statistisches, aber in ihrer Allgemeinheit nicht das geringste Romanleben für uns haben?

Die Entstehung des Buches in jetziger Form könnte auch dem Kundigen ein Aufschluß sein über den unförmlichen Zustand desselben. Zuerst erschien es in einen Band zusammengedrängt, und litt es auch da schon, wie das Gedicht Pandora aus früherer Zeit, an einem zusammengepackten, zusammengekeilten und darum überladenen, unwohlthätigen Wesen, so mußte die spätere Ausgabe den Uebelstand nur erhöhen. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke, jetzt als Ausgabe letzter Hand bezeichnet, welche durch den Nachlaß erst eine vollständige ward, drängte ihn 1829, die Wanderjahre eiligst zu beseitigen. Er hatte durch allerlei Einschiebung versucht, den Stoff behender und flüssiger zu machen, der ohne-

hin aus lauter verschiedenen Bestandtheilen zusammengepreßt war. Dieser Versuch war aber noch keineswegs beendigt, als der Druck herannahte, und es ward also den Amanuensen Riemer und Eckermann diese und jene Mappe mit allerdings trefflichen Aphorismen übermacht, damit sie das, was noch an drei Bänden fehlte, damit ausfüllen möchten. So kamen die Partieen „Im Sinne der Wanderer" und „Aus Makariens Archiv" hinein. Für manchen fehlenden Uebergang noch zu erfinden, gebrach's an Zeit und Neigung, und so entstand dies Buch mit vortrefflichen Einzelnheiten, mit sehr geistreichen aber romantisch reizlosen Staatsprojekten, die ihre Steifheit schon darin ankündigen, daß aller dramatische Versuch als störende Spielerei daraus verwiesen ist. Und solches Ergebniß, was von sonstiger sorgsamen Fertigkeit Goethe's dergestalt abweicht, sollte uns als besonders glücklicher Ausdruck Goethe's empfohlen werden?

Just hierbei zeigen sich diejenigen Verehrer des Autors am Deutlichsten, deren oben gedacht wurde, die den Zauber der unmittelbaren Erzählung nicht empfinden, und nur dann am Bereitesten sind zum Lobe des Romans, wenn die Bedeutung desselben geflissentlich, vorherrschend entwickelt wird. Ihnen sind die Wanderjahre das Buch der Bücher, nicht bloß, weil es mit Kenntniß und Weisheit des Lebens gesegnet ist, sondern weil es die Belehrung, die Instituirung der romantischen Welt weit voraus stellt, und diese nur wie eine artige Begleitung gibt.

Wie ist ihnen Goethe selbst so weit überlegen in einer Einsicht, welche die Zauberwirksamkeit aller Kunst zerstören würde, indem sie allen Eindruck auf die dürr herausgeschälte Bemerkung zurückbrächte. Für dies letzte Jahrzehnt seines Lebens ist uns durch „Eckermanns Gespräche" in mancher Weise die fehlende Biographie ersetzt. Zwar findet sich ein großer Theil der Aussprüche schon in dem, was Goethe bereits selbst über sich mitgetheilt, zwar ist manches rasche Wort des Augenblicks, was uns Eckermann überliefert, von Goethe in früherem Ausdrucke richtiger beschränkt und reichlicher begründet. Aber der frische Hauch des lebendigen Wortes bringt manche unerwartete Färbung dazu, nach mancher Seite überrascht uns eine Mittheilung, welche in die diplomatische Form keinen Weg gefunden hätte, deren sich der alte Herr mehr und mehr zu bedienen anfing; unumwundene

Kraft, Kraft eines poetischen Jünglings zeigt sich, wie wir sie der schriftlichen Gabe nach dem Greise nimmermehr zugetraut hätten. Und so ist uns dieses Buch ein Schatz. Jenen Preisern der lehrsamen Wanderjahre gegenüber zeigt es uns den Goethe-schen Enthusiasmus für Walter Scott. Für Walter Scott, der jener Preisung ein ungenießbares Wesen ist, ein Wesen, das man gern gedankenloser Roman-Unterhaltung überweisen möchte.

Ueber Goethe's Antheil an ausländischer Literatur gibt es außerdem willkommene Auskunft. Lord Byron in England, Manzoni in Italien, die Literatur-Reform in Frankreich, die mit dem Globe so großartig, so mäßig und doch so kräftig, so weise begründet und doch so muthig unter Guizot, Villemain, Cousin geleitet wurde, all diese Gedankenwelt des edelsten Auslandes bewegt den Goethe'schen Abend, wie einst die Voltaire, Goldsmith, Shakespeare seinen Morgen erregt hatten. Für Byron zeigt sich eine unerwartete Liebe der Jugend, der Sinn für dämonische Kraft in ungewöhnlichen Menschen geht dem Greise lebhaft wieder auf, ein poetischer Vorwurf denjenigen, welchen der Dichter in einigen Lebensmaximen erschöpft ist. Solchergestalt streckt der große Baum Goethe noch kurz vor dem Todesfroste seine Aeste über alles civilisirte Europa, und der Gedanke einer Welt-Literatur rauscht aus den Zweigen wie ein ahnungsreiches Vermächtniß. Allen Gegenstand, alle Situation und allen Gewinn des Denkens und Empfindens daraus, hat er sein Leben und Wirken hindurch in die große, goldene Schale einer poetischen Anschauung gelegt. Er hat uns gezeigt, daß Alles würdig und daß Alles fähig sei, eine mannigfaltigste Welt für poetische Einheit zu weihen, so daß aus alle dem, was nur der Prosa faßlich scheint, sich eine feste Gestalt neuer, großer Poesie vorausfühlen ließe, vorausfühlen, auch ehe die neue Einigung im allgemeinen Glauben erfüllt sei. Und um die Schale ganz voll zu machen, legt er noch am Grabe den Sinn und die Aussicht oben auf, der poetische Drang von ganz Europa lasse sich zu einer allgemeinen Poesie, zu einem neuen Weltglauben vereinigen.

Jedes neue Lied Berangers, jedes neue Buch Merimée's, jeder Aufsatz Carlyle's, des Schotten, welcher Deutschland in Großbritannien so einsichtig vertritt, nimmt er mit regstem Interesse auf, um aller Verschiedenheit und aller Berührung unter

den Nationen inne zu werden, und den Gedanken einer Welt-Literatur zu reifen. Junge Freunde, wie Eckermann und Riemer, müssen ihn über die laufende Literatur der Heimath unterrichten, damit er allem Gange aufmerksam folgen, und in den fortgehenden Heften „Kunst und Alterthum" davon sprechen könne.

Sonst drängt sich alle letzte Lebenssorge auf Vollendung des Faust. Dies Bild einer kühnlichst strebenden Menschennatur nach aller Möglichkeit hin zu vollenden, ist ihm Alles umfassender Lebenswunsch. Was ihm dann noch von Zeit übrig bleibe, sei ein Geschenk des Himmels, nachdem das Hauptwerk vollendet wäre. Im Jahre 1826 wird die Helena geschrieben; im Herbste 1827 nimmt er fleißig den zweiten Theil des Faust auf, der in einzelnen Hauptumrissen so lange, lange Jahre in ihm geruht, zu dem Schiller umsonst getrieben. Das Jahr darauf stirbt sein edler Freund, der Großherzog; Alles will scheiden, nur er fühlt sich, ein achtzigjähriger Mann, noch immer ungeschwächt, den Tod nicht fürchtend, ihn ruhig erwartend, nur für Vollendung des Faust soll er ihm noch Frist gewähren, damit die erreichbare Lösung des Menschengeschickes noch von einem gelungenen Menschen ausgesprochen werde. Ueber ein halbes Jahrhundert geht bei diesem Werke der Blick rückwärts: neben dem Werther ist der Anfang des Faust entsprungen, auf der Sonnenhöhe seiner Existenz, zu Rom, im Garten Borghese hat er einst die Hexenscene geschrieben, jetzt 1829, da er den zweiten Aufenthalt in Rom redigirt, drängt ihn mit Geburtswehen, wie in Zeiten produktiver Jugend, der Abschluß. Das Jahr 1831 sieht diesen Abschluß.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen."

„In diesen Versen," sagt Goethe, „ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten. In Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis an's Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende „ewige Liebe."

Das war vollendet im Hochsommer, er ruhte nun in An-

schauung seiner Werke und seiner Naturwissenschaft, und eben als der Frühling des neuen Jahres angebrochen war, senkte ihn eine leichte, schnelle Krankheit ohne Krampf und Dräuen sanft in einen Schlaf, welcher Todesschlaf war, am 22. März 1832.

Um den Faust drängt sich alles innere Leben Goethe's und eine eigene zahlreiche Literatur.

Wir haben gesehen, daß Goethe schon als Knabe den Volks-Büchern nachhing, und daß die Sage sich in sein Herz nistete. Die alchymistischen Studien, da er krank von Leipzig heimkehrte, bilden den Faust-Uebergang nach Straßburg; in Straßburg keimt er zuerst deutlich. Sage, Goethe'sches Leben und Entwickeln, Menschen-Entwickelung und Möglichkeit, dies ist Stoff und Tendenz des wunderbaren Drama's. Es ist viel unnütz darüber hin und her gestritten, daß er sich zu wenig an die Sage gehalten habe. Im Grunde hat er sich in allem Hauptmomente daran gehalten, und vergleicht man die Widmann'sche Ueberlieferung der Sage, so erstaunt man, wie vieles Vortreffliche, was uns jetzt nach Goethe's hoher Fassung geläufig ist, schlackenartig in dem alten Stoffe liegt. Sogar der Marionettenfaust beginnt über Wissenschaft und Unzulänglichkeit monologisirend wie unsere Tragödie. Man hätte sich eher verwundern mögen, daß Goethe, sogar tief in den freien zweiten Theil hinein, so viel davon aufnehmen konnte, da doch Alles zu einer höheren und weiteren Bedeutung verwendet wurde, man hätte sich erinnern sollen, daß Goethe sich gern, wenn auch mit großer Freiheit, an ein Gegebenes schloß, gleichsam wie Antäus Stärke empfindend, wenn des Menschen mütterlicher Boden, der geschichtliche, berührt bliebe.

Weil aber ein Gegebenes vorlag, so fehlte es nicht an Veranlassung zu den kritischen Stichworten, womit so viel verwirrender Unterschied getrieben wird, zu den Worten objektiv und subjektiv. Man entdeckt sogar, daß die gerühmte Iphigenie, die unübertreffliche, nicht objektiv sei, denn der weiche Sehnsuchts-Hauch darin sei nicht griechisch, aller Athem des Reizes sei modern. Noch mehr stelle sich dies in Tasso dar, welcher durchaus Goethe. Und Faust sei ganz aus dem Kreise der Sage gerissen. Als ob ein Dichter, der eine neue Welt bilden will, sich

damit begnügen könne, die alte ohne Zuthat zu konterfeien. Als ob es Shakespeare gethan, auf welchen man sich gern beruft, als ob dergleichen innerhalb der Romantik überhaupt möglich, oder doch am Orte sei. Goethe's Iphigenie ist eine Goethe'sche Griechin, Shakespeare's Römer sind gar englische Römer. Wenn man dafür stets die Griechen anführt, so heißt es eben die Begriffe Klassik und Romantik nur in ihrer Aeußerlichkeit betrachten. Der Griechen Welt war fertig und darum klassisch; da war nur wieder zu geben, nicht zu erfinden. Alle Romantik ist eben darin Gegensatz, daß sich Sinn und Bedeutung fortwährend weiter zeugt und bildet, daß jede neue Auffassung des Gegebenen eben eine weitere ist, und nicht bloß eine treue Wiedergabe. Die Perspektive ist demjenigen eigen und nothwendig, was nicht klassisch abgeschlossen ist, und die Perspektive kündigt sich an in dem Genius des Dichters, welcher eigen auffaßt.

Für Faust nun insbesondere beruht hierin die Seele. Er ist eben das Drama romantischer Perspektive in's Jenseits, er ist ein Normalstoff aller romantischen Dichtung. Es heißt die Seele desselben vernichten, wenn man tadeln will, daß der Dichter die Sage nach seiner eigenen Ansicht und Ausbildung behandelt. Die romantische Sage ist nicht wie die klassische ein Typus, sondern sie ist die erste Fassung eines Problems, die in der weiteren Bildung ihre weitere Ausbildung erwartet.

Der Faustſtoff mag sich wohl aus einem uralten Legenden-Stoffe entwickelt haben. Der Teufel, aus dem Ahriman Persiens nach Judäa, und von da in's Christenthum kommend, wurde von der christlichen Mythe zeitig für ein Bündniß gebraucht. Der heilige Theophilus gilt für den ersten Faust. Durch die heilige Maria siegt er ob bis zum Heiligen. Calderons „Magnus" schließt sich bereits daran. Cyprianus wird ein christlicher Märtyrer und dadurch gerettet. Das Moment, wodurch sich die Faust-Sage selbst von den früheren Bündnissen unterscheidet, ist ein tragisches. Faust wird vom Teufel geholt. Früher, noch bei Calderon, rettet die Religion, bei Goethe rettet Bildung, Drang nach einer Religion.

Der Faust unserer Sage gehört in's Reformations-Jahrhundert; sogar Melanchthon soll diesen Faust gekannt haben. Ganz entsprechend treibt er in Wittenberg sein Wesen. Er ist nicht

der sogenannte Buchdruckerfaust. — Die deutsche Sage wandert aus zunächst nach Holland und England. Hier findet sich Marlowes Faust, der 1589 schon auf allen Bühnen Englands ist. 1818 hat uns Wilhelm Müller eine Uebersetzung davon gegeben, und Achim von Arnim ein Vorwort dazu, was den richtigen Standpunkt ausgesprochen hat, es erlebe Jedermann seinen Faust. Dieser englische Faust ist mit englischem Humor, und mit einer Schilderung der sieben Todsünden ausgestattet, welche dem englischen Moraltone entspricht. Uebrigens hält er sich an die Sage eines 24jährigen Paktes und darauf folgenden Todes. Byrons „deformed transformed" und mehr noch „Manfred" wird bekanntlich auch in die Faustkategorie gerechnet, obwohl er in vorherrschend metaphysischer Kühnheit sich um die Sage nicht kümmert.

Bei uns nahm Lessing das Thema auf, leider ohne es zu vollenden. Der unvollständige Plan, und einige Scenen nur finden sich in seinem Nachlasse. Die Teufel berathschlagen; dann studirt Faust, ist auch von Wissenschaftsdurst gepeinigt, und citirt den Geist, welcher als Aristoteles erscheint. Man sieht, es begegnet sich einigermaßen mit der Goethe'schen Intention, die Deutschen fassen das Thema sogleich bedeutsamer. Uebrigens ist der Lessing'sche Verkehr mit dem Teufel als Traum angelegt, vielleicht weil Lessing nicht romantisch genug war, um so etwas für Wirklichkeit zu geben. Dann schrieb der Maler Müller eine Exposition und eine Scene vom Faust. Faust ist ein Genie, der alles Mittelmäßige haßt, das Aeußerste können und wissen will. Klinger gibt einen Roman Faust. Hier ist es der Buchdrucker, welcher das Gute will und überall das Böse schafft. Auch Lenz schreibt ein Fragment: „der Höllenrichter". Theils den sogenannten „Genialen", der Goethe'schen Genossenschaft, theils jener ganzen Zeit scheint der Faust ein Hauptbedürfniß gewesen zu sein. Wie bei Müller und Lenz waren es auch für Goethe die siebziger Jahre, wo dies Thema drängte und gohr. Ein allegorisches Drama: „Johann Faust", ohne Namen des Verfassers, ward auch 1775 in München gedruckt. Im Ganzen existiren an 40 Bearbeitungen des Stoffs: Schreiber, v. Soden, Schink, Chamisso, Benkowitz, Nicolaus Voigt („der Färberhof, oder die Buchdruckerei in Mainz"), Schöne, Klingemann, Grabbe, Holtei, Pfizer, Lenau, Bechstein, Hoffmann haben sich daran versucht,

leichtere Waare von Julius v. Voß, Harring, der anonymen Gedichte und der Travestieen nicht zu gedenken. Nirgends ist der Faust in Goethe'scher Größe und Universalität aufgefaßt, und nirgends doch auch so menschlich. In Grabbe's „Faust und Don Juan", wo der italienische, bloß sinnliche Faust, Don Juan, ein Theil des Ganzen, geschieden vom verwegenen Grübler mit auftritt, fehlt es nicht an großen Einzelngedanken, aber sie gehen nie in diesem Dichter zu einer Harmonie in einander. Der Klingemann'sche Faust ist nur ein theatralisches Effektstück.

Wodurch zeichnet sich nun Goethe's Gedicht vor allen übrigen aus? Es erweitert das Sagenthema zur ganzen Aufgabe des Menschen, welcher über die Grenzen der Alltäglichkeit hinaus will; alle dem Menschen wichtigste Situation findet sich ein, alle der Zeit erreichbare Bildung kommt zu Hilfe, und so gestaltet es sich zum Evangelium einer neuen Weisheit. Einer neuen! Darin liegt der große Zauber des Eindrucks, welchen ein sogenannt objektiver Faust nie gewonnen hätte. Nicht der Gedanken-Kreis des 16. Jahrhunderts, sondern der erreichbare Gewinn unserer Zeit ist der lockende Stempel des Faustgedichts. Streben und Weltansicht werden ausgedrückt, welche eigen sind, welche sich einen eigenen Gang, ein eigenes Ende neben aller Tradition, ja gegen alle Tradition dogmatischer Bildung schaffen. Faust vereinigt sich mit geheimnißvollen Kräften, und erliegt ihnen nicht, wie Sage und Dogma will. Um dieser eigenen Schöpfung willen, worin sich Farbe und Gestalt der Vergangenheit spiegelt, worin sich Wissenskern des Einst und Jetzt zusammendichtet, worin sich durch rückwärts und vorwärts gekehrten prophetischen Blick Sinn und Erscheinung aller Welt neu vereinigt, um dieser eigenen Schöpfung willen ist Faust das geheimnißvoll reizende Hauptbuch einer neuen Poesie. Sodann, um dieser Bedeutung willen, die eins wurde mit dem Faustgedanken, erlebt jeder moderne Dichter seinen Faust, bis all solche neue Geburt zu einer klassischen Weltansicht verdichtet und durch ein abschließendes Genie geweiht und beendigt ist. Da Goethe diese dichterische Entdeckungsthat am Größten und Wirksamsten gebildet, so bekundet er sich schon durch den Faust allein als den größten Dichter einer modernen Zeit, die nach einem neuen gesammelten Dogma strebt.

Dieser Wichtigkeit angemessen begleitet ihn die dichterische Sorge für Faust durch das ganze Leben. Die Fragmente der Jugend, welche er im März 1788 in Rom wieder hervorsuchte und weiter ausführte, erschienen 1790 zum ersten Male. 1807, im 8ten Bande der ersten Cotta'schen Ausgabe gab er das Fragment weiter ausgeführt und es ist eine wichtige Sorge der Kommentare, auszufinden, was und unter welchen Bildungseinflüssen Neues hinzu gekommen sei. Denn, obwohl sich das Buch immer noch als Fragment gab, vorn, und am Ende und in der Mitte war zugesetzt und eingeschaltet. Diese Ausgabe war's, welche auch das philosophische Interesse lebhaft in Anspruch nahm, und über welche Schelling so empfehlend sich äußerte.

Alles Thema des ersten Theiles hielt sich in romantischem Kreise. Für den zweiten Theil folgte Goethe jenem Wink in der Sage, welcher Faust die Helena suchen ließ. Diesen besonderen Theil hatte er schon in dem Bruchstücke „Helena" besonders herausgegeben; eingefügt in das Ganze, was die klassische Welt in den Vordergrund stellt, erschien diese Helena als Hauptpartie des dritten Aktes 1833 nach des Meisters Tode. Somit ist auch das Wesen der alten Welt für die große Menschenfrage mit erschöpft, und es wird angedeutet, daß alles dies zur Lösung nicht genüge.

Die That, das heißt das Fortwirken ist unerläßlich, am Ende zeigt sich auch dessen Unzulänglichkeit; diese Erde mit all ihren erreichbaren Kreisen kann nicht befriedigen, wenn auch diesem höchsten Triebe gegenüber alle Teufelsmacht unmächtig ist. Die Zusammendichtung des Vorhandenen bescheidet sich, und überläßt das Thema rosenrothen Wolken der Phantasie, Faust kehrt unter den Klängen und Absichten der Jugend zum Urquelle der Welt, zum Ewigweiblichen. Aber auch hierin wird die Bedeutung eines so reichen Lebens geltend gemacht, die „seligen Knaben" singen, wie er sie überwachse, der Vielerfahrene, und wie er sie lehren werde. Diese Goethe'sche Ansicht, daß höhere Bildung auch gesteigert hohe Fortdauer nach dem Tode gebe, nimmt den Gedankenkern der Tragödie mit über die Wolken.

In der später folgenden Unsterblichkeitsansicht, welche Goethe gegen Falk ausspricht, wird man leicht diesen Sinn weiter verfolgen. Es führte hier zu weit, die tausendfachen Winke des zweiten Theils auf allerlei Wissensbestrebung in Philosophie und

besonders philologischer Kunst anzuführen; Streitigkeiten der Naturforscher, der Symboliker, der Mystiker, Alles ist aufgenommen, wenn auch oft nur in einem Worte, oft ohne poetischen Hauch zusammen gepackt im trockenen Stile schematisirenden Alters, und so den Erklärern ein Feld der Lust und Spitzfindigkeit, dem Kundigen ein unermeßlicher Ueberblick über den strebenden Geist der Welt geöffnet. Sogar Byron findet im dritten Akte sein Denkmal.

Unter den Erklärern that sich frühzeitig Schubarth hervor durch eiligen, viel kombinirenden und Manches verwirrenden Geist, aber doch durch eine gewisse Kraft der Originalität, womit er die Preisung Goethe's aufnahm, die zu Anfang des Jahrhunderts von den Schlegel vortrefflich geübt worden war. Delbrück in seinem „Gastmahl" und „Christenthum" gab sich wie Adam Müller redliche Mühe, über den Mangel an Christenthum besonders der Gedichte „Prometheus, Pandora, Geheimnisse, Faust" hinweg zu kommen, und Göschel nahm 1824 diese Debatte mit einer gedankenreichen Fülle und mit einer dogmatischen Milde oder doch scheinbaren Unbefangenheit auf, wie sie ihn in späteren Jahren verlassen hat. Denn jetzt gehört er zu denen, die Goethe's Worten eine wunderbare christliche Gewalt anthun. Heinrichs folgte 1825 mit Hineintragung philosophischer Kategorie; nach dem Jahre 30 vermehrten sich die Kommentare zu einer völligen Literatur: Rosenkranz, Deycks, Enke, Löwe, Carus, Düntzer, Weber, Weisse, Leutbecher, Schönborn brachten Broschüren, die alle den Faust betreffen, und unter denen sich sehr gute Partieen, besonders viel geistreiche und gelehrte Data finden. Gelehrter und geistreicher Sinn, mitunter allzu ergiebige Deutung stellt sich vorzugsweise in den Vordergrund, so daß man bei so viel Beitrag noch einen geschmackvoll poetischen wünschen könnte. Vischer hat sich die Mühe gemacht, diese Kommentar-Literatur in den Hallischen Jahrbüchern, 1839, bis in's Detail zu kritisiren. Man stimmt ihm gerne bei in der entschiedenen Meinung, der zweite Faust ermangele durchgängig jenes poetischen Zaubers, welcher aus dem ersten elektrisch schlägt. Es haben nur die übertreibenden Anhänger bezweifelt, daß die elegante Periode Goethe's von schwächerer Macht sei, als jede frühere. Aber die Vischer'sche Art schüttet das Kind mit dem Bade aus: ist auch diese Periode von schwächerer Macht, so fehlt ihr doch die Macht keineswegs

und auf die Blüthe verzichtend ist sie nicht ohne reichliche goldne Frucht, welche einer absprechenden philosophischen Bildung noch lange hin von heilsamem Werthe sein kann. Wie Recht ferner Vischer auch hat gegen viele Kommentarfaselei, er kommt in's Unrecht durch seinen abgeschmackten Ton, welcher kaum einer Lappalie gegenüber am Platze wäre, und just in Goethe'scher Nähe nicht von besonderem Eindrange in Goethe'sche Geschmackswelt zeugt.

Unter den neuesten Kommentaren ist wohl Weisse's der tiefste und geistreichste, und wer sich über den Kranich=Stil, wie ihn unsere jungen Philosophen bei allem Eingange führen, hinausgeholfen hat, der wird sich in eine völlige Poesie von Kombinationen eingeführt sehen. Freilich dürfte der Meister selbst von mancher Entdeckung, die er gemacht hat, sehr überrascht werden. Der besonders schwierige Punkt ist dabei stets der dogmatisch religiose. Was Ihr nicht findet, das erfindet. Eine hiefür traurige Bemerkung verläugnet sich indessen Weisse nicht, sie betrifft die Vorstellung vom Bösen. Nicht als ein Positives, nicht als ein absoluter Gegensatz des Guten, wie es der dogmatische Glaube heischt, erscheint es im Faust. Nicht schwarze Magie, sondern weiße stellt sich dar. Man schreibt diesen Uebelstand noch der Genieperiode zu, wo das Genie überschätzt wurde; man sieht darin ferner noch ein gut Theil der Aufklärungsperiode, von der doch auch Goethe, obwohl ein Gegner der trivialen Seite davon, der Nicolai'schen, nicht ganz frei zu sprechen sei. Da habe man die Offenbarung des Genius frevelhaft für den Geist Gottes gehalten. Lenz gilt für das Extrem hievon, und Goethe hat doch in diesem Sinne den Faust begonnen, und den fast noch schlimmeren Prometheus angelegt. Man setzt zwar gern den Epimetheus in der Pandora als einen Wendepunkt dieser Richtung. Aber jene Grundansicht Goethe's erfüllt doch auch bedenklich den zweiten Faust. Es sei zugegeben, daß sich die Goethe'sche Bildung besonders nach der großen Krisis in Italien von der stürmischen Genieweise abgewendet, daß sich der zweite Faust mit Aufopferung des lebendig dramatischen Interesses in den sanft künstlerischen Reiz eines bescheideneren Schattenspiels abgeklärt, daß er sich zu bloßer Abspiegelung in Allegorie, zu vorsichtig doppelt gebrochener Deutung entsinnlicht habe. Zugegeben, daß uns Betrachtungsresultate in

dramatischer Form statt der früheren unmittelbaren Lebensthätigkeit des Drama's gegeben seien; zugegeben, daß darin eine Wandelung liege, daß die früher titandreiste Eigenschaffung des Himmels und der Erde in den Schatten des möglichen Kommentars zurücktrete. Ist die Grundansicht von Gut und Böse im Innersten der Frage verändert? Nein. Sie ist auf der letzten Seite des Faust noch eben diejenige, welche man auf der ersten eine ketzerische nannte. Die Figuren der christlichen Tradition selbst erscheinen zum Schlusse als lächelnde Masken, mit denen eine Ausgangsform gewonnen sein soll, die sich aber für nichts weniger als für eine absolute Erfüllung geben. Goethe kennt kein absolut Böses, und er würde gegen ein derartig bloß dialektisches Moment der freien Hegelianer nichts einzuwenden haben.

Goethe's Wandelung in Italien knüpft sich an die alte Kunst, es lag also nahe, daß er sein großes Entwickelungsdrama zunächst auch in diese Formen leiten werde. Die Helena, welche zuerst ausgearbeitet wurde, enthält auch den entsagendsten und darum vollendetsten Anschluß an klassische Form: Jambische Trimeter, trochäische Tetrameter, Strophen und Antistrophen, Bilder und Gedankenkreise der alten Welt. Indessen jener sogenannte „Fortschritt von der Naturschönheit zur gebildeten, zur Idealschönheit“ sollte doch nicht im Aeußerlichen verharren, nicht in bloßer Ueberlieferung sich erschöpfen, es war zu zeigen, daß auch diese Formen- und Gedankenwelt die Dichtung nicht erfüllen könne, eben so wenig wie die romantische Mythe, und daß Alles zu einem eigenen Goethe'schen Wesen hinsteure, zu einem Wege nach neuer Poesie, worin Alterthum und Christenthum aufgenommen, aber zu neuem Zwecke verarbeitet werde.

Also die rückhaltende Form des zweiten Faust ist für die dogmatische Anforderung kein Trost. Was als Mangel dramatischen Interesses manchem Verehrer Leid verursacht, das hat dem alten Dogma doch keine Entschädigung gewährt. Jenes Leid ist auch gerecht, wenn auch in der Lage des Dichters und des Stoffes begründet, und wir wollen deshalb dem Vandalismus nicht zustimmen, der lieber möchte, es sei kein zweiter Faust erschienen, weil er an dramatischer Unmittelbarkeit dem ersten so ganz und gar nachstehe. Jugend geht langsam und ungern an's Alter, Leidenschaft ist lebendiger als Kenntniß. Diesen Worten angemessen

verhält es sich mit beiden Theilen der Dichtung. Goethe in seiner letzten Periode lobte und suchte sich die spruchreiche Selbstbespiegelung; „die Liebe," sagt er, „deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alter, so wie Alles, was Produktivität voraussetzt." Es blieb also nur Lebensweisheit, die sich durch eine kunstreiche Hand symbolisch ausdrücken läßt, und dies ist in vollendeter Art durch den zweiten Faust geschehen, an den Niemand gehen möge, welcher nicht bloß für den Geist poetischen Reiz sucht, Niemand, welcher den Pathos, den herzlichen Zauber, den bewegenden Ungestüm, die Macht und Wahrheit der Leidenschaft sucht, wie sie der erste Faust geboten. Davon ist nichts im zweiten. Gedanken, goldene Gedanken mit Schattenleibern verflechten sich in Arabesken, Resultate bieten sich statt des Weges, den man bei der Poesie vorzieht, weil Poesie eben ein schöner Weg ist. „Hineingeheimnisset" ist nach Goethe's eigenem Ausdrucke sehr, sehr viel. Das poetische Studium findet also zunächst daran eine reichere Beute als der poetische Genuß, und die Erklärer sind geadelt.

Unser Gewinn bleibt außerordentlich, wenn auch einem Gedankenkreise nicht so schönes Leben zu verleihen war. Wie viel Schönheit, wie viel Gehalt ist ihm gegeben. Unser Gewinn bleibt außerordentlich, wenn auch selbst jetzt Faust nur Fragment geblieben ist, da sich Goethe niemals anmaßte, die Aufgabe der Menschenfrage zu erledigen. In der Nation wird es sich allmählig feststellen, daß eine verschiedene Theilnahme an den ersten und zweiten Theil gehen muß, und daß alsdann eine jede Genuß von einem Buche erwarten darf, wie er sich in keiner andern Literatur findet. Der erste hatte sich ganz in Art eines festen Kunstwerkes auf einen einzelnen Hauptpunkt des Faust'schen Interesses gedrängt, auf das Verhältniß mit Gretchen. Darin liegt seine Macht, durch welche alle andere Frage des Buches an Leben und Herz geknüpft ist. Deshalb nahmen auch so Viele jede Fortsetzung mißtrauisch auf, denn das herzliche Lebensinteresse war in der Katastrophe Gretchens beendigt.

Goethe's Absicht ging indessen über den romantischen Reiz hinaus. Es folge ihm also zunächst nur der, welcher sich dessen entäußern kann. Sei es Weisheit, sei es, wie oben angedeutet, Mißtrauen in die produktiven Kräfte, die Fortsetzung sucht nir-

gends mehr solchen pathologischen Mittelpunkt, vielleicht damit sie ungestörter mehr umgreifen könne. Sie kann deshalb, im vollen Bestehen ihres anderen Werthes, niemals einen so starken Eindruck machen, denn alle Eindrücke auf den Geist sind theilartiger, noch weniger einen so allgemeinen Eindruck wie der erste Theil. Die künstlerische Bildung ist darin größer, aber der Genius, welcher im Keil des Dramas dem menschlichen, nicht bloß dem unterrichteten Sinne entgegentritt, ist darin schwächer, oder doch vertheilter und darum machtloser.

Ein konsequentes Verständniß des ganzen Buches ist dadurch äußerst erschwert, daß es in so verschiedener Zeit, unter so verschiedenen Ansichten geschrieben ist, so daß also manches Spätere in ganz anderem Sinne auf Früheres Erwiederung gibt, als das Frühere sie angedeutet hatte, daß ferner Manches zwischen das Frühere eingearbeitet, oder dem Früheren vorgestellt ist, um Späteres zu motiviren, wie die Einleitung und die Hexenscene, und daß solchergestalt die verschiedenste Ansicht hineingetragen und herausgesucht werden muß.

Die Eckermann'schen Gespräche geben sehr schätzenswerthe Winke über Faust, und die Unsterblichkeitsfrage anlangend, ist „Johannes Falk, Goethe aus näherm persönlichem Umgange dargestellt", ein großer Gewinn. Diese Frage ist für das Verständniß des Faust hochwichtig, und natürlich für das Verständniß Goethe's selbst nicht minder, da er sich anderswo nirgends in solchem Zusammenhange darüber äußert. Aus organischem Wesen schob er die an's Unsichere gewiesenen Unterhaltungen über Zeit, Raum, Unsterblichkeit immer von sich. Novalis, das Gegentheil hievon, nennt ihn deshalb nett, bequem, den deutschen Wedgwood. Nach Wielands Begräbnisse, 1813, vertraute er, weich und mittheilsam gestimmt, an Falk im Wesentlichen Folgendes:

Kein Untergang tritt ein nach Allem, was man sieht; die Frage ist nur, was der weiteren Ausbildung werth ist. Es gibt Rangordnungen in den Urbestandtheilen, in den Monaden. Das Kleine schießt zusammen, ist nur vorübergehend Hilfsmittel für größere, gewaltige Monaden. Diese haben eine höhere Absicht, und entwickeln sich dahin nach organischen Gesetzen wie der Rosenstock. So ist der Tod auch ein selbstständiger Akt. Die Hauptmonas geht weiter.

Die persönliche Fortdauer einer Weltmonas findet er nicht undenkbar, aber doch nur in der Weise, wie der menschliche Genius auch hier Blitze einer ander zeitlichen Erinnerung hat; kurz, in sehr unbestimmter Weise. Jedenfalls würden von hier nur die historischen Hauptpunkte mit uns gehen.

Gegen eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkte — hat er nichts einzuwenden, so weit dies ein Glaube ist. Nur pflegt er auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zum Grunde liegt, keinen ausschließenden Werth zu legen. Diderot habe nicht so unrecht mit den Worten: „wenn Gott noch nicht *ist*, so wird er vielleicht noch."

Der Mensch sei das erste Gespräch mit Gott, er zweifle nicht, daß dies Gespräch auf andern Planeten viel höher, tiefer und verständiger gehalten werden könne. Uns gingen vor der Hand tausend Kenntnisse dazu ab; zuerst gleich die Selbst-Erkenntniß.

Der Glaube, eine Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, könne da wohl ergänzen. —

— Im Wesentlichen haben wir hier also eine freigeistige Ansicht von Gott, die nur das für sicher hält, was sich uns aus wissenschaftlicher Analogie ergibt, und das Uebrige gewähren läßt, ohne dessen zwingende Nothwendigkeit einzuräumen. Die liebende Hauptmonas ausgenommen, wird sich die Ansicht als eine vorherrschende der Zeit ergeben, aber auch die Gewaltsamkeit derer offenbaren, welche in Goethe so geflissentlich Analogieen mit der dogmatischen Tradition entdecken. Er war nun einmal nicht in dem gewöhnlichen Sinne gläubig, und von ihrem Standpunkte haben diejenigen ganz Recht, welche ihn den großen Heiden nennen. Wenn wir aber in ihm große poetische Macht, neue Macht in ihm anerkennen und verehren, so ist damit zugleich das Verlangen und die Einsicht ausgedrückt: nehmt ihn baar und ohne voreilige Folgerung auf, schildert ihn ohne vorgefaßten Bezug; was fortwirkend, neu schaffend in diesem großen Genius war, das wird sich in der kommenden Geschichte entwickeln, und in so fern kein Einzelnes die Geschichte macht, anders entwickeln, als der Einzelne zu erklären weiß.

„Wie lange wird es dauern," — sagt er selbst — „so werden sie auch an mich glauben, und mir dies und Jenes nach-

sprechen. Ich wollte aber lieber, sie behaupteten ihr Recht, und öffneten die Augen selbst, damit sie sähen, was vor ihnen läge."

Damit der Goethe'sche Kreis ausgefüllt werde mit alle dem, was sich Anschließendes und Feindliches darin bewegt, muß für Lenz und Klinger noch einmal in die Sturm- und Drangzeit zurückgekehrt, es müssen aus der Weimar'schen Periode Leute genannt werden, denen der Goethe'sche Genius Licht oder Schatten warf, und in einigen Hauptvertretern, günstigen und ungünstigen, muß sich summarisch darstellen, wie Goethe auf nahe Personen und Meinungen wirkte.

Goethe ist der Einzige, der sich aus jenem Sturm und Drange zu literarischer Größe erhob. Jacob Michael Reinhold Lenz — 1750 bis 1792 — der Liefländer, welcher von Königsberg und Berlin nach Straßburg und dort mit Goethe zusammen kam, ist früh gestorben, verdorben. Maaß, Besonnenheit, Realität und alles Aehnliche, was der Idealismus Goethe wohl zum Vorwurfe macht, fand in Lenz gar keine Stätte. Die phantastische Genialität suchte sich weder einen bürgerlichen, noch einen ästhetischen Halt. Den Ungestüm Shakespeare's allein in Laune und Auffassung zum Vorbild nehmend, ward Roth in Roth, Gold in Gold oder Schwarz in Schwarz gezeichnet. Dies konnte manche Ueberraschung, manchen genialen Augenblicksreiz aber kein begründetes Gedeihen, keine Dauer geben. Die Dramen von Lenz „der Hofmeister", „der neue Mendoza" und andere, sein Gedicht „Petrarcha", seine Episteln, Alles ist der Nation eigentlich unbekannt geblieben, obwohl es gedruckt und besprochen ist. Ludwig Tieck hat 1828 in drei Bänden die Schriften von Lenz edirt. Ein romantischer Sinn, welcher den Boden nicht zu berühren braucht, welcher eine bloße Bewegung des Humors ohne gründlichen Stoff und Widerhalt zu schätzen weiß, ein solcher konnte am Ersten Lenz lieb haben und empfehlen. In Tieck's Vorrede findet sich auch jenes Bedenken ausgedrückt, was im Interesse der genialen Romantik den Goethe'schen Wendepunkt mit Bedauern ansieht, jenen Wendepunkt, wo er von der leidenschaftlichen Schilderung abgeht, und der solid gebildeten Schönheit Preis und Streben widmet.

Lenz, wüst in der Welt umherschweifend, erscheint auch in Weimar, und tritt nach studentischer Art ungeladen, ungekannt, durch einen Domino auffallend, in den Ballsaal ein, wo der Hof einen bal paré gibt. Er will Goethe überraschen, und hält Form und Erscheinung dem Genie für gleichgültig. Schon 1778 verirrt sich der ungezügelte Sinn in Wahnsinn, eine große Anlage geht rettungslos unter, weil sie nirgends Maaß und Verhältniß anerkennen und suchen will. 1792 stirbt er zu Moskau in großer Dürftigkeit.

Auch Klinger, Friedrich Maximilian v. Klinger — 1753 bis 1831 — geräth nach Rußland, als ob der geniale Drang jene östlichen, noch werdenden, unübersehbaren Verhältnisse instinktartig gesucht hätte. Aber Klinger erscheint da in sehr würdiger Weise; er besaß eine überwiegende sittliche Macht, diese sittliche Macht erzeugte seinen Sturm und Drang, schuf ihm eine glänzende Laufbahn, hielt aber in ihrer Uebermacht die literarische Hervorbringung, wenn auch nicht zu starr und leblos, doch zu reizlos. Der ästhetische Reiz hat andere Bedingungen, als der sittliche. Dieser, von Rousseau entflammt, konnte den Frankfurter Bürgerssohn zum Generallieutenant und zu hohen Ehrenstellen in Petersburg führen, konnte einen edeln, tüchtigen Mann bilden, aber eine glücklichere Beweglichkeit aller höheren Seelenkräfte wäre nöthig gewesen, um dem stolzen Anfange gemäß eine ästhetische Größe zu bilden. In Klingers „Betrachtungen über Gegenstände der Welt und Literatur" findet sich manche Andeutung, wie er durch das wirkliche Leben von dem Genialismus der Jugend entfernt worden, wie er bestrebt gewesen sei, durch moralische Kraft sich doch eine Welt der Dichtung zu erhalten. Ueberall ist ein so wackeres Streben, wie es die Herren Menzel und Gervinus nur dem Dichter Goethe statt der Goethe'schen Art anwünschen möchten. Er würde sich vielleicht ihres uneingeschränkten Lobes erfreuen, wenn er wie Klinger Alles nur auf die tüchtige Gesinnung eines tüchtigen Charakters verwendet hätte. Freilich müßte sich dann die Nation mit dem unbedeutenden literarischen Gewinne unter dem Namen Klinger begnügen, und die außerordentliche Erscheinung Goethe hätte niemals kurz blickenden und schließenden Richtern Sorge gemacht.

Klingers Faust ist schon erwähnt. Unter den „Giafar der Barmecide" — „Raphael de Aquillas" — „Faust der Morgen-

länder" — „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit" — „der Weltmann und der Dichter", wird dies letzte ausgezeichnet. Dies und „Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese", was zart und sanft gehalten ist, bildet den anschaulichsten Kontrast in den Bestrebungen Klingers, wenn man die tobende Leidenschaft seines Trauerspiels „die Zwillinge" daneben stellt, oder auch nur an das Drama „Sturm und Drang" erinnert. Dramata sind außerdem noch neun von ihm zu nennen, darunter dreimal „Medea", ein Stoff, der ihn sehr interessirt hat. Die Farbe in Klingers Sachen ist vorherrschend düster.

Es wäre nun noch einmal im Besonderen Merks zu gedenken, der durch kritische Schärfe und Entschiedenheit auf die Goethe'sche Jugend scharf einwirkte. Leider war aber zu wenig gedeihliches Element neben dem begabten Urtheile in diesem Manne, und er ist zu keiner eigentlichen Produktion gelangt. Was er Wieland für den Merkur gegeben, kann als Vereinzeltes auf keine besondere Aufmerksamkeit Anspruch machen. Und so muß denn der bloße Name wie ein merkwürdig Element jener Zeit angeführt sein, ein Element, was sich nur an Anderen zeigt, und was als Mitveranlassung zu Goethe's Mephisto der Literar-Geschichte merkwürdig bleiben wird. Merk nahm sich selbst das Leben. Briefe an ihn von Goethe, Herder und Wieland, mit einer Biographie Merks, hat Karl Wagner 1835 herausgegeben, nicht zu verwechseln mit jenem Heinrich Leopold Wagner, einem schriftstellerischen Dilettanten aus der Frankfurter Geniezeit, welcher die Goethe'schen Prometheus-Gedanken und Scherze damaliger Zeit in „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" herausgab, und Goethe viel Aerger machte, da man es ihm zuschrieb.

Die Goethe'schen Briefe an Merk sind ein charakteristisch Zeichen, wie kugelrund, blitzschnell, dreist und ohne Umschweif die Goethe'sche Briefprosa der ersten Zeit gewesen, eine so feiste Naivetät, daß Niemand die diplomatische Vorsicht und Beschränkung darin vorhersehen möchte, die sich in der Briefprosa der letzten Zeit findet. Die Billets von 1770 und von 1830 liegen wie ein purzelnder Bergbach und ein artig geschlängelt Flüßlein, zwischen denen der Berg Goethe'scher Bildung die verschiedensten Zeiten verbindet. Das Weglassen von Pronomen und Partikeln ist ihnen zuweilen noch gemeinschaftlich.

Vom geistreichen Einsiedel, dem anmuthigen Hofkavalier der Feste in Tiefurt und Ettersburg, ist leider so wenig übrig geblieben. Der Moment gab's, der Moment nahm's, und zum Unglücke schrieb der heitere Mann eine so schlechte Hand, daß er ein großes Roman-Manuscript mit den Worten hinwarf: „es sind herrliche Sachen darin, aber der Teufel mag's lesen!" Für praktischen, anmuthigen Geschmack hätte dies Talent, den Berichten nach, originelle Beiträge geliefert. So ist nichts zu erwähnen, als „Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst" und eine Uebersetzung der Terenz'schen Lustspiele. Aus dem „Journal von Tiefurt" ließe sich wohl Einsiedels glücklichste Gabe holen, wie dies Journal überhaupt einen interessanten Einblick in das geniale Weimar'sche Leben gewähren könnte. Der persönlichen Rücksichten halber ist es vor literarischer Zudringlichkeit gehütet.

Von der Hauptperson, die nicht bloß dem weltlichen Range nach eine war, vom Großherzoge Ernst August, ist uns auch nichts Schriftliches überliefert. Aber er hat die großen Leute und deren Pläne zusammen gebracht, zusammen gehalten, aufrecht erhalten, wenn die triviale Welt über manche unzulängliche nächste Folge zu spotten wußte. Es ist in der Literaturgeschichte ein gesegneter Herr. Nicht nur wer gibt, auch wer die Gabe veranlaßt oder möglich macht, hat von der Geschichte seinen Dank zu fordern. Und Karl August rief sich die Dichter nicht zum äußerlichen Schmucke seines Reichs, er war sich der großen historischen Zwecke gar wohl bewußt. Goethe zählte ihn zu denen, die er eine „Natur" nannte, Menschen, die in die Zukunft zeugen und schaffen, im Gegensatz zu denen, die mit dem Ueberlieferten begnügt sind, und für die er gern den Ausdruck „süße Puppe" gebrauchte.

Auch die Gebrüder Humboldt werden am Besten in der Goethe'schen Nähe aufgeführt, weil ihr Streben wirklich vielfach mit dem seinigen zusammen traf, und weil die große Wichtigkeit dieser Gebrüder bei Weitem nicht hoch genug angesetzt würde, wollte man bloß nach dem schriftlichen Zeugnisse fragen. Sie sind innere, wesentliche Bestandtheile jener Welt, welche wir das höhere Deutschland nennen, und welches in Goethe einen so glücklichen Mittelpunkt hat. Man fragt da nicht sowohl nach

der einzelnen That und Aeußerung; Gestirne äußern ihre Einwirkung nicht einzeln, sie äußern sie durch ihre Erscheinung und Existenz. Es ist leicht, von dem ältern Humboldt der sprachlichen Forschungen und geistreichen Resultate in diesem Fache zu gedenken, es ist noch leichter, den europäischen Einfluß des jüngeren in aller Naturwissenschaft hervorzuheben. Aber es ist nicht genug; die harmonische ganze Ausbildung dieser Männer, welche sich überall wie ein bewundernswürdiges Kulturganze gibt, sie ist die Bedeutung dieser Männer, und sie ist nur damit zu bezeichnen, daß man sie neben den großen Mann stellt, dem die menschliche Ausbildung nach allen Seiten hin am Herzen lag, und der für diese Sorge des Weltherzens den umfassendsten und talentvollsten Ausdruck gefunden hat. Wenn es nicht genügend Zeugniß wäre, vom älteren Humboldt das Werk über die Kawi-Sprache, vom jüngeren die Reisewerke und Naturschilderungen angeführt zu sehen, der müßte sich freilich zu denen gesellen, die Goethe's deutschen Patriotismus bezweifeln, weil er keine Vaterlandslieder gesungen hat. Einem Autor gegenüber, der ein Hauptbestandtheil deutscher Bildung ist, der vorzugsweise unsere jetzige Kultur aus verworrener, wenigstens verwickelter Bestrebung eines halben Jahrhunderts zur Klarheit herausgehoben, zum beseligenden Bewußtsein einer Nationalkultur empor gearbeitet hat, einem solchen Autor gegenüber, welcher in Europa das begabteste Deutschland repräsentirt, einem solchen gegenüber die Frage aufzuwerfen, ob er auch Patriotismus habe, ist wenigstens müssig. Patriotismus ist eine Hilfskategorie, wo es an unmittelbarem Leben fehlt. Diese Frage nun gar Goethe gegenüber zu verneinen, ist dergestalt abgeschmackt, daß man darüber eben so wenig Worte verlieren muß, als wenn der Knabe tadelt, daß man zur Unterstützung des Flusses nicht Wasser in den Fluß gieße.

Beide Humboldt sind in Berlin geboren. Der ältere, Wilhelm v. Humboldt, 1767. Wir haben ihn in Jena gesehen, erfüllt von herzlichster Freundschaft für Schiller. Zeugniß davon, wie innig er am Gedankenleben dieses Mannes Antheil nahm, gibt der Briefwechsel mit Schiller, der 1830 erschienen ist. Noch in der Todesstunde war es ihm der erhebendste Trost eines Glaubens an persönliche Fortdauer, daß er mit Schiller wieder vereinigt werde. — 1799 gab er als ersten Band „Aesthetischer

Versuche" eine Abhandlung über Hermann und Dorothea heraus. Ein Gedicht „Rom", dann „Untersuchungen über die baskische Sprache", über Bhagaradgita, die Episode im indischen Gedichte Mahabharata, das große Buch über die Kawi-Sprache, und eine Uebersetzung des Aeschyleischen Agamemnon sind die wichtigsten Schriftdenkmale dieses tief sinnenden Geistes. Einzelne vortreffliche Aufsätze, wie „über die Aufgabe des Geschichtsschreibers" sind leider zerstreut. Im preußischen Staatsdienste, zur Zeit, da dieser Staat unterdrückt und dann beeifert war, sich neu zu gestalten, hat er den größten Theil seines Lebens verbracht. In diese amtliche Stellung gehört ein langer Gesandtschafts-Aufenthalt in Rom, der zum Einblicke in Wesen und Wirkung der Kunst reichlich benützt wurde. Er starb 1835 auf seinem Landsitze Tegel bei Berlin.

Alexander v. Humboldt ward 1769 geboren. Vorzugsweise den Naturwissenschaften zugewendet, und in solchem Interesse die großen Reisen nach Amerika und Asien unternehmend, ward er in Erforschung solcher Gesetze eine europäische Autorität und ein hochverehrter Freund Goethe's. Seine öfteren Besuche in Weimar waren dem alten Meister Feste des wissenschaftlichen Triebes. Von seinen Schriften sind als das Wichtigste herauszuheben: sein großes Reisewerk mit Bonpland, was als „**Voyage de Humboldt et Bonpland**" seit 1810 französisch erscheint, und auf 3 Bände Folio oder 12 Bände Quart abgesehen ist, ferner „Reisen nach den Aequinoktialgegenden des neuen Continents," 6 Bände; „Versuch über den politischen Zustand von Neuspanien," 5 Bände; „Ansichten der Natur," 2 Theile. Abgesehen von dem größten Werthe für die betreffende Wissenschaft, finden sich darin die glänzendsten Proben ästhetischer Schönheit, besonders in den Schilderungen der amerikanischen Natur. Alexander v. Humboldt lebt in großen Ehren zu Berlin.

Von denen, die sich in Weltanschauung und im Ausdruck derselben durch die Schrift der Goethe'schen Art gewidmet, ja hingegeben, wären so Viele zu nennen! Ist diese Art doch eine Klassik der Lebenskunst und des Weltglaubens geworden. Der naturkundige Carus, Arzt in Dresden, hat sich darin hervorgethan, eine Reise nach Paris, die er 1836 beschrieben, ist ein unverkennbarer Abdruck Goethe'scher Betrachtungsweise. Varnhagen v. Ense

hat in sich das große Vorbild noch viel eigener und mannigfaltiger fortgebildet, und einen thätigen und erfolgreichen Kultus aus der Goethe'schen Art zu errichten gewußt, der wie eine Hand der Geschichte selbst jenes Leben fortleitet. Da Varnhagen aber in der Goethe'schen Reproduktion keineswegs erschöpft, und noch aus ganz andern historischen Elementen erwachsen ist, da er ferner mit aller neueren Literatur in lebhaftester Anregung und Wechselwirkung steht, so muß später noch insbesondere von ihm die Rede sein. Seine Gattin Rahel, die ebenfalls bei Darstellung neuester Einflüsse einen wichtigen Platz fordert, ist jedoch auch hier besonders hervorzuheben, als eine solche, die zu den frühesten und einsichtigsten Aposteln Goethe's gehört hat. Sie sah zuerst jenen Kern in Wilhelm Meister heraus, den Goethe im Verlauf des Buches so geflissentlich ausgeführt hat, und faßte ihn in die Worte: „Die Erde sei in der alten Welt überall in Besitz genommen, und dem Menschen sei nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt." —

Unter den Berlinern, wo Goethe den zahlreichsten Stamm seiner Verehrer hatte, tritt die starkschrötige Figur Zelters entgegen, von dessen Verhältniß mit Goethe der bekannte Briefwechsel specielle Kunde gibt. Und wer kann Bettina vergessen, die sich mit der kühnsten Genialität des Weibes an ihn gedrängt! Soll aus dem großen Berliner Kreise noch ein Name ausgewählt sein, so hat der des Dichters Ludwig Robert den gegründetsten Anspruch darauf durch eine Faustparodie, welche in der Nachrichtensammlung „über Goethe" von Nicolovius abgedruckt ist. So geistreich und gewandt ist der Faustdichter, seiner Zeit gegenüber, nirgends nachgebildet worden, ja einem großen Theile dieses Gedichts könnte Goethe unbedenklich seine Namensunterschrift geben.

Von Ausländern war bekanntlich eine förmliche englische Colonie in Weimar, die der Schotte Carlyle, Schiller und Goethe anlangend, mit würdigstem Talente in der englischen Literatur vertritt. Von Russen schloß sich Schewüreff aus Moskau an, und Graf Caspar Sternberg repräsentirte würdig in solcher persönlichen Freundschaft und Hochhaltung das deutsche Reich. All solcher Verehrung drückte Bettina den Stempel der Genialität auf, welche man sonst einer solchen Hingebung gern absprechen mag.

Aus naher, Weimar'scher Umgebung ist der Kanzler von Müller, Riemer und Eckermann zu nennen. Jener, ein täglicher Umgang Goethe's, hat zwei Broschüren über ihn gebracht, Riemer hat den Zelter'schen Briefwechsel und, wie Eckermann, für die letzte Gesammtausgabe gearbeitet. In eigener Hervorbringung sind diese Leute unbedeutend. Stephan Schütze, auch aus dem Weimar'schen Kreise, verlangt schon eine abgesonderte Stellung, wie Peucer, der ein literarisch Interesse an französischer Uebertragung besonders dramatischer Arbeiten an den Tag gelegt hat. Schütze hat sich in seinem Taschenbuche „der Liebe und Freundschaft" lange und in manchem anmuthigen Detail um komische Eindrücke bemüht, und nur in seiner Lebensbeschreibung sich mit freundlicher Einfachheit der Goethe'schen Weise angeschlossen. Es gibt eine ganz artige Schattirung derselben, daß er, wie Eckermann, aus einem Bauerkreise aufgewachsen, und mehr treuherzig als gewandt die Goethe'sche Auffassung an sich darstellt.

Um nun mit den letzten Erklärern Goethe's und mit einem Gesammtbilde des großen Autors zu schließen, sei vorübergehend der entschiedenen Gegnerschaft gedacht, welche sich der mächtigen Erscheinung entgegen gestellt hat. Vorübergehend, denn sie ist ohnmächtig geblieben, und das, wodurch sie umfänglich und erweckend hätte wirksam sein können, das hat ihr gemangelt und mangelt ihr noch. Eigene Schöpferkraft nämlich. Was will es heißen, eine so breite und tiefe Existenz wie die Goethe'sche aus geschichtlicher Wahrheit und Nothwendigkeit zu rücken, und für solch ein Werk nichts mit zu bringen als eine Meinung, eine familienglückliche Ansicht, eine überlieferte moralische Forderung, eine untergeordnete Geschichtsmaxime, die an einem organischen Geschichtswerke herum springen und es damit ändern oder gar zerstören will! Geschichtliche Nothwendigkeit ändern, und zwar nicht durch That, sondern durch Bemerkung, darauf geht meist all diese Polemik hinaus. Es ist erklärlich, daß eine sich aufbauende neue Welt Widerspruch finden muß, besonders wenn sie nicht mit jener plötzlich schaffenden, unwiderstehlich wie der Blitz erscheinenden Geniusmacht eintritt, die in Donnerkrachen aus dem Ungeahnten das Neue schlägt. Goethe richtet sich mit allen besseren Theilen des so erregten achtzehnten Jahrhunderts auf, und benützt, stellt, verarbeitet all diese Theile, eine weise und wahrhafte Macht der

Geschichte. Wo ist jener geniale Revolutions-Gedanke Rousseau's geblieben? ruft nun die Eine; was ward aus dem gründlichen Widerstande, aus dem begeisterten Widerstande eines Klopstock gegen unchristlichen Geist der Zeit? fragt der Andere. In der Theilung dessen, was nach dem achtzehnten, was nach dem neunzehnten Jahrhunderte gehört, verwirren sie sich, weil die Theile in Goethe organisch aufgegangen sind. Im Gedanken der Revolution und der Erhaltung verwirren sie sich, weil der Eine nur Goethe's Widerwillen sieht gegen abstrakte Zerstörung, der Andere nur so viel Frucht, die aus der bedenklich neuen Erregung entsprossen ist. Es ist erklärlich, daß da Gegnerschaft erwachen mußte, wenn auch nicht der Tribut des Ruhmes immer mit einigem Widerstreben entrichtet würde. Aber traurig ist's, daß solch Gericht der zweifelnden Anfrage in zappelnde, in jugendliche oder gar in unreine Hände gefallen, und merkwürdig bleibt's, daß die Polemik so ganz erfolglos geführt worden ist. Eine stürmische Zeit kam ihr zu Hilfe, die der Beurtheilung Goethe's streng ungünstig war, und diese Zeit hat sich noch nicht aufgerollt, und schon ist die Verehrung des Dichters zu einer Höhe und Allgemeinheit gediehen, wie sie es früher nie gewesen. Die Jahre 1837 und 1838 haben mehr als irgend ein früheres im Goetheschen Nachlasse geschwelgt. Es muß also wohl ein schwerer Stempel ächter Geschichtlichkeit auf dem Goethe'schen Werke ruhen.

Pustkuchens mit den falschen Wanderjahren ist schon gedacht. Immermann machte sich damals auf, eine blanke Klinge des poetischen Rechtes zu schwingen gegen das theologische Verketzern freien menschlichen Versuches. An Pustkuchen schloß sich Ausgangs der zwanziger Jahre ein Breslauer Theologe Suckow, der unter dem Namen Posgaru mit der Novelle „Liebesgeschichten" auftrat. Auch hier kam von der moralischen Seite das feinere und beachtenswerthe Talent gegen Goethe. In Gestalt einer Novelle war mit seinem Geiste das Bedenken abgefaßt, wie man in Goethe's frivoler Romantik so ohne Weiteres in Liebe umfangen könne, was Einem am Wege begegne, wie man in leichtsinniger Poesie eines Weltmanns weiter gehen, und sich nicht darum bekümmern könne, welch eine Folge aus jener Liebesregung entstanden sei. Schande des Mädchens, Familienzerrüttung, Unglück und Tod entstehe daraus. Dieses in morali-

schem Betracht ganz richtige Bedenken war mit seinem quälerisch klaffenden Unfrieden zu einer Produktion der Kunst gefügt, was denn selbst mit einem glücklichen Talente seine peinigende Schwierigkeit übrig ließ, und was, unschön wirkend, gegen die unbekümmerte Freiheit des Schönen unmöglich eine glückliche Wirkung machen konnte. Suckow hat leider seine gewandte Kraft nicht weiter angespornt, und nur noch einige kleinere Proben gegeben, die wie „Germanos" nicht über eine Federskizzirung hinaus gefördert sind.

Schon vor ihm war Wolfgang Menzel als lärmender und Tod drohender Gegner Goethe's aufgestanden. Eine jugendliche Theilnahme, die sich auf rasches Handeln hingewiesen sah, konnte diese Polemik mit Beifall aufnehmen. Im Wesentlichen ist sie eine rohe Poltronerie, welche ohne eine zupassende heftige Zeitstimmung von vorn herein angewidert hätte. Was von ästhetischem Momente darin ist, das gründet sich auf Novalis Ansicht, welcher die Poesie in sublimer Ahnung des Gestaltlosen ergriffen sehen, und den Aufbau aus der Wirklichkeit niedrig geachtet sehen will. Aber auch dies Moment ist bei Menzel zur trivialen Frage herabgebracht, und Alles ist auf die trödelnde Unterscheidung von Genie und Talent zurückgeführt. Die Konsequenz einer solchen Unterscheidung lag auch in Novalis, für den der Genius das Unerhörte auszusprechen, das Talent nur analogisch nachzubilden hatte. Aber Novalis brachte solcher schwärmerischen Kritik doch auch entsprechende höhere Verhältnisse der sittlichen Empfindung. Wird nun aber die Novalis'sche Idee mit einer hausbackenen Moralität gepaart, so gibt es ein unerträgliches und allen höheren Sinn beleidigendes Gespann. So ist denn auch die Kritik Goethe's in der Menzel'schen Hand zur ordinärsten Alltagsweise herunter gedrückt. Da ist der Spiegel des Skandals bereit für ein so rastlos strebendes Leben, da ist von nichts als Immoralität die Rede, einem Manne gegenüber, welcher für alles edelste Interesse der Menschheit gedacht, ersonnen und gebildet hat sechzig Jahre, welcher die feinsten Maßstäbe menschlichen Verhältnisses seiner Nation eingeprägt, welcher aller höchsten menschlichen Beziehung Kraft und Anstrengung gewidmet und nur dauernden Genuß erfunden hat in Gesetzen, die allem niedrigen Zwecke enthoben sind. Was soll man

Worte suchen für einen so unwürdigen Standpunkt der Beurtheilung! Der patriotische Vorwand, welcher kurzsichtig nur eine nächste rohe Folge des Dichterwortes im Auge hat, und die Entwickelung der Poesie nur darnach bemißt, was sie für einen Einfluß auf den Gymnasiasten haben kann, dieser Vorwand ist von einem Gegner wie Rehberg bereits höher gefaßt, und sonst bereits in seiner Unzulänglichkeit vor einer Generation enthüllt worden, die darin so viele Erfahrungen gemacht. Man hat gesehen, daß dem Vaterlande mit einer breiten Bildungsgrundlage besser gedient wird als mit einer leidenschaftlichen Aeußerung, sobald nicht ein Moment der Krisis die letztere fordert. Das Menzelsche Toben ist jetzt schon wie ein falscher Vorpostenlärm versunken. Die dabei aufgeweckte müßige Frage, ob Goethe ein Genie oder ein Talent gewesen sei, hat Heine mit seinem Witze beseitigt; Goethe habe das Talent gehabt, ein Genie zu sein. Rehbergs Broschüre: „Goethe und sein Jahrhundert", geht vorsichtiger, gründlicher und schärfer an den Dichter mit Verlangnissen und Vorwürfen, welche die sittliche Gemeinschaft, der Staat, an ihn zu stellen habe. Man wird sich auch hier beschweren können, daß der freien Bewegung des dichterischen Geistes eine schiefe und voreilige Deutung wegen praktischer Anwendbarkeit gesucht worden sei. Aber man wird auch Plato's gedenken, welcher den Dichter aus seinem Staate wies, man wird sich über alles praktische Verlangniß klar machen, wie es sich wohl oder übel neben die schonungslos hoch dahin schreitende Geschichtsentwickelung stellt, man wird, durch würdigen Ton angeregt, ein Thema nachdrücklich aufklären, was einer solchen Aufklärung im Popular-Bewußtsein immer noch bedarf. Wenn irgend, so thut diesem Bewußtsein der Gewinn einer Formel Noth, wie sich der dichterische Beruf zu der Forderung des Tags und des Staates verhalte. Wäre eine solche Formel bereits geläufig, das heuchlerisch sittlich geschriebene „Büchlein von Goethe", worin mit feinem Talente zusammengestellt und bedauert wird, Goethe habe für unser Volk kein Herz gehabt, dies Büchlein hätte nicht so Manchen bestürzt, da es doch im Endpunkte der Frage unwahr ist, nicht bloß in Fakten.

Scheinbar gegen eigene Absicht ist auch Gervinus zu Goethe's Gegnern, wenigstens Tadlern geführt worden, und zwar

ganz seiner Detail-Beredsamkeit angemessen auf den Zungen des Detail-Raisonnements. Gervinus ist unendlich gelehrter und auch viel gebildeter als Menzel, aber er trifft im zudringlich bürgerlichen Tic, welcher die weitere und die feinere Tendenz in die Trivialität des nächsten Bedürfnisses herabzieht, gar oft mit jenem zusammen, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er jenes Tribunenamt, von dem Menzel verdrängt worden, in etwas höherer Weise übernehmen werde. Menzel trat mit Gepolter vor die historische Erscheinung, und rief: es ist ein Skandal, daß sie existirt. Gervinus deducirt sie aus den untergeordneten Kreisen ihrer Entstehung, findet nach diesem Exempel viel Lobenswerthes daran, und kommt erst dann zu der Frage: aber warum ist sie nicht so? So oder so? Für diese Unhistorik entschädigt er uns durch fleißigstes Studium, woraus sich alle nur mögliche untergeordnete Parallele der Dinge und Personen ergibt, die nur irgend nöthig ist, um deren Füße zu beleuchten. So hat er vorläufig für Goethe „Ueber den Goethe'schen Briefwechsel" ein Büchlein gegeben, worin Goethe sich im Wesentlichen selbst schildert oder doch von ebenbürtigen Freunden geschildert wird. Anfangs zeigt sich der Autor nicht unzufrieden mit Goethe, tadelt nur etwa, daß er sich zu Weimar in's Regieren gemischt habe. Aber das wird bald zum Schrecken anders. Jenes tribunenamtliche Keifen beginnt, was die größten Männer wie Dienstboten anläßt.. Es ist darin ein so beschränkt sittlicher Grund, wie er sich bei braven, schlüsselgeschäftigen Hausfrauen findet, die ihr häuslich Geschäft zu vernachlässigen glauben, wenn's da nicht mit einiger Lebhaftigkeit und Scheltung hergeht. Warum kümmert er sich in späterer Zeit nicht um's Regieren und Handeln? heißt es, obwohl ihm früher daraus ein Vorwurf gemacht worden ist. Warum dichtet er nicht im Alter wie in der Jugend? Warum thut er das in Italien, nicht Jenes? Es hat etwas Schreckhaftes, auf so gewaltsame Art mit einem organisch bedingten Wesen umgehen zu sehen, und wenn nun obenein jeder poetische Hauch irgend einer eigenen poetischen Potenz gebricht, ohne den es keine Hingebung, keinen Enthusiasmus gibt, kein Erkennen und Würdigen geschichtlicher Seele, so muß auch aus aller dankenswerthen Gabe die Verletzung entgegentreten. Im Vorliegenden ist nun noch ein materieller Mangel, wie er dem

Verfasser wohl selten begegnet. Die Hauptbriefe fehlen, sind übersehen, just die aus Italien, wo sich die Goethe'sche Wendung bildet, um derenwillen Gervinus so ungehalten wird. Das Büchlein kann also nur mit Vorsicht benutzt werden, da auch keine Rücksicht genommen ist, wie objektiv werthvoll oder nicht eine Aeußerung des geschwätzigen Wieland oder des gallichten Merk über Goethe, und wie das verschiedene Alter und der Perioden-Standpunkt zu bedenken sei zwischen Goethe und den Uebrigen. Gutzkow hat schon auf dies und Aehnliches in seinem „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte" hingewiesen, in einem Buche, was den Weg der modernsten Literatur geistreich andeutet, sich aus dem polemischen Gewirr über Goethe zu höherer Betrachtung des Dichters auszufinden. Ueber Goethe's Stil besonders sind Partieen darin, die zum Allerbesten gehören, was darüber gesagt worden ist.

Zuneust hat sich Dr. K. Reck des Dichters angenommen mit besonderem Hinblick auf das Ausland und die Frage der Welt-Literatur, die Goethe in den letzten Jahren so beschäftigte. „Goethe und seine Widersacher" heißt dies Büchlein. Die Darstellung ist etwas ungelenk, und die Berufung auf Quellen zeigt mitunter ein sehr unkritisches Gemisch, so daß Lamennais und Herloßsohn neben einander gestellt werden konnten. Sonst findet sich in diesem etwas knotigen Gewächse ein tüchtiger Kern, und die große Kulturbedeutung Goethe's ist in aller Ausdehnung aufgefaßt.

Alles zusammengefaßt muß man von Goethe wie Hegel von Perikles sagen: „Wir können nicht umhin, ihn auf's Höchste zu bewundern — nach der Seite der Macht der Individualität hin können wir keinen Staatsmann ihm gleich stellen." —

Wie Perikles die Genüsse des Privatlebens opferte, um stets gesammelt für die Allgemeinheit zu sein, so gestattete es sich Goethe nirgends, bloß gedächtnißweise, das ist bequem, in eine Bildungs-Terminologie einzustimmen. Was in ihm nicht eigen wurde, das ließ er auf sich beruhen. Daher die Vorwürfe des Mißverstandes, Goethe sei kein Philosoph gewesen, was man so heutiges Tages Philosoph nennt. Als ob es nicht ein unermeßliches Glück für die Nation wäre, daß der neue Gedanke einer sich neu auffammelnden und fassenden Welt auf eine selbstständige

Weise in ihm ausgeprägt worden ist. Hegel erkannte dies gar wohl, war stets voller Theilnahme dem Goethe'schen Streben zugewendet und äußerte es stets. Und wie Goethe rückwärts diese nothwendige Verschiedenheit der Wege zu schätzen wußte, beweist folgender Brief an Hegel vom 7. Oktober 1820:

„Mit Freuden höre ich, daß Ihre Bemühungen, junge Stämme nachzubilden, die besten Früchte bringt; es thut freilich Noth, daß in dieser wunderlichen Zeit irgendwo aus einem Mittelpunkte eine Lehre sich verbreite, woraus theoretisch und praktisch ein Leben zu fördern sei. Die hohlen Köpfe wird man freilich nicht hindern, sich in vagen Vorstellungen und tönenden Wortschällen zu ergehen; die guten Köpfe jedoch sind auch übel daran, denn indem sie falsche Methode gewahren, in die man sie von Jugend auf verstrickte, ziehen sie sich auf sich selbst zurück, werden abstrus, oder transscendiren. — Möge sich Ihr Verdienst, mein Theuerster, um Welt und Nachwelt durch die schönsten Wirkungen immerfort belohnt sehen. Treulichst

Goethe."

Denkt man sich tiefer in dies Verhältniß, so wird es eine müßige Erwähnung, daß Goethe öfters kurz von der neuen Philosophie gesagt habe, er verstehe sie nicht. Die Methode derselben war ihm fremd und ungeläufig, den Kern verstand er wohl, und der Schlüssel zu seinem derartigen Verhalten findet sich bei Falk in folgendem Ausspruche: „Die Philosophen können uns ihrerseits nichts als Lebensformen darbieten. Wie diese für uns passen, ist unsere Sache. — Jedes Individuum hat vermittelst seiner Neigungen ein Recht zu Grundsätzen, die es als Individuum nicht aufheben."

Inhalt des dritten Bandes.

27. Schiller.

Geschichte der deutschen Literatur.

Geschichte

der

deutschen Literatur

von

Heinrich Laube.

Vierter Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1840.

Berichtigungen für den vierten Band.

Seite	8,	Zeile	6 v. o.	statt	Heinrichs	lies:	Hinrichs.
„	14	„	3 v. o.	„	beliebigen	„	beliebig.
„	15	„	9 v. u.	„	Homers	„	Homes.
„	22	„	5 v. o.	„	Naturschauer	„	Naturschauen.
„	36	„	3 v. o.	„	dcn	„	in den.
„	51	„	2 v. o.	„	Schlußphilosophie	„	Schulphilosophie.
„	52	„	3 v. o.	„	Maskoo	„	Maskov.
„	72	„	17 v. u.	„	berühmt	„	gerühmt.
„	135	„	6 v. u.	„	Vogel	„	Vogl.
„	138	„	6 v. o.	„	Wirksammes	„	Wirksames.
„	162	„	6 v. u.	„	Weltalter,	„	Weltalter
„	162	„	5 v. u.	„	Menschheit,	„	Menschheit
„	168	„	4 v. u.	„	Empfindung	„	Erfindung.
„	171	„	16 v. o.	„	Vortheilen	„	Vorurtheilen.
„	197	„	1 v. o.	„	Kostens	„	Kostums.
„	203	„	3 v. u.	„	dem	„	den.
„	204	„	15 v. u.	„	Leid,	„	Leid
„	227	„	7 v. u.	„	stützenden	„	stutzenden.
„	230	„	1 v. u.	„	vorsehen	„	versehen.
„	235	„	4 v. u.	„	Werneuchenen	„	Werneuchener.
„	235	„	2 v. u.	„	sonst	„	fast.
„	241	„	3 v. o.	„	Vereintetheit	„	Vereintheit.
„	245	„	16 v. u.	„	an	„	in.
„	246	„	19 v. u.	„	bisher	„	beiher.
„	246	„	12 v. u.	„	Fachheit	„	Sachheit.
„	247	„	18 v. o.	„	bisher	„	beiher.



Ihrer Durchlaucht

der Frau Fürstin

Lucie von Pückler-Muskau

geborenen Fürstin von Hardenberg.

Sie haben mir, durchlauchtigste Frau, das Haus geöffnet, was so schön blickt auf Busch und Wiese, auf die harmonisch gefaltete Welt des Muskauer Parks, auf den weichen stillathmenden Segen einer neuen Kunstwelt.

Dort konnte ich wohlgebettet dem Geistesleben unserer Nation nachsinnen. — Sie haben mir, durchlauchtigste Frau, durch Zusprache und Gespräch den Blick geöffnet und gesichert in jene ungemeine Welt deutscher Seele, worin die aufmerksame Theilnahme wohnt auch für die langen Bücher und für die kleinen Worte; worin das maaßvolle, und so erkenntliche Urtheil wohnt, worin die Sorge wohnt für Alles, was erdacht wird. Was kann mehr ermuntern für ein Feld, welches oft so wüst auseinander zu gehen scheint, wie das Feld einer ganzen Literatur, und wo man verzagt, Aufmerksamkeit zu finden!

Sie thaten noch mehr, durchlauchtigste Frau: Sobald ich frei war, öffneten Sie mir jene weiten Wälder, in

denen der Hirsch und das Reh gedeihn, und gaben sie Preis meiner jagdthörichten, ach so geliebten Leidenschaft. Wie erquickte mich dies für das Ende des Buches, wie hob mir der stille Wald die Hoffnung, es sei Zeit und Ruhe und Aufmerksamkeit in der Welt auch für alte graue Gedanken einer verwitterten Zeit.

Jetzt lärmt unter mir der wimmelnde Boulevard von Paris, und alltäglich, alltäglich schweift mein Gedanke fort von diesem wüsten Tumulte, wo keine deutsche Literaturgeschichte entstehn und gedeihen kann, und schweift nach den Fichten und Wiesen jenes Jagdhauses, wo die Stille des Urwaldes herrscht.

Was in diesem Buche frisch duftet, es stammt von

Ihrer Waldes-Gnade, was an Maaß darin wohl thut, es stammt von Ihrem Sinne, durchlauchtigste Frau. Könnte mir Uebleres begegnen, als wenn ich dies Buch Eurer Durchlaucht nicht widmen dürfte?

Paris, im Mai 1839.

In treuester, ergebenster Gesinnung

Dr. Heinrich Laube.

32.

Hegel.

Die Hegel'sche Schule. — Die Geschichtsschreiber.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel ward den 27. August 1770 zu Stuttgart geboren, und starb am 14. November 1831, dem Todestage Leibnitzens, zu Berlin.

Er ergriff das Moment des Fortschrittes, wie Alexander die Vorbereitungen Philipps, das heißt, er bildete es mit Vergleichung alles bereits gewonnenen Wissens, und um es fest und neu in sich als eigene unabhängige Schöpfung zu machen, begann er allen Anfang von Neuem, und suchte die nothwendige Bahn des Gedankens bis in die Atome zu entdecken. Vor allen Folgerungen trachtete er, kann man sagen, nach der Naturgeschichte des Gedankensamens. Dies brachte sein Stark- und Scharfsinn zu dem in aller Geschichte noch nicht Dagewesenen, er brachte es dahin, daß er die Einigkeit des Denkens und Seins beweisen, und somit die allgemeine Dialektik der Vernunft systematisch einführen, allem ferneren Philosophiren einen in sich geschlossenen Anfang geben konnte. Starksinn war dazu nöthig, denn nicht nur Schärfe des Eindringens, sondern auch besonders Kraft war nöthig, um die tausend Geistesfäden der geschichtlichen Philosophie und unermeßlichen Kenntniß stets gegenwärtig zu halten, zu fesseln und in gegenseitiges Verhältniß zu nöthigen. Aus der unübersehbaren Lectüre dieses Mannes drängen sich Aristoteles und Spinoza in

den Vordergrund, und natürlich die ganze neue Philosophie, in welcher er zunächst mit Schelling vereinigt erschien, bis er in strengeren Denkformen sich von diesem trennte, und die sehende Naturphilosophie in eine beweisende Philosophie des Geistes steigerte. In Folge seiner Theilnahme an Aristoteles, der in neuerer Zeit so gering, wie er im Mittelalter hoch geachtet war, hat Hegel auch den Scholastikern große Aufmerksamkeit geschenkt, und man macht ihm bereits zum Vorwurfe, daß er, ihnen gleich, den Kategorien eines positiven Glaubens, das eigene Gespinnst verhüllend, eingewebt und angepaßt habe.

Seit etwa zehn Jahren hat Hegels Philosophie mit tief reißender Kraft alle höhere, wenigstens alle systematische Gedankenwelt Deutschlands in ihre Bande gezogen, so daß sich jetzt der Fortschritt oder doch das Streben aller Art innerhalb ihrer bewegt, und ihrer kategorischen Geschlossenheit halber aller sonstige Versuch machtlos erscheint. Deßhalb fordert diese Philosophie eine ausführliche Beachtung, zumal seit der lebendigen Goethe'schen Macht keine rein schaffende, rein poetische Potenz aufgestanden ist, um dieser Welt der Erklärung das Gegengewicht zu halten. Im Gegentheile ist alle poetische Produktion mehr oder minder im Dienste einer bloßen Gedankenentwickelung erschienen, und die künstlerische, unmittelbar zeugende, die geniale Kraft ist in den Hintergrund gedrängt. Ja, diese Philosophie trägt den direkten Wunsch für solche Erscheinung in sich, denn die Kunst, welche nicht ohne Sinnenwelt offenbar werden kann, ist ihr neben der unmittelbaren Geisteswelt ein untergeordnetes Gebiet, und für das Genie, was sich nicht voraus berechnen läßt, hat natürlich die vorkonstruirende Welt der Erklärung keine Stelle. Wir bedurften nach den Genialitäten einer Deduktion der Kategorien. Die gab er. Hoffentlich werden uns deshalb doch die Genialitäten nicht abgehen.

Es sei denn hier zunächst ein allgemeiner Umriß des Hegelschen Systems, alsdann das Leben des Meisters und wie sich darin das System aufbaut, endlich die einzelne Folge der Theile gegeben.

Die Lehre des vom Ich ausgehenden Fichte ward subjektiver Idealismus genannt. Dieser trat durch Schelling, welcher die Identität des Subjektes und Objektes, der Welt und Gottes er-

blickte, in den objektiven Idealismus, und der Hegel'sche Fortschritt, worin sich jene Identität gedanklich entwickelte und bewies, wird der absolute Idealismus genannt. Das denkende Subjekt und die denkende Idee sind als Denkende Eins und dasselbe, und es ist nur die absolute Idee, welche sich in diesem Denken selbst denkt und erkennt.

Der Anfang ist die Erkenntniß, daß das reine Denken und Sein der Idee schlechthin Eins und dasselbe sei, daß Subjektives und Objektives die rein thätige Allgemeinheit des einen selbigen Geistes als der absolut einfachen Identität seien.

Solcherweise ist die Identität als solche der göttliche Verstand selbst, und in ihrer Erscheinung die absolute Totalität der Form.

Das reine Sein — die Substanz — ist eben so das absolute Positive, wie Negative, und das betreibt, um Wissenschaft zu werden, mit sich selbst den logischen Prozeß der Dialektik.

Sie besteht in dem eigenen Sichaufheben der Begriffsbestimmungen und im Uebergehen in ihre entgegengesetzten.

So geht die logische Idee durch dialektische Positionen und Negationen vom Sein, oder dem Begriffe an sich aus, durch das Wesen, oder den Begriff in seiner Reflexion und Vermittelung fort zum Begriffe in seinem An- und Fürsichsein, oder zur Idee selbst. Das Resultat der Idee ist der Uebergang ihrer selbst in ihr eigenes Anderssein, oder in ihre Aeußerlichkeit und Negativität, nämlich in die Natur.

Dies Letztere mit empirischer Beihilfe dialektisch zu entwickeln ist der auf jenen ersten Theil, die Logik, folgende zweite Theil des Systems, die Naturphilosophie.

Die Naturbestimmtheit befreit sich durch Negation der Natur zum Geiste, zum reinen Fürsichsein der Idee, als welche sie die wahre Identität oder das wirklich Absolute ist. Dieser letzte Prozeß gibt den dritten Theil des Systems, die Philosophie des Geistes. Das System endigt also mit dem Begriffe der Philosophie als einer sich denkenden oder logischen Idee, welche ihre abstrakte Allgemeinheit durch die Wirklichkeit bewährt hat.

Somit wäre der Dualismus alles Idealen und Realen aufgehoben, und es konnten die verschiedenartigsten Vorwürfe nicht ausbleiben, daß der persönliche Gott, die Unsterblichkeit, verloren

und ein neuer Pantheismus eingeführt werde. Der Anschluß an das Christenthum sei ein scholastisch gemachter, dem ursprünglichen Christenthume durchaus fremd. Aber wie wenig hilft die außen stehende Entgegnung! Als wenn verschiedene Sprachen gegen einander eifern. Hegel arbeitete mit eisernem Fleiße alle einzelnen Disciplinen seines Systems unter dem Storchschnabel des logischen Prozesses aus, belebte den dialektischen Mechanismus durch großartige Blicke fester Kombination, und erzwang solchergestalt eine neue wissenschaftliche Welt, die nur von einer gleichumfassenden wissenschaftlichen Welt überboten werden kann, woran aber, wie an einem umgitterten Reiche, die geistreiche Einzelnheit vergeblich rüttelt.

Es sei nun zur Verdeutlichung und Ausbreitung des obigen Abrisses das allmählige Wachsthum und das wichtigste Detail näher betrachtet.

Hegel studirte in Tübingen Theologie, und war dort Stubengenosse Schellings. Schon mit zwanzig Jahren Doktor der Philosophie, ging er als Hauslehrer nach der Schweiz, und von dort in demselben Amte nach Frankfurt a. M. Michelet berichtet, daß sich die Beschreibung einer Fußwanderung in's Berner Oberland unter Hegels nachgelassenen Papieren finde.

Beim Anfange des Jahrhunderts finden wir ihn zu Jena, wo er 1801 mit der Dissertation „de orbitis planetarum", also bereits naturphilosophisch sich als Privatdocent habilitirte, und noch im selben Jahre die Schrift herausgab: „Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems der Philosophie." Für den Schelling'schen Standpunkt trat er darin, trotz der damals noch übermächtigen Fichte'schen Autorität, in die Waffen, und verband sich mit Schelling zur Herausgabe des „Kritischen Journals der Philosophie", 1802 und 3, wozu er die wichtigsten Aufsätze steuerte.

Michelet, dessen „Geschichte der Philosophie von Kant bis Hegel" man mit Uebergehung der meisten Uebrigen, wie Rixners, der die Stoffe zu frei, Mußmanns, der sie zu kurz und gewaltsam schematisirend, und des jüngeren Fichte, der sie polemisch gibt, folgen kann, findet in diesen ersten Aufsätzen Hegels bemerkenswerth, daß sie mit dem Verhältnisse der Geschichte der Philosophie zum Systeme beschäftigt, bereits eine vollständige

Einsicht in dies Verhältniß zeigen, und daß, auch wo Hegel an Schelling gelehnt philosophire, der eigen sich entwickelnde Kern bereits unverkennbar sei.

Von den ersten Schülern Hegels sind Troxler und Gabler die wichtigsten. Bachmann, neuerdings als anti-hegel'scher Polemiker gegen Rosenkranz bekannt geworden, war ebenfalls dem ersten kleinen Schülerkreise Hegels angehörig, und hing dem Meister etwa bis 1810 an. Wesentlich Hegelianer ist nur Gabler geblieben.

Der Schlußstein von Hegels Thätigkeit in Jena war das erste Hauptbuch: „Die Phänomenologie des Geistes", was er eben beendigte, da die Schlacht bei Jena begann. Sie enthält bereits all das geistige Hand- und Rüstzeug, wodurch eine Wissenschaft entstehen kann, deren Geist allein sein wahres Wissen von ihm selbst ist. Sie erschien 1807, und er soll sie seine Entdeckungsreisen genannt haben, da das ihm streng Eigene, die spekulative Methode, zuerst alles menschliche Wissen unter die neuen Kategorien zwingt. Hierin ist der Fortschritt über Schelling bereits auf's Entschiedenste begonnen; gegen Schellings unbewiesene Forderung der Identität wird hierin erst der Weg verlangt und angetreten, die Wissenschaft wissenschaftlich zu finden, das bloß erscheinende Wissen durch die eigene dialektische Bewegung desselben in's spekulative Wissen zu erheben. Dies Buch ist also die strenge Vorlehre zum Hegel'schen Systeme.

Durch die Kriegsumstände verlor er das Amt in Jena, und wendete sich, der Politik zugewendet, nach Bamberg, wo er bis zum Herbste 1808 die dortige Zeitung redigirte. Um diese Zeit ward er zum Rektor des Gymnasiums in Nürnberg ernannt, und im 16ten Bande seiner Werke finden sich die wichtigen Gymnasialreden, welche ein Zeugniß seines pädagogischen Eifers sind. In Nürnberg fand er auch die Zeit, das ganze großartige Knochengerüst seines Systems, die Wissenschaft der Logik, auszuarbeiten, welche bis zum Jahre 1816 in drei Bänden erschien. Hierauf folgten sogleich Berufungen zur Professur, und er wählte davon die Heidelberger. Im Herbste 1816 trat er sie an. Früher in Nürnberg war er einmal seinem Vaterlande gegenüber so hoffnungslos gewesen, daß er sich um eine Uebersiedelung nach Holland umgethan hatte.

Zu Heidelberg erschien 1817 übersichtlich zum ersten Male der ganze Umriß des Systems in der „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften", und schon das Jahr darauf ward er — 1818 — durch den Freiherrn von Altenstein nach Berlin berufen. Hegels bekanntester Schüler aus der Heidelberger Zeit war Heinrichs, der theilnehmendste eingehendste Freund war Daub. Von Heinrichs spricht die Hegel'sche Schule wie von einem aus der Saturnischen Zeit, der über die Hegel'schen Anfänge der Phänomenologie nicht hinaus gekommen sei. Wirklich ist seine Aeußerung, daß ihm, allem Uebrigen voraus, die Religion das absolut Wahre, und alle Philosophie nur gültig sei, wenn sie damit übereinstimme, für freie philosophische Forschung von vornherein tödtlich. Die Philosophie wird dann, wie bei den Scholastikern, ein bloßer Kommentar, dem keine Selbstständigkeit zukommt.

Hegel war dreizehn Jahre in Berlin, bildete dort seine Philosophie in alle einzelnen Zweige aus, fand einen großen Anhang, der sich zu einer großen nachhaltigen Schule gestaltete, und hinterließ bei seinem Tode (1831) in dieser soliden Anhängerschaft und in deren Schooße die großentheils erst gesprochene und geschriebene Zukunft einer neuen Geisteswelt. Die Hauptschüler haben es treulich und mit unvergleichlicher Uneigennützigkeit, mit einer Uneigennützigkeit, die an die, dem äußerlichen Erwerbe nach, sorglosen Zeiten Griechenlands erinnert, sie haben es mit Hingebung ausgeführt, daß alle Vorlesungen Hegels sorgfältig redigirt, zum Theil ausgearbeitet und den Erben und der Nation zum Nutzen gedruckt wurden. Gans, Michelet, Marheinecke, Hotho, Henning, Fr. Johannes Schulze und Friedrich Förster sind die Herausgeber des gesammelten Hegel. Hegel selbst hatte in den ersten Jahren zu Berlin seine neuen Grundlinien zuerst auf das specielle Thema der Rechtswissenschaft angewandt, und diese selbst 1821 herausgegeben. Alle übrigen Wissenschaften lagen noch in den schwer zu entziffernden Manuscripten des Vortrags, und in dem, was die Schüler selbst davon zu verschiedener Zeit aufgezeichnet hatten.

Hegel starb an der Cholera, und liegt auf dem Kirchhofe Berlins neben Solger und unweit von Fichte begraben.

Es ist nun die nähere Ausführung des oben gezeichneten Umrisses von Hegels Lehre zu geben.

Der Begriff der Philosophie ist: Jede Vernunft, die sich auf sich selbst gerichtet und sich erkannt hat, producirt dadurch eine wahre Philosophie, denn die Vernunft als Erscheinung des Absoluten ist Eins mit diesem.

Das Eigenthümliche des Systems gehört also nur zur Form, nicht zum Wesen desselben.

Die Entzweiung des Diesseits und Jenseits aufzuheben, ist Aufgabe der Philosophie.

Das Instrument ist die Reflexion als Vernunft, welche die Natur der Unendlichkeit in sich hat, und die dialektischen Momente des Negirens, Setzens und Vereinigens.

Nur in Beziehung auf's Absolute ist sie Vernunft, und ihre That ein Wissen. Durch diese Beziehung vernichtet sie aber ihr Werk, und nur die Beziehung besteht, und ist die einzige Realität der Erkenntniß. Isolirte Reflexion, reines Denken, gibt keine andere Wahrheit, als die ihres Vernichtens.

Fehlt in der Beziehung das Bewußtsein der Identität zwischen Reflexion und Absolutem, so entsteht der Glaube. Dieser ist nur Vernunft, die sich nicht erkennt.

„Da die absolute Idee an sich selbst absolute Anschauung ist, so ist mit ihrer Construktion unmittelbar auch die reinste und freieste Individualität bestimmt, in welcher der Geist sich selbst vollkommen objektiv in seiner Gestalt anschaut und ganz, ohne Rückkehr zu sich aus der Anschauung, unmittelbar die Anschauung selbst als sich selbst erkennt, und eben dadurch absoluter Geist und vollkommene Sittlichkeit ist."

So ist der *Geist höher*, als die *Natur*, er nimmt das Universum in sich selbst zurück, „sowohl die auseinander geworfene Totalität dieser Vielheit, über *welche er übergreift*" — also weiter als Schelling — „als auch die absolute Idealität derselben, in der er dies Außereinander vernichtet, und in sich als den unvermittelten Einheitspunkt des *unendlichen Begriffs* reflektirt."

So entsteht auch Hegels neue Ansicht über Religion, die ebenfalls über Schelling hinausgeht, und deren Hauptpunkt ist: das Absolute außer sich zu haben, oder umgekehrt: das Ich außer dem Absoluten zu halten.

Eine Sittlichkeit ohne Kenntniß ist leer; aus dem Intellektuellen nimmt sie den Stoff ihres Handelns.

So wie Alles, wird denn auch das Christenthum innerhalb der Kategorien erklärt, wonach die griechische Mythologie eine unaufgehobene Identität, das Christenthum das Bewußtwerden der Unterschiede. „Das Christenthum als Gegensatz" — nämlich der griechischen Religion — „ist nur der Weg zur Vollendung; in der Vollendung selbst hebt es sich als Entgegengesetztes auf," — dann ist der Himmel wahrhaft wieder gewonnen; die zeitlichen, bloß äußeren Formen des Christenthums zerfallen und verschwinden. — Die energischsten Nachfolger des Meisters, zu denen Michelet gehört, lassen an solchen Stellen Hegel direkt von einer neuen Religion reden, wobei er unter bereits erfolgten einzelnen Offenbarungen die „Reden über Religion" von Schleiermacher im Sinn habe. Was allerdings neben der sonstigen Antipathie Hegels gegen Schleiermacher von objektivster Würdigung zeugte. — In großer historischer Figur sollen als die stets Hegel'schen dialektischen Momente der Weltentwickelung Heidenthum und Christenthum versöhnt und aufgelöst werden in der neuen Philosophie.

Es ist bemerkenswerth, wie stark und kühn einzelne unmittelbare Schüler Hegels aus der Berliner Zeit über die verhüllende Form hinaus gehen, und sie werden hier besonders ins Auge gefaßt, da sich in ihnen der nächste Uebergang in das populare Bewußtsein unserer Welt am Deutlichsten und Entschlossensten darstellt. Außer Strauß und Michelet ist dabei Ruge zu nennen, der Hegels Vortrag selbst nicht gehört, und Feuerbach, der in unumwundener Sprache über Alle hinausgeht, und alle Hegel'sche Hülle ohne Weiteres zerreißt.

Solche allgemeine Punkte stufen sich nun in den einzelnen Wissenschaften Hegels folgendermaßen:

Die Phänomenologie definirt die verschiedenen Arten des Bewußtseins, Glaube, Vernunft, Wissen. Nach dieser Feststellung alles Materials zu einer Wissenschaft erbaut sich diese als wirklicher Grundriß in der Logik, und führt sich alsdann praktisch in allen einzelnen Theilen, in Religions-Philosophie, Rechts-, Schönheits-Philosophie rc. aus. Die wirkliche Geschichte erscheint am Ende in der Philosophie der Geschichte als Probe des ganzens Systems.

Das Denken entfaltet sich zuerst in seiner Reinheit: „ein Denken, das sich weder verwirklicht hat, noch auch sich wissender Gedanke ist, sondern nur gedacht wird, und in sich bleibt, sich aber als Wirklichkeit setzen muß, da der Gedanke alle Wirklichkeit ist.“ Dies ist die Wissenschaft der Logik.

Das Andere, dem Gedanken Entgegengesetzte, worin er ein Ansich bleibt, der Abfall des göttlichen Gedankens von sich selbst, die Verzerrung desselben in Raum und Zeit, ist die Natur.

Kehrt der Gedanke aus dieser Entfremdung zurück zu sich selbst, das Anderssein der Natur aufhebend, so ist er sich wissender Gedanke, oder Geist.

Die Logik ist eine Lehre von den Kategorien der Dinge, nicht bloß, wie bisher, eine Lehre von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen. Sie hat es nicht bloß mit der Form des Wissens zu thun, sondern enthält alles Sein und allen Inhalt der Wahrheit in sich, ist Logik und Metaphysik, Form und Inhalt.

Es handelt sich nun Alles um die logische Methode, das Herz Hegels.

Schon Fichte hatte Thesis, Antithesis, Synthesis; — Schelling hatte Reflexion, Subsumtion, Vernunft. Diese dreifachen Momente werden in Hegel auf das Erschöpfendste und Nachdrücklichste, als Blutleben alles Gedankens ausgebildet.

Der erste ist die Thätigkeit des Verstandes. Dabei stehen bleibend, behauptend, ist man Dogmatiker, wie die Stoiker, die Epikuräer, Wolf es waren.

Die zweite Thätigkeit ist die negative, welche den Gegensatz des Ersten beibringt. Der ist das dialektische Element, objektiv, indem der Gegensatz nicht hinein getragen, sondern aus dem Resultat des Verstandes heraus geleitet, lebendig gemacht wird.

Es erscheint also ein negatives Resultat. Wer dabei beharrt, wie Kant, wird Skeptiker oder Sophist.

Beide Resultate, das verständige und das negative, müssen nun, jedes in sein Anderes, übergehen. So werden beide Eins; dies gibt die höhere Einheit der Gegensätze durch die positive vernünftige oder spekulative Thätigkeit, und es entsteht das wahre Resultat. Dies ist nichts Todtes, nicht bloß ein Drittes, sondern in jener Dreiheit lebendig und wirklich, jene Drei sind

Eins. „Die Wahrheit ist nur die Thätigkeit des sich Verlaufens durch jene drei Momente.“ — „Das Symbol der christlichen Dreieinigkeit ist die Form aller Wahrheit.“

Das aus diesen drei Momenten resultirende Ganze enthält aber einen neuen Widerspruch, der zu einer neuen Entwickelung forttreibt, bis der Kreislauf der Gestaltungen des Denkens vollendet ist, und dieses durch die Erreichung der absoluten Idee seinen eigenen Begriff erfaßt hat.

Diese Philosophie beginnt also nicht mit einem obersten Prinzip, sondern mit dem Schlechtesten, Unentwickeltsten, und erzeugt sich selbst bis zum Höchsten in bloßer Methode, ist also wenigstens keiner beliebigen Voraussetzung anzuklagen.

In specielle Entwickelung der Methode kann für den Zweck dieses Buches nicht gefolgt werden. Nach Andeutung des Hauptganges ist nun zur Entwickelung der weiteren Wissenschaften fortzugehen, welche sich nach den Gesetzen jener logischen Wissenschaft bilden. Zunächst also zur Naturphilosophie.

Natur sind die zu einzelner Existenz gewordenen Gedanken-Bestimmungen der Logik. Sie hat keine Geschichte; was so erscheint, ist nur Rückwirkung des Geistes auf sie. Sie hat sich nicht allmählig entwickelt, nicht vervollkommnet, ist ewig dieselbe.

Die Natur kommt nur bis zur abstrakten Negativität; die Idealität aller Momente liegt jenseits ihres selbstständigen Bestehens.

Daß nun diese Idealität aller Momente zugleich die positive Einheit derselben sei, das ist der Geist, — und so ist die dritte Wissenschaft des Systems:

Die Philosophie des Geistes, der aus der Natur zurück kehrende, seiner selbst bewußte logische Gedanke. Dort war Nothwendigkeit, hier ist Freiheit Kategorie.

In der ersten dieser praktischen Wissenschaften, zu denen die Lehre nun übergeht, in der Psychologie, lassen Meister und Schüler noch viel wünschen und erwarten, da sie sich vorherrschend nur mit den Verhältnissen einer menschlich höheren Welt beschäftigt haben, die sich nur im Berechnungskreise selbstgemachter Schemata umher ziehen. Was Gabe des Blicks, poetische Intuition betrifft, so ist darin noch Alles zu thun übrig. Rosenkranz hat mit einer Sammlung für Psychologie einen Anfang gemacht.

In Betreff der Politik ist Hegel viel Thörichtes nachgesagt worden, was meist durch Mißverstand eines Hauptsatzes: „Alles Wirkliche ist vernünftig", hervorgerufen war. Weit entfernt, Quietismus und Stabilität zu predigen, er, dem aller Geist Thätigkeit, dem alle höhere Existenz Werden ist, trifft er sogar in den äußerlich begehrten Formen mit dem mäßigeren Zeitgeiste zusammen, und zwar in Formen, denen eine mannigfache Bewegung innewohnt. Er verlangt nämlich eine repräsentative Verfassung, und da dieser Ausdruck gar verschieden bethätigt werden kann, so bekennt er sich auch besonders zu einer Repräsentation in zwei Kammern, zu dem, was konstitutionelle Monarchie heißt, und wobei ihm öffentliche Gerichtsbarkeit eine Hauptbedingung ist. Seinem Grundgedanken nach, daß sich Alles streng folgerecht aus sich selbst entwickele, wurde er in einer sprungweis gehenden Zeit, in einer revolutionairen Epoche allerdings ein widerstrebendes Element. Den Ablauf der Restaurationszeit sah er schon darum ungern und besorglich, weil er diese Friedenszeit dem Gedeihen seiner Philosophie für höchst ersprießlich, ja nothwendig erachtete, vielleicht auch, weil er, ein schon älterer Mann, die Macht der Berechnung nur grämlich aus der Hand geben mochte, die ihm durch einen ungestörten Friedensspiegel dergestalt erleichtert war, daß er allenfalls auch das Detail-Schicksal der Zukunft voraus definiren mochte. Dem sei, wie ihm wolle, Hegels Lehre ward der Hauptdamm in Deutschland, an welchen sich die rein revolutionaire Spekulation in Deutschland brach. Der Gedanke des Fortschrittes, ungestüm und ganz einhergehend, vertiefte oder vervielfältigte sich in den von Hegel vorgezeichneten Formationen, und die Mehrzahl Hegel'scher Anhänger setzte sich außerdem fest in denjenigen oft nur äußerlichen Verbindungen, wo Hegels Kategorieen die Bezeichnung von alter Positivität angenommen hatten.

Mit besonderer Ausführlichkeit hat er die Aesthetik behandelt, und da sie an Hotho einen so sorgfältigen Herausgeber, wie das historisch Philosophische an Michelet, und das Rechtliche und philosophisch Historische an Gans gefunden hat, so dürfte man, scheint es, hier noch große Wirkung erwarten, da die starken drei Bände erst vor Kurzem völlig erschienen sind. Eine solche wird auch nicht ausbleiben, in wie weit ein zum ersten Male

ganz geschlossenes Verhältniß der Theile aller Kritik einen fest formalen Halt verleihen kann, und solch ein Halt bei unserm breit und beliebigen wuchernden Reichthume höchst wünschenswerth ist. Aber auch nur in solcher Grenze wird uns die Hoffnung nicht täuschen. Dem Hegel'schen Standpunkte nach, dem alle Seelen- und Gefühlswelt tief untergeordnet, ist es doch nur ein Herablassen, wenn der Kunst Viel eingeräumt wird, der freie Gang nach wirklicher Erfindung, muß unter den kategorischen Fesseln die bedrängteste Existenz finden, und, so bewundernswerth die umfassende Einsicht, der oft so körnige Geschmack des Mannes, die Gewalt des Einordnens, es fehlt doch nicht an harten Grenzen. Wir können nicht unbedingt manches Gefallen, wie das an der Größe des Nibelungenliedes, und manches Andere, was der ganze Sinn unseres Volkes dem systematischen Sinne zum Trotze geweiht hat, dem systematischen Belieben ohne Weiteres hingeben. Denn in einer so mannigfaltigen Welt, wie die Produkte einer Jahrtausend breiten Literatur es sind, kann sich auch das System nicht immer des Beliebens entäußern, und will es am Wenigsten in einem Manne, der sich so gefesselt wie Hegel fühlt.

Er hat aus der Wolf'schen Schule den Namen Aesthetik nur der Kürze halber beibehalten, obwohl er eine Wissenschaft des Empfindens bezeichnet, eine Wissenschaft, wo alles Kunstwesen in Rücksicht auf Empfindung betrachtet wurde; er hat ihn beibehalten, obwohl ihm just diese Ansicht der Kunst am Weitesten abliegt. Am Namen „Kallistik" versucht er sich zwar, verwirft ihn aber, weil nicht das Schöne überhaupt, sondern das Schöne der Kunst zu betrachten sey. Es gäbe hiernach also ein Schönes, was in keinerlei Berührung mit Kunst stände. Das fällt bei einem Identitätslehrer auf, dem Subjekt und Objekt zusammen gehen; denn das Schöne am Himmel, und Aehnliches, was nicht ursprünglich durch Kunst hervorgebracht ist, wird ja doch nur durch Sinn für Kunst zu dem, als was es erscheint, was es ist. So drängt sich denn auch alle Kraft darauf, daß es sich um das Kunstschöne, nicht um das Naturschöne handele, um das Schöne, was aus dem Geiste wiedergeboren sei. Es gibt freilich im höheren Sinne auch nur ein Naturschönes, was in unserm Geiste wieder geboren wird. Dem Stumpfsinnigen existirt auch kein Naturschönes.

Philosophie der schönen Kunst sei's, was man ohne Rücksicht auf Wortsinn Aesthetik nenne. — Das Schöne habe sein Leben in dem Scheine, und hiermit wird schon ausgedrückt, daß es nur eine untergeordnete Offenbarung sei. Was kümmern uns denn aber Theile des Weges, wenn der ganze Weg eine Hauptstraße des Menschen ist, das Göttliche in Anschauung und Bewußtsein zu bringen. Es ist dies aber just ein Punkt, wo er auf Kosten der Kunst einen Fortschritt in Anspruch nimmt gegen frühere Philosophie, gegen Plato und Solger zum Beispiele, denen die Einheit der theoretischen und praktischen Idee in Form eines unmittelbaren Seins das Wahre gab als Idee des Schönen, gegen Schelling ebenfalls, dem die Schönheit noch das Höchste war. Ihm ist natürlich der sich wissende Gedanke mehr. Uebrigens ist ihm jener Schein der Kunst wesentlicher als andere Darstellung, selbst als Darstellung der Geschichte. Denn die Geschichtschreibung gebe auch nur den geistigen Schein der Dinge, das Kunstwerk aber stelle die waltende Macht viel unmittelbarer dar, als eine Macht, befreit von störendem Beiwesen der Dinge, Kern und Kleid allein gebend, kurz nur das, was sich direkt zum Kerne verhalte. Die Geschichte aber müsse die ganze Breite der Erscheinungen mitnehmen.

Sodann geht er zum Geschichtlichen der Kunstliteratur, gedenkt der Aristotel'schen Poetik, der ars poetica von Horaz, Longins über das Erhabene. Da findet denn nur der erste, stets geschätzte Meister einigen Beifall, da er doch Verhältnisse in freier Allgemeinheit vorzuzeichnen weiß. Longin halte sich zu unmächtig an den Kreis des Vorhandenen, genüge sich, wie besonders Horaz, in trivialen Reflexionen, was denn Alles wenig helfe.

Für Bildung des Geschmacks in neuerer Zeit erwähnt er Homers elements of criticism, Batteux, Ramler. Zum Geistreichsten stellt sich aus unserer letzten Periode die Goethe — Meyer — Hirt'sche Nüancirung dar, deren bei Goethe schon gedacht ist. Hegel belobt namentlich Hirt um Feststellung des Charakteristischen, und tadelt Meyer, daß er dies unter dem Vorwande zurückgewiesen, es führe zur Karrikatur. Der Definition des Schönen sei es nicht um das L e i t e n zu thun, sie gebe nicht Vorschriften. Karrikatur sei übrigens nur Ueberfluß des Charakteristischen. Was gebe denn nun Meyer? Die Be-

stimmung des Ideals von Winkelmann und Mengs zur Seite lassend, schließe er sich an Goethe's Wort: „Der höchste Grundsatz der Alten war das Bedeutende; das höchste Resultat eine glückliche Behandlung des Schönen;" was ja auf das Charakteristische hinauskomme.

Was sei Kunst? Vergeistigung des Sinnlichen. — Die Kunst hat die Wahrheit in Form der sinnlichen Kunstgestaltung zu enthüllen, und hat ihren Endzweck in sich, in dieser Darstellung und Enthüllung selber. Andere Zwecke, wie Belehrung, Reinigung, Besserung, Gelderwerb, Streben nach Ruhm und Ehre gehen das Kunstwerk als solches nichts an, und bestimmen nicht den Werth desselben.

Für philosophische Auffassung des Kunstbegriffes sind die Hauptstationen: Kant, der wenigstens eine subjektive Aussöhnung von Natur und Freiheit, Sein und Begriff feststellte, wenn auch seine Hauptkategorie der Zweckmäßigkeit besonders die gut gemeinten aber beschränkten Mißverständnisse des Moralischen gefördert hat. Dann Schiller, welcher im Schönen die Ineins-Bildung des Vernünftigen und Sinnlichen findet, diese Ineins-Bildung als das wahrhaft Wirkliche ausspricht, und hiermit den Kant'schen Rubikon überschreitet. Dies als Idee selbst wird in Schelling zum Prinzip der Erkenntniß und des Daseins gemacht, und solcherweise konnte sich eine philosophisch begründete Aesthetik darstellen.

Es folgt nun in Hegel die schematisirte Eintheilung, die all seinen Werken eigen, die in ihrer Dreifaltigkeit Alles unter dieselben Klammern begreift, und namentlich im Historischen als Judenthum, Griechenthum, Christenthum, als Symbolik, Klassik, Romantik alle Welt unter diese gelebten Kategorieen der Logik begreift.

Der erste, allgemeine Theil von Hegels Aesthetik behandelt die allgemeine Idee des Kunstschönen als des Ideals. Der zweite, besondere Theil enthält die Stufengänge besonderer Gestaltungsformen, in welche sich das Kunstschöne entfaltet. Der dritte die Vereinzelung des Kunstschönen zum System der einzelnen Künste.

Zuerst in der Geschichte erscheint das Suchen der Verbildlichung, die symbolische Kunstform, die des Morgenlan-

des, wo Sinn und Ausdruck sich noch nicht vollständig entsprechen.

Dann die klassische, wo die Idee eine ihr entsprechende Gestalt findet. Aber der Geist ist als partikularer, als menschlicher bestimmt, der sich nur in Geistigkeit kund gibt.

Deshalb hebt die romantische Kunstform jene klassische Vereinigung der Idee und ihrer Realität wieder auf, und setzt sich selbst, wenn auch auf höhere Weise, in den Unterschied und Gegensatz beider Seiten zurück, der in der symbolischen Kunst unüberwunden geblieben. Sie hat einen Inhalt genommen, der über die klassische Kunstform und deren Ausdrucksweise hinausgeht; der Inhalt ist der christliche Gottesgeist, die Einheit menschlicher und göttlicher Natur. Die selbstbewußte Innerlichkeit, nicht mehr die leibliche menschliche Gestalt, wird das wahre Element. Die romantische Kunst geht über sich selbst, das heißt über das sinnliche Mittel hinaus, doch innerhalb ihres eigenen Gebietes und in Form der Kunst selber. Das Gemüth wird der Schauplatz.

Also Erstreben, Erreichen und Ueberschreiten des Ideals ist der Hegel'sche Gang, und es fehlt hier wie überall eine eigen lebendige, organisirende Kraft der Gegenwart und Zukunft. Wenigstens bleibt sie stets in das erklärende Schattenreich der Kategorieen verhüllt, und dem lebendigen Genius bleibt noch Alles zu thun. Was soll's mit einem Ideal, was überschritten ist? Gibt's eine strebende Zeit ohne Ideal? Und wo ist nun also das neue, was jenseits des alten liegen soll?

— Das Ideal ist ihm „die Wirklichkeit, zurück genommen aus der Breite der Einzelnheiten und Zufälligkeiten, insofern das Innere in dieser der Allgemeinheit entgegengehobenen Aeusserlichkeit selbst als lebendige Individualität erscheint.“ Was ist das nun für eine Kunst, deren Ideal überschritten wird, wo über die höhere Wirklichkeit hinausgegriffen ist? Es ist keine Kunst, nach Hegels eigener Definition von Kunst; denn wenn die Kunst eine Vergeistigung des Sinnlichen, romantische Kunst aber ein Ueberschreiten des Ideals ist, welches doch als Ideal einen Zusammenhang mit Wirklichkeit haben soll, was bleibt da für romantische Kunst übrig? Der Schatten eines Schattens.

Es wird mit dialektischer Wendung im Grunde nur bedeckt,

daß die Kunst, ein Ausdruck des Geistes in der Sinnlichkeit, in der klassischen Epoche erschöpft worden sei. Wenn die romantische Kunst über das Ideal hinaus geht, so ist die Welt der Kunst außer ihr, und sie ist eben keine Kunst mehr, oder noch keine Kunst, und die romantische Welt ist auf Eroberung einer neuen Kunstwelt aus. Man kann also — wie es Thema dieses Buches ist — all ihre That in Sachen der Kunst nicht als eine Erfüllung, als eine fertige Poesie, sondern nur als einen Weg dazu ansehen. Da sich nun Hegel als abschließender Systematiker nicht entschließen mag, dies unumwunden auszusprechen, was er vortrefflich weiß, so behält ihm denn auch die so mächtig gewordene Prosa nur die kümmerliche Bedeutung, welche sie in früherer Aesthetik gehabt. Sie bleibt ein todter Gegensatz von Poesie, nicht aber, wie es solcher dialektischen Bewegung nahe lag, eine stoffliche Vorbereitung, ein wesentlicher Uebergang zur Poesie.

Jenen Eintheilungen — Erstreben, Erreichen und Ueberschreiten — entspricht: Architektur — die symbolische Welt, — Skulptur — die klassische, — und dies Gebäude erfüllend, die Figur vervielfältigend: die Gemeinde, mit Malerei, Musik und Poesie als romantische Kunstform.

Die Schönheit ist ihm nicht diese oder jene Abstraktion des Verstandes, sondern der in sich selbst konkrete absolute Begriff, und, bestimmter gefaßt, die absolute Idee, der absolute Geist. Hegels Aesthetik hat also dessen philosophisches System ganz zur Voraussetzung, und kann nicht mit dem Auszuge einer Definition bezeichnet werden.

Ueber den Künstler selbst und dessen Verfahren, über Genie, Talent, Phantasie, Begeisterung sagt Hegel in allgemein verständlicher und tief eindringender Sprache das Körnigste, und zeigt bei den einzelnen Kunstformen eine bewundernswerth mannigfaltige Kenntniß.

Hegels Philosophie der Geschichte, von Gans herausgegeben, heischt als praktische Schlußprobe eine noch nähere Aufmerksamkeit. An Beiträgen, die Geschichte philosophisch aufzufassen, hat es in unserer Literatur weniger gefehlt, als in irgend einer andern. Da ist Leibnitz, Lessing, Weguelin, Iselin und jeder bedeutende Philosoph oder Dichter, die sich darüber geäußert,

die gesammelt haben, oder sogar näher darauf eingegangen sind. Ein beachtenswerthes Ganze fehlte aber auch selbst seit Herder und Schlegel. Herder zeigte einen zu entschiedenen Haß gegen Metaphysik, als daß hierdurch nicht allzu viel Hinderniß für ein systematisches Ganze entsprungen wäre. Die Wissenschaft begegnet also den Herder'schen „Ideen“ immer mit dem Vorwurfe, daß zu viel Beliebigkeit des Verstandes und Gemüthes darin regiere, und daß die Aussage oft mehr begeistert als begründet sei. Schlegel vernichtet sich für unsere Theilnahme durch das unmotivirt Dogmatische der Tradition, dem er sich unterwirft. Er kann einer Zeit nichts helfen, die sich selbst entwickeln und alle Zeit aus ihr selbst begreifen will. Ihm ist die Geschichte Abfall von Gott, während sie dem wissenschaftlichen Standpunkte Entwickelung Gottes ist.

Hegel theilt die vorhandene Geschichtschreibung in ursprüngliche, reflektirte und philosophische. Zu erster, wo vornämlich Thaten, Begebenheiten, Zustände beschrieben werden, rechnet er Herodot, Thucydides, Cäsar. Da ist die Sache, nicht Reflexion oder Bedeutung, wie in Xenophon, in Kriegsberichten, Memoires, unter denen er solche wie die des Cardinal Retz für Meisterwerke annimmt.

Bei der zweiten, der reflektirenden Geschichtschreibung, geht der Arbeiter an den Inhalt mit einem Geiste, der verschieden vom Inhalte ist. Hierher gehört Livius, Diodor, Johannes Müller. Die erste Art davon ist die pragmatische, worin durch eine pragmatische Reflexion das Vergangene gegenwärtig gemacht wird, wo auch gern die Geschichte auf ein moralisches Beispiel hinaus geht, welches denn noch niemals der Gegenwart und Zukunft was geholfen hat. Ueber den Werth ist mit solcher Bezeichnung noch nichts entschieden, denn es kommt noch ganz darauf an, mit welchem Talente pragmatisirt wird. — Die zweite Art reflektirter Geschichte ist die kritische. Da gilt es eine Kritik der Quellen, Beurtheilung des Geschichtlichen, Geschichte der Geschichte, wo natürlich das Willkürliche sehr nahe gelegt ist. — Die dritte Unterabtheilung ist die Geschichte von Geschichts-Theilen, Religions-, Kunst-, Rechts-Geschichte.

Alles dies ist nur Vorbereitung zur dritten Geschichtschreibung, der philosophischen, worin sich die Geschichte selbst den-

kend betrachtet. Es läßt sich erwarten, daß die meisten Männer historischen Faches sie der Gewaltsamkeit beschuldigen, und daß gesagt wird, man mache damit aus der Geschichte das, was man sei, was man denke. Würde dieser allgemeine Vorwurf schwer wiegend aufgenommen, dann begäben wir uns, um den möglichen Irrthum zu vermeiden, alles Vortheils höherer Wissenschaftlichkeit. Unmittelbar ist dem menschlichen Geiste nichts geboten, der schnellsten Betrachtung geht ein Akt des Urtheils voraus, und allgemeine Regeln dafür abweisen heißt den höheren Beruf des Menschen abweisen, der in geordneter Schlußfolgerung beruht. Eine abschließende, allgemein anerkannte Geschichtsansicht ist immer nur von einer poetisch geschlossenen Zeit zu erwarten; so lange sie nicht erreicht ist, wird mit mehr oder weniger Beifall Jeder seine eigene Welt in der Geschichte geltend machen. Hegel und dessen Schule sagt nun zwar, es werde von ihm nur die eine Voraussetzung mitgebracht, daß Vernunft die Welt beherrsche, und daß es in der Geschichte vernünftig hergehe. Uebrigens sei das rein Historische, das Empirische das erste, was genommen werden müsse, und nirgends sei a priori zu konstruiren. Ziel sei auch nicht die Allgemeinheit: Perfektibilität, sondern der Geist, wie er sich seinem Wesen, dem Begriffe der Freiheit nach gestalte. Aber natürlich wird hiermit auch kein Einspruch erledigt, denn es bleibt immer nur eine Berufung auf die eigene Fähigkeit, den Geist richtig zu erkennen und zu bewegen, da der Geist nicht ein ruhendes, aller Welt gleichmäßig zugängliches Objekt ist. Da wird denn, so lange das Dogma fehlt, auch die geistreichste Methode gebilligt und getadelt werden, und Hegels Ansicht vom Geiste ist nur demjenigen die richtige, dem Hegels Methode, an den Geist zu kommen, die richtige ist. Bei alle dem ist eine so großartige Auffassung der Geschichte wie Hegels ein unschätzbarer Gewinn, und trotz der Starrheit, womit das mittelmäßige Talent solchergestalt festgeklammerte, in Kategorieen festgebannte Historie mißhandeln mag, ist ein philosophisch historisches System gleich dem Hegel'schen für den menschlichen Geist eine unermeßliche Hilfe.

Vorgeschichtliches kommt ihm nicht in Betracht, nur das ist Geschichte, was eine Entwickelung des Selbstbewußtseins ist. So haben China und Indien erst einzelne Theile des geschichtlichen

Prozesses, und sind im Grunde ohne Geschichte. Sie sind statarisch und vegetativ, erst bei den Persern tritt Bewegung und Entwickelung ein, da hier erst der Geist aus sich heraus geht, Licht und Finsterniß als Mächte scheidet, Beziehung auf Anderes nimmt. China ist allerdings eine Totalität des sittlichen Ganzen, und dies Ganze ist gegliedert, aber jene Totalität ist abstrakt, das Individuum ist Nichts, die Gliederung ist ohne Selbstständigkeit der Seiten. Die Ordnung ist nur äußerlich. In Indien tritt zwar auch selbst die Trennung hervor, aber geistlos; der Unterschied ist unüberwindlich. Im Zendvolke, in Persien, aber erhebt sich die Einheit zum Prinzipe, dem Lichte als Gutem, welchem sich Jeder nähern kann.

Die Juden bewirken den Bruch zwischen Ost und West, ihr Prinzip erfaßt das rein Geistige, Jehovah, das reine Eins, was bei den Persern als Licht noch im Sinnlichen war. Aber hier muß sich das andere Extrem im Anfange geltend machen: die Natur wird ein ganz Aeußerliches, Ungöttliches, das Subjekt wird noch nicht frei, verfällt der Ceremonie, glaubt nicht an Unsterblichkeit, das Gesetzbuch Mosis ist, wie Spinoza sagt, Zuchtruthe; nur die Familie ist substantiell.

So geht es weiter zu den Aegyptern, die Griechenland vorbereiten, zu den Griechen, dem Jünglingsalter der Geschichte. Die Erklärung ist immer scharfsinnig, geistvoll die Kategorieen spaltend, oft im Beispielausdrucke markig schön, und als Construktion im Großen die größte künstlerisch-historische Architektonik, die noch da gewesen.

Bis hierher war Gegensatzlosigkeit; in Athen bildet sich der Gegensatz: das Denken erhebt sich über das Bestehende. Man vergleiche dazu die Sophisten, deren Bedeutung Hegel in seiner Geschichte der Philosophie rühmlichst hervorgehoben hat, als diejenigen, welche den höheren Denkprozeß begonnen haben, wenn sie auch in der Negation stehen geblieben sind.

Bei den Römern tritt an die Stelle des Faktums die eherne Politik. Der abstrakte Staat entsteht, etwas Gemachtes in der Geschichte, wie Rom selbst außer Landes entstand in einem Winkel, wo Latiner, Sabiner und Etrusker zusammen stießen. Die Gewaltsamkeit steht an der Stirn. Bei dieser Gelegenheit sagt er über Niebuhrs römische Geschichte, sie sei nur eine Kritik der

römischen Geschichte, da sie nur aus Abhandlungen bestehe, denen die Einheit der Geschichte fehle, und erweist sich überhaupt der berühmten Entdeckung nicht eben günstig, wornach die römische Geschichte bis Camillus in's Mythische verwiesen wird.

Bei den Griechen war die Religion aus dem Naturschauer zu einem Geistigen herauf gebildet in Freiheit und Heiterkeit. Die Römer dagegen sind bei einer stummen Innerlichkeit geblieben, bei einer Gebundenheit, — **religio**, — das Andere stand ihnen unversöhnt gegenüber, daher überall Geheimes, Doppeltes; die Religion ward Nützlichkeit.

Das Christenthum findet denn nun den Punkt, daß das Wesen der göttlichen und menschlichen Natur identisch sei. Der Mensch verhält sich zur absoluten Macht, indem er sich selbst darin weiß. Dies gibt Liebe und Freiheit. Das Böse liegt im Bewußtsein. — Hegel gibt dann eine scharfsinnig dialektische Deutung der Lehr= und Traditions=Sätze, wie hierzu besonders der Erbsünde. — Erst das Bewußtsein bringt Trennung. Das Erkennen hebt die natürliche Einheit auf: dies ist der Sündenfall, die ewige Geschichte des Geistes.

Ueber Rotteck und Aehnliche, die nach einem einzelnen formellen Prinzipe alle Geschichte deuten, spricht er hart und nennt sie produktionslos den Werth der Konsequenz darin suchend, daß sie die einmal versuchte Form des Wesens starr festhalten, nicht aber dem Geiste des Wesens nachtrachten. Die Zeit hat ihnen einen Inhalt gegeben, und weil sie unvermögend sind, etwas Anderes als das direkt Gegebene zu zeigen, so beharren sie hartnäckig ganz in der überlieferten Schale.

Das Christenthum bleibt in Byzanz abstrakt. Das Mittelalter ergreift nur die äußerlichen Punkte des Christenthums, es ist eine Veräußerlichung des Sinns der Identität mit Gott. Hegel ist schonunglos darüber, denen, die damit liebäugeln, ein Wetterschlag um den andern. Er nennt es einen unerquicklichen Zustand, weil sich die Seiten nicht durchdrungen hatten: — „die ungeheure Idee der Verknüpfung des Endlichen und Unendlichen" — sagt er — „haben wir zum Geistlosesten machen sehen, daß das Unendliche als dieses in einem ganz vereinzelten äußerlichen Dinge gesucht wurde." Darnach ist zu ermessen, wie er gegen Kreuzzüge, katholische Kirche und Pabstthum gesinnt sei. Die

Reformation erst ist ihm die Periode, wo sich der Geist als freien weiß. — Mit der Reformation entsteht die organisirte Monarchie. Der Gedanke erfaßt sich in der neueren Zeit als die Wirklichkeit; reine Philosophie, abgesehen von allem Glauben, aller Meinung, gewinnt die Herrschaft. Die Gesetze der Natur und des Rechts werden Vernunft genannt, das reine Gelten derselben Aufklärung. Auf diesem Wege gelangt man zu einer vollen Wissenschaft, wenn die ungenügende Reflexion zu weiterer Bewegung wissenschaftlich vermocht wird.

In all diesen Standpunkten folgt nun die Schule dem Meister mit größerer oder geringerer Konsequenz und Kühnheit. Sie sagt: das passive Versenken wie bei Spinoza und Schelling ist vorüber, das Ich ist die Selbstbewegung der Substanz als die Form dieses Inhalts. Im Ich kommt die Substanz erst zur Wirksamkeit, es ist der Spiegel der Substanz. Das Wahre ist eben so sehr Ich als Substanz. Die lebendige Durchdringung beider Seiten ist das Absolute; nicht mehr vorgestellt, sondern wirklich. Dies Selbstbewußtsein zu erringen ist der Kampf der Weltgeschichte und der Geschichte der Philosophie insbesondere gewesen, und in so fern ist er abgeschlossen, als nun in der Wissenschaft der Geist sich als wirklich absoluter Geist weiß. Der göttliche Gedanke ergeht sich für sich selbst, die objektive Bewegung der Sache selbst ist die Hegel'sche Methode. Diese ist also von ihrem Gegenstande und Inhalte nicht unterschieden, denn es ist der Inhalt in sich, die Dialektik, die er an sich selbst hat, welche ihn fortbewegt.

Diese absolute Methode ist die Hauptthat Hegels, die Philosophie als eine sich selbst beweisende Wissenschaft. Es ist also nicht von positiven Behauptungen bei Hegel zu sprechen, nicht von Dogmen, sondern von Methode. So zeigt sich diese Philosophie in letzter Instanz doch als die Spitze einer ihre Prosa würdigenden Zeit, die Alles aufräumen und zusammenfassen will für eine neue um und um zu ergreifende Poesie, welcher nirgends vorgegriffen sein soll.

Es klingt wohl erstaunlich, wenn es heißt: „Dies ist nun der Standpunkt der jetzigen Zeit, und die Reihe der geistigen Gestal-

tungen ist für jetzt damit geschlossen." Der freiere Anhänger unterstreicht aber das für jetzt, und setzt etwa hinzu: Indem Hegel, ohne irgendwie seine Persönlichkeit vorzudrängen, alles Frühere in seinem großen Prozesse begriff, konnte er so sagen, und es ist kindisch, die oft gehörte Folgerung daraus zu ziehen, Hegel habe die geistige Welt für beendigt in sich erklärt. Einige Hegelianer erklären auch nur scharffindig, daß mit Entdeckung der wirklichen Methode nur die Geschichte der Philosophie geschlossen sei, die Philosophie als nun ausgeglichene, einige Wissenschaft hebe dagegen erst an. Jetzt erst könne jedes denkende Individuum sein eigenst Individuelles unverkümmert darbringen. Indessen wird wohl auch die Philosophie als abgeschlossene Wissenschaft noch ihre weitere Geschichte finden. Auch die Mathematik hat sie ja noch; und Michelet, der neueste energische Darsteller Hegels, verlangt auch nur, daß die Geschichte der Philosophie nun eine andere Gestalt annehmen solle. Die freieren Hegelianer, zu denen er gehört, geben sich in der Schule bereits so weit frei, neben den Fortschritten der Weltgeschichte eine andere Auffassung finden zu können, als Hegel selbst gefunden. So Gans der Rechtsphilosophie gegenüber, Marheinecke neben der Theologie.

Von den frühesten Schülern Hegels ist nur von Gabler noch zu sagen, welcher Stellung unter den Anhängern er beizuordnen ist, der gewürdigt wurde, auf den erledigten Katheder Hegels nach Berlin gerufen zu werden. Troxlers, der ebenfalls in jenem Hegel'schen Anfange aufwuchs, ist beim Schelling'schen Kreise gedacht, zu welchem er, später dem Dogma die Suprematie einräumend, gestellt werden durfte. Strauß hat zur Erleichterung des Klassifizirens die in der Politik gebräuchliche Eintheilung von rechter, linker Seite und Centrum angewendet, und da kämen denn auf die rechte Seite, die allem Bestehenden sich zunächst hält, Gabler, Göschel, Bruno Bauer, Schaller, in's Centrum Rosenkranz, und auf die linke Seite Gans, Michelet, Vatke, Benary, Strauß selbst, Ruge, Bayrhoffer, Feuerbach und wohl auch der junge Professor Werder in Berlin, der noch nichts hat drucken lassen, bereits aber rühmlichen Ruf sich erworben hat. Marheinecke und Hotho haben sich in den Grenzpunkten weniger herausgestellt, und v. Henning erscheint nicht im Vordergrunde, ein Grund, aus

welchem die Eintheilung überhaupt nicht noch vollzähliger gegeben wird, und Namen wie Echtermeyer, Rust, Rötscher, Mager, Buhl noch nicht specieller eingeordnet sind.

Die rüstigeren Anhänger citiren in Betreff der Trennungen folgende Worte Hegels: „Eine Partie bewährt sich erst dadurch als die siegende, daß sie in zwei Parteien zerfällt; denn darin zeigt sie, das Princip, das sie bekämpfte, an ihr selbst zu besitzen, und hiermit die Einseitigkeit aufgehoben zu haben, in der sie vorher auftrat. Das Interesse, das sich zwischen ihr und der anderen theilte, fällt nun ganz in sie, und vergißt der anderen, weil es in ihr selbst den Gegensatz findet, der es beschäftigt. Zugleich aber ist er in das höhere siegende Element erhoben, worin er sich geläutert darstellt. So daß also die in einer Partei entstehende Zwietracht, welche ein Unglück scheint, vielmehr ihr Glück beweist."

Die Hauptstreitpunkte waren: was Hegel über Unsterblichkeit der Seele und Persönlichkeit Gottes gedacht, gesagt, gelehrt habe. Daraus folgte die anklagende Frage: Pantheismus oder nicht?

Die Strauß'sche Schrift über das „Leben Jesu" hat all diese Fragen in eine bestimmtere Fassung genöthigt, und so sind die schon früher merklichen Unterschiede immer unverkennbarer und trennender geworden.

Gabler ist auch geneigt, die Strauß'sche Kritik als ein Vergreifen am Objekte des Glaubens anzusehen und nicht zuzugeben, daß die äußerliche Geschichte Christi eben nur ein empirischer Gegenstand sei, der angezweifelt werden dürfe, und daß die Vernünftigkeit der biblischen Geschichte eben darin nur bestehe, daß sie in die Form des Begriffes erhoben werde. Gegen ihn verhält sich aber die kühnere Schule in der Polemik mild und ausweichend.

Um so vernichtender gegen Göschel, dem sie alles Recht abspricht, mit seiner dilettantischen philosophischen Frömmigkeit auch nur irgend einen Theil der Schule zu vertreten. Dieser Mann hat sich durch eine merkwürdige Regsamkeit des liebenden Geistes ausgezeichnet, eines Geistes, der eifrig die Thätigkeit unserer großen Denker und Dichter ergriff, um auch das Modernste derselben mit der biblischen Tradition zu vereinigen. So zeigt er die merkwürdige Erscheinung, wie der sogenannte große Heide, Wolfgang Goethe, und der über das Christenthum hinaus

leitende Philosoph Hegel sanft und redselig zu biblischer Spruchweisheit zurückgeführt werden können. Dies geschieht mit einer solchen schmiegsamen Fülle philosophischen Ausdrucks, daß nicht leicht von vornherein zu übersehen war, es walte darin nur eine unenergische Beweglichkeit des Geistes, und eine respektable, nur unkräftige Weichheit des Herzens, nicht aber eine fortbewegende Potenz. Er pries im Sinne christlicher Frömmigkeit Hegels Lehre schon im vorigen Decennium, da sie eben erst in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" ein officielles Organ erhalten hatte, und der öffentlichen Anerkennung sehr bedürftig war. Hegel verhielt sich also ziemlich duldsam zu der Meinung, die Spekulation müsse mit der Tradition übereinstimmen. Um so schonungsloser weisen die Anhänger Göschels spätere Bestrebung zurück, die sich besonders in einem Buche über Unsterblichkeit kund gibt. Darin wird eine bis in's Detail persönliche Unsterblichkeit mit Hegel'schen und scheinbar Hegel'schen Hilfsmitteln zusammengebracht, und Michelet wie Strauß verweisen nun Göschel unumwunden aus aller Hegel'schen Gemeinschaft und in den Kreis der Hengstenberg'schen Evangelischen Kirchenzeitung, welche den Traditionsglauben quand même vertritt. Ja Michelet zeiht ihn nackt der philosophischen Pfuscherei.

An die Gläubigkeit der Spekulation schließt sich auch Bruno Bauer, und über die Frage persönlicher Unsterblichkeit ist auch Schaller, wenn gleich in mehr philosophischer Form, der rechten Seite beigetreten. Die muthigeren Hegelianer citiren dafür gern neben eigen Beigebrachtem Marheinecke. Man muß gestehen, daß sich über Menschwerdung, Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit die Lehre in den behutsamsten Windungen schlängelt, um der positiven Zumuthung keine direkte Handhabe zum Vorwurfe an die Hand zu liefern, und doch auch der ganz und gar vergeistigten Vorstellung nichts zu vergeben. Da ist persönliche Fortdauer und auch nicht, und der Laie findet da allerdings noch nicht den geringsten Anhalt; es harret die Lehre hierin noch einer genialen Fassung, die erschöpfend und doch auch prägnant sei. Nach dem bisher Gegebenen ist die Unsterblichkeit aufzufassen als die Lehre von der ewigen Seligkeit, und diese als das Leben in Gott und dessen Gemeinde, dieses Leben im Wahren und Guten aber wieder als das Reich Gottes, das Reich der Seligen. „Wenn

die christliche Religion" — heißt es dann — „dies Himmelreich als ein Jenseits vorzustellen scheint, so hat diese Vorstellung ihre Wahrheit an der Menschwerdung Gottes, durch die das Jenseits zum Diesseits geworden, und das Himmelreich auf die Erde gekommen ist, und ist sonach nichts Anderes, als der reine Ausdruck der inneren Unendlichkeit des Lebens im Glauben."

Entkleidet man dies, so ist also jenes Wunder und die plastische Vorstellung des Jenseits, wie sie das christliche Dogma gibt, völlig dahin und wie alles Derartige bei Hegel in eine Welt des Gedankens verwandelt.

„Die Lehre von der Unsterblichkeit" — heißt es weiter — „kann sich zunächst auf der Stufe des sinnlichen Bewußtseins halten, und ist darin der Unendlichkeit menschlicher Meinungen und Vorstellungen preis gegeben. Sie fällt auf diesem Wege ganz der Subjektivität anheim, und ihr objektiver Gehalt oder Begriff löst sich darin auf. Es ist nicht der Geist, welcher da der Unsterblichkeit werth geachtet wird, und somit nicht das Göttliche des Geistes, welches ihm seine Ewigkeit verbürgt; sondern es ist die Seele nur, deren Unsterblichkeit da für wahr gehalten wird, obgleich die Einheit, oder das Band des Geistes und Leibes, welches sie selber ist, im Tode sich löset."

Also wiederum baar: Die gewöhnliche Vorstellung von Unsterblichkeit der Seele ist als zu materiell eine nichtige. Die Seele ist nur das Leben auf der Erde. Es gibt nur eine Ewigkeit des Geistes, — um den nun folgenden Wendungen eine erquicklich deutliche Vorstellung abzugewinnen, muß man des dialektischen Prozesses über absolute Identität Herr sein.

Ueber die Persönlichkeit Gottes sagt Michelet, — Schaller, Hermann Fichte, Braniß beseitigend, die sich an die Form der Vorstellung klammern und damit eine Persönlichkeit Gottes gewinnen, — im Wesentlichen Folgendes: Hegel lehrt, daß Gott nicht eine Person neben andern Personen sei, eben so wenig die allgemeine Substanz. Er ist die ewige Bewegung des sich stets zum Subjekte machenden Allgemeinen, das erst im Subjekte zur Objektivität und zum wahren Bestehen kommt und somit das Subjekt in seinem abstrakten Fürsichsein aufhebt. Gott sei also nicht eine Person, sondern die Persönlichkeit selbst, das einzig wahre Persönliche. Das Subjekt, welches im Gegensatze zur gött-

lichen Substanz eine besondere Person sein will, sei eben das Böse. Weil Gott die ewige Persönlichkeit sei, so habe er ewig das Andere seiner, die Natur, aus sich hervorgehen lassen, um ewig als Geist der Gemeinde zum Bewußtsein zu gelangen. Sei dieser Geist im Menschen, so sei es der Geist nicht mehr, der in dem Einzelnen lebe, sondern Gott selbst, der in ihm persönlich geworden. Dies sei das wahrhaft Persönliche am Menschen und das einer ewigen Dauer allein Fähige und Gewisse.

Dies nennen die Gegner den logischen Pantheismus des Hegel'schen Systems, und besonders an diesen Vorwurf schließen sich diejenigen, welche aus der Hegel'schen Gemeinschaft ausgeschieden sind mit Anerkenntniß des wissenschaftlichen Grundes, der in Hegels Lehre gelegt sei. Namentlich der jüngere Fichte und Ch. H. Weiße. Fichte vermißt alle Berücksichtigung des Gemüthslebens, findet den vollkommensten Sieg des Abstrakten ausgesprochen und offenbaren Widerspruch mit der religiosen Weltansicht.

Er will nicht nur die Gegensätze zwischen Subjekt und Objekt aufgehoben sehen, sondern auch zwischen Apriorischem und Aposteriorischem. Nur die Anschauung, das Erleben sei Erkenntniß. Die Erfahrung sei Alles. Das Absolute ist Urbewußtsein. Alles ist ein Persönliches, Gott und die Kreatur. Hiermit wird, freilich auf eine sehr unmittelbare Weise, das Thema Hegel'schen Vorwurfes rasch erledigt, sogar die Naturkräfte, als Unpersönliches, werden nicht mehr gestattet. Dem sogenannten Hegelthume entgegen sagt er: die Unendlichkeit, isolirt aufgefaßt, gebe Pantheismus. Sie müsse weiter gedacht werden, sie sei selbst Person. Reicht denn nun aber hiefür die Erfahrung aus, welche doch alles Kriterium ist? Doch, sagt er, es gibt dafür hinreichend Analogieen in der Erfahrung, wenn wir das Gegebene ausdenken. Er begegnet da auch wohl, da Gott auch einziger Inhalt alles Erkennens, dem Pantheismus Krause's und schließt sich im Wesentlichen dem positiven Glauben, dem Standpunkte Jacobi's an, ein geistreiches Kombiniren mit allen Seelenkräften pflegend, ohne daß eine energisch geschlossene Denkwelt gewonnen würde. Gott ist in der sogenannten dritten Offenbarung nicht mehr bloß absoluter Geist, als unendliche Vernunft und Wille, sondern Liebe und Gnade. Der weitere Verlauf ist ganz interessant,

aber ganz außerhalb strengen Beweiskreises. Hermann Fichte wird deshalb auch von der Hegel'schen Schule als ein ganz Fremdgewordener bezeichnet, und in denjenigen Bereich gestellt, wo sich aus aller neueren Philosophie diejenigen zusammenfinden, denen Zugeständnisse nöthig sind, Zugeständnisse, die nicht in streng wissenschaftlicher Form vermittelt werden. Die wichtigsten Schriften Fichte's sind: „Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie, 1829." — „Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie, 1832." — „Grundzüge zum Systeme der Philosophie, 1833." — „Ontologie, 1836," und neuerdings tritt er mit einer Zeitschrift auf „für Philosophie und spekulative Theologie". —

Braniß in Breslau verhält sich auch in einem so unentschiedenen Standpunkte, welcher sich nicht darüber abschließen kann, ob sich die Welt in eigenem Prozesse oder durch eine unmittelbar hinzutretende That Gottes vollende. Mit Hegel'schen Waffen möchte er ein unhegel'sches Jenseits retten, und doch auch der Philosophie das vernünftige Wissen von Gott bewahren. Er zählt sich selbst nicht zu den Hegelianern, und wird von diesen nicht anerkannt als wichtige philosophische Potenz.

Ch. H. Weiße hat sich seit 1830 auch aus dem Hegel'schen Kreise gelöst, die Hegel'sche Methode preisend, aber die Konsequenz derselben, die Nothwendigkeit eben in ihr ablehnend. Die Gottheit, meint er, könnte als solche auch anders sein. Weiße's erste dahin ausgehende Schriften waren „Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der Philosophie mit besonderer Beziehung auf das Hegel'sche System" — und die „Idee der Gottheit, 1833." — 1835 trat er dann mit eigenen „Grundzügen der Metaphysik" auf, die auch der Hintergrund seiner Aesthetik sind. Das Resultat darin ist, daß die dialektische Philosophie nur Hilfswissenschaft zu einer Erkenntniß sei, ein Wunsch, der sich allem Popularverstande bei einer formellen Wissenschaft aufdrängt. Am Schlusse sei ein Begriff zu finden, worin Speculation und Erfahrung zusammenfielen. Dieß wird nun aber nur der positiv christliche Glaube bei Weiße, er gibt also einen philosophischen Beweis des Christenthums, was einer Zeit nicht genügt, die keine Berufung auf ein Positives, sondern eine Schöpfung zu bedürfen glaubt. Wäre ihr die demonstrirte Berufung genügend, so hätte

ihr Zweifel am Positiven, von wo aus seit Baco alle neue Zeit sich erzeugt, nur eine sehr mißliche Berechtigung gehabt, nämlich nur die Berechtigung, Jahrhunderte lang vom Wahren sich zu entfernen, um mit neuem Verständnisse desselben zu ihm rückzukehren.

Seit der großen Wendung, welche die Hegel'sche Schule von Mitte der dreißiger Jahre an erlebt, welche aus dem Geheimnisse unverständlicher Form plötzlich kühn und überraschend auf die wichtigsten Punkte praktischer Disciplinen übergegangen ist, und welche ihren wichtigsten Ausgangspunkt in Strauß bezeichnet, seit jener Wendung sind die oben bewegten theologischen Themata in stets neue Besprechung gedrängt, und besonders um die Person Christi selbst hat sich die Religionsfrage gruppirt. Es waren vor Strauß Biographieen Jesu da, — eine Bezeichnung, welche den streng Kirchlichen für profan gilt, — aber dieser massenhafte Hindrang auf das Biographische des Religionsstifters ist erst seit Strauß vorherrschend geworden. Inmitten 1838 ist auch Weiße mit einer „evangelischen Geschichte" aufgetreten, welche besonders diesen Punkt, und zwar gegensätzlich zu Strauß im Auge hat. Das Wort „negativ", so beliebt bei Polemik gegen Neues, spielt denn dabei seine vielgebrauchte Rolle. Indessen findet ein so reich wie Weiße kombinirender Mann doch auch wieder neue Seiten des evangelischen Geschichtsstoffes zu negiren, und für den gelehrigen Laien wird es immer schwerer, was denn nun endlich vom geschichtlichen Stoffe die kritische Probe bestanden habe. Fast ist kein Theil mehr übrig, an welchem die negative Kritik nicht bewährt oder doch versucht worden sei. Für Weiße ist nun unerwartet wieder Marcus die Urschrift, und Johannes eine ganz unsichere Quelle. Die Hypothese eines traditionellen, mündlichen Evangeliums sei abzuweisen. Die ursprüngliche Schrift des Matthäus, von der Papias rede, die Reden Jesu, hätten auf Marcus Einfluß gehabt. Die Kindheitsgeschichte Jesu ist auch ihm Mythe. Uebrigens geht er, obiger Bezeichnung seiner Philosophie angemessen, viel schonender und gläubiger mit dem Stoffe um, als sich dies bei Strauß zeigen wird, welcher auf äußerster Linken des Hegelthums steht. Die Kombinationsfülle Weiße's in dieser „evangelischen Geschichte" erinnert natürlich lebhaft an dessen Kommentar zu Faust, wovon bei Goethe die Rede war. Man

muß ihm hier wie dort einen erfindungsreichen Scharfsinn der Kritik einräumen, weil ein reges Herz, ein hoher, geübter Geist ihm dienstbar sind. Aber eben um der gar schnell und fromm bereiten Erfindungsgabe halber und des hingebend weichen Herzens halber ist eine unumwundene, erledigende Kritik nicht zu erwarten. Für den Mythus-nimmt er mehr die Begeisterung der alten Prophetie in Anspruch, was aber die Evangelisten, die einfachen Evangelisten an verschlungener, höchst künstlicher Bedeutung eingewebt haben, das ist erstaunlich. Die Flucht nach Aegypten zum Beispiele ist die Auswanderung des Christenthums zu den Hellenen nach Alexandrien. Die Beziehungen dieser einfachen Leute sind so weitsichtig, wie sie nur der alte Goethe geheimnisset haben könnte. Weiße glaubt übrigens, Jesus habe länger gewirkt, als die gewöhnliche Annahme besagt.

Wenn Conradi's, der von dem einleitenden Standpunkte Hegels auch über die Unsterblichkeitsfrage mitgesprochen, und Richters, der mit Hegel'schen Waffen darin focht, ohne die Benennung derselben anzuerkennen, wenn diese noch erwähnt sind, so sind die wichtigsten Männer aufgezählt, welche sich entweder auf die gebundenste, mit aller Positivität verschränkteste Art der Hegel'schen Lehre bedienen, welche die Konsequenz derselben zur Rettung des Traditionellen theils aufgeben, theils sie zu überwinden hoffen, theils auch nur in solchem Kreise stellenweise sich ihr nähern.

Es ist nun in die einzelnen Theile der Gesammtphilosophie einzugehen, ob und wie selbige bearbeitet sind, aufzuzeigen, und auf diesem Wege in die neueste Situation einzuleiten, welche plötzlich die Verschiedenheiten der Schule im heftigsten Kampfe unter sich und mit anderer Bildung zeigt. Alles dies fällt mehr dem entschlossenen Theile der Schule zu, und dieser wird sich denn auch hierbei charakteristischer hervorheben, als es mit Namensaufzählung und der allgemeinen Bezeichnung „linke Seite" geschehen konnte.

Rosenkranz, die mannigfaltigste und darum interessanteste Figur der Hegelianer, bildet die lebendige Verbindung zwischen den mehr und mehr auseinander gehenden Theilen. Er ist auch darum hier zu nennen, weil er am Eifrigsten für Ausbildung der einzelnen Unterabtheilungen des Systems thätig gewesen ist,

und weniger im bloßen Herzpunkte getrachtet hat. Bei der sogleich anzuführenden Psychologie wird er deshalb näher in Rede gebracht.

Von den einzelnen philosophischen Theilen ist die Natur-Philosophie bis jetzt am Wenigsten ausführlich behandelt worden. Hegel ist in ihr Schelling redlich gefolgt. Er nahm Goethe's Lehre von Farbe und Pflanze zuerst an, und veranlaßte Schelling zum Gleichen. Wenn es eine beliebte Redensart geworden ist, daß Schelling sich mehr auf die Natur, Hegel mehr auf den Geist stütze, so ist dies nur ein irrthümlicher Popular-Ausdruck. Das Richtige ist nur, daß Hegel diesen Theil nicht so ausführlich bearbeitet hat als Schelling, daß er aber im System und in encyklopädischer Darstellung seine volle Stelle bei Hegel einnehme. Sehr geistreich führt Carl Heinrich Schulz aus Berlin die Empirie hierin der Spekulation zu in seinem „Grundrisse der Physiologie."

In der Psychologie, die Hegel für sehr vernachläßigt hielt, ist Mußmann aufgetreten, der auch eine Skizze der philosophisch-historischen Entwickelung geschrieben, worüber Hegel selbst nicht ungünstig sich geäußert. Die Schule wirft ihm einen zur Positivität abfallenden, leeren Schematismus vor. Er ist jung in Halle verstorben.

Wirth hat eine psychologische Monographie, über den Somnambulismus, gegeben, worin er dies beliebte Thema der Natur-Philosophen nicht für höhere Offenbarung erklärt, sondern für Herabfallen des Geistes in die Sphäre des Naturzusammenhanges, bestimmt durch diesen Zusammenhang.

Rosenkranz ist 1837 mit einer „Psychologie der Wissenschaft vom subjektiven Geiste" aufgetreten. Er gibt sie nur für einen Kommentar des Entwurfs in Hegels Encyklopädie an, und in so fern dürfte die strengere Schule nicht so ungehalten sein, daß er nicht überall streng und systematisch genug den Begriff durchscheinen lasse. Einige Einzelnheiten der Empirie, welche sie aussetzt, sind doch sehr unwichtig gegen die geistreiche Fülle des Materials, welche überall hervorquillt. Rosenkranz hat in solchen Punkten immer einige Noth der Schule gegenüber. Ein so regsamer Geist der Auffassung wie der seinige, der dem Systematischen zu Liebe nicht auch die reiche Möglichkeit, nicht auch das aufgeben will,

was sich zunächst unmittelbar, poetisch bietet, eine solche Empfänglichkeit, wie ihm eigen, muß der strengen Form manches Bedenken erwecken. Und doch hat die Schule einen so großen Schatz an ihm. Wenn über deren Herbheit dem gemeinhin poetisch Benannten gegenüber geklagt wird, wenn man bereitwilligeres Entgegenkommen heischt für dasjenige, was das Genie, der Herr des Zukünftigen ohne Weiteres bringt, das heißt ohne Dialektik bringt, wenn man von den Nachfolgern eines großen Meisters eigene, persönliche Wendung des erlangten Erbtheils begehrt, damit dieses Erbtheil sich wahrhaft fort und fort und unberechenbar erzeuge, dann soll man mit achtungsvollster Anerkennung bei Rosenkranz verweilen. Diese Sanguinität, dies Herüber und Hinüber aus dem streng Formellen in's freie Ergreifen ist einer solchen Schule unschätzbar, wie viel bloß Vorläufiges, Eiliges, Unerledigtes dabei auch vorkommen mag. Für das Einordnen in strenge Schlachtordnung hat dies wohl sein Mißliches, und der unerbittliche Strauß ist dabei ganz im Rechte und in tüchtiger Stellung, wenn er die oft vorkommende poetische Freiheit an Rosenkranz schonungslos aufdeckt, wenn er die Liebhaberei an traditionellem Schmucke nicht überall vereinbar findet mit der strengen Folge des Begriffs, wenn er wohlklingende Bezeichnungen eines Jenseits, unbestimmte Umkreisungen eines historischen Christus nicht in ihrer Unbestimmtheit gelten läßt. Indessen ist das dem allgemeinen Fortschritte nicht verloren, was dem Schlachtplane der Schule hemmend erscheinen darf und die freie literarische Theilnahme hat Rosenkranz für das zu entschädigen, was die Schulstrenge versagt. Auch zeigt Michelet, sonst so herb gegen Nachgiebigkeit an Tradition, sich überzeugt, daß nur eine Verständigung nöthig sei, um Rosenkranz aus der unsicheren Vermittelung des Centrums auf die entschiedenere, auf die sogenannte linke Seite der Hegel'schen Nachfolger zu bringen, für welche er sich der Anerkenntniß und Leitung des Meisters versichert hält, wenn dieser noch im Leibe wandelte. Etwas, was allerdings zu bezweifeln sein möchte, wenn man Hegels starre Verschanzung kennt, die er in den letzten Jahren gegen all solchen Andrang muthiger Schüler und Freunde fest zu behaupten suchte. — Die Art, wie Rosenkranz sich beschäftigt und entwickelt hat, hilft dessen Stellung erklären. Dem Daub'schen Kreise hat er angehört, welcher,

dem theologischen Amte treu, unabläßig bemüht war, dem philosophischen Fortschritte in allen Hauptphasen das Wesentliche abzugewinnen. — Rosenkranz hat uns auch ein Bändchen „Erinnerungen an Daub" gegeben, die von liebenswürdigster Vortrefflichkeit sind; — dem Schleiermacher'schen Zauber hat er angehört, wo eine so elastische Fähigkeit der Dialektik mit den Formen der neuen Philosophie vorbereitend und ausweichend zu reizen, zu binden, zu lösen verstand, ohne daß die Nothwendigkeit zur nachweislich festen Existenz geworden wäre; diesem künstlerischen Zauber wissenschaftlicher Bewegung hat er angehört, wo die geschmeidige Kategorie „Annäherung" halb schalkhaft, halb schwach unerledigt ließ, was ein strenges Antlitz anzunehmen drohte, wo der künstlerische Reiz der Gedankenwendung als Andacht auftrat, und Geist und Herz eine geniale Identität spielten. Auf solchen Wegen kam Rosenkranz zu Hegel, das poetisch verlangende Herz nie aufgebend vor der rastlosen Strebsamkeit des Kopfes, der die Schwelgerei des Herzens weihen, beweisen, zur unumstößlichen Aechtheit festigen soll. In so tief und rastlos bewegter Existenz hat denn Rosenkranz auch sehr viel geschrieben, rasch, reich, immer mit Hingebung, was man mit dem weiten Worte „Beitrag" bezeichnen kann. Ein Band Kritiken „Zur Geschichte der deutschen Literatur, 1836" enthält nur das Wichtigste davon. Seine „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" ist schon in Rede gewesen, sein „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie" ist, wie Manches von ihm, vielleicht zu rasch, aber auch in diesem schnellen Zudrange mit talentreichsten Strichen gezeichnet. Seine Fehde mit Bachmann, im Interesse der Hegel'schen Vertheidigung, war zu einer Zeit für diese Philosophie historisch wichtig, wo diese durch ihren sogenannten Moniteur, die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, seit 1827 erst begonnen hatte, eine strenge Suprematie zu fordern. Seine „Naturreligion" und die „Encyklopädie der theologischen Wissenschaften" kommt noch in Rede.

Unter den Wissenschaften des objektiven Geistes trat Hegels Rechtsphilosophie frühzeitig mit besonderer Macht hervor, da sie auch an Eduard Gans*) den am Besten schreibenden und einen

*) Starb 1839.

sehr geistreichen, gewandten und nachdrucksvollen Jünger fand. Er nahm mit überraschender Kraft einen Kampf gegen die sogenannte historische Rechtsschule auf, deren Hauptführer Savigny, und die man besser die Positivitäts-Schule des Rechtes nennen dürfte, da just der Hegelianismus das Wort „historisch" in großartigster Bedeutung eingeführt, und in der Rechtslehre am Wenigsten verlassen hat. Nach der gewöhnlichen Benennung könnte man obige Polemik mit der Form des abstrakten, französischen Liberalismus verwechseln, mit dem sie doch nur, auch unter der Feder von Gans, einige Sympathieen für Resultate gemein hat, nichts aber in wissenschaftlichem Beweise. Das Hauptbuch von Gans ist das „Erbrecht", wovon 4 Bände bis 1835 erschienen sind, und worin mit genialem Wurfe die Weltgeschichte in ihrer moralischen Bedeutung entfaltet, in der Existenz jeder nationalen Familie zu einem Bewußtsein gebracht wird, und worin eine großartige Vorstellung des wirklich historischen und durch historische Durchdringung wirklichen Rechtsgedankens dem Aufmerksamen vor Augen tritt. Eine Ansicht, ganz jener Hegel'schen Historik würdig, die innerhalb ihrer selbst, nicht durch außen zugebrachte Gesetze sich zur Nothwendigkeit, zur Geltung und Bedeutung entwickelt. Gans hat einen so klaren Takt der Uebergänge, daß man nirgends durch eine philosophische Gewaltsamkeit gestört wird, welche sich mit systematischer Kategorie eines ihr noch fremden Gegenstandes bemächtige. Er besitzt ein hervorstechendes Talent der Fassung. Und so tritt die eigene Welt neuer Systematik nirgends befremdlich an Stoffe, die ohne sie entstanden sind. Sie ist da, und ordnet, ohne durch Gewaltsamkeit zum Widerspruche zu reizen, wie dies bei neuer Systematik so häufig geschieht. Sie ist in einem Talente aufgegangen, und dadurch wahrhaft lebendig geworden. So hat er im „System des römischen Civil-Rechts" das alte Material organisch geordnet, und in den „Beiträgen zur Revision der preußischen Gesetzgebung" das neue Gedankenverfahren in die unmittelbarste Anwendung gebracht. Ihm war es denn auch am Zusagendsten, Hegels Philosophie der Geschichte herauszugeben. Wie sich der Weltgeist in der That verkünde, ist ihm vorzugsweise literarisches Amt geworden; Politik, poetische Geschichte ist ihm vorzugsweise Thema. Vereinte sich hiemit ein aufmerksames und reichhaltiges Reiseleben, eine ästhe-

tische Bildung, die an guten Vorbildern sich genährt und Goethe-schem Ausdrucke besonders nachgegangen war, so konnte eine so bedeutende Art des kleinen Aufsatzes entstehen, wie sie den „Rückblicken auf Personen und Zustände" und schon früher in den „Vermischten Schriften" als eine Zierde deutscher Auffassung und Fassung vorliegt.

Was Sietze versucht hat im Hegel'schen Thema der Staats- und Rechtsgeschichte, und zwar mit besonderer Anwendung auf Preußen, das ist durch systematische Manierirtheit verunglückt.

In der Moralphilosophie ist v. Henning, und, wie stets, mit kräftiger Unumwundenheit Michelet thätig gewesen. In dessen „Systeme der philosophischen Moral" ist der große Lebens-Satz ausgesprochen, in welchem das Gewissen der sogenannten „jungen Literatur" beruht, und welcher vom beschränkten Standpunkte der Positivität immer gemißhandelt wird: die Totalität der geschichtlichen Moralprinzipien bildet selbst das System der philosophischen Moral. Dies ist ein Kern Hegel'scher Geschichts-Lehre.

Ueber Staat und Philosophie der Weltgeschichte ist noch zu nennen Kapp, „Christus und die Weltgeschichte", und ein sehr gut gefaßter Auszug von Hegels Philosophie der Geschichte, welchen Buhl unter dem Titel: „Hegels Lehre vom Staat und seine Philosophie der Geschichte" gegeben hat.

Aesthetik anbetreffend ist Hotho, Herausgeber der Hegel'schen, ungetheilten Lobes werth. Nicht bloß um des Fleißes und saubern Ausdrucks halber in dieser Herausgabe. All sein Ton ist bereits in bescheidener Liebenswürdigkeit eine ästhetische Gabe, und die „Vorstudien für Leben und Kunst" selbst enthalten die werthvollsten Artikel, namentlich einen über Don Juan und einen über Hegels Persönlichkeit. Weiße und Rosenkranz sind auch in Bezug auf Aesthetik schon genannt. Rötscher „über Aristophanes" ist noch zu nennen, und mit seinen „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst." Ruge, in freierem Anschlusse an die Schule, hat wie Vischer über das Komische geschrieben, was denn auch wirklich in der erst später erscheinenden Aesthetik Hegels am Geringfügigsten betheiligt war, so daß schon um deßwillen Ruge's und Vischers Beiträge sehr willkommen sind. Ruge kommt aber wichtiger deshalb in Rede, weil er 1838 als Redak-

teur der Halle'schen Jahrbücher in der Hegel'schen Philosophie, für und gegen sie, dasjenige aufgeweckt hat, was unerläßlich war, wenn überhaupt von einem Durchdringen der Welt und von einem Durchdrungensein mit der Welt, kurz von einer lebendigen Geschichtlichkeit die Rede sein sollte.

Michelet hat übrigens Recht, wenn er behauptet, daß im Aesthetischen Hegel am Schnellsten verbreitet worden sei. Das ist indessen leicht erklärt, und hat nicht bloß Vortheile. Mehr als anderswo ist Hegel darin unbefangenes Produkt unserer vorliegenden besten Literatur. Die Originalität ist ihm hierin schwächer als anderswo, er hatte also mit aufmerksamen Literaten von vorn herein die wichtigsten Grundsätze gemein. Was sein riesenhaft systematischer Geist davon in Ordnungen gebracht, das ist allerdings auch bereits von jungen Nachfolgern in der Ordnungen-Steife benützt worden, aber bis jetzt nur mit geringem Geiste. Mehr als anderswo ist der Geist aber doch hier unerläßlich, wo die freieste Schöpfung, nicht die regelmäßigste den Fortschritt gibt, wo also die Regel ohnehin schon immer nur mit dem Vergangenen wandelt. Bei dem Uebergewichte indessen, das ein solches Material wie Hegels Aesthetik, das eine solche Einordnung gibt, wird auch der benützende Geist nicht ausbleiben, der uns von der systematischen Phrase befreit, und ein günstiger Erfolg der Phrase wird auch nicht ganz fehlen zu einer Zeit, wo das willkürlichste Belieben im ästhetischen Urtheile alle Form unsicher gemacht.

In Geschichte der Philosophie haben sich nach Hegel hervorgethan Erdmann, Feuerbach und Michelet. Jene von Descartes, dieser von Kant herab. In diesem Felde nehmen sie besonders die neue Würdigung in Anspruch, welche Aristoteles durch sie erhalten. Er, welcher als unspekulativer Empiriker figurirte, ist durch Hegel und dessen Schule in die vornehmsten Rechte eines spekulativen Denkers wieder eingesetzt worden, und zwar besonders gegen die Opposition Schleiermachers. Diese Wiedereinsetzung entspricht vielfach dem Sturze jenes unbestimmten Idealismus, jenes Idealismus, der in Goethe einen so überlegenen Gegner fand, und der im Philosophischen sich gern unbestimmt an Plato hing. Michelet und Biese haben namentlich für die neue Stellung des Aristoteles gearbeitet.

Bei diesem Geschichtlichen der Philosophie ist auch der französischen Bemühung, besonders Cousins, zu gedenken, welcher Frankreich mit deutscher Philosophie, auch mit Hegel'scher bekannt zu machen versucht hat. Michelet, französisch und deutsch schreibend, würdigt diesen Versuch, setzt aber hinzu, daß aus französischer Furcht vor Systematik Cousin nicht über psychologischen Standpunkt und dessen Methode, über den Standpunkt der schottischen Philosophie und Royer Collards hinaus gekommen sei. Erfahrung, wenn auch sublimirte, bleibe Prinzip des Erkennens, und der wahre Hegelpunkt, wo spekulative Idee und dialektische Entwickelung ihre Methode Alles, auch die Erfahrung in sich begreift, sei den Franzosen noch verloren.

Endlich in der Theologie sind nach dem Vorgange von Hegels religions-philosophischen Vorlesungen insbesondere Daub, Marheinecke, Rosenkranz, Vatke, Erdmann, Strauß thätig gewesen. Durch Strauß hat diese Wissenschaft, welche verborgen unter den Scholastikern, offen seit der großen philosophischen Wendung eine unermeßliche Revolution, eine Auflösung alter poetischer Einheit und mannigfaltige Uebergänge der Vereinzelung in Prosa erlebt hat, eine neue Krisis erfahren. Die wissenschaftliche Gewalt und die praktische Unumwundenheit dieses Mannes hat die Meinung aus aller Rückhaltung und Verschleierung genöthigt. Was der Prosa eigenthümlich, daß sie eine erfüllte Gestalt und Einheit in Ideen auflöst, das ist durch ihn zum offenen Geständnisse gebracht, und jetziger Geschichts-Betrachtung gemäß dürfen wir nicht zweifeln, daß hiermit ein großer Schritt zum Gewinn derjenigen Poesie geschehen sei, welche als Frucht aus all den Blüthen vorbereitender Spekulation entstehen wird, wie eine solche immer aus den Vorbereitungen in der Geschichte entstanden ist. Zusammenfassung, Erledigung der Uebergangs-Stadien war dazu stets unerläßlich, und bloß negativ ist solche That immer genannt worden. Diese Bezeichnung darf uns also nicht kümmern, so wenig als uns der Winter kümmert, wenn er an der Zeit, und in seiner scheinbaren Negativität die nothwendige Erscheinung, also eine positive Negativität der Erde ist.

Seitdem an der poetischen Einheit und Unfehlbarkeit, kirchlicher Unfehlbarkeit, gezweifelt worden ist, hat sich immer, wenn

auch in verschiedener Stufenfolge, Bedeutung oder Idee der zerfallenden Gestalt des Religiosen herausgestellt. Sobald man nicht mehr an das Ganze glaubt, sucht man sich Bedeutungen, mit denen man sich vereinigen kann. Die Aufklärung mit dem Deismus aus der Wolf'schen und der Popularphilosophie ward die Brücke für Kant, für den Vater des Rationalismus. Hier trat die moralische Idee an die Stelle des in Geschichte und Glauben einigen Christenthums. Die moralische Größe Christi, die moralische Bedeutung der christlichen Lehre ward Alles. Dieser Weg der Paulus, Schuderoff, Röhr, Wegscheider, Bretschneider ward ganz und gar in seiner verständig ungläubigen Konsequenz von Schleiermacher vorausgesetzt und angenommen, aber zu feinerer Idee als der bloß moralischen sublimirt. Das Urbildliche sei zugleich geschichtlich gewesen, hieß es bei ihm, und um dafür in nichts gestört zu werden, vermied er in seiner Religion sowohl von der Kirche als von der Schrift auszugehen. Er begann mit der inneren Erfahrung, was er christliches Bewußtsein nennt, und mit Hilfe dialektischer Kunst erschuf er daraus ein Gebäude, was sich, mit gewandtem Geiste, für ein Christenthum ausgeben ließ.

Hier ist denn in ihm der deutlichste Uebergang zu der Religion gegeben, wie sie sich innerhalb der neuesten philosophischen Spekulation kund gibt. Ein Akt des sich aufklärenden Gefühls, was sich Rechenschaft gibt, war das Christenthum bei ihm. Die Spekulation, in sich fester und kühner, that noch einen weiteren Schritt. Sie erbaute sich in eigener dialektischer Gedankenkraft die Welt, und fand, daß die christlichen Kategorieen der eigen erschaffenen philosophischen Kategorie zupaßten, und also gebilligt werden könnten. Die philosophische Idee war also vollständig souverain. „Die sinnliche Geschichte des Individuums, sagt Hegel, ist nur der Ausgangspunkt für den Geist. Indem der Glaube von der sinnlichen Weise anfängt, hat er eine zeitliche Geschichte vor sich; was er für wahr hält, ist äußere, gewöhnliche Begebenheit, und die Beglaubigung ist die historische, juristische Weise, ein Faktum durch sinnliche Gewißheit und moralische Zuverläßigkeit der Zeugen zu konstatiren. Indem nun aber der Geist von diesem Aeußeren Veranlassung nimmt, die Idee der mit Gott einigen Menschheit sich zum Bewußtsein zu bringen,

und nun in jener Geschichte die Bewegung dieser Idee anschaut: hat sich der Gegenstand vollkommen verwandelt, ist aus einem sinnlich empirischen zu einem geistigen und göttlichen geworden, der nicht mehr in der Geschichte, sondern in der Philosophie seine Beglaubigung hat."

Daub, 1836 in Heidelberg verstorben, wird gern der Sokrates einer neuen Theologie genannt, da er mehr dem Streben als dem Abschlusse, mehr den Keimen als der Frucht angehört habe. Schon im Vorhergehenden ist einmal angedeutet, daß er an sich eine Geschichte der letzten philosophischen Entwickelung darstelle. Zuletzt denn auch der Hegel'schen. Indeß war er es nicht, welcher diese neueste Philosophie in eine abgeschlossene theologische Wissenschaft verarbeitete, sondern Marheinecke that dies zuerst, und dessen Dogmatik legte er zum Grunde.

Marheinecke in Berlin gab 1827 in der zweiten, neu ausgearbeiteten Ausgabe seiner Dogmatik zuerst die vollendete Probe, daß christliches Dogma, aus Hegel'scher Kategorie hervorgegangen, abgeschlossen in sich auftreten könne.

Rosenkranz that ein Gleiches in seiner schon erwähnten Encyklopädie der theologischen Wissenschaften, und hob besonders in der Vorerinnerung den bereits von Schleiermacher gebahnten Uebergang hervor. Seine „Naturreligion" gibt sich nur für eine Einleitung zu Hegels Religionsidee aus.

Schaller hat neuerdings auch eine dem Positiven mäßig zusagende Christologie edirt, von dessen geübter Regsamkeit und Frische ist aber noch das Unberechenbare zu erwarten, so wie von dem spekulativen Enthusiasmus Bayrhofers. Erdmann, wie Schaller in Halle, der „Vorlesungen über Glauben und Wissen" herausgegeben, entweicht der Hegel'schen Spitze dadurch, daß er nicht direkt die gewonnene Idee dem Faktum voraussstellt, sondern die Thatsächlichkeit, die Fakticität als die Form bezeichnet, in welcher die Wahrheit erscheinen müsse. Da nun diese Thatsächlichkeit durch die neuere Kritik von Reimarus herab bis Strauß und besonders durch diesen so tief erschüttert ist, so meint er, die Wahrheit müsse in Form sich widersprechender Fakten erscheinen. Gefälliger kann sich nun freilich die Deutung nicht zeigen.

Die strenge Schule zeigt sich natürlich entrüstet, daß Erfahrung eine nöthige Probe für das spekulative Resultat sein solle, und nennt es einen Lockeanismus, wenn Erdmann sagt: „Alles, was begriffen ist, beweist, daß es früher unmittelbar gewiß, erfahren war.“ Das in aller Hegel'schen Lehre oft vorkommende Bild, die Frucht des Baumes sei wieder ein Samenkorn, benutzt er zu dem Satze: „das Ende der Entwickelung sei nur der bestätigte, wieder hervorgebrachte Anfang“, welches Nur denn allerdings keineswegs Hegel'sche Meinung ist, da dieser ein Weiteres und Höheres aus dem Bildungsprozesse, nicht bloß einen Beweis des Alten erwartete. Erdmann wird deshalb von der strengen Schule mit Geringschätzung behandelt, und sein Ton wird „biblisch oratorisch“ mit der Nebenbedeutung genannt, daß scharfe Kraft und konsequente Form darin mangele.

Dagegen wird Strauß jetzt rückhaltlos von Michelet, einem Vertreter der linken Seite, zur konsequenten Hegel'schen Schule gezählt, und es wird ein Irrthum genannt, daß andere Theile der Schule eine Hegel'sche Verantwortung der Strauß'schen Ansichten abgelehnt hätten.

David Friedrich Strauß, aus Ludwigsburg — geboren 1808 — trat 1835 mit seinem „Leben Jesu“ auf, was bis 1838 bereits drei Auflagen erlebt, und alle theologische Literatur um sich versammelt hat. Es wird darin die faktische Richtigkeit in den Evangelien im Wesentlichen vernichtet.

Es ist oben schon angedeutet, wie die neuen Standpunkte in der Theologie parallel mit der wissenschaftlichen, besonders der philosophischen Stellung entstanden seien. Weil dialektisch, wurde dies seit Fichte immer schwieriger, und der Kant'sche Rationalismus erhielt den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit, weil er über den bloßen Reflexionsakt in den dialektischen, das heißt wirklich wissenschaftlichen Prozeß sich nicht erheben könne. Für das große Publikum stand die theologische Frage eine Zeit lang stille, da sie in die Schwierigkeit dialektischer Form verhüllt war. Mit einer im Ausdrucke der Wissenschaft gewandteren Sprache bildeten sich allerlei feinere Nüancen unter den Sprechern, Nüancen, denen auch die Dinge selbst folgen mußten, da man entdeckt hatte, daß die Gedankenwendung auch die Existenz selbst bereichere. Hiefür gehörte nun offenbar das Verständniß eines kräf-

tigen Kopfes, um nicht in den Wortunterscheidungen befangen zu bleiben, sondern auch zu einer unumwundenen Ansicht der Dinge zu kommen. Gelungen ist es nicht immer, und mancher Geschulte hält es für Nebensache, darnach zu streben, für Beleidigung des Schulausdrucks, der keine exoterische, alltägliche Bedeutung neben sich zu statuiren habe. Aber das Bewußtsein einer Nation ist nicht im Lateinischen, nicht im Dialektischen, es hält dergleichen nur für Stationen, für den immer gleich einfach empfangenden und wieder gebenden gesunden Menschenverstand. Strauß hat darum, außer durch seine sonstige imponirende Vereinigung von Vorzügen, dadurch so fortreißend überrascht, daß er die Formeln einer neuen dialektischen Bildung nicht wie Endzweck, sondern wie geläufiges Mittel benutzte, um zu dem Wesentlichen zu kommen, was die Nation über die Formel hinaus interessirt, und was sich vermittelst der Formel denn am Ende darstelle für das allgemein zugängliche Bewußtsein. Um so mehr, da dies ein so wichtiges Thema betraf. Wer, ohne streng philosophische Bildung, immer gehört hatte von Hegel'scher Dreieinigkeit in Geschichte und Entstehung der Idee, der trachtete nach einer deutlichen Kenntniß, wie sich diese Terminologie denn wohl gründlich zum religiosen Thema verhielte. Was gab nun plötzlich Strauß? Er würdigte allen rationalistischen Versuch, wie es denn ein trauriger Schuljargon geworden war, den Rationalismus, das Blut alles Fortschrittes, achselzuckend anzusehen, weil er sich vielfach ohne philosophische Schulkenntnisse dargestellt und mit mancher Plattheit vereinigt hatte. Strauß gesellte sich zu ihm, indem er die stückweisen Wunder in der Geschichte abwies, er tadelte nicht die Erklärung für den Menschengeist, sondern die nüchterne, gewaltsame, unwissenschaftliche Erklärung. Der Rationalismus erschien getragen und erhoben von allem höheren Gesetze der Wissenschaft; es war eine Entpuppung der Dialektik in's allgemein zugängliche Verständniß, daß alle Theile höchlich überrascht waren. Diejenigen, welche außerhalb der dialektischen Formel stehen, hatten nimmer aus der abstrus sich verhüllenden Philosophie eine so mächtige Enthüllung erwartet, und diejenigen, welche selbst in der Formel arbeiten, sind entweder von dieser selbst bis zu eigener Ohnmacht dem allgemeinen Bewußtsein und Ausdrucke gegenüber befangen, erlebten also ebenfalls durch Strauß ein

Unerwartetes in Ausdruck und Wirkung, oder sie hielten es nicht für rathsam, allgemein verständlich mit ihrem Rüstzeuge in praktische Wissenschaft heraus zu gehen, und wurden überflügelt.

Alle dem wurde Strauß ein Durchbruch, und in so fern ist er nicht nur mit allen Zeichen des berufenen Talentes ausgerüstet, sondern er ist auch für die nächste Zukunft dialektischer Wissenschaft ein außerordentliches Symptom.

Was nimmt er, was bringt er nun im Besonderen? Mit ungewöhnlicher Fülle, ja Umfassung der Gelehrsamkeit, mit einem durchdringenden Scharfsinne, wie wir ihn seit Lessing nicht gesehen, und mit dem dazu hilfreichen kräftigsten Gedächtnisse ausgerüstet, mit einem Gedächtnisse, was alle Theile, Einwürfe und Folgen einer Frage straff vor sich hat, mit einer Kraft und Behendigkeit, die elastisch weichen, und doch auf nächstem Wege zum Punkte des Ausgangs wiederkehren kann, wie viel sich auch dazwischen drängen mag, mit dieser Kraft der schärfsten und doch produktiven Kritik ergreift er alle Theile dessen, was uns Religionsgeschichte ist, und zeigt, daß das meiste faktische Detail der evangelischen Entstehungsgeschichte nur mythisch aufgefaßt und dargestellt sei, und auch von uns nur mythisch aufgenommen werden dürfe. Er vernichtet die Wissenschaftlichkeit aller andern Auslegung, und was so wiederholt in unserer Kulturentwickelung versucht worden ist, das scheint ihm zu gelingen: der Nachdruck nämlich des traditionellen Beiwerks im Christenthume wird aufgelöst, und somit der lediglichen Aufmerksamkeit auf das wesentliche Moment desselben aller Raum gegeben.

Es wäre dies eine neue Epoche der Reformation. Jene berief sich auf die ersten Jahrhunderte des Christenthums, um der kirchlichen Zuthat folgender Jahrhunderte überhoben zu sein. Strauß entkleidet nun auch nachdrücklich die ersten Jahrhunderte ihrer geschichtlichen Aechtheit in Rücksicht auf das Detail der Vorfälle, und verweist die klar gestaltete Theilnahme auf den reinen Geist der Lehre. Das christliche Wort allein wird einer Bildung hingegeben, die in der Wendung des Wortes so Außerordentliches leistet. Wer es weiß, welcher unermeßliche Aufwand von Thätigkeit bisher dem Detail religionsgeschichtlicher Begebenheit zugewendet war, der begreift, wie viel Kräfte frei

und disponibel werden, sobald jenes Detail ein für allemal abgemacht heißt.

Dies ist die Bedeutung von Strauß. Sie konnte nur einem Manne werden, der aller vertheilten Wissenschaftswaffen dieses Faches in sich allein Herr war, so daß nicht die kleinste philologische oder antiquarische Nebenmacht unbetroffen in einer auch vielleicht nur scheinbaren Eigenmacht hintergrunds bleiben konnte. Es hat diese Erscheinung etwas Ueberwältigendes, und wie man sich gern ausdrückt, Dämonisches, da wir sehen: ein junger Mann von 30 Jahren ist an Wissen und wissenschaftlicher Kraft dem Gelehrtenstande einer gründlich gelehrten Nation, und auf dem überwiegend angebauten Felde theologischer Gelehrsamkeit, in allem Einzelnen gewachsen, und durch solche Vereinigung in sich überlegen. Denn was sich nun auch aufgethan neben ihm und gegen ihn, wie unzulänglich nimmt es sich aus! Die reiche Gelehrsamkeit, der milde Sinn eines Neander, den diese Bewegung auch zur Abfassung eines Lebens Jesu angeregt, wie unzureichend erscheint er dem bereits viel schärfer und umfassender aufgeworfenen Stoffe gegenüber! Wie nachdrucklos, wenn auch sinnig, Weiße, der mit philosophischer und philologischer Ausrüstung die Sachen mehr umkreist, wo Strauß mit entschiedenem und markigem Talente den Lebensmittelpunkt jeder Frage zu greifen versteht! Wie gar einseitig und ungenügend erscheinen die übrigen Theologen und theologischen Philosophen supranaturalistischen, naturphilosophischen, mystischen und sonstigen Zeichens, die Steudel, Eschenmayer, Olshausen, Tholuck &c., denen Strauß als rastlose Schwertstreiche seines Buchs die drei Hefte „Streitschriften" gewidmet hat!

Der Begriff des Mythus und die Frage, ob in Hegel selbst schon genügende Veranlassung zu Strauß'scher Ansicht davon enthalten sei, bildeten die Hauptfragen der Erörterung.

Im Allgemeinen durfte man sich nur daran erinnern, wie groß die auf dem Grunde ruhende völlige Indifferenz Hegels gegen alles äußerlich Historische des Christenthums ist. Was sich zunächst daran schließt, wie Kreuzzüge, Mittelalter, das ist ihm ein ganz unwürdiges, verkanntes Christenthum. Alles, was außer dem Geiste, der Bedeutung liegt, ist ihm ein völlig Gleichgültiges. Und man wundert sich, wie Strauß, erst ein Schüler

des dialektisch rationalistischen Schleiermacher, der alle historische Vorfrage von sich wies, wie Strauß, dann ein Schüler Hegels, dem das Absolute hier erreichbar, zu solchem Gange gekommen! Das Christenthum wurzelt im Hinweise auf ein Jenseits, das Diesseits ist ihm ein Thal des Todes und der Finsterniß, und man wundert sich?

Im Hegel'schen Sinne ist es gleichgültig, wie das sinnliche Faktum einst vor sich gegangen sei in Judäa; daß es geglaubt worden, das allein ist wichtig. Eben so fällt Michelet ganz im Hegel'schen Sinne der Wunderansicht bei, welche Strauß vorträgt, und sagt geistreich, nicht die Natur sei die Welt des Wunders, sondern der Geist. Die Natur sei prosaisch. Strauß habe daher vollkommen Recht, die Wunder in psychologisches Gebiet, in die Auffassung der Apostel zu verlegen. Der Religion geschehe mit alle dem nichts Feindliches. Es sei eben das Eigenthümliche jeder Religion, sich in irgend etwas zu versinnlichen, in einem Mythus, in einem Symbol. Sie, die Religion, begreifen, heiße eben stets den Gedankenkern aus dieser sinnlichen Hülle schälen. Dies Verdienst habe Strauß.

Und nun ist Michelet bemüht, diejenigen Stellen Hegels, auf welche sich Strauß beruft, als richtig gedeutete zu bekräftigen, und aus Ungedrucktem noch eine deutlichere Verstärkung der Meinung Hegels beizubringen, wie sie Strauß'scher Weise günstig sei. Und diese Stellen sind allerdings unzweideutig zu Gunsten einer Kritik, die bei hermeneutischer Schwierigkeit das Faktum ohne Weiteres hingeben kann. Ja, es kann aus Hegels Geschichte der Philosophie sogar folgende Stelle angeführt werden, die keinen Zweifel übrig läßt: „Es gehört zum Verderben der Kirche und des Glaubens, daß an äußerliche Vorstellungen, an den ganzen Umfang des Geschichtlichen, so die Geschichten im alten Testamente, eben so im neuen, Geschichten in der Kirche &c., an alle diese Endlichkeit Glauben gefordert wird." —

Wie in Allem besonders klar, gibt denn Strauß auch eine deutliche Uebersicht, wie die christliche Welt zu der jetzigen Ansicht von evangelischem Mythus gekommen sei. Schon Philo, sagt er, Origenes gehen mit vielfacher Deutung an das, was sich für geschichtlich ausgibt. Bei ihnen finden sich die feineren Einwendungen griechischer Bildung, wenn der schonungsloseren

des Celsus, Porphyrius, Julian nicht gedacht werden soll, da sie dem Christenthum feindlich gesinnt waren. — Das Christenthum dringt alsdann durch, und erfüllt positiv den Gesichtskreis. Alle Kritik tritt nur in Form positiver Vermittelung auf. Dies dauert, bis dieser historische Kreis erfüllt ist, und die christliche Welt mit ihren neuen Erfahrungen über die ruhige Befriedigung hinaus will. Erst erscheint die Reformation, die im Kreise bleibt, und nur im Gegensatze zu kirchlicher Tradition auf die älteste Tradition sich beruft. Dann erscheint der Deismus, der auch über diesen Kreis hinaus will. Er erhebt sich am Mächtigsten in England durch Toland, Bolingbrooke, Morgan, Chubb, Woolston. In Deutschland ist der Wolfenbüttler Fragmentist, Reimarus, die Spitze. Eigenthümlich ist dieser Kritik, daß sie vorherrschend in den Evangelien Betrügerei annimmt. Die nun folgenden Rationalisten dagegen erklären natürlich. Eichhorn, ein Hauptführer derselben, wendet klassische Kritik auf die religiose Tradition an. Die Apostel, meint er, hätten kindlich gesprochen, und in mangelhafter Bildung da Wunder gesehen, wo wir keine sehen. Paulus, der 1800 auftritt, unterscheidet streng Faktum und Urtheil, beide, sagt er, vermischen sich oft bei den Evangelisten zum Wunder. Er erklärt natürlich, und — gegen den Fragmentisten — ist Christus ein großer Mann, und die Apostel sind nicht Betrüger. In diesem Sinne lehren auch Bahrdt, Venturini, Wegscheider.

Kant dringt auf moralische Deutung der Wunder, mag dies nun mit Gewaltsamkeit gegen den Text angehen, oder nicht.

In neuerer Zeit ging man zur mythischen Deutung über, die schon Semler angeregt hatte, und welche nun von Gabler, Schelling, Bauer ausgebildet wurde. Man suchte historische, philosophische und poetische Mythen, und es entstand sehr bald ein Kampf der Mythen-Nüancen, wobei auch „die Sage" eine Unterscheidung geltend macht. Einen Hauptstoß zu mythischer Deutung gegen die natürliche gab die neue Kritik in so fern, als sie die Nachrichten nicht mehr unmittelbar nach oder gar bei den Vorgängen aufgeschrieben sein ließ. Dafür waren Vater und de Wette am Erfolgreichsten thätig. — George unterscheidet: Mythus ist die Bildung einer Thatsache aus einer Idee heraus; Sage die Anschauung der Idee in und aus der Thatsache. Strauß

billigt dies, ohne im Allgemeinen darnach gegen evangelische Geschichten im Voraus abzuurtheilen. Er nimmt diese vielmehr im weitesten Umkreise möglicher Beziehung vor sich, und in einer erschöpfenden Erörterung entwickelt er den mythischen oder sagenhaften Charakter.

Wie er sein Buch historisch eingeleitet, so schließt er mit Beiträgen zu einem vorläufigen dogmatischen Abschlusse, so daß es eine nach allen Seiten gerundete theologische That geworden ist. Er findet am Schlusse diejenige Vorstellung durchaus ärmer, welche die Gottheit in einem einzelnen Individuum erscheinen läßt, als diejenige, welche sie in der Menschheit und deren Entwickelung verwirklicht findet. Dies ist ihm absoluter Inhalt der Christologie. Daß dieser an die Person und Geschichte eines Einzelnen geknüpft erscheint, gehört ihm nur zur geschichtlichen Form derselben. Kann man nach allem Vorhergehenden darin den reinen Sinn Hegels verkennen? Uebrigens zeigt er sich weit entfernt davon, die Existenz und den hochbegabten Genius Christi in Abrede zu stellen. Er preist in ihm als einem Religionsstifter, und zwar dem Stifter der vollkommensten Religion, die herrlichste historische Erscheinung, nimmt aber für die Zukunft unumwunden in Anspruch, daß ein neuer Genius die Menschheit noch höher steigern könne. Diese Instanz des Genius ist auch der Kern dessen, was er in einem Aufsatze „Vergängliches und Bleibendes im Christenthume" — Mundts Freihafen 1838, 3tes Heft — gegeben hat. Sollte man in ungerecht historischer Manier mit einem Wunsche an Strauß treten, so entspränge der aus dem Gedächtnisse an Lessing: es wäre der Wunsch, daß die gediegene Bildung in Strauß von jenem fortreißenden Lebenshauche unmittelbaren Talentes belebt und dadurch nicht bloß treffend, sondern auch überwältigend würde.

Alles Wunder der Außenwelt ist also nach dieser Wissenschaft dahin. Sogar mit dem alten Testamente nimmt Vatke jetzt die gleiche Kritik vor, und was am Positiven Genüge findet, hat vollkommen Recht, sich mit aller Schwere des Beweises gegen solche Lehre und solche Verkündiger derselben zu richten. Der Kampf mit solchen Talenten, wie dem Strauß'schen, kann unserer Bildung bei allem Gegenstande, selbst bei einem so hohen, nur von Segen sein. Was jetzt noch von Lessings gesammelter Schärfe

in Strauß vermißt wird, das kann zum Theil einem jetzt so viel mehr ausgebreiteten wissenschaftlichen Terrain zugeschrieben werden, einem Terrain, was zunächst die größte Ausbreitung nöthig macht, um den Kämpfer würdig und wahr erscheinen zu lassen. Für den Beginn des Kampfes mag erst Entwickelung der Streitkräfte nöthig sein, und die zusammengedrängten Schläge des Talentes, welche der Kürze die unvergeßliche Weihe und den sogenannt klassischen Nachdruck geben, stehen uns vielleicht von Strauß noch bevor.

Ein trauriger Rückschritt wäre es freilich, wenn die Vertheidiger des positiven Glaubens all die bedenklichen Stellen Hegel'scher Lehre, die oben herausgehoben sind, und Konsequenzen, wie sie sich in Strauß darstellen, in Leoninischer Art, unter Gepolter der Rohheit und mit Herbeirufung „äußerlicher Gewalt" zu bekämpfen geneigt wären. Eben nämlich, da all die bedenklichen Punkte über Unsterblichkeit, Jenseits und Diesseits, Persönlichkeit Gottes in Obigem aufgezeichnet wurden, entspinnt sich in der Journalwelt durch H. Leo, Professor der Geschichte in Halle, ein leidenschaftlicher Kampf gegen diese Aussprüche. Der Kölnische Streit, die Agitation von Görres, und Ruge's tapfere Redaktion der Halle'schen Jahrbücher haben den Ausbruch entwickelt. Die Suspension des Erzbischofs von Köln, welcher auch im Verhältnisse zum Staate unbedingte hierarchische Souverainetät in Anspruch nahm, und dadurch natürlich mit der Staatsgewalt in Konflikt gerieth, diese Suspension hat alle edleren und alle dumpfigeren Theile religiosen Antheils in Bewegung und Gährung gebracht. Besonders diejenige Partie unserer Kultur gerieth in's Treffen, welche sich aus der Philosophie, namentlich der Naturphilosophie, nur Anregung zu höheren Interessen, kein consequentes Selbstgesetz erworben hatte, oder die gar durch Einsicht der menschlichen Unzulänglichkeit der Verzweiflung an eigener Kraft anheim gefallen, und der buchstäblichsten Tradition jeglicher Kirche zugewendet worden war. So erhob sich bei den Katholiken Görres mit den Brochüren „Athanasius" und „die Triarier", ein Roué der naturphilosophischen Studien und Schwärmereien, der, immer noch voll unlauterer Leidenschaft, zum Geißelstrick des ultramontanen Katholizismus zurückgekehrt war, und für diesen Haß gegen alle Aufklärung Leidenschaften in Bewegung setzte.

Er wußte sehr wohl, daß der Hegel'sche Protestantismus, wenn er auch Aufklärung und Rationalismus der Einseitigkeit und Unzulänglichkeit beschuldigte, doch beide als nothwendige Geschichtsstufen unseres geistigen Fortschrittes anerkannte. Deshalb richtete er auch gegen ihn wie gegen anderen Protestantismus seine Spöttereien und leidenschaftlichen Invektiven. Marheinecke antwortete ihm. Des romantischen Darstellungs-Talentes ermangelnd, konnte er ihm an nachdrücklichem Schimmer nicht beikommen, konnte ihn aber an humaner Form und Duldung, an wissenschaftlich geschlossener Art übertreffen. Gleichzeitig erhob sich in H. Leo der protestantische Pendant des katholischen Görres, eben so Roué der Hegel'schen Philosophie, wie jener der Naturphilosophie, eben so von Leidenschaften gepeitscht, und des massivsten Ausdruckes mächtig, wie jener. Dies Leo'sche „Sendschreiben" bewegte sich nun außerhalb des protestantischen Fortschrittes in den starren Verlangnissen lutherischer Tradition, wie dies einer theologischen Partei eigen ist, welche in der „evangelischen Kirchenzeitung" ihr Organ und in Hengstenberg ihren Journalführer hat. Wird das Kredo dieser Partei mit einiger Kühnheit gehandhabt, so geht es in reaktionairem Sinne auch über die Reformation, als eine allzu bedenkliche Aeußerung des Fortschrittes, hinweg, wie über wünschenswerthe Trümmer, und heischt für eine um und um noch im Gestalten begriffene Zeit einen harten, unauflöslichen Abschluß in den wunderlichsten Theilen phantastischer Ueberreiztheit. Die Apokalypse, katholische und evangelische Tradition in krausem Gemisch, müssen eine wieder aufgeborne Kirche zu Stande bringen, und wenn von ihnen ein Urtheil über Zeitinteressen kommt, so ist es von jener gewaltsamen Konfusion selten frei, wie sie die Geschichte an den englischen Puritanern, an Wiedertäufern und ähnlichen von Prosa exaltirten Figuren zeigt. Derartig gerieth denn auch Leo's Sendschreiben, und Dr. Arnold Ruge sah sich genöthigt, solche protestantische Erwiederung an Görres als einen Rückschritt des Protestantismus zu bezeichnen, und die Anklage der Hegel'schen Philosophie als einer solchen, die Religion und Recht gefährde, wie eine Denunciation zurück zu weisen. Ruge that dies nach allen Seiten hin mit so viel Kraft und Gewandtheit, daß diese, unter dem Titel: „die Reaktion in Preußen", gesammelten Aufsätze ein wichtiges Dokument dieser philosophischen

Bildung zu nennen sind. Leo antwortete mit einer Brochüre: „die Hegelingen", und bestätigte jenes unselige Wort: „Denunciation", welches neuerdings in literarische Interessen eingedrungen ist, für sich leider auf das Erschreckendste, indem er diesen Prozeß des Geistes ohne die geringste Blödigkeit der polizeilichen Macht zuweist. Ein Professor der Geschichte folgt den Fußstapfen Wolfgang Menzels, der bei ästhetischen Produktionen durch dieselbe Berufung unsere freie Bildungsinstanz besudelte, wie sich dies im folgenden Kapitel zeigen wird. Wie dieser gegen ein sogenanntes junges Deutschland, so tritt Leo gegen eine sogenannt-jung-hegel'sche Schule auf, welche er mit dem Worte Hegelingen bezeichnet. Nach alle dem, wie sich im Obigen der innerlichste Hegel'sche Geist dargestellt, ist es eine Unkenntniß, jene Themata der Beschuldigung, wenn denn bei Resultaten redlicher Forschung dies Wort einmal gebraucht werden soll, nur den jungen Anhängern der Schule zuzuwälzen. Sie träfen die Hegel'sche Philosophie. Und diese ist in sich und nach außen bereits von einer Macht, daß Leo's bloß dogmatischer Anruf dagegen kraftlos bleiben dürfte. Wäre dieser Anruf übrigens nicht auf eine so unwissenschaftliche Weise geschehen, so könnte man ihn sehr willkommen nennen, da er das innerste Herz einer umbauten Lehre mit aller übrigen Bildung in Thätigkeit setzt, und denjenigen historischen Prozeß rasch in Gang bringt, welchen jede neue geistige Fülle durchzumachen hat. Wir erhielten dadurch rascher, als in Zeiten gleichgültiger Ruhe zu geschehen pflegt, dasjenige Resultat der Lehre, was sich über die Lehre selbst hinaus im Kampfe der Weiterentwickelung gestalten soll.

Von jüngeren Anhängern der Schule ist Marbach in Leipzig gegen Leo in die Schranken getreten, und zwar im Interesse einer beweglichen rechten Seite des Hegelthums, welche speciell noch nicht angeklagt ist, aber natürlich ebenfalls heilige wissenschaftliche Rechte gegen solche Anklage zu wahren hat. Diese wahrt denn auch Marbach in einem „Aufruf an das protestantische Deutschland" mit Lebhaftigkeit, wenn auch mit Hinneigung zu religioser Tendenz, wie sie dem Herzen und der Jugend Hegels fremd sind. Dagegen nimmt Feuerbach in den Halle'schen Jahrbüchern die ganze Konsequenz einer ungläubigen Zeit und Bildung ohne Weiteres auf, und er thut dies unter klirrenden

Angriffen auf eine — wie er sagt — lügnerische Orthodoxie, hiermit die letzten terminologischen Schleier einer Schlußphilosophie zerreißend, und in den Kampf vorbereitender Prosa eine neue Macht mitten hinein tragend.

Eifrige Gegner des Hegelthums haben ihm eine konsequente Kraft des Denkens nicht abgesprochen, wenn sie ihnen auch für scholastische Spitzfindigkeit gilt, und haben zunächst Achtung ausgedrückt vor Hegels Anschauung und Entwickelung der Geschichte. Auf Historiographie wird diese Lehre den nachhaltigsten Einfluß haben, und neben ihr scheint deshalb ein passender Ort zu sein, daß eine Uebersicht historiographischer Literatur und Kunst gegeben werde. Die strenge Folge obiger Philosophie wird schon richtend auf manche Beliebigkeit historischer Ansicht herableuchten, und ein besonderes Urtheil oft überflüssig machen.

Im philosophisch-historischen Theile ist auch bereits der direkte Versuch angekündigt worden, vom Hegel'schen Standpunkte der Geschichtsansicht über Hegel hinauszugehen. Ein Zeichen, wie lebhaft just diese Hegel'sche Disciplin angeregt. August v. Cieszkowski hat eine Geschichtsweisheit, eine Historiosophie, nicht bloß eine Philosophie der Geschichte angekündigt, und dazu bereits Prolegomena gegeben. Mit größter Anerkennung Hegels wird gesagt, er habe es nicht bis zur organischen und ideellen Ganzheit der Geschichte gebracht, und die Zukunft nicht berücksichtigt. Seine vier Haupt-Epochen seien zu verwerfen, die spekulative Trichotomie sei auch hier anzuwenden: das Alterthum, Sphäre der Unmittelbarkeit, mit vorherrschender Empfindung und daraus folgender Kunst; das Christenthum, die Unmittelbarkeit auflösend, setze das Wissen an die Stelle der Empfindung, die Wahrheit an die Stelle des unbewußten Schönheitstriebes; die neue Zeit realisire die beiden ersten Theile durch absoluten Willen, führe Schönheit und Wahrheit in's praktische Leben. Hierin stünden wir erst im Beginne. Zunächst, da das Denken mit Hegel seinen Höhepunkt erreicht, müsse es übertreten, dienstbar, angewandt werden, also popular.

Das Letztere wird der Geschichtschreibung sehr erwünscht sein, vor allzu gesteigertem Schematisiren in Trichotomie wird sie sich

am Besten dadurch hüten, daß sie sich in der Geschichte ihrer selbst nach den glücklichsten Erfolgen umsieht.

An Mascoo und Bünau hatten wir einen überraschenden Anfang der Geschichtschreibung gesehen. Aber die weitere Anregung blieb aus. Deutschlands Geschichte war nicht aufmunternd zu besonderer Theilnahme; das Talent der Prosa wendete sich dahin, wo mehr Empfänglichkeit zu erwarten war, zu moralischer Mahnung, zur Kanzel, oder zu jener anfänglichen Publizistik des 18ten Jahrhunderts, die zunächst eine Beherzigung wecken wollte, zur Art Mosers. Die in ihrer Schmiegsamkeit zuhöchst lehrende Geschichte war noch als ein ungeachtet Kunstwerk nicht gesucht. Pütter war eine gar einsame Figur, der mehr eine Folge in das Reichsleben, welches er kontrolirte, hinein trug, als eine solche darin war. Sobald wir Möser und den Göttinger Kreis berühren, berühren wir die eigentliche Wurzel deutscher Geschichtschreibung.

Berlin unter Friedrich dem Großen und mit seiner im französischen Geiste errichteten Akademie nahm Interesse an theoretischer Historik, Göttingen an alter Geschichte und Alterthumsforschung überhaupt, München und Mannheim mit Akademieen waren besonders der Specialgeschichte deutschen Mittelalters günstig, Leipzig und Prag slavischer Geschichte. Geschichtliches Material und geschichtlichen Sinn weckten Hommel, Pütter, Häberlin, Klüber zunächst in Bezug auf den Staat. Allgemeiner durch eine theologisch neue Kritik die Mosheim, Semler, Michaelis, Schröckh, Henke, Planck, J. E. Ch. Schmidt. Der philologisch historische Geist der Ernesti, Heyne, ging damit Hand in Hand.

Das sucht und findet zuerst eine Kunstgestalt in Göttingen, welches Universität der Historiker wird, und zwar dort zuerst in J. Ch. Gatterer aus Lichtenau bei Nürnberg — 1727 bis 1799. Er hat zuerst in Deutschland die historischen Hilfswissenschaften mit Zweckmäßigkeit vorgetragen, und auch die Weltgeschichte, wonach er hinstrebte, mit mehr Geist, gedrängt und nach gründlichem Quellenstudium. Zur Gatterer'schen Klarheit fehlte nur ein mannigfacheres, inneres Leben, die Dinge und Personen stellen sich fast automatenhaft.

Ihm folgte der schon oben erwähnte Aug. Ludw. Schlözer aus Jagstadt im Hohenlohischen — 1735 bis 1809. Er war weniger

gelehrt und gründlich, und man kann ihn „positiv geschmacklos“ nennen, wie Gatterer negativ geschmacklos heißen kann. Er war ganz ohne Schönheitssinn und poetisches Gefühl. Aber voll praktischer Logik der historischen Forschung, voll Kraft und Lebendigkeit, voll Reichthum in Kombinationen wirkte er durch grotesken Witz wie Niemand vor ihm, war er großartig in Ueberblick und Gruppirungen. Nordische Geschichte und Weltgeschichte sind seine Hauptwerke. Schlözers Charakteristik ist aber nur erschöpft, wenn seiner publicistischen Bedeutung erwähnt wird. Für alles Detail und Detailurtheil war er vortrefflich. Höhere Bindung kann in seiner Geschichtsschreibung vermißt werden. Seine Maßstäbe waren oft gewaltsam und einseitig. Er fragt wohl barsch, warum ein Volk Dies oder Jenes nicht gethan, und wird dadurch ein Vater unserer Bedingungshistoriker.

J. Gg. Meusel — 1743 bis 1820 — muß als unermüdlicher „Registrator“ alles historischen Wissens gerühmt werden.

Ludwig Timotheus v. Spittler aus Stuttgart — 1752 bis 1810, ist der dritte und reifste von denen, durch welche in Göttingen unsere Geschichtschreibung begründet worden ist. Jene Schlözer'sche Kunst des Ueberblicks besaß er in noch höherem Grade, und war übrigens feiner. Gatterer, Schlözer, Spittler gaben absteigend in Göttingen einer dem andern die Zuhörer. Spittler war ein scharfer Verstand, voll Drang und Geschicklichkeit zur Intrigue, weshalb ihn denn auch ein politisches Amt am Meisten interessirte. Darnach trachtete er, dies erreichte er in Württemberg, und damit den Todesstoß seines Lebens, weil er darin seine gewiß hohen Absichten der Verläumdung preisstellte, und in ungenügender Macht keine Entschädigung fand. — Er war ein schonungsloser, genauer Forscher, und all seine Darstellung war von praktischem Triebe streng eingeengt. Weil er indessen gern den Stoff auswählte für ein politisches Moment, und alle Spreu gewaltsam absonderte, so erschien er leicht karg, und was er gab, hatte dann oft ein dunkles und gesuchtes Ansehen. Seine „Geschichte der christlichen Kirche“ wird die Blüthe seines Geistes genannt. Aber reifer gebildet ist sein Uebergang zur politischen Spezialgeschichte. Er ist der Schöpfer der Staatengeschichte. Tief eingeweiht in diese Verhältnisse des Gleichgewichtes, war er damals einer von den Wenigen, denen die Theilung Polens von

unermeßlicher Wichtigkeit und Gefahr erschien. Sein „Entwurf einer Geschichte der europäischen Staaten" war für die damalige Zeit das Zeugniß eines fein und frei gebildeten Geistes. Es erscheint jetzt in Stuttgart eine Gesammtausgabe von Spittlers Werken.

Neben diesem Triumvirate vollendet der unabläßig forschende Heeren, dessen „Ideen", wie weit auch neue Kenntniß darüber hinaus ist, doch noch werthvoll bleiben, und der reich gebildete Kirchenhistoriker Plank den Göttinger Kreis. Unter Planks Verdiensten wird ausgezeichnet, daß er nächst Spittler zuerst das Psychologische fein und zart in die Geschichtsschreibung gebracht hat.

Es studirte unter jenen Lehrern in Göttingen, und ward besonders durch Schlözer angeregt Johannes Müller — 1752 bis 1809 — aus Schafhausen. Man datirt gerne von ihm den höheren Stil deutscher Geschichtsschreibung. Den Ruhm eines redlichen, unermüdeten Trachtens darnach versagt ihm auch nur die befangenste Unbilligkeit.

Der Briefwechsel Müllers mit seinem Freunde Bonstetten, sagt Heeren, ist der Spiegel seines Ich. Sicherlich der unerläßliche Kommentar zu seinem Leben, da dies Leben bedenkliche Erscheinungen hat. All diese Erscheinungen werden durch Müllers Briefe, unter denen die an Gleim ebenfalls wichtig, zu Gunsten eines redlichen, wenn auch nicht entschlossenen und kräftigen Charakters erklärt.

Jung von Göttingen in die Heimath kehrend, ward er Lehrer in Schafhausen. Die kleinen Verhältnisse genügten ihm nicht; von einem unbestimmten Ideale, wie es auch in seiner Geschichtsschreibung dämmert, ward er früh und spät getrieben. Zunächst wäre ihm eine Stellung in Frankreich die liebste gewesen. Dies Land und dessen Sprache liebte er sehr. Er ging als Erzieher nach Genf, und hielt später historische Vorlesungen, welche der Grund seiner „allgemeinen Geschichte" geworden sind. Diese Vorlesungen fallen in's Jahr 1779. Das Jahr darauf erschien sein erster Versuch der Schweizer-Geschichte, voll Analogieen des Nordamerikanischen Freiheitskrieges, ja mit dem fingirten Verlagsorte „Boston". Das Publikum zeigte die lebhafteste Theilnahme. Müller ging nach Berlin, gab seine essais historiques heraus, hatte die berühmte Audienz bei Friedrich dem Großen.

Im Wesentlichen gefiel er diesem nicht; allen Andeutungen nach war er ihm nicht geistreich und geistenergisch genug. Was darüber von Friedrichs Aeußerungen bekannt ist, gibt übrigens keinen besonders charakteristischen Tadel gegen Müller, ein solcher ist es doch unter Anderen auch nicht, daß er Müllers erstes historisches Thema „Untersuchungen über die Cimbern" gering achtet. — Müller wird bald darauf Professor der Geschichte und Bibliothekar in Cassel. Sein unermüdlicher Fleiß läßt ihn hier alle, alle Schriftsteller der Alten noch einmal lesen, und wie Alles, auch diese mit der begleitenden Excerptenfeder. In Cassel schrieb er „die Reisen der Päbste", und ging dann wieder nach der Schweiz, seinem Lieblingsthema, der Schweizer-Geschichte, nachtrachtend. Der Kurfürst von Mainz berief ihn von dort zur Bibliothekarstelle nach Mainz; hier sehen wir ihn neben dem so ganz anders gearteten Heinse, und erkennen in der stets freundlichen Aeußerung über diesen die gute Seite seiner unermeßlichen Anerkennung alles dessen, was eine geistige Thätigkeit zeigt. Es wird eine schwere Aufgabe sein, eine Recension der vielen aufzufinden, wo Müller nicht gelobt hätte. In Mainz kam er mit Politik in Berührung, was vorher unter seinen Idealen figurirt hatte, und was ihm bald eine störende Thätigkeit war, Aerger bringend, von Studiren und der Geschichtschreibung abhaltend. „Ueber den Fürstenbund" ist Müllers publicistische Schrift aus Mainz. Dort traf ihn auch die französische Revolution, welcher er sich im Wesentlichen nicht abgeneigt zeigte. Seine Verehrung für Voltaire, den er in Ferney noch besucht hatte, war ganz übereinstimmend mit seinen Aufklärungs-Ansichten über Staat und Kirche. — Zu Mainz ward er auch in den Reichsritterstand erhoben. Als die Franzosen einrückten, lehnte er Custine's Vorschläge eines französischen Amtes ab, und ging nach Wien, erst als kaiserlicher Rath, dann als Bibliothekar wirkend. Eine Reise nach Berlin lockt ihn in preußischen Dienst. Das Leben Friedrichs zu schreiben, wird hier seine Aufgabe. Da zerschmetterte die Schlacht bei Jena diesen Staat. Napoleon kam, und auf Alexander v. Humboldts Veranlassung ließ auch er Müller rufen, und führte ein inhaltreiches Gespräch mit ihm. Müller hatte keine Ruhe mehr in Berlin, die unstäten Verhältnisse wollte er nicht mit durchmachen, und zum Triumph seiner Widersacher

verließ er den im Unglück befindlichen Staat, um eine Stelle in Tübingen anzutreten. Ein Kourier Napoleons berief Müller unterwegs nach Fontainebleau, er ward Minister im Königreiche Westphalen. Er ward's widerstrebend, aber er ward's. Die Zeit der Fremdenherrschaft hielt er für einen Uebergang, der zu Erkräftigung und Einigung des deutschen Sinnes mit besten Mitteln benutzt werden müsse, und er hoffte, in so wichtiger Stellung am Meisten nützen zu können. Die Ministerstelle mußte er übrigens bald aufgeben, weil ihm dazu die Kraft gebrach, er that, was er, ein nicht praktischer Mann, für die Lehranstalten thun konnte, die von französischer Art bedroht waren; er gab Herders Schriften und den letzten Band seiner Schweizergeschichte, bis zum Tode Friedrichs III., heraus, er litt schwer unter dem Mißtrauen des Vaterlandes, unter dem Heimweh in einer ihm so fremden Welt, ja er wollte in Trübsinn wohl Alles verlassen, und in seine Berge heim flüchten, da erlöste ihn den 29. Mai 1809 der Tod. Dort in Cassel liegt er begraben.

Zweierlei war in Betreff Müllers bisher zu bekämpfen, obwohl eins das andere auszuschließen schien. Man behandelte ihn und seine Schrift wie einen in's graue Alterthum zurückweichenden Klassiker, der in Gesinnung und Ausdruck klassische Einheit erreicht habe. Oder — und dies ist nur von ungebildetem Fanatismus geschehen, — man benützte die Schwächen seines Charakters, um all sein Wirken und Leben in die Gemeinheit hinabzuziehen.

Ein Extrem in der Beurtheilung konnte allenfalls das andere erzeugen. — Müller war in Freundschaft mit aller hohen und niedrigen literarischen Welt, sein unübersehbarer Fleiß entzog ihn der flüchtigen Kontrole, dem raschen Tadel, seine literarische Gewissenhaftigkeit machte ihn ehrwürdig, seine neue Manier in der Geschichtschreibung war durch die klassischen Vorbilder, auf welche sie deutete, gegen allen Zweifel geadelt. Das Ueberwältigende dieser Manier bestand darin, daß er zugleich das gewissenhafteste Quellenstudium, eine antike Gesinnung, die sich in moderner Moralität zu orientiren wußte, und einen überraschend neuen Styl an den Tag legte. Eins mit dem Andern in enger Verbindung täuschte Eins über das Andere, und die Nation nahm staunend die Bezeichnung auf, und trug sie lange fort: ein deutscher Tacitus sei ihr geworden.

Man rügt es mit Recht, wenn das persönliche Leben des Autors ohne Noth, ohne innigen Zusammenhang mit der Schrift des Autors in zudringliche Besprechung gezogen wird. Die Grenze ist fein, und bleibt dem Takte überlassen. Das persönliche Leben ganz abzuweisen ist Unkenntniß oder falsche Scham. In Müllers Person zum Beispiel liegt der Schlüssel für die Kritik über diesen Mann. Sie war weich, zart, beweglich, unruhig, liebenswürdig, nachgiebig, und in all diesen Eigenschaften der Gegensatz desjenigen Historikers, den er im Hintergrunde seiner Geschichte die Worte lenken ließ. Noch als junger Mann bestrebte er sich, ausdrücklich wie ein alter Schultheiß oder Bürgermeister zu schreiben. Das ist nicht Objektivität der Darstellung, nicht eine künstlerische Befreiung der dargestellten Historie von dem Historiker, es ist eine künstliche, eine gemachte, eine forcirte Darstellung, welche in dieser einen Gemachtheit ein Heer von Uebelständen mit sich bringt. Diese unnatürliche Ehe des Müller'schen Individuums mit der Müller'schen Geschichtschreibung kann nicht geistreicher entwickelt werden, als in Ludwig v. Woltmanns „Johann v. Müller" geschieht, in einer Charakteristik, die nach dem Tode Müllers erschien. Sie wird oft von den unbedingten Verehrern Müllers perfid, sophistisch, spitzfindig genannt, aber sie ist ein Meisterstück, wie denn überhaupt in Rücksicht historiographischen Geschmackes Woltmann noch heute zu den feinsten Kennern gehört.

Müllers Fleiß und seine edelste Absicht, die Menschheit aller höchsten Kraftäußerung zuzuführen, bleibe über alles Lob erhaben zur Seite. Für Kunst der Geschichtschreibung war sein unschätzbarer Vorzug die Absicht, den Kanzleistyl einzureißen, und eine auf Mittelpunkte hin gegliederte Komposition einzuführen. Der Kanzleistyl mußte ihm weichen, aber nicht ganz in innerlich-logisch lebendigerem Gesetze, sondern mehr durch bloß äußerliche Hilfsmittel, durch Kraftausdrücke, durch eine bizarr zusammengedrängte Form, die dadurch dunkel, schwülstig, hohl-feierlich wurde, daß der Inhalt dem Ausdrucke an Schwere durchaus nicht entsprechend war. Nicht das Zornesgewicht berechtigter, politischer Gedanken durchdrang die massenhafte Darstellung wie bei Tacitus, so daß sie wie bei Tacitus einer zusammengeballten Donnerwolke geglichen hätte, in welcher man Blitze schlummern weiß. Nein, die Be-

schreibung des Einfachsten, des Aeußerlichen thürmt und ballt sich zu ungeheuerlicher Art. Müllers Vorzug bestand gar nicht in außerordentlicher Gedankenkraft — und dies wird hier nicht bloß gesagt, weil er die philosophische Bildung seiner Zeit, die Kantische, stets von sich abhielt — er bestand in Kenntniß, und ein solcher ist seiner Natur nach an den schmucklosen Ausdruck gewiesen. Kenntniß hat ihr künstlerisches Entsprechen im ungeschminkten Referate. Wodurch ward nun Müller zum Pathos getrieben? Ein Idealismus des Alterthums, antiker Kraft trieb ihn. Ein solcher kann sich nur wohlthätig mit unserem Ausdrucke verbinden, wenn er durch eine kräftige Gedankenmacht vermittelt, und durch eine entsprechende persönliche Art natürlich wird. Müller hatte an sich die Probe der Aeußerlichkeit, wenn er sich zu Frankreich wandte: dies am stärksten modern ausgesprochene französische Wesen war dasjenige, was er am Meisten liebte, und wenn er französisch schrieb, so verschwand all seine Tacitus-Manier, er schrieb alsdann einfach wie jeder Andere. Hierin liegt auch ein Wink für diejenigen, welche in Müllers biderber Schreibart den Urtypus des Germanenthumes sehen.

Eben so hinderlich war ihm diese Manier und der Mangel genialen Blickes für den Begriff der Komposition, wovon er in seinen Briefen so häufig spricht. Die Notiz und den Pathos verehrend, glitt er unaufhörlich seitab. Er beschreibt die Staffage im Allgemeinen, ohne sie in den ursächlichen Bezug des Vorgangs zu bringen; Wald und See nimmt er wie der Dichter, der in ihnen schon Genüge findet, er besingt sie, ohne Weg und Steg zu erwähnen, woran der Ausgang einer Schlacht innerhalb dieses Raumes, etwa wie bei Sempach, hängt. Es war ein nicht ausgearbeiteter Idealismus in der Schilderung und ein nicht ausgearbeiteter Realismus in Benützung des Materials. Und diese Schwankung ist er selbst, hin- und hergreifend in einer ideal und real so wechselvollen Zeit, jetzt Napoleon real verdammend, dann ideal überschätzend. Was für die Komposition bei solcher Unzulänglichkeit doch errettend werden konnte: ein genialer Blick, welcher durch alle selbstgeschaffenen Irrgänge hindurchdringen, und das Wesen unmittelbar ergreifen und wiedergeben könnte, er gebrach. Es wird ein eigen Geständniß von ihm citirt, daß er den Herzpunkt der Schweizer-Geschichte doch verfehlt habe. Als

Gibbon starb, gedenkt er mit Schmerz seines noch nicht beendigten Buches, und setzt hinzu, daß dieser Schmerz doppelt empfindlich sei, weil dies Buch viel mehr als das Gibbon'sche, weil es einen moralischen Zweck habe. Das ist doch entweder eine ganz unnütze Bezeichnung, da alle Geschichte auf den moralischen Sinn wirken wird, oder ein Zeichen von beschränkter Ansicht der Geschichtsschreibung, die mehr als dies zu wollen hat. Dies war aber eben eine lähmende Wirkung auf seine Komposition, daß sie zu vag auf das Gemüthliche, wenigstens auf den Schwung für das Gemüth gerichtet war, was für wissenschaftliche Kunst eine unvollständige Absicht ist, und was bei Müllers Composition auf ein gebildetes Gemüth nicht einmal gelingen kann. Denn just dadurch erst wird ein gebildetes Gemüth betroffen und erregt, daß die Einwirkungen künstlerisch auftreten. Der Kampf bei Laupen ist vielleicht das Beste, was Müller an Komposition im Einzelnen geleistet. Wie gutmüthig schildert er Ludwig XI.! Wo Person und Zustand verdeckter und verwickelter, kurz, in streng politischem Verhältnisse erscheint, da kann diese gemüthlich-rhetorische Fassung nicht ausreichen, und dem entsprechend war es Müllers Unglück, sich in politische Wechselfälle zu begeben. Dafür fehlte es ihm an Kraft. Das Staunen und die Verwunderung der Königin von Preußen, als er 1807 zur Zeit höchster Noth Preußens das Land verlassen will, was ihn mit Enthusiasmus aufgenommen, dem er sich enthusiastisch gewidmet hat, bezeichnet ihn tief: Kann dies der Mann, bei dem die antike Kraft auf jeder Seite sich breitet? War denn dies Alles hohl? Diese Frage schwebt auf den Lippen der Königin.

Und doch sei Dies nur gesagt zur Beleuchtung Müller'scher Schrift. Er war nun eben so, und es ist kein absoluter Vorwurf für ihn, daß er so war, sondern es ist eine behilfliche Erklärung, daß seine Schrift nicht organisch entsprungen und deshalb nicht musterhaft sein konnte. Nach alle dem bleibt er immer eine mächtige Erscheinung in unserer Historiographie, ein Anstoß zur Vervollkommnung ohne Gleichen für sie, und ein Mann von dem seltensten Verdienste um unsere Literatur.

Karl Ludwig v. Woltmann, — 1770 bis 1817 — der Alles das besaß, was Müller fehlte, hat doch niemals, auch nur im Entfernten, eine solche Wirkung hervor gebracht, wie Müller.

Die Müller'sche Begeisterung ging ihm ab, und auch wenn diese nicht immer voll war bei Müller, sie übte doch einen Theil jener fortreißenden Macht, welche ihr nirgends ganz entsteht. Woltmann ist planvoll, mäßig daneben, fast nüchtern, künstlerisch berechnet, bei weitem feiner, aber deshalb nur wirksam auf ein gebildetes Verständniß, im Allgemeinen die ganz entgegengesetzte Art in unserem Vaterlande, Geschichte zu schreiben. Besaß Müller nicht die Achtung gebietende Kenntniß der Stoffe, man würde die halb antike, halb romantische, fast immer schwülstige Manier verspottet haben, die sich so oft in Beiwerk und Nebensache umsonst bestrebte, das Wesentliche einer Lage darzulegen; Woltmann legte den geringsten Nachdruck auf den bloß äußerlichen Stoff, und das, was ihn zierlich begleiten mag. Der Stoff selbst und das Quellenstudium, was ihn zu beschaffen hat, war ihm eine Voraussetzung, die sich von selbst verstehe, die erledigt sein und nur in Resultatspitzen vorkommen müsse. Die Fakultät wirft ihm denn auch gern ein oberflächliches Studium der Quellen vor. Hie und da mag sie bei einzelner Arbeit Woltmanns damit Recht haben, wie er selbst einräumt. Aber dies trifft ein Faktum, nicht Woltmanns Prinzip. Dies wollte nachdrücklich die Nothwendigkeit genauesten Quellenstudiums nicht läugnen: im Gegentheile, dies galt ihm für eine so unerläßliche Bedingung, wie das Handwerkzeug, nur sollte es bei der fertigen That nicht eine so sichtbare, anspruchsvolle Rolle spielen. Die Erzählung ferner sollte nicht ihre Bedeutung darin finden, daß durch Scenen, durch Anwendungen, durch Beispiele im Einzelnen gelockt werde. Wenn auch dies, bei feinem Maaße, nicht ausgeschlossen sei, so bleibe doch der Gesammteindruck des Ganzen die Hauptsache, und dieser sei mehr, als eine Moral, sei ein Geist, der noch nicht in gewonnenen Schemen vorliege, ein Geist, der sich in jedem neuen Thema historiographischer Kunst neu erzeuge, und zu dessen Hervorbringung also die unbefangenste Schreibart nöthig sei, eine Schreibart, die aus der mannigfaltigsten Kultur entstanden, und doch zurücktretend vor aller Voraussetzung stets des Fortschrittes und der Entdeckung innerhalb ihrer selbst gewärtig wäre.

Man könnte sagen, Woltmann habe die Goethe'sche Art in die Geschichtschreibung eingeführt, wenn dergleichen allgemeine Redensart nicht zu viel Beschränkung und Erklärung nöthig

machte. Den gebildeten, künstlerischen Sinn Goethe's, den er zum Höchsten schätzte, wendete er jedenfalls zuerst auf umfangsreichere Geschichtschreibung an, und man kann diejenigen Historiker Deutschlands von ihm beginnen, die weder in den Kategorieen eines streng philosophischen noch eines streng historiographischen Systems eine allgemeine Bildung, besonders eine feine politische Bildung, in den Stoffen walten lassen, zur Entstehung eines künstlerisch bewegten Ganzen. Es gibt dies einen feinen Pragmatismus, welcher sich himmelweit von jenem groben unterscheidet, worin alle untergeordneten Symptome und Details vorlaut, redselig sich ausbreiten, verschlingen und den Wald zu Grunde richten durch Unterwuchs, die Seele durch Leib und Knochen.

Gegen philosophischen Zwang in der Geschichtschreibung spricht er sich oft härter aus, als es, andern Aeußerungen und seiner ganzen Art nach, gemeint sein kann. Es ist nur ein Widerwille gegen die Worte, und der gesunde Historiker-Instinkt, daß eine sklavische Anwendung philosophischer Formeln in der Geschichtschreibung nichts anderes, als todtes Schematisiren zu Wege bringt, daß der Philosoph für die Historik zu schulen, nicht aber vorzuschreiben habe, wenn nicht die eigene Schöpfung des Historikers in der Geburt erstickt werden soll. Sie muß immer noch etwas Anderes und mehr sein, als die angewandte Formel, sonst wäre aller Fortschritt auf die Kombination des Philosophen beschränkt. Woltmann dachte wohl ähnlich, denn trotz jener Abneigung vor philosophischem Zwange, macht er es Spittler zum Vorwurfe, daß er zu skeptisch vor systematischen Mittelpunkten in den Dingen zurückgewichen sei, weil damit der Wahrheit geschadet werden könne.

Woltmanns Streben nach Objektivität, das Manchen wie sterile Kälte anmuthete, und das persönliche Leben dieses Mannes, ist seinem Gedeihen in der Theilnahme des Publikums hinderlich, und manchem herben Urtheile nur allzu förderſam gewesen. Wie Viele hat er allein mit seinem geistreichen, aber als lieblos, ja boshaft bezeichneten Buche über Müller erbittert. Er stammte aus Oldenburg, ward in der Göttinger Schule gebildet, las in der schön bewegten Zeit zu Jena, lebte dann in Zeiten des preußischen Unglücks lange Zeit als diplomatischer Geschäftsträger kleiner

Staaten in Berlin, und ging zuletzt nach Prag. Dort starb er, vielfach angefeindet, oft geschmäht, und gewiß oft verläumdet oder verkannt. Er gehörte zu den Wenigen, denen Napoleon vom ersten Auftreten an eine bestaunenswerthe Größe war. Dies mußte in einer Zeit übel vermerkt werden, die so schmerzlich unter diesem Helden litt, und die ihre patriotischen Anstrengungen auch durch ein billiges Urtheil über den Feind gestört sah. Woltmann hatte ferner eine vorherrschende Neigung, eine diplomatische Partie zu schürzen und zu leiten, eine Neigung, die der gefährlichsten Nachrede ausgesetzt ist zu bedrängter Zeit. Er war endlich, kühlen Herzens, jedem irgendwie übertreibenden Enthusiasmus abhold, Maaß galt ihm über Alles. Alles dies liegt auf seinen Schriften, und war ihm neben aufgeregten Zeitgenossen nachtheilig. Ohne solchergestalt erzeugte Ungunst wäre es unerklärlich, daß sein merkwürdiges, ungewöhnlich geistreiches, und durchaus geschmackvolles Buch: „Memoiren des Freiherrn v. S—a (Sommariva)", einen so wenig nachhaltigen Eindruck machen konnte. Es beginnt mit einer Kritik deutscher Literatur, die von einem einseitigen, aber höchst original benützten, ja genial gewendeten Standpunkte ausgeht, und schließt mit einem Roman, in welchem eine spekulative Socialität berührt wird, wie sie von 1833 an einige Jahre vorherrschendes Thema belletristischer Literatur wurde. — v. Woltmanns wichtigste Arbeiten in der Geschichtschreibung sind: Geschichte der Aegyptier — der Israeliten — von Frankreich, bis zum Sturz der Gironde — von England, bis Eduard I. — der Reformation in Deutschland — des westphälischen Friedens — der Böhmen. Er hat außerdem sehr viel Biographien und Charakteristiken verfaßt, darunter Vortreffliches über Historiker, zum Beispiele Spittler, Heeren, Gentz, Buchholz, Hormayr. Was er noch an Romanen geschrieben, wie: „Matthilde v. Mervelt", „Biographie eines Engels", „Arthur, Raimund", das ist nicht von Wichtigkeit geworden. Eben so wenig seine Gedichte. Seine Frau, die bekannte, gebildete Schriftstellerin Caroline v. Woltmann, hat eine Herausgabe sämmtlicher Werke des Verstorbenen versucht, ohne damit ein genügendes Glück zu machen.

Nachfolger, die sich an eine hervorstechende Weise angeschlossen hätten, hat Woltmann nicht gehabt. Theils machte er hiefür zu wenig Glück, um anzulocken, theils hatte seine Art dies

mit der Goethe'schen gemein, daß sie auf einer Total-Ausbildung des Individuums und der feinsten individuellen Anlagen beruhte. Dergleichen spricht sich nirgends im Schema aus, regt wohl an, bietet sich aber nicht in wenig Grundzügen als Typus. Dazu war Johannes von Müller geeignet, und ihm haben sich Viele angeschlossen. Die ausgezeichnetsten darunter sind Joseph v. Hormayr und Pfister. Hormayr, von einem alten Tyroler Geschlechte stammend, lebhaften Wesens, hat eine große politische Wichtigkeit gehabt, als sein Vaterland in den kriegerischen Konflikten mit Napoleon stand. Er war eine Seele der Tyroler Aufstände, und in Wien ein nie ruhender Sporn gegen Frankreich. Sein österreichischer Plutarch war ein Volksbuch von nicht zu beschreibender Wirksamkeit, und ward in viele Sprachen übersetzt. — Außer diesem politischen Momente ruht Hormayrs Auszeichnung in der Geschichtsforschung. Stets im Staatsleben beschäftigt, ist er selten bis zur künstlerischen Ausarbeitung der Stoffe gekommen, hat aber dafür auch in einem Maaße Material beschafft, wie kaum ein anderer Mensch in Deutschland. Die Fülle von Urkunden, die er zu seiner „Geschichte Wiens" insbesondere, zu seiner Geschichte Tyrols gegeben und verarbeitet, ist nur eine Andeutung von dem, was er in Zeitschriften, besonders den Wiener Jahrbüchern, in den „Archiven" ꝛc. gegeben hat. Seit dem Jahre 1802 — zuerst als Tyroler Almanach — erscheint Hormayrs „Taschenbuch für vaterländische Geschichte", stets mit seltenen Stoffen geziert, und angelegt und geeignet, die Wechselwirkung zwischen Kunst und Vorfall im vaterländischen Leben darzuthun in besonders ausdrucksvollen Momenten. Hormayrs glückliche Stellung für Gewinn des ungewöhnlichsten Materials bezeichnet es, daß er erst in Wien, dann in München gleichzeitig geheimer Archivarius und Publizist war, dazu ermüdete seine Thätigkeit nie, und sein Taschenbuch erscheint 1838 noch mit derselben Lebhaftigkeit redigirt wie 1802. —

Von Göttingen aus hatte sich nun zwar durch bedeutende Männer solch ein Schein verbreitet, als würde die Geschichtsschreibung in aufsteigender Kunst angebahnt, und als würden sich bald entschiedene Schulen bilden. Aber dies Letztere blieb aus. Die Geschichtsschreibung erfuhr alle Einflüsse der Zeitbewegungen und verschiedenartigen Männer, die sich ihr zuwandten,

es entstand eine geschichtliche Literatur von kaum zu umspannender Ausdehnung und von theilweis höchst verdienstlichen Werken. Der edelste historische Sinn, zu dem die deutsche Nationalität so unverkennbar neigt, bethätigte sich reichlichst, und oft auch mit versprechendem Talente, ja dergestalt, daß unser allgemeiner Reichthum darin andere Nationen überragt. Aber eine hervortretende Zusammenfassung in Hauptströme, die zweifellose Genialität, die unsere schöne Literatur auszeichnet, ist noch nicht zum Vorschein gekommen; die tapferen Generale Alexanders sind da, aber des Alexanders harren wir noch. Das mag einer wissenschaftlichen Kunst wohl natürlich sein, die so unmittelbar mit den Momenten einer noch in neuer Gestaltung begriffenen Zeit zu schaffen hat, es mag ihr namentlich bei einer Nation natürlich sein, deren politische Existenz nicht so leicht gebieterisch zusammen gefaßt erscheint, wie zum Beispiele diejenige von Frankreich und England. Die politische Ganzheit gibt doch einen formellen Ersatz, wenigstens eine Einzelnhilfe für die künstlerische Abrundung, und Franzosen und Engländer haben diese Erleichterung für den vaterländischen Historiker voraus. Das haben sie wohl auch benützt, ohne doch das zu erreichen, was als Genialität eines Historikers auch bei uns vermißt wird. Sie sind eben so wenig, als wir, mit derjenigen Erscheinung gesegnet, die allen Blüthepunkt des jedesmaligen Wissens mit höchster Talenteskraft in historiographischer Darstellung vereinigte. Dies scheint einer ganz erfüllten Bildung vorbehalten zu sein. Wenigstens fänden sich bei uns bereits die meisten einzelnen Bestandtheile bei Einzelnen: bei Niebuhr der scharfe kritische Blick, bei Schlosser die Treue und Kombination im Detail, bei Luden das ergiebige Brüten über den Vorbereitungen zur geschichtlichen That, bei Raumer die gesegnete Ausbreitung in Für und Wider, bei Leo die massenhafte Hingebung an die Gewalt großer Zeiträume, bei Ranke die geläuterte Fertigkeit, aus Unscheinbarem das scharf Gegensätzliche, das Charakteristische zu gruppiren. Vielleicht ist jene klassische Gewalt nahe, welche all diese einzelnen Vorzüge in sich begreift, und mit dem Stempel der Genialität das Vergangene zu unausweichlicher Perspektive abschließt. Zweimal haben es, in Herder und Schiller, unsere ersten Talente versucht, sich dieses großartigsten Bereiches der Kunst zu bemächtigen. Herder war

zum Theil durch Opposition gegen Schlözer getrieben. Dessen kritische Nüchternheit, dessen prosaischer Kreislauf in der Geschichte, dessen vernichtender Parallelismus der Pragmatik mußte den höheren Geist zum Widerspruche reizen. Aber Herder fand sich nicht genug aus dem Gegentheile, aus der Allgemeinheit heraus. Theils Mangel genauer Kenntniß, theils theologisches Erbtheil ließ alle scharfe Abgrenzung vermissen, die Herder'schen „Ideen" wirkten nur als Anregung, einem allerdings erweckten poetischen Geiste der Historie nachzutrachten. — Noch belebender wirkte Schiller ein, und die geschichtliche Darstellung verdankt ihm jenen Schwung, der aller Schiller'schen Auffassung und Darstellung eigen war. Allein er trat von vornherein ohne Anspruch auf den Werth der Forschung auf, und dadurch schwächte er seine Macht auf gleichzeitige und nachfolgende Historiker, die alsbald das dramatische Leben und die hinreißende Anordnung nicht für nöthig oder allzuschwer vereinbar hielten mit erschöpfender kritischer Vorarbeit. Spittler zum Beispiele betrachtete Schillers Auftreten, den Aufstand der Niederlande, mit gespanntem Antheile, wendete sich aber mit Widerwillen vom dreißigjährigen Kriege, weil es ihm das Talent mit den Vorbedingungen zu leicht genommen hatte.

Um eine Uebersicht seit 1815 etwa zu geben, eines Zeitraums, in welchem geschichtliche Wissenschaft und Kunst unermeßlich kultivirt, durch vorher kaum dem Namen nach gekannte Hilfswissenschaften unterstützt, und in so viel Personen von so viel verschiedenem Charakter anheim gegeben worden ist, um davon eine volle Uebersicht zu gewähren, müßten an hundert Namen einzeln angeführt und einzeln charakterisirt sein. Dieß gehört einem specielleren Zwecke als dem vorliegenden. Und leider ist für Literatur der Geschichtskunst, wenigstens für das Uebersichtliche derselben, nichts Genügendes gethan. Der 1838 verstorbene Wachler, welcher neuerdings mit mehr Anspruch des Urtheils Meusels Amt, alle Erscheinung geistiger Art aufzuzeichnen und einzureihen übernommen hatte, auch er hat seine 1818 begonnene „Geschichte historischer Forschung und Kunst" nicht fortgesetzt, und in seinen Büchern allgemeineren historischen Zweckes die neuere Entwickelung nur mit den allgemeinsten Bezeichnungen angeführt.

An den Müller'schen Anstoß wäre zunächst Heinrich Luden,

geboren 1772, anzureihen. Er hat sein Leben einer „Geschichte der Deutschen" geweiht, und in dieser allem Detail der Absichten und allen Kombinationen darüber so viel Ausführlichkeit geschenkt, daß ihm selbst der Mann vom Fache nur ungern durch all die künstlichen Hemmungen folgt, welche für nöthig erachtet, und in einem abwechselungslos anspruchsvollen Style langsam erledigt werden. Noch heute hält sich mancher gut unterrichtete, der eine Darstellung vaterländischer Geschichte rasch benützen und nicht zu den Kopfabschneidereien in Wolfgang Menzels Geschichte der Deutschen schreiten mag, an Ignatz Schmidt, der zuerst mit einem gefälligen Ganzen unserer Geschichte auftrat. Es ist nun aber die Darstellung einzelner Zeiträume so erschöpfend und vorzüglich behandelt, daß nur noch einzelne, unerforschte Steppen, wie etwa die Hussitenkriege, übrig sind, welche der Theilnahme ein volles Bild verweigern. Stenzel zum Beispiele hat die salischen Kaiser, Raumer die Hohenstauffen erledigt. Dankbar sollte hiebei immer des Generals v. Funck gedacht werden, welcher in Monographieen so ergiebig vorgearbeitet hatte. Wilken hat die Kreuzzüge ausführlich behandelt; über alles Mittelalter, obwohl zunächst den italienischen Zuständen hingewendet, hat Leo gehaltreiche Forschungen gegeben, und die frühen sächsischen Kaiser finden jetzt in der Ranke'schen Schule eine gründliche Bearbeitung.

Wollte man auch auf die leichteren Formen eingehen, und des siebenjährigen Kriegs von Archenholz und ähnlicher Werke gedenken, dann böte sich eine gar große Zahl. Das Thema: „allgemeine Weltgeschichte", ist, wie sich von deutscher Art erwarten läßt, dasjenige, was am Liebsten versucht worden ist, und hieran knüpft sich passend noch manche nähere Bezeichnung unserer wichtigen Historiker. Man beginnt sie gern noch vor Gatterer mit Schmauß, und wenn man Becks maßlose Zusammenraffung und Heerens verständige Auswahl und Eichhorns reichhaltige und immer verständige Zusammenstellung gelobt, so verweilt man ausführlicher bei den Neueren. Dippold, der mit glänzend rhetorischem Talente und in Wahl des Wesentlichen doch mit großer Bündigkeit die Vorsehung in der Geschichte bewies, er ist in Vergessenheit gerathen. Das nationale Moment der von Frankreich unterjochten Zeit hatte bei ihm diesen stärkenden Geschichtsglauben erzeugt. Anderer Art bemächtigte sich in

Rotteck politische Gesinnung der allgemeinen Weltgeschichte. Ohne Vorzüge des Studiums und der Kunst wirkte er dadurch lebhaft auf eine politische Zeit, daß alle Weltentwickelung unter dem Urtheil eines verständigen Liberalismus dargestellt wurde. Bevor die politische Bewegung allgemein wurde, blieb denn auch Rotteck's Weltgeschichte ohne Wirkung, und ward wenig beachtet.

Viel schwerer zu charakterisiren ist Schlosser in Heidelberg, der durch seine weltgeschichtlichen Bücher, und neuerdings durch seine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und der französischen Revolution und seine „universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur" eine durchaus eigenthümliche Stellung unter den Historikern einnimmt. Er stammt aus Jever in Oldenburg, wo er 1776 geboren ward, hat als Candidat der Theologie und Hauslehrer in mannigfachen Verhältnissen sich bewegt, die bewegte Zeit Deutschlands in Frankfurt a. M. in oft günstiger Nähe beobachten können, und man spricht deshalb bei ihm gern, wenn seiner außerordentlichen Belesenheit gedacht ist, von Anwendung des wirklichen Lebens auf die geschichtliche Anschauung und Darstellung. Das geschieht auf eine rauhe Weise, und darum ist er den begabten Führern unserer Nation, denen, die ein mildes Urtheil alles Menschlichen und eine schonende Deutung für kulturmäßig halten, meist entfremdet. In der Geschichtsfassung selbst hat er einen eigenen Weg erwählt, einen Weg, der sich nicht nur von aller vorgefaßten Meinung, sondern auch von allem Systemscheine der Kultur entfernt halten will. Der Stoff, und zwar in aller Größe und in aller Ausdehnung des Details, soll sich selbst bieten und richten. Was könnte schöner sein! Aber aller Stoff wird in Wahrheit erst vom Historiker, wenn er ihn darstellt, wieder gemacht, und das Grundwesen des Historikers wird ihm aufgeprägt bleiben, wie sorgfältig dies auch vermieden werden soll. Was braucht also diese objektive Geschichtschreibung zu ihrer Voraussetzung, um nicht todt oder hart zu werden? Die durchwirkteste, geläutertste Bildung und das unmittelbare Genie des Blicks. Denn sie entzieht sich den gebräuchlichen Uebergängen, woran der Leser das eigene Urtheil mit dem des Historikers vergleicht und gewinnt, und macht auf eine unmittelbare Gewalt Anspruch, die nur in Händen reifster Durchgebildetheit und mächtigsten Genies

günstig wirken kann. Wo denn nun hinter den Vorgängen Schlosser erscheint, da fehlt nicht eine gebildete Ansicht aus unseren Kulturfolgerungen, aber sie ist keine besondere, meist eine herbe, nirgends eine geniale. Da er gar keine Notiz von Kunst nimmt, so ist das Mißtrauen gegen Urtheilssprüche um so gerechter, denen ein so feines Moment völlig abgeht. Dies ist um so auffallender, da er mit besonderem Nachdrucke dem griechischen Leben zugewendet ist, einem Leben, dem die Kunst so tief inne wohnt. In den neueren Schriften hat er seine alte objektive Weise ganz verlassen, und sie nur dem Thema der Weltgeschichte für gemäß erklärt. Er gibt sich nun der freiesten Betrachtung hin, den Stoff selbst so weit frei behandelnd, daß er Alles davon übergeht, was ihm unwesentlich erscheint. Da sich hiebei nur einige Maximen der Historiographie, nicht aber eine gegliederte Schlußweise nachweisen lassen, so ist für die geschichtliche Kunst nur wenig Gewähr dargeboten.

Schwächer im Charakter, aber gefälliger und auf das allgemeine Bewußtsein deutlicher wirksam, ist die Raumer'sche Art. Friedrich v. Raumer, 1781 in Wörlitz geboren, hat außer den Hohenstauffen auch eine allgemeine „Geschichte Europas seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts" gegeben, die bereits bis zum fünften Bande erschienen ist. Er macht auf keinen Standpunkt Anspruch, welcher über die Forderungen laufender Kultur hinausginge, begnügt sich mit offener Darlegung und Vergleichung des Stoffes, und interessirt damit und durch eine leicht bewegliche Kombination in praktischen Momenten das Publikum lebhaft. Es ist auffallend, daß er sich in der Naivetät der Fassung und des Raisonnements erhält, und sich im Für und Wider der Ansichten mehr ausführlich als durchgreifend und abschließend zeigt; es ist auffallend, daß er am Wenigsten nach einer scharf geschnittenen Kunstform trachtet, denn im Lebensverkehr und im Talente scheint er hiefür reichliche Veranlassung zu haben. Ein Freund Solgers, hat er den modern-philosophischen Prozeß entstehen sehen, ein Freund Tiecks und alles ästhetischen Trachtens, hat er selbst in schöner Literatur sein Geformtes, wie eine Erzählung, „Wilhelmine", in der Urania hervor gebracht. Ein vermittelndes Moment seines Wesens scheint das vorherrschende zu sein, was die Versöhnung der Gegensätze leichter nimmt, als es diesen genehm

ist, und eine flüssige Produktion treibt zu rascher Zusammenstellung. Deshalb haben wir auch in ihm einen raschen Darsteller dessen, was noch in der Entwickelung begriffen ist, Briefe einer „Herbstreise nach Venedig", „Briefe aus Frankreich", Briefe aus „England im Jahr 1835", die immer bedeutendes Material zur Anregung enthalten, und immer aufmerksame Theilnahme finden.

In Heinrich Leo, geboren 1799 in Rudolstadt, bietet sich von alle dem ein Gegentheil. Hier ist dogmatischer Charakter bis zum Fanatismus, Entschiedenheit bis zur grausamen Härte. Dies jäh leidenschaftliche Wesen wäre als solches wohl niemals in einer so viel Reife verlangenden Wissenschaft wie die Geschichte zu Ansehen gekommen, läge ihm nicht eine seltene Energie aller Theilnahme zum Grunde, und zeigte es sich nicht mit dem tüchtigsten Fleiße gewaffnet. Leo's Bildung trifft mit der innerlich heftigen Burschenschaften- und Turnerzeit zusammen, die nach den Freiheitskriegen das altdeutsche Ideal durchsetzen wollte. Ein von Hause aus gewaltsames Naturell mußte in solcher historischen Gewaltsamkeit noch gesteigert werden. Von da aus hat sich denn auch dies Leben in Extremen geschleudert, so daß es in den dreißiger Jahren bei der äußersten Reaktion gegen das, was als Fortschritt gilt, angekommen ist, und als lutherischer Görres 1838 einer Denunciation angeklagt wird, welche neben dem Historiker wie ein erschreckendes Gespenst aussieht. Wo geriethe eine Kultur hin, deren lauterste Anschauung, deren Geschichtskunst dahin auffordert, eine freie Produktion des philosophischen Geistes mit äußerlicher Gewalt zu vernichten! Jener heftige Geist weht allerdings durch alles Geschichtsbuch Leo's, auch durch das, was seinen Ruf begründete: „Geschichte der italienischen Staaten" und „Handbuch der Geschichte des Mittelalters". Aber er befremdete nicht, unterstützte vielmehr die Wirkung, da ein Kampf der Leidenschaften zu schildern war, und das tödtende Wort sich doch innerhalb wissenschaftlicher Grenzen hielt. Sehr bedenklich erschien er schon, da indeß der Inhaber selbst zum Ultraismus gediehen war, in dem ersten Bande der „Zwölf Bücher niederländischer Geschichten" und einer allgemeinen Weltgeschichte, und im zweiten Bande jener und dieser wehrte sich bereits die Kritik entschieden dagegen. Ein starres Prinzip trieb sich dort schon dahin, die Befreiung der Niederlande von spanischem Joche, einen Akt,

welchen die Geschichte längst geweiht, für ein Verbrechen auszugeben, einen Alba in moralischer Berechtigung über Egmont und Oranien zu stellen. Billige Forderung in solcher Sache, worin das Staatsrecht mit großer historischer Berechtigung in Konflikt geräth, würde man aufmerksam hingenommen haben, nicht aber konnte man einem auf die Spitze getriebenen Rechtsprinzipe neben der welthistorischen Erscheinung die Unbedingtheit zugestehen. Es ist dasselbe, nur noch schroffer herausgekehrte Verhältniß wie bei Rotteck, welcher ein zeitiges Vernunftrecht zum Maßstabe aller historischen Erscheinung macht. Hier wie dort geht das verloren, was wir im höheren Sinne Recht und Nothwendigkeit historischer Erscheinung nennen, und was uns ein edelstes Kulturmoment aus geschichtlicher Kunst geworden ist. — Abgesehen von dieser Tendenz historischer Kunstdarstellung, von jener Tendenz, die nichts mit der Parteiansicht zu thun haben, aber sich dem allgemeinen Bildungssinne nicht entziehen soll, abgesehen davon ist die Leo'sche Kraft bedeutend, das weitschichtigste Material in großen Umrissen zu fassen. Der besondere Ausdruck im Worte stürzt dieser Fähigkeit mehr hurtig und wahllos nach, als geläutert oder gar schön und fein. In Rücksicht auf Styl poltert es bei Leo stets in einer ungelenken Behendigkeit. Der brennende Eifer des Inhalts treibt über den holprigen Weg fort, aber die gehetzte Kunstanforderung kommt nur keuchend an's Ende, und fühlt nicht leicht Trieb, die Bahn noch einmal zu beginnen.

Viel feiner und sauberer, maßvoller und darum wahrer ist die Ranke'sche Art. Von geschichtlicher Kunst in großem architektonischem Verhältnisse, in klarstem, durchgehendem Urtheile kann eine Zeit der Prosa nur Annäherndes leisten, wenn nicht ein Genius überrascht. Der Pragmatismus ist ein geistreichstes Hilfsmittel, für solchen Zustand erfunden. Eine Rechnung wird angestellt aus Zusammenstellung des Einzelnen, da die unmittelbare Totalfassung nur einem geweihten poetischen Bewußtsein und dem Genius gewährt ist. Aber mit dem Worte Pragmatismus ist so viel und so wenig gesagt; Alles kommt noch auf den individuellen Historiker an. Deshalb sehen wir denn auch so viel Plumpes, und in aller Addition und Parallele Schiefes und Unwahres aus der pragmatischen Weise entspringen. Der Pragmatismus ist nur die Landkarte, zum Reisen behilflich, aber nimmer-

mehr Bürgschaft für eine ergiebige Reise. Geist, Talent, Geschmack, sie müssen noch Alles thun, und oft gar eilig mit einer geistvollen Geschicklichkeit begnügt sein, wie bei Schlosser und Gervinus. Ranke hat Geist, Talent und Geschmack. Darum lockte schon sein Anfang einer „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften im 14ten und 15ten Jahrhunderte" so lebhaft, und in den „Fürsten und Völkern des 16ten und 17ten Jahrhunderts" war bereits ein eigenthümlicher, ein rascher, fein pragmatischer Geschichtsstyl entfaltet, der in der „serbischen Revolution", in der „Verschwörung gegen Venedig" und in den „römischen Päbsten" glänzend fortschritt, als bloßer Styl des Satzes oft frappant nachläßig, immer aber knapp lebendig, scharf, tüchtig, immer interessant. Da ist nirgends die erstickende Dicke dessen, was man gern vorzugsweise Pragmatismus nennt, nirgends ermüdender Parallelismus alles Untergeordneten, das Herumschnaufen in ausdruckslosem Detail, und nirgends der vorlaut dogmatische Abschluß, welcher dem Standpunkte unserer Zeit so übel steht. Dies feine historiographische Talent Ranke's, was bei genauerem Zusehen scheinbar bekannte Verhältnisse neu und anders für unsere Kenntniß geschaffen, dieser historiographische Takt kann freilich nicht in gewöhnlichem Style der Nachahmung eine Schule werden. Die charakteristische Kunst, welche ihn auszeichnet, läßt sich mit keinem Schema erledigen, aber nach einigen Proben — wie schon erwähnt Monographieen der sächsischen Kaiser — steht Günstiges aus dieser geistreichen Anregung zu erwarten. Havemann, welcher Rucellai's Thema, den Zug Karls VIII., eigenthümlich aufgenommen und in geschmackvollem Maße dargestellt hat, scheint sich ihm ebenfalls anzuschließen. Ranke ist 1795 zu Wiehe an der güldnen Aue geboren.

Von den popularen Geschichtsschreibern, den Bredow, Pölitz, Becker hat des Letzteren gut gewählte Kompilation neuerdings eine theilweise sehr gründliche Ueberarbeitung erhalten, besonders in dem großen Abschnitte des Mittelalters durch einen jungen Historiker Max Dunker, und die Theilnahme des Publikums daran ist eine ganz gegründete, da auch die alte Geschichte in Loebells Händen tüchtig versehen ist.

Aus der großen Zahl von Historikern, welche sich mit Specialgeschichte beschäftigt, könnten für den vorliegenden Zweck nur

wenige ausgehoben werden, da es an Raum und Kenntniß gebräche, all diese Verdienste würdig zu bezeichnen. In Betreff der Hilfsmittel für klassisches Alterthum sind Christ, Ernesti, Heyne, Winkelmann, Wolf, Voß, Ottfried Müller, Niebuhr schon beiläufig erwähnt. Die feine Bildung Niebuhrs und dessen reizbaren, der neuesten Zeit gegenüber, hypochondrischen Charakter näher darzulegen, verlangte eine größere Weitläuftigkeit, als Niebuhrs rückhaltende Einwirkung zu rechtfertigen scheint. In der römischen Geschichte hat neben ihm Wachsmuth sich ausgezeichnet, in macedonischer Flathe, und der künstlerisch fassende Droysen, dessen Verdienst nicht geschmälert wird durch einzelne Ausstellungen, welche man an dessen Geschichte des Alexander-Reiches macht in Bezug auf Forschungs-Detail. Jacobs wäre noch zu nennen, der in vieler, auch belletristischer Weise den Geschmack des Alterthums zu beleben gesucht hat, Manso, der Biograph Konstantins und Historiker Preußens, Bökh, der freisinnige und allseitig tüchtige Alterthumsforscher, Böttiger, der lobsame, an dem reiche Kenntniß und weiche Bildung durch weichliche Charakterzüge geschwächt wurden, Thiersch, ein unermüdlicher, ein edel gebildeter Kenner der Alten, welcher in gesund praktischem Triebe dem thätigen Leben stets zur Hand ist, Zinkeisen, durch Geschichte der späteren Griechen berühmt. Von diesen hat Thiersch auch dem neuen Griechenthume eifrige Aufmerksamkeit gewidmet, und durch Fallmerayer ist es in diesem Punkte zu dem bekannten Streite gekommen, in welchem Fallmerayer die jetzigen Griechen von slavischen Völkerschaften abstammen läßt.

Für Kenntniß des Orientes, welche lange Zeit nur der historischen Theologie angehörte, ist besonders seit den Gebrüdern Schlegel viel geschehen. Bopp ist unser sprachlicher Meister über Indien geworden, v. Bohlen ein Hauptführer über indische Zustände, v. Hammer hat die muhamedanischen Völker uns näher gebracht, Plath belehrt über China. Dabei ist Klapproths Forschungen über Altasien zu erwähnen, nicht minder der ergiebigen Sprachvergleichungen Vaters und Wilhelm v. Humboldts, und all die noch lange nicht ermessene Gewalt historiographischer Hilfsmittel kommt in Rede, welche in unserer Zeit eine so wunderbare Wiedergeburt erlebt haben, und durch welche

große Umgestaltungen geschichtlicher Ansicht bereits angedeutet und noch zu erwarten sind. Da müßte neben Ewald der junge merkwürdige Orientalist Fürst genannt sein, welcher in dem durch Grimm, Humboldt 2c. so genial kultivirten Thema der Sprachvergleichung die bisher ausgeschlossenen semitischen Sprachen so kenntniß- und kombinationsreich in die große historische Vergleichung gezogen hat. — Mannert erwarb der alten Geographie nachdrücklichere Aufmerksamkeit. Die genialste Macht in diesem Theile ist Carl Ritter, welcher die Geographie auf eine vorher unbekannte Höhe erhoben hat. Diese Wissenschaft, noch bis in die neueste Zeit als ein leerster Empirismus auf den Schulen vernachläßigt, ist durch Ritter in alle Rechte wichtigster Spekulation, und in alle Reize poetischer Stofflichkeit eingeführt worden. Ein Blick in Schriften von Ritter und Alexander v. Humboldt belebt auch alle geschichtliche Welt in vorher nie geahnten Kombinationen. Oft erscheinen die folgenreichsten Notizen nur scheinbar beiläufig, und Nachrichten wie die von Columbus, daß er gar keinen neuen Welttheil gesucht, und auch den entdeckten nur für die Ostküste von Asien gehalten habe, treten bei Humboldt nur so bescheiden seitwärts herzu, daß solche neue Wissenschaft an Universalität und gleichzeitiger Schärfe des Details alle frühere tief zu beschatten scheint.

Gälte es noch eine Auswahl unter den Historikern, welche einzelne Abschnitte und einzelne Länder, einzelne Personen bearbeitet haben, so forderten etwa folgende Namen noch die Erwähnung: Für's Mittelalter Rühs, der den rein verständigen Gang Schlözers fortsetzt, den Gang der Aufklärung in der Historiographie, wo die Mythe verspottet und das als Ganzes völlig von uns Abliegende wie das Mittelalter durch subjektive Abneigung und Verneinung des Historikers erledigt wird. Dieser Gegensatz zur Romantik ist also nicht ausgegangen, und die Einseitigkeiten für den dialektischen Prozeß sind vorhanden. Der Liberalismus in französisch-amerikanischer Weise hat dies Aufklärungs-Moment, was aus dem Bewußtsein der Popular-Philosophie in die Historik getreten war, weiter gebildet.

Für Geschichte einzelner Völker: Aschbach, der Spanien erwählt hat. Nächst ihm Schmidt, Lembke und der oberflächlichere Schepeler für dasselbe Land. Das Heeren-Uckert'sche

Sammelwerk ist für alle Spezialgeschichte ein vortrefflicher Mittelpunkt. Für die Normannen Depping, ein in Paris lebender Deutscher, der uns durch eine solide und, bei reicher Kenntniß, stets bescheidene Bildung und Schrift immer verbunden bleibt. Für Thüringen Gaupp, für die Longobarden Türk, für die fränkischen Majordomen Pertz, für die Franken überhaupt Mannert, für Kenntniß aller ständischen Verhältnisse im Mittelalter Hüllmann. Alles Rechtsgeschichtliche, worin Savigny so hohen Ruhm behauptet, einen Ruhm, den er durch edelste allgemeine Bildung steigert, muß noch mehr als sonstig Geschichtliches einer Charakterisirung überlassen bleiben, welche der besonderen Fachbedingnisse Herr ist. — Ernst Münch hat außer seiner Thätigkeit für allgemeine neue Geschichte auch fleißig für Special-Historisches gearbeitet, besonders Niederland und Süddeutschland betreffend. Dabei den Quellen nachgehend, findet er leicht eine günstigere Würdigung seiner lebhaften, nicht immer reif ausgebildeten Weise, als bei einem so mißlichen Thema wie neue Geschichte, wo nur ein überlegener Standpunkt außen und innen gegen üble Deutung sichert. — Oesterreich ist von Schneller geschildert. Ueber Serbien hat, außer Ranke, Otto v. Pirch schäzenswerthe Mittheilungen gebracht. Leider ist dieser hoffnungsvolle preußische Offizier durch einen Sturz vom Pferde noch in blühendster Jugend zum Tode verunglückt. Seine anmuthig gefaßten Darstellungen, unter ihnen auch die „Caragoli" über venetianische Zustände, berechtigten zur schönsten Hoffnung. — Ueber Ungarn und Oesterreich wird der Graf Mailath, über die Niederlande Campens, über Flandern Warnkönig, über Hessen Rommel ausgezeichnet.

In der Monographie sind bewundernswerthe Fortschritte gemacht worden, und da solchergestalt organisch der Weg zu historiographischer Kunst anhebt, so ist mit dem Ruhme dafür nicht zu geizen. Justus Möser war in politischer Hinsicht dafür ein treffliches Vorbild, und es ist jetzt nicht zu verkennen, daß für alle Würdigung des rein Menschlichen Goethe, oft ganz unscheinbar, wirksam geworden ist. Wenn auch nicht in deutlicher Abfolge von Goethe, doch in innerlichster Gemeinschaft mit Goethe'scher Art, ist Varnhagen hierfür ein Muster moderner Historiographie geworden. Seine Biographieen, von Blücher, Seidlitz &c.

bis auf die neueste, die der Königin Sophie Charlotte, sind in Fassung und Sinn treffliche Vorbilder. Neben ihm, ein treuer Freund, sorgt Preuß, der vollkommenste Biograph Friedrichs des Großen, für Alles, was nah oder fern in diesen Bereich seiner Monographie sich hereinerstreckt, ein gewissenhafter Beamte seines historischen Stoffes. Angrenzendes hat Fr. Förster, über Friedrich Wilhelm I., in einer neuen, ansprechenden Form der Monographie bearbeitet, und die überraschenden Data, welche er und Schottky über Wallenstein beigebracht, sind ebenfalls in diesem Bereiche auszuzeichnen. Barthold — über den Luxemburger Heinrich VII. — verdient unter den Monographen eine ausgezeichnete Stelle.

Was seit Lessing und Winkelmann durch Goethe, Meyer, Hirt, Fernow, Bötticher für Kunstgeschichte beigebracht worden, ist an einzelnen Stellen erwähnt, und es sind aus neuester Zeit die theils journalistischen, theils gesammelteren Bestrebungen Schorns, Kuglers und des so liebenswürdig und umfangsreich gebildeten Gruppe auszuheben. In vereinzelter Aeußerung geschieht hierin jetzt außerordentlich Viel, seit unsere so mannigfach interessirte Zeit auch der Skulptur und Malerei und Musik eine entschiedene Neigung zugewendet, und die erfreulichsten Anfänge erweckt hat, es könnte auch unter zerstreuender Entwickelung einer vorbereitenden Zeit eine Kunstepoche aufblühen. Die vereinzelte Aeußerung aber, wie geistreich und vielversprechend sie auch sei, muß für den vorliegenden Zweck so lange unberührt bleiben, bis sie eine gesammelte Wirkung erzielt oder erreicht hat. Solche ist uns vielleicht neben den Kunstschulen zu München, Düsseldorf, Berlin, neben dem deutschen Anbau in Griechenland nahe.

Für Literaturgeschichte ist so viel gründliche Vorarbeit zu rühmen, daß es verwundern kann, an ausgeführter künstlerischer That so wenig in Bereitschaft zu sehen. Obenan in Erforschung und Deutung des literarhistorischen Materials stehen die Gebrüder Grimm, nationale Erscheinungen der Tüchtigkeit ohne Gleichen. Neben ihnen die Mone, Gräter, Lachmann, Docen, Graff, Primisser, Heinrich Hoffmann, Wackernagel, Göttling, Görres und van der Hagen, welche das von Opitz, Gottsched, Bodmer, Lessing, Büsching überkommene Feld

der Aufsuchung großen Ernstes und gewissenhaft weiter angebaut haben. Franz Horn und Aehnliche haben dies und Angrenzendes in etwas allzuweicher Manier für ein zart besaitetes Publikum theilweise in flüssige Uebersichten gebracht, und von ihnen ist, nach Erwähnung Manso's, Kobersteins Abriß auszuzeichnen und Pischons Leitfaden hervorzuheben. Die Versuche popularer Anwendung von Adelung, Campe, selbst von Jahn, dem historischen Ultraismus neben diesem praktischen, haben in früherer Zeit einen belebenden Einfluß geübt, und die späteren Grammatiker Heinsius, Roth, Hahn, Heise, Becker ꝛc. haben diese Aufgabe oft scharfsinnig, immer fleißig weiter gebildet.

Von denen, wo eine zusammengefaßte Sammlung beabsichtigt wird, von den Meusel, Wald, Wachler, Bouterweck, Eichhorn, W. Menzel, Gervinus ist auch nur der letzte in Betracht zu ziehen. Den ersteren war mehr oder minder das Verzeichniß, oder das unzusammenhängende Urtheil die Hauptsache. Eine künstlerische Fassung des gesammten Literaturganges unserer Nation lag ihnen nicht im Plane. W. Menzel begann seine Abhandlungen, welche historiographisch unkünstlerisch die Kulturäußerung in Fächer spalteten, bei der neueren Zeit, und dessen verwogene und gewaltsame Maßstäbe verdienen kein besonderes Eingehen. Gervinus ist der erste, welcher im vollen Sinne des Worts eine ganze Literaturgeschichte unseres Vaterlandes begonnen hat. Zögernd ist schon darum an die Ausstellungen zu gehen, welche den Maßstäben vorliegenden Buches gemäß gegen Gervinus zu machen sind. Ueber allen Vergleich hinaus beherrscht er den Stoff viel gründlicher und umfassender als der Verfasser dieses Buches. Er hat selbst für die genau Unterrichteten in unserer alten Literatur manche schwebende Frage erledigt, sei's durch vergleichende Forschung, sei's durch gebieterischen Ausspruch, wozu ein fester Blick berechtigt, und dem sich bis auf Weiteres der sonst Kundige fügt. Sinn, Deutung, Prinzipien der Fassung sind es allein, woran sich die Opposition knüpfen, und, mit voller Anerkennung großen Verdienstes, entschieden mißliebig aussprechen will.

Gervinus ist ein Schüler Schlossers, der sich, dem Meister gegenüber, volle Eigenheit und Unabhängigkeit bewahrt, wie sehr er auch geneigt ist, diesem die erste Stelle unter unseren

Historikern einzuräumen. Ablehnen philosophischer Systematik, und die Herbheit des Charakters, welche mit dem Verdammungs-Worte nicht zögert, hat er mit diesem gemeinschaftlich. Eine Persönlichkeit, die auf's Handeln gestellt scheint, und dafür energische Bestandtheile besitzen mag, ist er nur dem Worte nach geneigt, das ihm Abliegende nicht ohne Weiteres zu verwerfen. Zornige Strenge als nothwendiges Hauptmoment des Mannes ist ihm stolzestes Bewußtsein des Werthes, und viel näher gelegt als jene eingehende, ja liebende Theilnahme, welche dem gerechten Historiker unerläßlich und welche, kräftig angewendet, dem festen Urtheile nirgends hinderlich ist. So wird ihm die Geschichte oft, zwar immer in gebildeterer Art und in umsichtigerer Bedingtheit, jenes nichts taugende Menzel'sche Tribunal, welches da Uebelthäter oder gar Bösewichte verurtheilt, wo eine Aeußerung den Sympathieen des Historikers nicht zusagt. Dahin wäre also die Goethe'sche Macht einer Objektivität, deren ewiger Geist das unsterbliche Hauptvermächtniß des großen Dichters ist! Dahin der innerlichste Gewinn einer Klassik, von der auch solche Historiker zu erzählen wissen! Es fehlt denn auch in feinerer Art bei Gervinus das Mißkennen Goethe'schen Herzens nicht, und in besonderer Hinweisung auf diesen Mittelpunkt unseres gebildeten Urtheils muß geradezu gesagt sein, daß die Seele Gervinus'scher Geschichtschreibung ein Rückfall in ungebildetere Zeiten ist. Sie hat viel zu thun, um in dem, was sie begleitet, dem Fortschritte förderlich zu werden. Das thut sie freilich, denn Gervinus ist dergestalt von Material und Form der Wissenschaft erfüllt, und sein Geist ist so regsam und dem Tummeln zugeneigt, daß er oft im Beiläufigen, im Durchgehen einer sehr behenden Feder Besseres gibt, als der absprechende Sinn beabsichtigt.

Und auf welch einen wissenschaftlichen Schluß, auf welche Methode wissenschaftlichen Schlusses gründet sich denn nun dies anmaßende Durchfahren? Man erfährt dies wohl öfter im Dienste eines strengen Systems, und weiß sich dann in Betracht der Systemkonsequenz zu orientiren, weiß einer Rücksicht zu weichen, die in sich doch eine bestimmte Fülle hat, und ein bestimmtes Verhältniß gibt. Aber auf den bloßen Charakter, wie würdig und durchgebildet der auch sei, läßt man sich, der reifsten wissen-

schaftlichen Kunst gegenüber, doch nicht gern verweisen, nicht gern auf einige vage Bestimmungen, deren Anfang und Ende die Geschicklichkeit der Analogie ist. In Wahrheit ist kein festerer Halt irgend eines objektiven Prinzips zu finden, wie aufmerksam man sich auch den Schriften von Gervinus und darunter einer Historik selbst hingibt. Es sei ganz bei Seite gesetzt, wie trivial in heutiger Zeit jene biderbe Weise des Ausrufs entgegentritt, und an das Phrasenthum Menzels erinnert, jene Weise: „Schule und Buch sind zu trennen, keiner dogmatischen Beschränktheit ist Raum zu geben, die Tugend ist aufzusuchen!" Es bleibe diese und ähnliche hohle Salbung, deren sich Gervinus nicht immer entschlägt, zur Seite, denn sie verirrt sich doch nur unter eine stets ernste, eifrige, hastig suchende Bestrebung, der Geschichtskunst wirkliche Grundlinien zu zeichnen. Aber auf welche kommt es in Summa hinaus? Das Wichtige, das Nothwendige von dem Unwesentlichen zu trennen, das Entsprechende zusammen zu stellen, historischen Sinn zu wecken. Historischen Sinn zu wecken gilt ihm wirklich für das äußerst Erreichbare historiographischer Kunst. Das ist wenigstens ein äußerst bescheidenes Ziel für den übrigens so durchgreifenden Geist. Und wie sehr man der starren Construktions-Methode abgeneigt sein mag, das muß man ihr zugestehen, selbst innerhalb ihrer Gewaltsamkeit gegen den Stoff enthält sie eine ergiebigere Probe der Methode, zeigt sie mehr Halt, der an sich etwas ist, und wird sie darum eine mindere Gefahr vorgreifender Deutung. Von jenen Leitsternen ist nun für Gervinus die erwähnte Analogie der beliebteste, ja der durchaus vorherrschende. Und fürwahr, welch ein weiter Mantel der Beliebigkeit ist sie! Was dieser im Grunde doch nüchternen Geschichtschreibung an Reiz der Kürze, der Natürlichkeit, der Unmittelbarkeit bleiben könnte, das vernichtet sie. Ein vortreffliches, Alles zur Hand bietendes Gedächtniß, und eine daraus fließende bewundernswerthe Gewalt über den Stoff verleitet Gervinus zur ertödtenden Anwendung dieser logischen Darstellungsfigur. Nichts ist so groß, nichts ist so klein, nichts ist so verschlungen und eigen mannigfaltig, das nicht ein Entsprechendes auf irgend einem Marktplatze, in irgend einem Winkel der Geschichte fände, und zwar ein Analoges, dem nachgetrachtet werden könnte bis in die verborgensten Seiten. Und was ist nun

damit gewonnen? Was ist gewonnen mit dieser erkünstelten und den Geschichtsgang doch wahrlich nicht preisenden Wiederholung der Aehnlichkeit? Haben wir wirklich viel mehr, wenn wir zwei Fragen statt einer, zweimal die Erscheinung statt einmal haben? Ist das abgeleitete Urtheil verläßig, wofür doch erst die stets verschiedene Grundbedingung verschiedener Zeiträume in Abrechnung kommen, wofür also doch immer eine entscheidende Kritik eintreten muß? Ist denn diese Kritik wirklich erleichtert, nachdem man sich eine so schwierige Aufgabe der Modification dazu geladen hat? Breite entsteht, Verschwulstung des Themas, größere Schwierigkeit künstlerischer Form. Und diese hat sich Gervinus schon dadurch erschwert, daß er im bedenklichsten Punkte der Darstellung seinem Meister Schlosser nachgeht. Beiden scheint die Naivetät der Erzählung überflüssig. Was unsere Sprache in dem reichen Worte „Geschichte" begreift, das plastische Auftreten einer Geschichte, ist ihnen verloren. Der Hergang wird vorausgesetzt, den zauberhaften Reiz desselben, welchen sie bei allem Preis der Alten nicht nachahmungswerth finden für eine gedankenreichere Zeit, diesen Reiz, die unmittelbare Berührung mit dem Kunstgebiete, ihn geben sie auf! Ein bloßes Raisonnement entsteht, eine bloße Kritik der Figur, wo doch von einer That wissenschaftlicher Kunst die Rede, bei diesen Historikern selbst fleißig die Rede ist. Die Figur selbst ist vorausgesetzt, und auf Alles, was an die einfache Fassung der Chronik erinnert, wird von Gervinus mit großer Verächtlichkeit herabgesehen. Möge ihm die wissenschaftliche und künstlerische Einsicht nicht immer fremd bleiben, daß zu einer ächten Darstellung, zu einer der Chronik verwandten reinen Darstellung der Vorgänge mehr Ueberlegenheit und Kunst gehöre, als zu einem beliebigen Raisonniren und Analogisiren. Hierzu ist eine gedankliche Beweglichkeit hinreichend. Aus solchem Grunde ist leider die Gervinus'sche Literaturgeschichte nur den Gelehrten dienstbar, und was darin neu oder glücklich aufgefunden ist, kann erst durch andere Kanäle dem allgemeinen Bildungsbewußtsein zugeführt werden. Denn diesem wird in einer Literaturgeschichte zugemuthet, daß es die Literaturgeschichte bereits kenne, und nur neue Ansichten vernehmen wolle. — Dem Kundigen wird es übrigens nicht entgehen, daß in den Ansichten über dichterischen Werth

die einzelnen Theile des Gervinus'schen Buches von einander abweichen. Besonders ist der erste Theil für gute, didaktische Zwecke noch sehr zornig, während die späteren sich unserer jetzt allgemeinen Ansicht beischließen, daß solcher Zweck mit dem ästhetischen Bereich nichts zu schaffen habe. Ein lebhafteres Eingehen auf das Buch von Seiten der Kritik und Theilnahme steht erst zu erwarten, wenn der letzte, vierte Band mit Betrachtung der neuen Zeit erscheint. Wenn erst von Lessing, Goethe, Schiller die Rede sein wird, wo alle Vorbedingungen des Urtheils allgemeiner verbreitet sind, da wird sich deutlicher zeigen, was äußerliches Verdienst der Forschung, was Dissonanz, was stichhaltig sei für unsere Bildungsansicht. Auch das Verhältniß zu den stets ignorirten Fortschritten der Philosophie wird sich aufklären, denn noch im Jahre 1838 in einem Bande „gesammelter historischer Schriften" wird bei einer Geringschätzung philosophischer Geschichtsansicht nur von Kant geredet, als ob vom Jahre 1800 die Rede sei, und nicht eben in historischer Ansicht seit Kant das Wichtigste von philosophischer Seite gethan worden sei. Was in vereinzelten Aufsätzen Gervinus über Erscheinungen neuer und neuester Zeit geurtheilt, erweckt mehr Besorgniß als Hoffnung. Die karge Einsicht Goethe'scher Größe, die einseitig wissenschaftliche Stellung gegen Börne droht mit unzulänglichen Maßstäben. Für Börne, für einen politischen Parteiführer streng wissenschaftliche Anforderung! Welch eine Unbehilflichkeit des Geistes zeigt das! Wer behandelt die Vorpostenreiter mit schwerem Geschütze? Die Uebertreibungen Börne's waren und sind nur der bornirten Partei unbekannt. Aber vom Historiker war mindestens zu erwarten, daß er Produkte eines Kriegszustandes nicht mit den Analogieen akademischer Schule bemessen, daß er den talentvollen Geist nicht plumpen Sinnes verkennen, den Reiz rascher Sprache nicht übertasten werde, weil der Periodenbau darin fehlt. Wenn der Analogismus so unrichtig deutlich gegebene Verhältnisse einzurechnen, und wenn er so wenig verhältnißmäßig zu tadeln und zu loben weiß, wo sich Recht und Einschränkung dergestalt offen bietet, wie soll uns ein Vertrauen kommen für entlegene Zustände und Personen!

Gervinus ist zu Darmstadt geboren, und ward zuerst Kaufmann. Erst in vorgerückter Jugend verließ er diesen Stand,

und es ist hoch anzurechnen, mit welchem eisernen Fleiße er die für wissenschaftliche Erwerbung versäumte Zeit nachzuholen trachtete. Er studirte in Gießen und Heidelberg, und war zuletzt Professor in Göttingen. Dort gehörte er 1837 zu den Sieben, welche gegen Aufhebung der Hannöver'schen Constitution protestirten und in Folge dieser Protestation verwiesen wurden. Diese Entschlossenheit des Charakters sehen wir auch nirgends seiner Schrift fehlen, und, eines so festen Grundes versichert, darf man bei ihm um so unumwundener auf den Verlangnissen einer weicheren Beurtheilung für geschichtliche Stoffe bestehen.

Es ist nun noch übrig, eine Uebersicht davon zu geben, wie sich die politische Wissenschaft Ausdruck und Form gesucht. Es ist nicht am Orte, der Publizistik in alle einzelne Wendung zu folgen, besonders darum nicht, weil dergleichen nicht wie in der Geschichtsdarstellung verschiedene, entsprechende Formen der Erscheinung sucht, dadurch neue literarische Momente entwickelt, und deßhalb Anspruch auf Beachtung jeder Einzelheit machen kann. Die publizistische Form in der Schrift verhüllt sich unter der allgemeinen literarischen Bildung, ihre Form im Kulturleben drängt sich so eng in den politischen Kreis, daß sie in einer politischen Geschichte näher zu verhandeln ist. Aber der Gang im Großen ist auch einer Literargeschichte wichtig, denn Publizistik ist die Mündung, wo alle Bildungsströme in's große Meer des gesellschaftlichen Zustandes treten. Nicht bloß nach alter Definition ist sie eine Kenntniß der Staatsrechtslehre, obgleich das jus publicum ihr den Namen verliehen, sondern sie begreift das neue Kulturmoment, worin alles Wissen und alle Erfahrung dem Staate gegenüber sich geltend macht, dem Staate gegenüber, wie es dies in staatsfester Zeit untergeordneten Einrichtungen gegenüber thut.

In der mittelalterlichen Welt konnte eine solche Wissenschaft nicht besonders lebendig werden, da das Staatsleben in seiner wesentlichen Begründung eine zweifellose Lage besaß, und der herrschende Idealismus sich seinem Ursprunge angemessen mehr in Räumen bewegte, die mit der Form des Staates keine unmittelbare Berührung zeigten. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist," dieser Christusspruch mit seiner Indifferenz gegen die politische Welt war in höchster Instanz noch gültig, und die überwiegende

Priesterherrschaft trug keine Sorge, dafür große Gedankenbewegung zu wecken, in so fern sie etwaige Konsequenzen in der Unaufgeklärtheit solcher Elemente für sich zum Vortheile zog. Die germanischen feudalen Staats- und Rechts-Verhältnisse waren darunter in einer gewissen Naivetät herrschsam in ihrem Kreise, und die Rechtslehre war eine Geschichtslehre oder richtiger eine Gedächtnißlehre. Das Gewesene war Norm und das Gesetzbuch war Chronik, an welche die Spekulation nicht reichen konnte. Pütter im vorigen Jahrhunderte, ein gedächtnißstarker Kustos der Reichsgesetze, war in seiner Sorgfalt ein Repräsentant dafür. Klüber übernahm dies Amt schon in vorgeschrittener Form, wenn auch sein Hauptverdienst in Beschaffung interessanten Materials bestand. Eine Frage der Spekulation lag früher nur in den Machtgrenzen des Kaisers und des Pabstes. In Betreff des Kaisers, den Fürsten und Vasallen gegenüber, beugte sich alles Recht der jedesmaligen Macht, oder war ein vorübergehendes Detail-Interesse, wie unterscheidsam die Reichsabschiede sich auch manchmal anließen. In Betreff des Kaisers, dem Pabste gegenüber, leitete es dieser gern in's theologische Dogma, und der Sache nach gedieh es nirgends zu einer wissenschaftlichen Festigkeit, sondern Schwert und Klugheit des Augenblicks gaben die neuen Paragraphen. Der westphälische Friede stellte dafür eine unumgängliche Forderniß, die man aber auch provisorisch abzumachen suchte, so gut es sich eben thun ließ, auch die Akten des Tridentiner Concils auf sich beruhen lassend, in denen die alte Kirche ihre Positivität ausgesprochen hatte. Wie wenig dies gründlich erledigt worden war, zeigen neuere Streite, wie der Kölnische u. s. w. Der geschichtliche Prozeß war dabei stillschweigend vorbehalten, und eine in sich geschlossene Wissenschaft war nicht möglich.

Sie war nicht möglich, und die alte Naivetät war nicht ausreichend, seit eine Reformation thätsächlich geworden, und mit neuer Philosophie und Bildung der Weg zu neuer, noch der Eroberung in aller Einzelnheit bedürftiger Gesammtheit begonnen war.

Im Gefolge der Reformation mußte sich also eine Bewegung in dem bilden, was sich nach und nach zu einer Wissenschaft der Publizistik ausbildete. Den Franzosen Montaigne, gleichzeitig

mit der ersten Reformationsfolge, darf man neben Hutten zuerst nach diesem Betrachte in's Auge fassen. Der spanisch-niederländische Krieg gab den ersten Anstoß; das revolutionäre Leben Englands im 16ten Jahrhunderte gab den ersten festen und noch immer dauernden Anknüpfungspunkt einer Publizistik, oder doch den ersten Spielraum, worin die Politik noch heute alles Mögliche macht. Für geistreiche Ausbildung sorgten im Anfange des 17ten Jahrhunderts Spinoza, Grotius, für geistreiche Anregung Montesquieu. Wir sehen später, wie alle englischen Philosophen, unter ihnen Locke, in diesem Thema gestalten, wie eigenthümlich und fein es Leibnitz aufnimmt.

In's weitere Bewußtsein Deutschlands, wenn auch noch keineswegs in's allgemeine, kam der publizistisch reformatorische Gedanke durch die Aufklärung in Frankreich, durch die Encyklopädisten, durch Voltaire und besonders durch Rousseau. Es war eigentlich nur im Bauernkriege und unter den Wiedertäufern eine rücksichtslose Anwendung des Reform-Prinzips auf staatliche Verhältnisse im Vaterlande der Reform herausgetreten. Luther, die Konsequenz seines Prinzips auf der abschüssigsten Seite offen sehend, hatte sich des überdrängenden Moments halber hart absprechend dazu verhalten. Wo es sich in den Religionskriegen wieder äußerte, war es mit der alten Territorial-Frage und den alten Hoheitsverhältnissen gemischt, und ging nicht aus dem Verhältnißkreise der alten Herrscher heraus, sondern bewegte sich in diesem bald hier hin, bald da hin. Jetzt, nach der damals modern französischen Einwirkung, verhielt es sich anders. Abstrakt wurde alles Verhältniß des Herrschens und Dienens in Frage gestellt, historische Berechtigung und Entwickelung verschwand ganz im Hintergrunde.

Dies ungeheure Moment äußerte sich bei uns zunächst in der schönen Literatur. Die Genieperiode gab unsere Encyklopädisten und Emile, und solcherweise bereits in einer künstlerischen Weitergestaltung. Eben so sehen wir heut im sogenannten „jungen Deutschland" eine weiter gerückte Genieperiode und es wird, wie die Lenz und Klinger, daraus verschwinden, was nur im theoretischen Jargon der Tendenz fordert, und was nicht organisch erfindet. Eben so, weil unfruchtbar, zeigt sich neben den Genies Wieland in Merkur, Nicolai in der Bibliothek schwächer

und leichterer Art, wiewohl Friedrich der Große für sie ein großartiger Anstoß war.

Schlözer begann eigentlich in lebendigster Weise, und zwar auch mit Zeitschriften, was man Publizistik nennt. Wie viel Einfluß auf ihn Frankreich gehabt, ist schwer zu sagen, keineswegs war es ein überwiegender. Aus eigenem Charakter, Schicksale und Standpunkte erwuchs für Schlözer die Opposition, und deßhalb war so viel Ungestüm und Leben in ihr. Daß er in einem Staate, der, wie Rußland, noch auf frühere Bedingungen des Regierens angewiesen ist, in Mißhelligkeiten gerieth, mochte mehr denn alle Theorie seinen Blick für Staatsreform wecken. Auch betrieb er seine politischen Anschläge nicht in französischer Allgemeinheit, sondern mehr in einem etwas gewaltsamen Pragmatismus, welcher an das Geschichtliche zwar auch diktatorisch, aber nur in pragmatischer Grenze diktatorisch ging. Schlözers Einfluß auf Deutschland war sehr groß. — Bei weitem feiner und vorsichtiger war die politische Weise Spittlers, die aber in dessen letzte Lebensverhältnisse fällt, und von der wenig in den Druck gekommen ist. — Ein bewundernswürdiges Muster, allen Fortschritt, alle Aenderung in charakteristische Verhältnisse zu beschränken, das Passende und Zweckmäßige Allem voraus in der Politik zu betreiben, ward Justus Möser. Er mußte allein bleiben, selbst eine Anregung für spätere Zeit, die sich die große Aufgabe neuer Politik noch weit auszubreiten hatte, und noch lange nicht geneigt sein konnte, sich in Grenzen zu ziehen, in Grenzen eines Landes, das sich erst aus dem allgemein wuchernden Idealismus bilden sollte. Daß Schlosser jene vorgreifende Bedeutung Mösers so gröblich verkennen, und ihn wegen Mangels an Idealismus tadeln konnte, dies erweckt kein besonderes Vertrauen zu Schlossers eigenen Maßstäben. Ein Bändchen „Reliquien" von Möser, was Abecken 1837 herausgegeben, hat manchen neuen Blick in die liebenswürdige Deutungsweise des Mannes eröffnet, welchen die Vaterstadt für eine scheinbar so beschränkte publizistische Wirksamkeit eines ehernen Denkmals für würdig erachtet hat.

Schwächer, weil geistig verschwimmender, und mehr gemüthlicher Art war Moser. Das Gemüth ist nur ein Einzelngesetz, oder eine Atmosphäre, mit welcher die Politik noch alles Mögliche macht.

Die Kant'sche Abstraktion bemächtigte sich der publizistischen Frage unwiderstehlich. Fichte ward ein idealer Held der Publizistik, ohne doch in real-publizistischer Anwendung etwas systematisch Dauerndes zu erzeugen. Die Revolution mit ihren allgemeinen Kategorieen verfloß in die theoretische Allgemeinheit, die Herrschaft Napoleons hielt die freie publizistische Ausbildung dieser Stoffe darnieder, und der Kampf dagegen, welcher für den Krieg den Idealismus und Positivismus vereinigte, gab neue Mischungen. Interessante Talente und Charaktere, die sich früher, wie der im Kerne doch tüchtige Forster, wie Schlabrendorf, Jochmann, Oelsner und Aehnliche, die sich eine bedingte Theilnahme an der idealen Reform retteten, solcher Charaktere, die mehr durch ihre Erscheinung und durch Aphorismen als durch Bücher wirksam wurden, hat Deutschland viele gehabt, und es wäre ein dankenswerthes Unternehmen, wenn sie einmal in einer bestimmten Folge geschildert würden.

Die Napoleon'sche Zeit, welche das Bestehende und die unumschränkte Spekulation eine Zeit lang verband, gebar aus alledem neue publizistische Formen. Die Noth lehrte geschichtliche Zuflucht, und was sich aus diesen Vorbereitungen geistreich für das nächste Bedürfniß bilden ließ, das bildete Gentz, den man einen Hauptbildner der deutschen Restauration nennen muß. Friedrich v. Gentz — 1764 bis 1832 — verdiente in der Literargeschichte einen Platz, wenn er auch nicht publizistisch eine wichtigste Erscheinung wäre. Er schrieb die klarste, lebendigste Prosa, die für solches Thema noch geschrieben worden, und, dem Geschmacke nach, für dies Thema die angemessenste ist. Nirgends ist Trockenheit, nirgends ein unpassender Aufwand von Bildern und Schönrednerei, nirgends wird der Zweck gehemmt durch tiefsinnige Untersuchung, wie sie dem philosophischen Autor zukommt, nirgends durch oberflächliches Absprechen und bloße Ueberraschung des Worts. Varnhagen, Gentzens meisterhafter Biograph, der das reiche Naturell und die Bildungsfülle dieses Mannes zu höchsten Ehren bringt neben der leichten Sinnesweise eines genußlustigen Wesens, sagt im Charakterisiren der Gentz'schen Fähigkeit, es hätte darin nur strenger Tiefsinn und rascher Witz gefehlt, alles, was zwischen diesen Endpunkten einzureihen sei, habe er in reichster Ausbildung und Brauchbarkeit besessen.

Gentz hatte in Königsberg studirt und behielt Zeit seines Lebens eine Anhänglichkeit an Kant, und ein Erbtheil kritischer Schärfe jenes Philosophen, obwohl er nur kurze Zeit für die Revolution eingenommen, und der abstrakten Folgerung zugethan blieb. An Burke, den großen Bekämpfer der Revolution, schloß er sich eng, übersetzte ihn, und bildete unterdessen und unter Englands Einfluß überhaupt eine eigene Politik sich aus, die viel verkannt und von ihm selbst kaum jemals unumwunden ausgesprochen worden ist. Verkannt mußte sie werden, weil Gentz kein energischer Charakter war, welcher dogmatisch eigen durchzudringen versucht hätte, weil er im gewöhnlichen Sinne des Worts praktisch dem Ausführbaren alles Weitere unterordnete, weil er, um auszuführen, an eine Macht sich schloß, die in vielfach andern Bedingungen existirte, als Gentzens Ansichten nach einem möglichst vollkommenen Staate angemessen oder nöthig waren. So ist fast all seine Schriftthat dem augenblicklichen Zeitbedürfnisse zugewendet, und zwar von einem Standpunkte aus zugewendet, der ihm von außen gegeben war. Um den Gentz'schen Kern zu sehen, muß man also nicht sowohl zwischen den Zeilen lesen, denn er versteckte nicht, sondern man muß außerhalb der Beschränkungen, die er sich durch den Standpunkt gab, und innerhalb welchen er auch scharfsinnig abzweigend nur Geltung verlangte, man muß neben dem Gentz'schen Aufsatze einen zweiten konstruiren, für welchen er stets das Material in klarer Darlegung der Vorbedingungen gab.

Für die handfeste Theilnahme ist damit freilich nichts gegeben, aber wer darin die Wahrhaftigkeit und Innerlichkeit einer zum Abschluß gedrängten Bildung erkennt, einer Bildung, die sich bewußt ist, nur unter solchen Bedingungen und nur vorläufig abschließen zu können, dem wird dies schätzbare Gentz'sche Bildungsmoment nicht entgehen. Dem wird der Vorwurf ganz unverständig erscheinen, Gentz sei ein Vertheidiger des Absolutismus gewesen, und der wird die Wichtigkeit Gentz'scher Erscheinung ganz wo anders als in der Frage suchen, ob Gentz charaktervoll oder charakterlos oder charakterschwach gewesen sei. Charakterschwach war er, und als bürgerliche Existenz soll er nirgends zum Vorbilde dienen.

Das Interesse der Restauration anbetreffend, mußte Gentz, ein unbefangener, durch das praktische England vorgebildeter

Geist, viel mehr Leben haben und geben, als die erkünstelte Restauration der Schlegel und Adam Müller und als die geistlose Theorie Hallers. Und weil wirkliches Leben in ihm war neben mannigfacher Bildung, muß er auch für Gegner und für unbefangene Theilnehmer am politischen Processe förderlicher und wirksamer sein, als jeder Andere. Deßhalb ist der Versuch Gustav Schlesiers ein willkommener, durch eine ausführliche Charakteristik dieses Mannes, und durch eine sorgfältig erklärte Herausgabe zerstreuter Schriften desselben, ein bleibend wirkendes Denkmal von Gentz zu errichten. Unter dem Titel „Schriften von Friedrich Gentz, ein Denkmal", sind 1838 zwei Bände erschienen, denen ein weiterer Fortgang zu wünschen ist, da eine andere Ausgabe der Gentz'schen Schriften mit unzulänglicher Kenntniß des Gegenstandes begonnen hat. Die Momente der Zeitgeschichte, an welche sich die Aufsätze von Gentz schließen, sind alle so hochwichtig, und die Stellung dazu, die Kenntniß davon, welche Gentz hatte, in den verborgensten Motiven, ist so einzig, daß jedes verlorene Blatt ein Verlust wäre.

Ein Hauptstrom, der nach Besiegung Napoleons aufbrauste, war ein modernes Altdeutschthum, da man, und zum Theil wohl mit Recht, in vernachläßigter Selbstständigkeit der Nationalität die kriegerische Schwäche gegen Frankreich fand. Es zeichnete sich darin aus: der rheinische Merkur von Görres, dessen Schiff auf den Gebirgen der Historie hängen blieb, als sich die Wasser verliefen, Ludens Nemesis, das Weimar'sche Oppositionsblatt, Jahns deutsches Volksthum, der Tugend- und Männerbund, die nicht in die Literatur traten, und von denen ein Jugendstoff als Bodensatz in dem Studenteninstitute der Burschenschaft verblieb bis zum Jahre 1830. Mit diesem Jahre verflatterten auch die letzten, abgebleichten Bänder dieser Richtung, und sie ging über in den französischen Liberalismus.

Die allgemeinen Kategorieen hatten sich an den französischen Kammern belebt, und fanden an den kleinen deutschen Kammern eine Fortleitung. Das Mehr oder Minder der Garantieen ward alle Frage, und eine geniale Wendung ist eigentlich nicht zum Vorschein gekommen. Die Macht der Richtung entstand denn auch erst, als durch die Ereignisse in Frankreich die Massen selbst einen Impuls erhielten. Publizistische Talente, wie Lindners,

hielten sich in geistreicher Gewandtheit, andere, wie v. Gagern, in machtlos gnomischer Salbung, wo die steckenartigen Sätze wohl selbstgedacht, aber produktionslos an einander gesteckt waren. Weitzel und Wetzel sammelten Theilnahme um sich durch einen sanften, innigen Charakter der Opposition und durch leicht gefaßte Darstellung. Auch Börne interessirte und weckte schon Manchen durch pikante Aufsätze, an denen die rasche Darstellung und in einzelnen Spitzen auftauchende Gesinnung lockten. Murhard sammelte breites Material für Hauptfragen, wie er nach der Julirevolution sammelte und in starken Bänden drucken ließ. Durch Heine kam der erste Wink, wie mächtig eine Verwaltungsfrage durch poetische Verarbeitung, durch einen glänzenden Witz werden könne, aber Krug, von der theologischen sich zur politischen Gelegenheit wendend, eröffnete zeitig die Perspective, daß Publizistik ohne Geist das Trivialste werden könne, sobald sie nicht streng referirend den Ereignissen auf dem Fuße folgt, und vom Reize der Neuheit noch Vortheile zieht.

Auf der andern Seite bildete sich für das Bestehende philosophisch durch Schelling, rechtshistorisch durch Savigny, eine geistvolle historische Schule. Sie konnte aber keinen durchdringenden Einfluß gewinnen, da ihr im allgemeinen Bewußtsein die allgemeine Sympathie für Liberalismus entgegen, und auf den Schultern, wenn auch noch im Nebel, bereits Hegel stand, welcher Bestehendes und Historisches in größerer Bedeutung faßte.

Mit der Julirevolution geriethen nicht nur alle diese Verbreitungen in Sturm, sondern es wurde auch eine Menge neuer Elemente lebendig, dergestalt, daß an die fünf Jahre alle Literatur mit politischer Wendung sich betheiligte.

In der ersten Zeit von 1830 ging alle Richtung hochfluthend in französischem Liberalismus. Praktischer Staatszweck war Alles, der literarische Ausdruck nur Hilfsmittel hierfür, an sich und in anderer Beziehung gleichültig. Rotteck, Welcker, Wirth, Siebenpfeiffer, König in Hannover, Wilhelm Schulz in Hessen waren Hauptsprecher, denen sich für das belletristische Publikum Börne mit bis dahin unerhörter Macht der kleinen Darstellung, des zugeschmiedeten, talentvollen Wortes und des belletristischen Kriegsausdruckes anschloß, dem Wesentlichen nach anschloß, wenn er auch in Behauptung des abstrakten Gesellschaftsideals Alle über-

bot. Eben so war auch unter den vorher Genannten Verschiedenheit, deren Darstellung mehr in eine politische Geschichte als hierher gehört, wo das literarische Moment die Hauptsache. So trennte sich Wirth in Hauptpunkten vom französischen Liberalismus, und dessen schonungslose „deutsche Tribüne" war an Kraft popularer Darstellung den Meisten überlegen. Wilhelm Schulz zeigte in einem Buche über Deutschlands Einheit ein ebenfalls nicht unbedeutendes und feiner gebildetes Talent. Diese Leute sind großentheils durch ihren Konflikt mit den Regierungen ihrer Freiheit verlustig gegangen, und eine weitere Manifestation dieser Richtung durch die Schrift ist nicht erfolgt. In Thätigkeit geblieben und Hauptrepräsentant dieses Liberalismus, so weit er sich in freier konstitutioneller Form fortbewegen und zum Weiteren gestalten will, ist Rotteck. Dessen Vernunftrecht gehört in die Analogie der Rousseau'schen Epoche, und ist in wissenschaftlicher Begründung vor neuen Formen in den Hintergrund getreten.

Charakteristische Schattirungen dieses allgemeinen Zugs zeigten sich in Würtemberg und in Hannover. Die Hauptvertreter dafür sind dort Paul Pfizer, hier Dahlmann geworden. Pfizer hat im „Briefwechsel zweier Deutschen" die Politik des abstrakten Idealismus mit geistreicher Spekulation auf vorliegende Bedingungen angewendet, und im Unterschiede von der Abstraktionspolitik diesen Bedingungen eine mitleitende Stimme eingeräumt. Dahlmann in seiner „Politik" hat dem historischen Rechtsverhältnisse noch ausgedehnteren Einfluß gestattet, und in diesem Sinne das Hannöver'sche Staatsgrundgesetz 1833 zum Gesetz gefördert. Um so merkwürdiger ist die Stellung geworden, als er 1837 bei Aufhebung jenes Grundgesetzes in die entschiedenste Hannöver'sche Opposition und unter die sieben verbannten Professoren gerieth.

Durchaus vorherrschend in aller Literatur bis zum Jahre 1835 war aber der abstrakte Liberalismus, alle Journalistik war davon erfüllt, der kurze, abbrechende Styl, die beliebige, bloß geistreiche Mischung der Stoffe ging journalistischen Tones in alle Schrift über. Individuelle Modifikation schien machtlos, machtlos und ganz vereinzelt schien schriftliche Gegenwirkung. Unter jener Modifikation kann der Holsteiner Publizist Hege-

wisch aufgeführt werden, der unter dem Namen Franz Baltisch in überströmender Weise eigen gebildete Ideale des Liberalismus entwickelte; Rehberg, der in trockener Verständigkeit liberalisirte. Unter dieser Gegenwirkung macht sich das Berliner politische Wochenblatt unter den Auspicien Jarke's bemerklich, welches mit auffallendem Widerspruche, bald nach der Julirevolution, sich gegen alle Tendenz der Zeit erhob, nicht bloß gegen einzelne Partieen oder Konsequenzen in ihr. Es hält sich im anderen Extreme an die äußerste Konsequenz des historischen Buchstabens, und lebt in der Forderung jener einigen Gedanken- und Zustandswelt, aus deren Uneinswerden alle Bewegung der neuen Geschichte entsprungen ist. Da die Geschichtsentwickelung sich schwer auf einen bestimmten Einzelnzweck hin fesseln läßt, so scheint es leichter, ihre Berechtigung zu unvorhergesehener Wendung überhaupt zu läugnen, und das ist denn schwächer oder stärker in allen Krisen der Zeit geschehen, und hat den Fortschritt immer genöthigt, sich tiefer zu begründen.

Die Hegel'sche Welt hat sich für dieses Thema im Hintergrunde erhalten, wiewohl Hegel selbst mit ganz entschiedenen Urtheilen gar nicht zurückhielt, und in seinen Schriften auch streng publizistische Arbeiten zu finden sind. Die Macht der Folgerung aus seinen Kategorieen wuchs ihm eigentlich in diesem so leicht herausfordernden Punkt über das Haupt. Die Schüler, der rascheren Jugendwelt zum Theil angehörig, folgerten über seine Sympathieen hinaus, und es wuchs und wucherte da eine noch gar nicht offenbarte Welt des publizistischen Gedankens, welche aus der eigenthümlichen Philosophie des Rechts und der Geschichte gar eigenthümlich eines Tages hervortreten kann, sobald ein energischer Genius daran tritt. Was in einzelnen Sätzen während der politisch stürmischen Zeit hin- und herwanderte als gehaßtes oder beliebtes Schiboleth, wollte in seiner Vereinzelung wenig sagen, ward mißverstanden, oder verunstaltet, und war nur ein Flaggenspiel gegen das im verdeckten Schiffsraume vorbereitete Treffen. Als Vorbereitung in verschlossenen Denkverhältnissen ist der Hegel'sche Gedanke nach dieser Richtung übrigens für Norddeutschland dennoch bereits von großer Macht gewesen. Er hat die Politik der Aperçüs gelähmt im Günstigen und Ungünstigen, und wir haben aller Wahrscheinlichkeit nach das neue System

publizistischen Gedankens, welches sich nach Beseitigung der Extreme, und nachdem unerwartet auch die kirchlichen Fragen in die Mischung getreten sind, aus diesem Kreise zu erwarten.

Für einen gebildeten Uebergang aus dem schonungslosen Kriegszustande in der Publizistik ist von anderer Seite seit 1835 auch Einiges geschehen, und es hat sich dabei namentlich Gustav Schlesier ausgezeichnet, der in einem ersten Bande „deutscher Studien", welcher die „oberdeutschen Staaten und Stämme" in's Auge faßt, gegen die Extreme der abstrakten Politik in versöhnlicher Weise ankämpft, und die charakteristischen Hilfsmittel für alle Kombination und für die Allgemeinheit der Idee in Anspruch nimmt. Für solche Richtung ist theilnehmendes Eingehen zu wünschen, da sie sich in Form allgemein zugänglichen Raisonnements durchaus geneigt darstellt, keinen Fortschritt einer oberflächlichen Ausgleichung zu opfern, und nur innerhalb überzeugender Wissenschaftlichkeit eine Vermittelung der Extreme zu bewirken, die Ancillon einst mehr in gemüthlicher Umbiegung der Schärfen erreichbar glaubte. Der jüngeren Literatur, aus deren Verzweigung diese Vorschläge entstanden sind, würde es von großem Vortheile sein, wenn sie durch solche Wendung dem gereizten Tone entnommen würde, und wenn strenge Terrain-Grenzen in Form und Stoff wieder einträten. Denn durch Betheiligung aller Schrift mit politischer Sympathie und Antipathie ist das Unglück entstanden, daß auch die Kombinationen in künstlerischer Form von vornherein dem polizeilichen Maßstabe unterworfen worden sind. Regsame Talente publizistischer Art und aller derjenigen Art, welche in Statistik, politischer Historie rc. damit zusammenhängt, Talente, wie Bülau's, Schöns, Kolbs und anderer Redakteure wichtiger Zeitungen, sind unabläßig und vorherrschend auch unbefangen thätig, alle Hilfsmittel für eine neue Manifestation des publizistischen Gedankens zu beschaffen. Wie eine geistvolle Säure, ätzend, zersetzend, um in seiner Art zu reden, wirkt der Baron v. Eckstein durch seine Artikel in der allgemeinen Zeitung, mehr ein Symptom der Zeit, als eine That. Das Bedürfniß einer poetischen Ganzheit spricht sich neuerdings kaum irgendwo ärgerlicher, geistreicher, wahlloser und doch unmächtiger aus, als in diesem Manne, welcher ein erschreckendes Talent besitzt, alle talentvolle Bestrebung, alle geschichtliche Nota-

bilität durch Schilderung zu zerreiben, und die Lücken einer Prosazeit, die Konsequenzen aller Einzelnheit nach der Oede hin zu zeigen. Dem Wesen nach sich dem Katholizismus anschließend und doch dessen Unpassendheit neben allem Fortschritte mehr empfindend, als gestehend, ist er genöthigt, bei aller Erscheinung des Tages den Geist zu spielen, welcher stets verneint, und verneinend einzugestehen, daß er die neuen Stützen eines Aufbaues nicht übersehen und zusammenstellen könne.

33.

Die junge Literatur.

Eine solche wird es immer geben, ein Modernes wird immer da sein. Insofern sind solche Bezeichnungen mißlich. Aber es ereignet sich doch, daß eine Epoche größeren Nachdruck auf ihre Jugend legt, als die andere, daß eben die Jugend zum Unterscheidungsworte genommen wird. Und dies geschah in den dreißiger Jahren in politischer und literarischer Bezeichnung durch die wichtigsten Länder Europa's. **Jeune**, **giovine**, jung war eine Parole geworden, die viel Unreifes bezeichnen half, aber den lebendigsten Schwung der Zeit in sich begriff.

Es sind uns nun freilich nicht bloß die vorzugsweise sogenannten jungen Literaten übrig, mancher alte Herr, ja mancher, den während vorliegender Abtheilung in Paragraphen der Finger des Todes berührt hat, soll noch unter oder doch neben der Fahne junger Literatur aufgeführt werden. Mancher ebenfalls, der nur im Zorne eine mit junger Literatur verwandte Faser an sich nachgewiesen sehen möchte. Denn allerdings ist es für literarhistorische Eintheilung hinreichend, wenn sich ein einzelner, aber starker Lebenstheil als verwandt bekundet.

Worin besteht nun das charakteristische Moment einer jungen Literatur? Worin das Moment eines Fortschrittversuches, dessen sie sich rühmt? Ist das Terrain ein religioses? Nein, auch hiefür ist Freiheit das Hauptmoment. Freiheit ist das Wort des Mittelpunktes. Nicht gebunden, sondern gelöst soll werden. Die revolutionäre Betheiligung ist tief inne wohnend, die Prosa un-

verkennbar. Aber die Prosa ist voll poetischen Scheines, weil sie rhetorisch, oder weil sie in Einigen romantisch spekulativ Kombinationen späterer Dichtung vorausnimmt.

Mit dem Worte Freiheit wird indessen zu Viel und zu Wenig ausgedrückt. Man sieht denn auch in dieser Epoche mancherlei Theile berührt. Uebereinstimmend mit dem Zeitgeschmacke die politische, und großentheils wieder in Opposition mit dieser eine sittliche Freiheit. In Opposition mit dem Politiker, denn dieser hat das zunächst Zweckmäßige im Auge, und vermeidet, was seinem Plane die Perspektive unbestimmter Bedenklichkeit beifügt. Wir sehen in diesem Punkte überraschende Trennungen unter der Freiheitsfahne. Börne, der äußerste Posten in Betreff politischer Freiheit, ist ausschließender Vertheidiger des Alten, wo es die Frage sittlicher Freiheit berührt. Dasselbe findet sich umgekehrt: Immermann verlangt strenges Maß in politischer Frage, und wird der sittlichen Frage große Freiheit der Spekulation gestatten. So durchkreuzen sich die Punkte noch in anderem Verhältnisse, und es wird der Zukunft vorbehalten sein müssen, eine Einheit darzustellen, die in der jetzigen Literatur noch durchaus vermißt wird, selbst in der officiell zusammengestellten Partie des jungen Deutschlands vermißt wird. Ginge man auch über Politik und Sittlichkeit nicht auseinander, die Freiheitsfrage im gebildeten Urtheile bliebe immer übrig, und zeigte neben so verschiedenen Persönlichkeiten, daß eine literarische Zusammenfassung unter dem weiten Worte Freiheit eine mißliche sei, und sich nur provisorisch bilden könne.

Es muß also in Aussicht gestellt werden, daß sich über jene Allgemeinheit des Interesses hinaus noch charakteristische Unterschiede auszubilden haben. Und auf diesem Punkte der Ansicht wird es nicht wie ein Uebel, sondern wie ein Vortheil erscheinen, daß sich in der jungen Literatur so viel Zwietracht und Spaltung entwickelt.

Jenes sittliche Moment der Freiheit und der Neugestaltung hat sich nun besonders, selten fein, meist herausfordernd, in Fragen über das Weib, über die Ehe, und über alles, was damit in Berührung kommt, geäußert, in Fragen, die man gern unter dem allgemeinen Titel socialer Fragen begreift, da sie alle die Gesellschaft mehr oder weniger berühren.

Wie die Literatur darauf geleitet wurde, kann im Vorhergehenden ersehen werden, wo seit der Reformation alle Entwickelung als darauf hinzielend dargestellt wurde. Wenn zunächst Rousseau und die Revolution Veranlassungen genannt werden, so befremdet das Niemand, es liegt auf der Hand. Aber es genügt auch nicht. Die socialen Ideale der jungen Literatur sind feiner, gebildeter und reicher als diejenigen, welche Emil und der Pariser Kultus der Vernunft bot. Andere Erbtheile hatten noch beigesteuert. Aller feinere Theil stammt von Goethe, und die systematische Neigung von Hegel, so auffallend dies auch klingen mag, da man geneigt ist, diese Namen nur im Geleite strenger Erhaltungsprinzipien zu nennen. Goethe ist aber eine unermeßliche Welt sittlicher Reform, weil er eine wirklich unermessene Welt des sittlichen Standpunktes ist. Er eroberte der Person, der Situation ihr eigenes Recht. Wer hat das unter Abschluß gebracht, und damit einer weltgroßen Beweglichkeit des Urtheils ein abschließendes Maß gesteckt? Hegel hat es in so grandioser Weise versucht, daß sich zunächst das meiste Streben um ihn gesammelt hat, auch in feindlicher Weise.

Darum ist alle junge Literatur in einem Abstammungsverhältnisse zu diesen beiden Männern. Natürlich ist dies Abstammungsverhältniß nicht die ganze junge Literatur. Der Erbe hat Ahnherren, aber er ist mit und außer ihnen noch ein ganz Eigenes. Es sind neue, eigene Persönlichkeiten da, es ist eine Summe in der Zeit entstanden, die noch etwas ganz Anderes ist als jeder einzelne Bestandtheil, woraus sie sich gebildet, die Zeit und das Terrain haben mit neuer Situation Leidenschaft, Neigung und Hervorbringung anders gewendet.

So wird man das Goethe'sche Element am Breitesten vertheilt finden. Schriftsteller dieser letzten Epoche, in denen sich scheinbar gar Nichts von reformatorischer Bewegung verräth, leben und weben in Goethe'scher Billigkeit, und in jenem Goethe'schen Geschmacke, der für das Neue ein neues und dennoch berechenbares Gesetz verstattet. Sie sind dadurch modern betheiligt. Andere, die leidenschaftliches Vorurtheil für neue Gemeinplätze hegen, die in Goethe nur widerstrebend den überlegenen Künstler anerkennen, und die den Goethe'schen Lebenspunkt des tausendfachen Eigengesetzes mit Füßen treten, sie sind ihm

zugethan und unterthan in jener unabhängigen Aneignung alles dessen, was irgendwo in Geschichte und Welt dem menschlichen Reize Günstiges sich gezeigt oder begeben hat.

So wird man von Hegel sagen mögen, da dessen Schrift erst kürzlich in Druck erschienen ist: es hat sich das Meiste unabhängig von ihm erzeugt, da sich die frühe Wirkung durch diejenigen, welche ihn gehört, schwer nachweisen läßt. Man wird sich entschlossen darauf stellen, daß begabten Menschen, die scharf zusehen, aus einer gemeinsamen Atmosphäre gemeinsame Maximen und Resultate entstehen, auch wenn kein gegenseitiger Austausch statt findet. Ist es denn nothwendig die Vaterschaft, ist es nicht genügend, die Verwandtschaft nachzuweisen? Die Ueberraschung begab sich, da Hegel im Druck erschien, daß außerordentlich viel in gleicher Endschaft vor Augen lag, was von leichtsinniger Belletristik beregt und nun von tiefsinniger Philosophie bewiesen war. Das gilt natürlich nur, wenn ein vorsichtiges Verständniß vorausgesetzt ist, und weniger in Bezug auf Gesellschaft, als auf Maximen des Schlusses, des Geschmackes und in Bezug auf Geltendmachung des Diesseits.

Dies Alles wird für den inneren Umkreis junger Literatur in Rede kommen und erwogen sein müssen, ehe man an die revolutionäre Poesie Lord Byrons und die daneben ganz eigenthümliche und unerwartete poetische Mischung Heine's denkt, welche das Herz einer jungen Zeit so weit in Gährung gebracht hatten, daß politischer Sturm und Börne's rasche Fassung genügender Anstoß wurden für die Entfesselung junger Literatur-Elemente.

Deßhalb ist die Julirevolution nur ein Grenzpfahl, nicht ein Ursprung, wie man gern glaubt. Eben so wenig sind die französischen Romantiker von erheblicher Wichtigkeit. Die deutsche Art junger Literatur ist nicht ohne Verwandtschaft mit jener jungen französischen, aber das verwandte Blut stammt nur aus ähnlicher Anregung der Zeit, ein Abhängigkeits-Verhältniß im Ursprunge findet gar nicht statt, und die Einwirkung im Fortgange ist sehr gering.

Deßhalb ist unter junger Literatur keineswegs bloß das zu suchen, was diesseits der Julirevolution aufgetreten ist. Allerdings liegen jenseits derselben alle diejenigen Schriftsteller, welche

der Konsequenz junger Literatur ferner stehen, und in so fern wird jenes historische Ereigniß ein Grenzstein. Wir haben denn auch mit denjenigen Autoren anzuheben, welche in jener früheren Zeit auftraten und ansprachen, und denen nicht darum zu thun war, oder denen es nicht gelang, in die Krisis junger Literatur einzugreifen. Es sind aus den früheren Kapiteln nur solche übrig, bei denen irgendwie neue Form und Wendung oder ein tieferes, oft nur einzelnes Moment dem charakteristischen Wesen junger Literatur begegnet. An sie schließt sich die Zahl neuer Schriftsteller, die zu neu sind, um alten Abtheilungen anzugehören, und doch zu undeutlich ausgesprochener Physiognomie, um der gewissermaßen officiellen Reihe junger Literatur einverleibt zu sein. Das Verhältniß zu dieser wird sich bei jedem Einzelnen deutlich genug bieten, und es soll ihm so unbefangen nachgetrachtet sein, daß Kategorieen-Gewaltsamkeit vermieden bleibe. Nach diesem Vorspiele erst, worin sich Talente bewegen, die an gedrängter Kraft den Meisten officiell junger Literatur überlegen sind, kann der streng historische Verlauf dargestellt werden, welchen diese Literaturabtheilung so überraschend schnell und so auffallend auch äußerlich gefunden hat. Die politische Krisis nämlich, welche mit der Julirevolution in die Literatur trat, steigerte eine völlige Herausforderung mit neuen Maßstäben. Was sich nun darin voranstellte, ward durch Polizeiausspruch zusammengethan unter dem officiellen Namen: „junges Deutschland" oder „junge Literatur", und als eine der Gesellschaft bedrohliche Gemeinschaft nach Vergangenheit und Zukunft verboten. Dies geschah gegen Ende von 1835 und seit der Zeit wurden die dahin gezählten Autoren vorzugsweise oder ausschließlich als junge Literatur unaufhörlich besprochen.

An sie schließt sich noch einiges Entsprechende und in Verwandtschaft Widersprechende an, was noch mehr in bloßen Anfängen aufgetreten ist, und dessen weitere Ausbildung abgewartet werden muß, soll nicht Literaturgeschichte ruhelos in die Embryonen der Tagesschrift gezogen sein. Dieser Vorsicht entsprechend kann auch jeder schriftstellerische Umkreis in diesem Abschnitte mehr angedeutet als durch Kritik erledigt werden, da den meisten dieser Autoren die Bahn erst geöffnet, nicht geschlossen ist.

Auf die zwanziger Jahre ist zu blicken. Was von dem verwehenden Hauche der Romantik noch angeweht war, ist oben schon bezeichnet. Ein unausgesprochener innerer Drang nach neuer literarischer Art suchte außerdem einen Ausdruck, ohne ihn und mit ihm eine Gewalt zu finden. Dies war Heine vorbehalten.

Roman und Drama waren Hauptformen, in denen man sich versuchte. Hier brach am Spätesten eine neue Kraft hindurch. Der Aufsatz, das einzelne Gedicht zeigten sich, ihrer Natur nach, geneigter, Verborgenes und doch Erwartetes anzudeuten. So entwickelte sich Börne an der Theaterkritik, die einen höchst breiten Raum damaliger Schriftstellerei in sich begriff. Das darstellbare Drama selbst erhob sich nirgends über die Mittelmäßigkeit, und war begnügt, dem Bedürfnisse theatralischer Unterhaltung mit einer leidlichen, wenn's hoch ging, hübschen Manier abzuhelfen. Die Albini, Holbein, Angely, letzterer nur ein fixer Nachbildner des Auslandes, bezeichnen diesen mittelmäßigen Schlendrian, welchen das tägliche Repertoire braucht. Man unterhielt sich ohne weitere Wahl. Töpfer bezeichnet schon eine höhere Stufe, für das heitere Intriguenspiel eigen erfindend. Deinhardstein, v. Holtei zeichneten sich durch Genrebilder aus. Holtei's Singspiele, von denen die Lenore so wirksam war, kamen aus einem klangreichen, eigen-poetischen Leben, jedes hat einen klingenden Mittelpunkt. Man wirft ihm vor, daß er alten Melodieen alle Wirkung verdanke. Als ob es nicht ein Talent wäre, dem vergessenen Tone ein noch inne wohnendes Leben abzusehen. Holtei hat neuerer Zeit am Reichlichsten für Postreiter, Wandersleute, gesellige Sänger gesorgt, und was das Volk in seine tägliche Theilnahme aufnimmt, ist niemals kernloser Art. Weniger schöpferisch, meist fremden Originalen nachbildend, aber darin von einer bemerkenswerthen Beweglichkeit, ist Carl Blum. Dem Auslande entgegenkommend, hat sich vor aller leichteren Waare Kaufmann hervorgethan durch eine überaus sorgfältige Uebersetzung Shakespeare's. Sonst hat uns das ernsthafte und verdienstliche Brüten über dem englischen Drama neuerdings wenig lebendige Folge gezeigt. Etwas historische Kenntniß der Art verleitet gar leicht, sich mit unzureichendem Talente über alles leicht Schöpferische zu überheben. Da wird ohne wirkliche Einsicht

in's Wesen unfruchtbar über den Verfall der Bühne geklagt, und unverdiente Theilnahme für Schülerei in Anspruch genommen. Die strengen fünf Akte, die Jamben, der Narr und all die überlieferte Konvention erwecken nichts, und der von dieser Seite hochmüthig verachtete Erfolg hat mindestens in seiner praktischen Kraft eben so viel berechtigten Anspruch der Auszeichnung als die todte Pflege der Konvention. Diese hat sich besonders um Tieck gesammelt, aber dahin gehörige Autoren, wie Uechtritz, sind mit „Alexander und Darius", mit „die Babylonier in Jerusalem" unwichtig geblieben. Uechtritz, ein sehr gebildeter, bewegter Kopf, hat sich dagegen alsbald wirksam gezeigt, so wie er sich ohne sklavische Rücksicht auf Konvention lebenden Bedürfnissen zuwandte, und die Düsseldorfer Malerschule in freie, dem Fortschritte in Maßstäben analoge Betrachtung zog. Von Eduard v. Schenk, dem Dichter bairischer Festspiele, der für Eßlair einen Belisar und einen Albrecht Dürer und sonst noch Schauspiele schrieb, ist ein solcher Uebergang in bewegtes Leben nicht zu erwarten, wenn sich auch im Dürer, gegen dramatischen Styl, Kunstdefinitionen in Verse setzten, und wenn auch Belisar rhetorischen Aufwandes und eindrücklicher Scenen nicht ermangelte. Sie rangen sich, dem stofflichen Hergange folgend, mehr aus dem redseligen Tone heraus, als daß sie wie ein bewußtes Eigenthum des Autors erschienen wären.

Der große politische Schlag nun vernichtete auf einmal die Zeit der ausdruckslosen Theaterkritik, die Zeit der Abendzeitung. Als das Geräusch sich zu legen begann, trat hie und da ein behenderer Geist junger Welt an die Theatersorge. Aber nur an die kritische. Manches Geistreiche wurde gesagt, aber wenig Förderndes, wie denn dies selten geschehen kann, wo eine Branche in letzter Instanz durchaus an den neuen Genius gewiesen ist. Ohne diesen mag sich das Theater, wie manches andere Institut, mit leidlichen Talenten leidlich erhalten; aber aller Schwung wird ihm entstehen. Wie können mäßige Talente, obenein meist Talente, die in Bildung gar nicht auf der Höhe ihrer Zeit stehen, wie können sie innen und außen wirksame Kunstprodukte liefern, in denen aller Fortschritt des handelnden Weltgeistes, wenn nicht ausgedrückt, doch zu spüren sein soll! An überwältigenden Talenten fehlt es uns seit längerer Zeit überall, die Ereignisse sind

seit längerer Zeit größer gewesen als die Personen, und was von beachtenswerthem Talente da ist, hat sich bisher der dramatischen Praxis nicht genähert. Vielleicht weil es fühlte, daß, um einen nachhaltigen Erfolg auf der Bühne zu gewinnen, die noch in Prosa auseinander steuernden Elemente erst dichter in Massen des Interesses gedrängt sein müßten. Sind nicht die Lücken noch klaffend zwischen der Spekulation in der Literatur und dem gemischten Publikum, was vor die Scene tritt, um gemeinsam bewegt zu werden? Ist das Bildungsthema schon vorhanden, was dem Kaufmannsdiener, dem Officier, dem Gelehrten, dem Künstler, der Hausfrau und der Salondame gleich geläufig, in allen Spiegelungen verständlich und dadurch von Hause aus interessant wäre? Gewiß nicht. Aber, darf man sagen, wozu Bildungs-Themata! Große Stoffe sind zu allen Zeiten aller Welt interessant. Wohl. Sie findet das heut vorherrschende Talent nicht, sie ruhen für das Auge des Genius, dessen harren sie, denn sie sind nichts, sie sind nur Larven ohne die geniale Form. Scheine diese Form noch so einfach, sie koncentrirt die Seele der Zeit in sich, und wird dadurch wirksam und ewig. Das mäßige Talent hat seine mäßige Gewalt nur im Bildungsthema. Wo der Stoff in's Unerwartete gleitet, da wird es schwach, muß sich forciren um mitzugehen, verunglückt.

Eine Prinzessin Amalie von Sachsen ist neuester Zeit aufgetreten, und hat das Repertoir mit inhaltsvollen Familienstücken bereichert. Der Auftritt gab Spannung. Er begegnete zwar den Tendenzen junger Literatur feindlich, aber es geschah dies in unverkennbarer Beziehung. Die Ausdehnung der Verhältnisse, wie sie eine junge Literatur wünschenswerth zeigt, schlug hier direkt in's Gegentheil um. Alles rettete sich zeitig in Beschränkung, und zeigte sich darin heil und bescheiden. Da die Domestiken nach alter Art das große Wort führten, und Wunsch, Aufgabe und Motiv nirgends aus dem alltäglichen Kreise der Familie und des Bürgers gingen, auch wenn mit vornehmen Leuten gespielt wurde, so resignirte man sich und bezeichnete die Erscheinung als einen talentvollen Ausschnitt Iffland'scher Art. Dies aber bleibt für die Aufmerksamkeit auf Modernes beachtenswerth daran: der Plan weicht oft vom konventionellen ab, kehrt und flicht sich eigen, bewahrt sich wenigstens selbstständige und

darin neue Nüancen; das Thema ferner nähert sich wenigstens neuen Fragen, wenn es auch schnell, ohne Eingehen darauf, in die überlieferte Entscheidung zurückschreckt, und die Sprache ist so einfach und passend, wie sie ein billiger Geschmack den Brettern zuträglich findet, sie ist praktisch, was im modernen Sinne zunächst für's Schauspiel gewünscht werden mag. Daß sie schärfer sei, würde sogleich gewünscht werden, wenn die Stoffe selbst sich schärfer aus der Gewöhnlichkeit schieden.

Näher an Art und Motive junger Literatur drängt sich Bauernfeld, ein Verfasser von Conversationslustspielen, aus Wien. Er gibt einen oft lockenden Dilettantismus moderner Art, mehr angehaucht von dieser, als durchdrungen. Daß er verwandt und der Sache noch nicht Herr ist, bekundet er deutlich durch Opposition, die er gern einer Figur seiner Stücke gegen moderne Autoren zutheilt, wie Einer, der mit eingestreuten fremden Floskeln gegen Sprachmengerei eifert, sie in der Bekämpfung an den Tag legend. Eine einzelne Figur des Stücks kann, dem Autor unbewußt, das Stück travestiren. Bauernfeld hat alle Nachtheile einer jungen Schriftwelt, die sich aus Interessen, nicht aus Stoffen erbaut. Der Stoff ist ihm dürftig, und eine leichtgewandte Sprache muß darüber hinhelfen. Das Interesse ist außerdem nirgends zur Konsequenz durchgedacht, verläugnet sich, sucht in Nebenbewegungen einen Abschluß. Es setzt an zu ungewöhnlichem Ausgange, reizt dadurch, gibt ihn aber, dem Theaterjargon verfallend, entweder auf, oder entwickelt nicht geistreiche Mittel genug, um ihn gefällig darzustellen. Trotz alledem verdient Bauernfelds Bestrebung aufmunternde Theilnahme. Das Theater wird nicht erweckt durch Theoreme, aber es bereitet sich genialen Thaten vor durch Versuche.

So sind die Bemühungen Lewalds sehr verdienstlich, die vom praktischen Standpunkte ausgehen, und sich ein stattliches Organ in der „Theaterrevüe" gegründet haben. So verdient das seit einigen Jahren erscheinende Taschenbuch von Frank Anerkennung, da es sich das würdigste Neue verschafft, und im Herausgeber selbst ein für's Theater praktisches Talent besitzt.

Neuester Zeit ist noch ein Oesterreicher, ein Graf v. Bellinghausen unter dem Namen „Halm" mit dramatischen Arbeiten — „Griseldis" — „der Adept" — „Camoens" — aufgetreten,

von denen Griseldis Aufsehen gemacht hat. Für Oesterreich ist die theatralische Unterhaltung noch wichtiger geblieben, als für das übrige Deutschland. Es ist also natürlich, daß dortige Talente eifriger dem darstellbaren dramatischen Genre nachtrachten. Und Friedrich Halm ist ein sehr beachtenswerthes Talent. Es trat mit allen Anzeichen auf, daß, wenn nicht Großes, doch Interessantes von ihm zu erwarten stehe. Der alte Griseldisstoff war überraschend wirksam gefaßt und gewendet, die Zeitfrage über das Weib in ganz neuer Gruppirung, neu, weil ganz alt und ewig. Man ließ den Mißgriff dahingestellt sein, daß eine unwürdige Aufgabe zum Abgespieltwerden und zur Qual edeln Sinnes sich im ersten Akt aufstelle, und daß Leser oder Zuschauer durch alle Nüancen der Qual hindurchgenöthigt würden, ohne daß ihnen eine wesentliche Ueberraschung, ein Abgehen von dem bloßen Exempel bevorstehen konnte. Man ließ es geschehen, denn es kündigte sich in stattlichem Ausdrucke an, der ganze Wurf hatte etwas von kräftiger Gewandtheit; man grübelte nicht über die Einwirkung, man war froh, einmal eine wirklich lebendige zu empfinden, statt der maskenhaften Raupachs, man freute sich über eine ästhetische Macht, auch wenn sie bei näherer Ansicht ästhetisch unrein heißen mußte. Es war das erste Auftreten eines neuen Namens, wer mag sich da nicht vorwiegend bester Erwartung hingeben! Es folgte der Adept. Es wäre Unrecht, einen Rückschritt darin zu finden. Auch das moderne Verlangen konnte sich beachtet glauben: die Zeit klagt über eine Geldaristokratie, Werner Holm, der Adept, trachtet nach der Goldtinktur, und obwohl er das Arkanum zu großen, zu edeln Zwecken verbrauchen will, er macht und wird nur unglücklich. Ein geistvolles Thema, wenn auch im verschossenen Kleide der Goldmacherei, war talentvoll gewendet, die Scenerie war durch großen Wechsel belebt, die wiederum nicht ausbleibende Qual war in Werners Weibe nicht als vorherrschender Eindruck behandelt, den Aehnlichkeiten mit Faust war durch Einschränkung auf ein praktisch Verhältniß möglichst vorgebeugt, die reimvolle Sprache war vorherrschend präcis und selten müßig, niemals konventionell phrasenhaft, in der Handlung war Entschlossenheit. Und dennoch hat das Stück die Erwartung herabgestimmt. Nicht bloß dadurch, daß die Charaktere, grob unterschiedene Klassen, kein neues Geheimniß des Menschen

entwickeln, bei allem praktischen Talente fehlt jener Hauch genialer Frische, dessen allein wir sehnsüchtig harren, und der uns allein Eroberung bringen kann. Hier mögen wir gern zugestehen, daß Vorhandenes würdig benützt, aber mächtig gedichtet ist das zerstreut umherliegende Neue darin noch nicht. Was sich im Drama mit rhetorischer Wirksamkeit ankündigt, gibt darin schon ein Zeugniß, daß die innerliche Macht der That, wie sie des Dramas ist, noch nicht ergriffen wurde. — Camoens ist nur eine Scene, das letzte Schicksal des Dichters bekannterweise in Skizzirung einiger groben Gegensätze behandelnd. Ist es, wie in Druck gegeben, auch zuletzt geschrieben, so stimmte es unsere Erwartung noch niedriger herab. — Ist uns doch ein weit kühnerer Geist, der sich schon in den letzten zwanziger Jahren dramatisch ankündigte, verloren gegangen. Das war Eduard Arnd, ein Schlesier, der jetzt in der Einsamkeit von Paris lebt. Die „Geschwister von Rimini", „die Edelleute von Venedig" kündigten eine Shakespeare'sche Kraft. Hier reizte Verschwiegenes, Vorausgesetztes so lebhaft, wie das scharf Ausgeschnittene. Der düsteren Lebensansicht, dem Unglauben erwartete man ein siegreiches Gedeihen von der Folge, weil die Pulse so starker Macht darunter fühlbar waren. Noch zeigt sich keine Erfüllung; ein rhetorischer Schimmer, wenn auch energischerer Art, als der Halm'sche, ein Anfang, eine Stimmung, mehr ist es noch nicht geworden. Wie das oft zu geschehen pflegt, wenn ein poetischer Drang sich aus Mangel fortbildender Schöpfung an geschichtliche Charaktere schließt, und sich besonders mit den einfacheren Bedingungen des antiken Charakters entschädigt für das Unvermögen, die erblickte Gährung weiterer Zeit zu bewältigen, so flüchtete auch Arnd zu den Römern, und gab zuletzt eine Tragödie „Cäsar und Pompejus". Sie hatte wohl Pompejus werden sollen, und Cäsar wuchs dem tragischen Mittelpunkte über das Haupt. Dafür reicht allerdings eine poetische Gabe aus, welcher die Charakterstärke das Höchste ist. Aber es ist für uns wenig, wenn die Konturen nicht so unauslöschlich gedeihen, daß sie neben aller sonst festgestellten Geschichtsansicht unauslöschlich bleiben. Einem poetischen Drange, der sich wie der Arnd'sche angekündigt hat, steht dergleichen nur wie eine einstweilige Zuflucht an, da ihm die objective Kunstbedeutung nicht Ziel und Frage ist. Es

ist ihm auf eine einstweilige Anstimmung abgesehen, wie dies aus seinen „Hebräischen Melodieen" zu erkennen ist, und wir haben vielleicht noch ganz Anderes von ihm zu erwarten, wenn er sich auch schwerlich der engen Bedingung des Theaters fügt.

Dietrich Christian Grabbe.

In erhöhter Bedeutung treten uns diese Umstände bei dem lapidarischen Dramatiker Grabbe entgegen. Uebergänge, wie sie alle verständliche Erscheinung heischt, sind ihm zuwider, sind ihm kaum erreichbar, und doch richtet er sich auf das Drama, auf das geschichtliche Drama! Die Kritik hüte sich, mit geläufiger Kategorie hier umherzufahren. Hier ist ein Eigenwesen, was arg davon verletzt werden kann. Von solchen muß auch die Kritik lernen, sie wird schädlich, wenn sie auch da bloß lehren will. So geschieht's dem Genie gegenüber, was der alten Regel oft in's Herz tritt, so muß es einem Talente gegenüber geschehen, was durch Eigensinn, unfördersames Geschick und starre Ungeschicklichkeit spröde oder knorrig wird. Da ein Lernen ohne Weiteres aber eben so mißlich wäre, wie ein Lehren ohne Weiteres, so stelle die Kritik zunächst das Faktische ohne rasche Folgerung dar, zeige es möglichst nackt und unerörtert. Die unbefangene, die naive Darstellung wohnt in solchen Fällen dem geschichtlichen Heiligthume zunächst. Wo der Vorwitz vermieden wird, da erscheint wie unmittelbar die reine Kunde, bald mit diesem, bald mit jenem Punkte hängt und festigt sie sich an die Vernunft der Zeit, und oft schon die nächste Zukunft hat ein Gebilde des Urtheils, was die Gegenwart nicht haben konnte, sollte es nicht mit Gefahr eines falschen erzwungen sein. Sobald eine Zeit erst ein Gesammtbild geworden ist, dann ist auch alles Einzelne in einem gewissen Betrachte schon in's Urtheil und zum Urtheile gefügt. Dies ist das stets allmählig sich aufschließende Geheimniß der Weltregierung, was man Gerechtigkeit oder Wahrheit der Geschichte nennt. Sind wir billig vor einem Gemälde, vor einer Mosaik, die noch nicht vollständig gefaßt sind, werden wir

es nicht mehr sein vor einem so wichtigen Bestandtheile der Geschichte wie ein Dichter ist, dessen Zusammenhang und Wirkung so tief und oft so langsam greift?

Ist nicht solche historiographische Geduld unerläßlich, wo erstaunliche Zeichen der Fassungskraft hervorspringen, aber einzeln, gewaltsam, oft verletzend hervorspringen, wo fast alles Verhältniß, welches die Bildung einer Zeit festgestellt, beleidigt, und nicht nur aus Unkenntniß, oft aus Maxime, beleidigt und verkannt wird? Also ist es mit Grabbe. Sein Geschmack, sein Verständniß unserer Literatur, sein Wesen sind befremdlich, sind einseitig, fast nirgends durchgebildet. Demgemäß ist seine Schrift oft forcirt bis zur Karrikatur. Und bei alle dem ist er voll großer Blicke und oft mächtig, so, daß eben das Eine neben dem Andern befremdlich genannt werden darf.

Mißlich erscheint's, hier den Einfluß der Zeit nachzuweisen. Er ist gewiß in starkem Grade hinzugetreten; aber die Scheidung von aller rein persönlichen Art ist bei Grabbe sehr schwer. Denn die Persönlichkeit Grabbe's war von Jugend auf, da sie noch nicht die geringste Kenntniß hatte von den Zerwürfnissen einer in Prosa ringenden Welt, sie war schon im Knaben so widerspenstig, so Byronisch, so modern eigen= und neugesetzlich, wie sie im Jünglinge und Manne sich zeigte, wie sie in den Schriften dauernd geworden ist. Folgert man hier ohne Kenntniß der Grabbe'schen Lebensgeschichte aus der allgemeinen Zeitstimmung, die schon vor Grabbe's erstem Auftreten von Byron getroffen, von Heine überrascht war, so kann man in zuversichtlichem, gebräuchlichem Konstruiren das offenbar Unwahre hervorbringen. Dies leitet dann zum Urtheile, und wie mag alsdann solches Urtheil richtig sein! Möge dieser Fall ein neues Licht auf den geringen Werth der Gervinus'schen Analogie werfen, die noch so viel dreister, willkürlicher, unverläßiger ist, als eine vorsichtige Geschichtsweise, welche in guter Art das Einzelne aus dem Allgemeinen erklärt, oder gar nur erklären hilft.

Bei Grabbe dürfte es höchstens heißen: Als er mit Verstand um sich schauen konnte, da trug die Zeitlage bei, ihm die eigene Anlage zu dissonirenden Gegensätzen als eine passende und würdige zu bezeichnen. Sein schriftstellerischer Beginn reicht in unkundige Jugend zurück, und als er in den zwanziger Jahren

an ein Fertig= und Bekanntmachen des früh Versuchten ging, da fand er in der Zeitstimmung genügenden Anlaß, den jugendlichen Entwurf in aller wesentlichen Grundlinie beizubehalten. Seinem Trotze nach wäre der Gothland auch Gothland geblieben, wenn sich im Sinne der Zeit nichts Entsprechendes gezeigt hätte. Diesen Herzog von Gothland entwarf Grabbe als Gymnasiast, und beinahe zehn Jahre später, 1827, ließ er ihn, nach einiger Ueberarbeitung, aber nicht nach wesentlicher Umarbeitung, drucken. — 1822 und 23 waren die ersten Sachen von Heine erschienen. Wir sehen später, daß beide Dichter zu Berlin in einiger Berührung mit einander gewesen waren. Daraus könnte eben so falsch gefolgert werden, wie aus den Tendenzen der Zeit. Der zerrissene Gegensatz, von dem neuerer Zeit so viel die Rede, war in Grabbe, ehe er eine Zeittendenz oder einen neuen Dichter kannte. Vielleicht, wie wir dies oft erblickt, hätte nur Gelegenheit zum Handeln in großen Verhältnissen die zerrissenen Wünsche und Anlagen in ihm harmonisch vereinigt. Dazu bot sich nichts, er wurde kleiner Beamte eines kleinen Staates; zu einer Verarbeitung in Maß, Detail und Schönheit war wenig Anlage, oder doch wenig Wille in ihm vorhanden, und so ergaben sich die Torso's seiner Schrift aus dem Torso, der er selbst bleiben, stürzen und brechen mußte.

Grabbe war 1801 in Detmold geboren. Seine Eltern gehörten zum unscheinbaren Bürgerstande, der Vater scheint brav und nicht weiter bedeutend gewesen zu sein, der Mutter wird Außerordentliches zugewälzt. Duller hat uns einen interessanten Lebensabriß des Dichters gegeben, welcher dem letzten Buche desselben, der Hermannsschlacht, vorgedruckt ist. Darin wird die Mutter zum Hauptquell Grabbe'scher Unbändigkeit gemacht. In nachtheiligem Sinne ist es gemeint, das Gewaltige aber, das, um deßwillen Grabbe in der Literaturgeschichte figurirt, ist darunter mitbegriffen. Die Mutter scheint ein gewaltiges, vielleicht unbändiges, jedenfalls ungebildetes Naturell gewesen zu sein. Wegen Mangels an Bildung sind die massiven Kräfte in roher Aeußerung verblieben, oder in bizarre Maximen ausgeartet. Verstocktheit, Trotz, Widerspenstigkeit, falscher Stolz werden am Sohne von ihr hergeleitet, ja das Widerwärtigste einer brutalen Erziehungsweise wird berichtet. Eine solche soll schon das ganz

unmächtige Kind betroffen, und das heranwachsende täglich gesteigert haben. Vielleicht ist darin übertrieben, vielleicht gibt der Landesgebrauch mit den kleinen Kindern leichte Veranlassung zu einem Mißverständnisse; — es ist ein widrig Thema, beim unmächtigen Kinde und beim mächtigen Dichter von spirituosen Getränken zu hören. Alles Verletzende findet sich zusammen: der Sohn selbst soll in der Zerrüttung jugendlichen Mannesalters die Mutter angeklagt haben.

Sei dem, wie ihm wolle, dies unselige Detail ist nicht unseres Interesses, es sei hinreichend, dasselbe berührt zu haben. Wichtig ist es für des Dichters Art, ein grober Hilfsgrund für die Grabbe'sche Forcirtheit. Aber es möge nicht auf den materiellen Theil zu Viel gegründet werden. Das energische Erbtheil des Willens, der Fassung im Grandiosen, es stammt auch aus dem Mutterschoße.

Scheu, widerspenstig, aber unter Zeichen innerer Gewalt, wächst der Knabe auf, und, wie erwähnt, noch auf der Schule, mit neunzehn Jahren, entwirft er den Gothland. Die frühesten Versuche, welche vom sechszehnten Jahre stammen, sind verwüstet. Duller nennt Aristophanes und Shakespeare als solche, die dem Jünglinge Eindruck und Vorbild gewesen. Es wird ausdrücklich erwähnt, daß er Byron erst später kennen gelernt habe. Auch bei Heine erfahren wir, daß Byron nicht Veranlassung zu der verwandten Dichtweise wird, wie man, passend pragmatisirend, so gerne annimmt.

Mit den Bruchstücken des Gothland, also mit dem ganzen Kerne seiner dichterischen Art, trat Grabbe 1820 in die Welt, die Universität Leipzig beziehend, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Dies that er besonders in Bezug auf den historischen Theil dieser Wissenschaft. Zugleich erwachen die ungestümsten Anforderungen an die Genüsse des Lebens. Die freie Welt des Theaterlebens lockt ihn dergestalt, daß er Schauspieler werden will; schmerzhafte Folgen wilder Lebensweise werfen ihn danieder, der starke Geist ringt gegen Folgen, die das Gewissen stacheln, und in solch krampfhafter Pein vollendet er den Gothland.

Nach zweijährigem Aufenthalte in Leipzig geht er 1822 nach Berlin, vornämlich um Savigny zu hören. Hier sehen wir viel literarischen Austausch um ihn, und manchen stofflichen Einfluß,

der später in ihm wirksam wird. Grabbe hört bei Raumer, bei dem Historiker der Hohenstauffen, deren Dramatiker Grabbe werden wollte. Es zeigt sich eine literarische Gesellschaft, die bei Punsch und reizbarem Sinne allerlei Genialität betreibt. Von bekannten Dichtern werden Heine, Grabbe, Uechtritz, Köchy als Theilnehmer genannt. Die beiden Haupttalente erscheinen indessen am redekargsten nur im Hintergrunde. Grabbe war in Berlin von ökonomischem Mangel oft bis zum Aeußersten gedrückt, und macht den unheimlichen Eindruck eines verbissenen, verschlossenen, innerlich zernagten Geschöpfes, das nur bei einbrechender Nacht aus der unheimlichen Wohnstätte herabsteigt auf die Straßen. Das Theater reizt ihn noch, und er hat hier noch einmal dazu treten wollen. Die Shakespeare'schen Stücke, die hier gegeben werden, sind der einzige Trost, aus dem er die eigene dichterische Art lebendig erhält und Unwillen saugt gegen eine Welt, die nicht in so starken Zügen dem menschlichen Willen Raum gibt.

Aus der Universitätszeit Grabbe's stammen noch die kleinen Sachen: „Nanette und Marie" — „Scherz, Satyre, Ironie und tiefere Bedeutung" — die Fragmente von „Marius und Sulla" — der Aufsatz „über Shakespearomanie" und das Mährchen „Aschenbrödel", welches erst so spät neben Hannibal gedruckt wurde, und sich dadurch eine herbere Beurtheilung zuzog.

Es ist einem leidlichen Talente nicht schwer, Anfänge, Fragmente, Scenen, einen Aufsatz zu geben, der durch außerordentliche Winke überrascht, durch ungewöhnliche Einzelnheiten lockt. Ohne Talent, ohne Phantasie und eine scharfe Eigenheit des Gedankens kann dies allerdings niemals geschehen. Aber wir sollen uns auch nicht läugnen, daß damit noch nicht viel geschehen sei. Von einer organischen Schöpfung ist es noch weit entfernt, und sie allein ist ein Zeichen reifer Wirksamkeit und wird ein Mittel zu tiefer und dauernder Wirkung. Wir werden ihr bei Grabbe leider nicht begegnen. Der Anfang stolzer Fragmente steigert sich, Scenen, Umrisse in nackter Zeichnung werden allenfalls noch mächtiger. Aber eine organische Durchgewirktheit bleibt immer fern; nach und nach erstarrt die bloße Skizze des Umrisses zur Manier, und am Ende, wo das lodernde Jugendfeuer durch allgemeinen und deshalb unwahren Zorn ersetzt werden soll, streift sie nah an die Fratze.

Nach der Universitätszeit verweilte Grabbe noch einige Zeit in Dresden, Tiecks Theilnahme suchend und findend. Der dem Gothland vorgedruckte Brief gibt Zeugniß davon. Alsdann kehrt er in die Heimath, und beginnt mit leidenschaftlicher Theilnahme die praktisch-juristische Laufbahn. Diese Theilnahme dauert zwei Jahre, und an ihrer Grenze steht plötzlich der Eckel. Sei's die innerlichste Unruhe des Grabbe'schen Wesens, sei's die Hast der Gegensätze, worin ihm besonders aller Reiz lag, sei's ein Schiller'scher Idealismus, welcher Grabbe einwohnte, und welcher für alles zunächst Nothwendige blind und ungerecht war, sei's der Uebelstand winziger Staatsverhältnisse, der alle Aussicht auf Wirkung und Macht in's Unbedeutende zusammendrückte, sei's dies Alles, eine mangelhafte Durchbildung ward das nächste Ergebniß, und dies zerrieb uns ein Talent, welchem gerechterweise große Hoffnungen zugewendet waren.

Als Hoffnung, als Versprechen figurirt denn auch Grabbe in unserer Literatur. Wo dies einem andern Talente das Weitere erwecken wird, das wird vielleicht niemals deutlich. Wer bezeichnet den Sonnenblick, welcher eine Blume plötzlich geöffnet hat! Ein voller Tag war es nicht, an dessen Einwirkung man gern und klar zurück dächte. So übersehen wir jetzt, daß jene grundlose Verachtung gegen eine vorher gern betriebene Wissenschaft uns bei Grabbe das traurige Anzeichen wurde, es sei nichts Organisches, nichts Volles von ihm zu erwarten. Welcher Wechsel, welche schrillen Uebergänge gestattet nicht der billige Historiker dem Genius! Aber es gibt denn doch Zeichen, die er nicht mehr dem Genius, sondern der Kaprice, und der unwahren Uebertreibung zuschreiben darf. Dazu zwingt Grabbe. Fast möchte man bei ihm die unhistorische Aeußerung hinzusetzen: es wäre nichts Besseres oder Größeres aus ihm geworden, wenn sich auch Fürst und Regierung all seinen plötzlich auffahrenden Idiosynkrasieen nachgiebig gefügt hätten. Und sie waren ihm lange gefällig. 1827 erschienen zum ersten Male jene dramatischen Dichtungen von Grabbe, deren schon erwähnt ist, und bald darauf wurde er, in überraschender Beförderung, Auditeur. Nun war der juristische Beruf ihm wieder hoch in Ehren neben den Lockungen dichterischen Ruhmes, und es beginnt des unglücklichen Mannes glücklichste Zeit. Sie dauert von 1827 bis 1831. In

diesen Jahren schreibt er „Don Juan“ und „Faust“ — „Barbarossa“ — „Heinrich VI.“ — „die hundert Tage“ — und den Anfang eines „Kosciusko“, der verloren gegangen ist; sie sind aber auch hinreichend, alle Fähigkeit zu Glück und That in Grabbe aufzureiben. Eine Ehe der Neigung, die durch überraschende Zufälle möglich geworden, verliert Macht und Reiz, der Körper zerfällt nach einer Pariser Erholungsreise, das Amt peinigt durch aufwachsende Arbeitsreste, der falsche Stolz und die Grabbe'sche Unwahrheit verschleudern ein Amt, in welchem man ihm so viel als möglich nachgesehen hatte. Diese Zerstörung ist 1834 vollendet, und wir sehen ihn unstät allein in die Welt hinausziehen, in allem Betracht ein Abbild dessen, was man ein wüstes Genie nennt. Er lebt eine Zeit lang in Frankfurt. Dorthin brachte er bereits den „Hannibal“ mit, und dort änderte er ihn so lange, bis er, steinern in jeder Bewegung, zum Drucke reif sei. In der übeln Detmolder-Zeit, von 1831 an, soll er außer diesem Drama einen Roman „Ranuder“ bis gegen das Ende geschrieben haben. Wegen fehlerhafter Abschrift habe er ihn zurückgelegt, am Ende sei er entwendet worden. Das klingt so übertreibend und unwahr Grabbisch, daß keine Sicherheit darin zu suchen ist. In der That das Wahrscheinlichste möchte sein, daß Grabbe an der Komposition eines Romans verzweifelt sei. Solche Form verlangt Uebergänge und feinere Lösungen, die einem massiven Talente, wie dem seinigen, von Hause aus nicht geläufig waren, und wie wären sie ihm geläufig worden, da er nie an eine Ausgleichung der Gegensätze gedacht, diese vielmehr mit Hilfe des Talentes immer klaffender auseinander gerissen hatte, und wie wären ihm feinere Lösungen und Uebergänge zur Hand gekommen, der selbst unheilbar darnieder lag an dem alltäglichsten Gegensatze! Seine Frau leitet wohl auf das Richtigste, wenn sie sagt, Grabbe sei über den Schluß des Romans nicht auf's Reine gekommen. Er mag, wie für seine Dramata scenenweise, bald aus diesem, bald aus jenem Theile des Stücks gearbeitet haben, — diese barocken Erscheinungen fahren hervor und verschwinden im Drama, der Leser ergänzt, und wofür sich keine Folge gewinnen lassen will, da fügt er sich der überlegen genialen Art des Autors. So dramatisch mag Ranuder in Papierfetzen nach Grabbe's Weise partieenweise

da gewesen sein. Sollte das nun aber Roman werden, so fehlte jener Schluß regelmäßig aufgenommener Motive, der Schluß einer Bildung, der knüpfen und lösen sollte ohne Gewaltsamkeit. Solch ein Schluß mußte einer aufgelösten Kraft unbequem sein. Solche Kraft mag sich wohl noch, und auch noch mächtig, wenn ihr so viel Macht des Ursprungs inne wohnt, sie mag sich noch überraschend ausdrücken im Hinwurf einer Scene, oder eines Umrisses; aber eines gleichmäßigen Flusses, der überall Bewegung und Tiefe hat, und überall bewegt und tief mit Ursprung und Ende zusammenhängt, und allen Sonnenschein und vorüberfliegenden Schatten klar und ungestört aufnimmt, einer innerlich reich verbundenen Folge ist jene aufgelöste Kraft nicht mehr mächtig.

Es war deßhalb kein Wunder, daß Grabbe's letzte Sachen immer härter und immer gröberen Striches wurden. So ist's mit Hannibal, so mit der Hermannsschlacht, die er fragmentarisch zuletzt schrieb. Von Frankfurt nämlich ging er nach Düsseldorf und flackerte noch einmal in einer lebhaften Anregung auf. Immermann zeigte ihm freundschaftlichen Antheil, ein gutes Theater, was dieser in Düsseldorf erschaffen und gepflegt, bot erweckende Unterhaltung. Grabbe schrieb jene Kritiken, die unter dem Titel „Ueber das Düsseldorfer Theater" gesammelt sind, er schrieb Scenen seiner Hermannsschlacht.

Aber es glückte auch in diesen Verhältnissen kein Gedeihen: Grabbe war der Auflösung verfallen. Der immer mächtig wollende Geist griff wie zu eigener Stärkung immer noch nach aufregenden Scenen umher; auch Alexander der Große ward dazu erwählt, für einen Eulenspiegel schrieb er Skizzen auf, und die Hermannsschlacht ward völliger. Vertrauter Umgang mit einem Musiker, Norbert Burgmüller, soll ihn auch zur Abfassung eines Operntextes vermocht haben: „der Cid", von welchem wir nichts als den Titel wissen. Außer Duller haben die „Jahrbücher für Drama" rc., von Ernst Willkomm redigirt, Nachrichten über die letzte Zeit des Grabbe'schen Details mitgetheilt, welche denen zuzuweisen sind, die besonderes Interesse an dem Untergange dieser gewaltthätigen Natur nehmen. Diese Natur erinnert nirgends an einen regelmäßig wachsenden und producirenden Theil der Erde, an einen Baum, einen Berg und dergleichen, sie entspricht

aber vielfach dem Charakter eines Vulkanes, der unregelmäßig, ruckweise zum Vorschein bringt, und sich erschöpft, ohne irgendwie eine Regel, eine Dauer zu bezeichnen.

Wie wichtig denn auch Grabbe in der jungen Literatur erscheinen könnte, da er nicht nur im Einzelnen Neues zu erregen und zu bilden versuchte, sondern sogar als Totalität eine gewaltige Neuheit zu sein trachtete, wie blendend dies dem Ausländer erscheinen könnte, Grabbe ist doch in der Nähe nachweisbar gar keine Veranlassung, noch weniger ein Vorbild für junge Literatur geworden. Eben weil alle organische Bildung gebrach, konnte nichts von ihm abgeleitet werden. Sich ihm hinzugeben, hinderte der oft hervorbrechende rohe Beigeschmack. So hat man stets mit billigem Ernste den Geberden seiner ungewöhnlichen Schläge zugesehen, ohne sich näher damit zu befassen. Nur Jugend, im Thatendrange unklare Jugend hat für wachsende Literatur von Grabbe gehofft, und neuester Zeit nach Grabbe's Hingange hat wohl auch diese eine undeutliche Hoffnung aufgegeben.

Als jener Norbert plötzlich starb, der ihm zupassender Zechgenosse in Düsseldorf gewesen, war er schwer getroffen, und gedachte seit langer Zeit erst wieder seines Weibes, was ihn, den Unstäten, doch stets mit Liebe begleitet. Sie war die Tochter des Mannes, der ihm aus unvermögender Jugend bis zur günstigen Lebensstellung mit Rath und That verholfen hatte. Ihre Ehe mit Grabbe war nicht reich an Sonntagen gewesen, Jahre lang war Grabbe jetzt in halbem Grolle, in unnützem Grolle entfernt von ihr umhergewankt. Den Tod im Herzen schleppte er sich jetzt mühsam zu ihr nach Detmold zurück im Frühlinge 1836, um den Herbst desselbigen Jahres, am 12. September, 34 Jahre alt, an ihrer Brust zu verscheiden. Die Aerzte nannten seine Krankheit Magenschwindsucht. Willkomms Blätter erwähnen, daß sein letzter Sommer von heftigem Aerger gegen Pietismus und Mysticismus erfüllt gewesen sei, und daß ihm dies einen früheren Plan erweckt habe, eine Tragödie „Christus" zu schreiben. Hätte er diesen ausgeführt, so hätte er sich und uns zu näherem Eingehen in wichtige organische Fragen genöthigt.

Ein nicht geradezu feindliches Verhältniß zur Gesellschaft und Geselligkeit ist vielleicht für eine Empfängniß des Genies nicht unerläßlich. Wir denken uns das Genie gar zu gern im Ursprungslosen, im Verhältnißlosen. Aber ein nicht geradezu feindliches Verhältniß zur Gesellschaft ist unerläßlich für alle feinere, geschmackvolle Ausführung. In dem unscheinbarsten, unbefragtesten Weben aller gesellschaftlichen Existenz liegt ein Anhub aller Zeitkultur. Dem Landmanne, dem großen Herrn gegenüber, in der bloßen Begegnung, im engen Verkehr ist er wirksam. Man muß mehr sein als ein literarisches Genie, um alle dem geflissentlich trotzen zu können, wie Grabbe selbst nur versucht, nicht vermocht hat.

Eben so freilich ist das Gegentheil in der Literatur ein Unglück: allen Aeußerlichkeiten der konventionellen Form genug zu thun, der leeren Mode, dem Tagesstyle allein zu fröhnen, den Gesetzen des Umgangs alle freie Entdeckung anzuschmiegen. Diese Gefahr indessen ist in Deutschland gering. Sie kommt nur in Rede bei den Ständen, denen alle Form als französische Tradition heilig überliefert wird. Und wer aus diesen Ständen sich literarisch äußert, der ist doch zumeist schon über das Gesetzbuch der Gouvernante hinaus. Die Anklagen der Vornehmigkeit, welche neuester Zeit manchmal erhoben worden sind, waren meist voreilig, oder doch übertrieben, und entsprangen zumeist aus Unreife des Urtheils. Was man in dieser Beziehung diplomatischen Styl genannt hat, das ist eine Mahnung, ihn belebter und plastischer zu geben, selten schädlich, wenn nur Thema und Absicht von der Mahnung deutlich unterschieden wird. Eine neu bildende Epoche muß das feinere Nervengeflecht der Beziehungen auch in feinen und vorsichtigen Händen wissen. Für das Drama allerdings wird dieses Extrem am Unpassendsten sein. Die rasche und stärkere Wirkung ist hier erforderlich, und deßhalb ist es bisher immer so wenig geglückt, in dramatischer Form allgemeine Theilnahme zu wecken. Die Interessen sind noch nicht massenhaft genug ausgeschieden aus der Woge des Antheils, welche die Jetztwelt trägt und schaukelt. Darum hat der Roman, die Welt der Nüancen und Ausbreitung, so viel mehr Gunst gewonnen. Das Lustspiel wäre überall angedeutet, wenn jetzt von dramatischem Effekte die Rede sein sollte, aber dafür scheinen die charakteristischen

Talente zu mangeln. Es ist indessen überhaupt eine schiefe Art, auf diese oder jene literarische Form zu dringen, so lange der Vorzug der einen vor der andern dergestalt mißlich ist wie in unserer Aesthetik. Damit sei nicht abgewendet, daß auf möglichst vollendete Form gesehen werde, wohl aber, daß man unsicherer Theorie nach eine specifische Form verlange, wie Gervinus sich sehr betrübt zeigt, wenn Schiller und Goethe nicht zum Gewinn eines Epos kommen.

Innerhalb all dieser Fragen und Grenzen hat sich ein reichhaltiges Talent

Carl Leberecht Immermann

seit beinahe zwanzig Jahren bewegt, ohne einen durchdringenden Eindruck zu erreichen. Gedichte, Mährchen, Komödien, Tragödien, Briefe, Roman, alle Formen hat er versucht, und fast in jeder eine sehr beachtenswerthe Produktion zu Wege gebracht, der es auch niemals in einzelner Wendung am Stempel kräftigen Talentes gebrach. In den ersten zehn Jahren seiner Thätigkeit schloß er sich in allem Wesentlichen der Konvention an, wie sie sich von Goethe und den Romantikern aus gebildet hatte. Das wirklich Eigene des Dichters kam dadurch zu geringer Geltung. Bald nach Gedichten, die in Deutschland fast jeder ästhetische Autor wie ein Zeugniß des Berufes vorausschickt, und nach Trauerspielen und einem romantischen Lustspiele trat Immermann 1823 für Goethe gegen Pustkuchen auf, einen Zahn weisend, der nicht ohne Schärfe war. Es folgten Lustspiele mit Shakespeare'schem und romantischem Anklange, wie „das Auge der Liebe", später Lustspiele, die mit kecker Behendigkeit sich auf die Bühne selbst schwangen, wie „die schelmische Gräfin", „die Verkleidungen", ohne eine dauernde Stätte zu finden. Dann wendete er sich vorzugsweise der Tragödie zu: „Cardenio und Celinde", „das Trauerspiel in Tyrol", „Kaiser Friedrich der Zweite" erschienen bis 1828. Platens unmotivirter Angriff erweckte den „im Irrgarten der Metrik umher taumelnden Cavalier", und veranlaßte in der überwiegenden Vorrede dazu ein willkommenes Zeugniß, daß ihm alle Forderungen einer durchgebildeten Kritik geläufig und zur Hand seien. Der Zeitsturm, welcher darauf so durchdringend in die

Literatur schlug, schien Anfangs keinen Antheil bei ihm zu erregen. Die allerliebste Epopöe des komischen „Tulifäntchen" zeigte die ungestörteste Laune; die Trilogie „Alexis" ließ ihn auf dem alten Wege der Tragödie finden, den er aber immer kräftiger und eigener sich weitete und bahnte; die Mythe „Merlin" behandelte mit gesteigerter poetischer Macht die geheimnißvollen Faustfragen der Menschheit unter den Gewändern des Arthurkreises. Plötzlich, 1833, gab er in Form der freien modernen Mittheilung ein „Reisejournal", welches mit Schärfe und Entschlossenheit die Zeitfragen anfaßte, und, auf dem Gebiete der jungen Literatur für das Recht erworbenen Styls in Poesie kämpfend, eine Gewandheit entwickelte, eine Kenntniß der neuen Interessen an den Tag legte, denen ein unmittelbarer Einfluß nicht zu versagen war. Dies Interesse an junger Welt breitete er mit vieler Kunst und gediegener Bildung in einem Romane „die Epigonen" aus, welcher 1836 erschien, und ihm einen wichtigen Platz in der lebendig wirksamen Literatur gab.

Immermann ist 1796 in Magdeburg geboren und lebt jetzt als Landgerichtsrath in Düsseldorf.

Nach einem Ueberblicke der Immermann'schen Thätigkeit stellt sich diejenige unzufriedene Stimmung ein, welche nicht recht weiß, woran sie ist, weil sie weiß, oder doch empfindet, daß hinter diesen Leistungen noch ein verborgenes Moment liegt, dem der Kritiker nicht beikommt. Das ereignet sich zwar oft, und gibt bei großen Autoren jenen Reiz der Ewigkeit, welcher von jahrtausend langer Kritik nicht erschöpft wird. Aber hier bringt es Unzufriedenheit, weil man zu sehen glaubt, der Dichter selbst wisse diesem Momente nicht beizukommen, und sei doch nicht verschwimmende Weichheit genug, und sei doch ein zu tüchtiger Verstand, um die unklare Situation lockend und reizend genug auszubeuten. Immermann ahnt selbst und weckt viel größere Absichten, als er zu erfüllen im Stande ist. Die Atome des Stoffes gehen ihm unter der Hand in kürzere dürftigere Figuren zusammen, als sie der Intention nach zusammen gehen sollten. Der praktische Takt ist zu schnell neben einer in's Weite schöpferischen Phantasie, und die Phantasie dängt zu weit neben dem zum Abschluß drängenden Takte. So tritt man immer mit großer Achtung zu und von den Intentionen Immermanns, und ist doch von den

Werken selbst immer nur beschäftigt, nicht erfüllt. Seinen dramatischen Gedichten war immer anzusehen, daß sie nicht in der Konvention, sondern wirklich in eigener Kraft entstanden seien, sie hatten in einzelner Partie stets einen kühnen Wurf, der an die Genialität erinnerte, so besonders Alexis und Merlin, und doch überwanden sie das Gemachte der Konvention niemals in so weit, daß man sich ganz in neuer Welt empfunden hätte. Die Sprache selbst hielt dabei immer die Hoffnung aufrecht, es sei ein Außerordentliches im Anzuge und beim nächsten Male werde es erscheinen. Sie ist von selbstständiger Wahl und Biegung, kraftvoll und tüchtig, und auch in ihrem etwas strengen Stoffe stets mit großem Geschicke überwältigt, man möchte sagen zum gut klingenden Tone gebändigt. Hier ist die sehr bemerkenswerthe Verstandesmacht Immermanns durchaus Herrin geworden.

Rath und Urtheil sind hier äußerst schwer, und dürfen auch zurückbleiben, da der Dichter noch in voller Stärke bildet. Man ist nämlich gar geneigt zu dem Glauben: wenn Immermann die literarhistorischen Einflüsse, die Einflüsse Goethe's und der Romantiker einmal ganz aus der Erinnerung schlüge — wer kann das! — und sich ganz dem eigenen Genius hingäbe, so würde ein außerordentlich Werk gewonnen sein. Aber Immermanns Genius ist eben in historischer Bildung erwachsen, es ist dessen Macht, die Bedingung und den Gewinn einer literarischen Vergangenheit kräftig in sich wieder zu gebären, einer rücksichtslosen jungen Literatur gegenüber. Wollte er Anderes, so wäre er Simson ohne Locken. Wenigstens nach alle dem, was wir bis jetzt gesehen.

Darum aber wird für Immermann so günstig, was für Andere so gefährlich wäre: er gestaltet in den Epigonen geradezu die Interessen der nächsten Gegenwart, und was in solchem Falle für jugendliche Autoren bedenklich wird, da sie nicht den Aplomb historischer Durchgebildetheit haben, und nach undeutlichen Bildern der Zukunft greifen, das wird für Immermann ein Gelingen des Lebens, und zwar ein Gelingen des Lebens gleichzeitig mit dem Gelingen eines Kunstwerkes. Denn das Leben ergreift er im Stoffe, und seine eigentlichste Existenz, die Existenz einer literarhistorischen Bildung, prägt sich siegreich als Form aus. Die Unruhe der Gegenwart verwirrt sich nicht neben der unsicheren Zukunft, sondern gestaltet sich, indem ihr

neben der festen Vergangenheit ein fester Bezug aufgenöthigt wird. So gelingt Immermann eben da ein Kunstwerk, wo ein solches für andere Talente am Schwierigsten ist. Er also hätte zu thun, was dem Helden anstand vor einer neuen Welt, er hätte wie Cortes die Flotte hinter sich in die Luft zu sprengen, alle unmittelbare Verbindung mit Heimath und Geschichte zu entfernen, dem eigensten Genius vertrauend, welcher die Maximen der Erfahrung und Schule in sich zu Eigenheiten geklärt und sich so für alle Fälle gerüstet hätte zur Eroberung des Niegesehenen.

Was man an den Epigonen aussetzen konnte, war eben auch nur die Erinnerung an klassische Muster, welche dem Autor in die eigene Erfindung hineinschillerte. Daß er Wilhelm Meister so genossen hatte, um Anklängen an ihn nicht ausweichen zu können, das trat bei einzelnen Figuren der Originalität in den Weg. Immermann muß vergessen, wo Andere lernen sollen. Denn auf einem Standpunkte der Bildung, wie er sich in diesem Romane zeigt, kann man der faktischen Leitersprossen entbehren, man ist so weit hinauf, daß ein Anblick derselben nicht nur die oberflächlichen Entdecker der Reminiscenz stört, sondern den lauteren Eindruck des Bildes wirklich beeinträchtigt.

Neuerdings hat Immermann den höchst geistreich belustigenden Anfang eines Münchhausen gebracht, und nun auch ein ernstes Drama „die Opfer des Schweigens" direkt für die Aufführung geschrieben. Es ist nicht von Wichtigkeit, ob dies Stück gerade zu Immermanns glücklichsten Werken gehöre, aber es ist von Wichtigkeit, daß er sich auch in diesem Genre der lebendigsten Wirksamkeit zuwendet. Ueber Recht oder Unrecht zu entscheiden, daß dramatische Dichter bedeutender Art seit langer Zeit die Bühne selbst nicht im Auge haben, wäre etwas Müßiges. Es gibt der Schattirungen im dramatischen Gedichte so viele, daß die verschiedenartigste Berechtigung angesprochen werden darf. Die romantische Schule, ein poetisches Reich lebloser Künstlichkeit nach einer Seite hin fördernd, hat das Ihrige beigetragen; die Theaterverwaltung in ungebildeter, nur dem leichtesten, äußerlichsten Zwecke zugewendeter Hand ebenfalls das Ihrige, um Bühne und dramatisches Gedicht zu scheiden. Ferner trat die Erscheinung auch deßhalb nahe, weil eine immer in neuer Erweiterung ausholende Zeit gar seltener Talente bedarf, um eine

Welt poetischer Spekulation auch für das gemischte große Publikum genießbar und wirksam zu machen. Da geschieht dem Dichter und dem Publikum leicht Unrecht, wenn dies Thema absprechend behandelt wird. Jedenfalls ist es eine sehr willkommene Erscheinung, wenn so tüchtige Begabung wie die Immermann'sche sich der Vermittelung bietet. Immermann kann darin die glücklichste Ausgleichung oder doch Beschwichtigung finden für die Mißverhältnisse, mit denen seine literarische Wirksamkeit von frühe auf zu kämpfen hatte. Ein bedeutender, ein entschlossener Charakter, wie er ist, sah er sich von einer Zeit gebildet und in einer Zeit zur Aeußerung gedrängt, wo man von Originalanstrengungen in der Literatur erschöpft war, und in keiner neuen Produktion das Durchscheinen literar-historischer Kenntniß vermissen wollte. Das Gewaltsame, das Unvorbereitete war im öffentlichen Leben just mit vieler Mühe niedergeschlagen, nur im historischen Anhalte fand man Heil. Dahin wurde auch Immermann genöthigt, und damit rang er so viele Jahre, obwohl Stolz und Trotz immer so mächtig in ihm waren, daß er von Shakespeare, Goethe, den Romantikern immer nur so viel annehmen wollte, als ihm für ein dauerndes historisches Moment durchaus unerläßlich schien. Dies gab die Wirkung im Publikum, daß es sich nur theoretisch, nirgends entschieden für solchen Autor interessirte, und die Wirkung im Autor, daß er in sich selbst immer herber wurde. Ein Roman, wie die Epigonen, wo sich das Alles selbst ausbreiten, wo sich der verdrießlichste halbe Widerspruch gestalten und dadurch abthun konnte, war also für Immermann und für das Publikum ein glücklich gefundener Weg. Wendet sich dieser nun zur Bühne, zur unmittelbarsten Wechselwirkung mit der öffentlichen Theilnahme, so ist das Beste zu erwarten.

Der Roman zeigt sich überall als die nothwendige Brücke für die sich aufgestaltende Prosa. Es ist nichts Zufälliges, daß er sich theilweise bis in die schattenhafteste Novelle entkörpert hat. Um zur Sache zu kommen, sucht man den Weg; am Wege stehen oft nur wenig Bäume, aber man sieht oft weit, wenn auch in's Ungewisse. Seit Schiller und Goethe hat sich im Drama keine

wirkliche Existenz gezeigt, sondern nur geschickte oder ungeschickte Terminologie, oder Mittelmäßigkeit. Wirklich Existirendes, viel Fortwirksames ist seit Schiller und Goethe nur spekulativ geäußert worden, und wie käme das in's Drama, in's Reich des Charakters und der Handlung! Das Spekulative ist Wink, sei's auch nach neuer Schule ein Wink, der sich selbst beweist! Solcher Wink ist noch immer nicht die That, welche dem Drama unerläßlich. Das Lustspiel vielleicht konnte dabei einiges Gedeihen oder doch eine Zubuße finden, wenn Talente da waren mit graziöser Gewandtheit, und zwar Talente, denen alle Strömung des innerlichen Weiterlebens gegenwärtig, und denen es erreichbar war, das gemischte Publikum zu interessiren. Daran hat es bis jetzt gefehlt und fehlt es noch, und so ist ein Kern unserer Bildung und Bildungssympathieen gar nicht mehr in unser Drama getreten. Die Versuche dafür sind entweder Alltags-Mittelmäßigkeit, die mit herkömmlicher Unterhaltung begnügt ist, oder sie sind, wo ein höherer Drang zu Grunde liegt, von jener muthlosen Flauheit angeweht, die nicht an's eigene Leben glauben kann. Einer solchen wird dann auch nicht geglaubt, und mit ihr versinkt dann auch Rüstigeres in der allgemeinen Entmuthigung. Dramatische Form ward allmählig eine Gewähr, unbeachtet zu bleiben. Manches ist davon betroffen worden, was der Aufmunterung würdig war, so eine Tragödie „Abälard und Heloise", die 1831 anonym erschien, und von feiner Hand, gutem Geschmacke und inniger Empfindung zeugte. — Mit Vorliebe nahm man allen vaterländischen Stoff auf, als liege darin schon eine Bürgschaft für dramatisches Interesse. Auf diesen Glauben hin ist fleißig todter Kram in Jamben gesetzt worden, die Karl der Große, Heinrich IV., Conradin, Moritz von Sachsen, und was für's Vaterland emancipirt wurde, die Gustav Adolph haben das Tragödienschema nach aller Art durchgemacht. Als ob ein interessanter historischer Stoff eines besonderen dramatischen Interesses entbehren könnte! Daran sind talentvolle Dichter gescheitert, die wie Uhland und Julius Mosen in anderer Dichtungsart mit Wirksamkeit gesegnet waren. Lyrische und epische Stimmung und gesegnete Absicht ist im Drama nur Langeweile. Da handelt es sich um mehr als um Stoff und Wendung, es handelt sich um das lebendige Interesse

einer neu entstehenden und fortreißenden Handlung. Daß die That, oder gar nur das Ereigniß, einmal in tausendfaltigem, vielfach unbekanntem Zusammenhange der Welthistorie geschehen sei, das steigert nur den Anspruch, ist aber für das wirklich lebendige Interesse nicht die geringste Hilfe. Eine solche ist sie nur für die Erzählung.

Unerwarteter Segen hat sich in der Lyrik eingestellt, mitten heraus aus aller noch weit aussehenden Erweiterung. Hier konnte sich das Einzelne abrunden, im kleinen Gedicht, in rascher Beziehung vorausnehmend, was einst der ganzen Kultur bevorsteht, wenn sie sich zum einigen großen Gedichte einer neuen Weltperiode abschließen mag. Hier treten denn auch allerlei Zeiteinflüsse und Stimmungen nebeneinander, denen sonst eine Gemeinschaftlichkeit versagt ist. Es ist für die Gemeinschaftlichkeit hinreichend, daß die Formen der Romantik, Schillers und Goethe's nicht mehr vorherrschend sind und daß jeder Dichter irgend ein charakteristisches Zeichen der lebendigen Zeitstimmung hat. Es begreift sich, daß dergleichen Zeichen nicht erschöpft sind mit einer politischen Parole, womit eine Zeit der Parteiung ihr Interesse gern erledigt.

Die bedeutendsten Namen, welche hier in Rede zu ziehen, sind: Rückert, Platen, Chamisso, Mosen, Grün, Freiligrath, Stieglitz und Zedlitz, und mitten unter ihnen Heine, der den größten Erfolg gefunden. Der Zeit nach und auch in anderer Beziehung Grundkräfte sind Rückert, Heine und Platen, die auf den ersten Anblick so verschiedenartig erscheinen.

Rückert ist der älteste dieser Dichter, er dichtete schon, als die andern noch im Flügelkleide umher wandelten. Schon 1807 machte Rückert Verse. Aber er ist erst sehr spät mächtig geworden, und zwar um so später, — man kann sagen erst nach dreißigjährigem Gesange — da er seinen ersten Sieg über öffentliche Theilnahme nicht zu benützen wußte, ja ihn verscherzte. Als Freimund Raimar schloß er sich im Franzosenkampfe an die vaterländische Opposition, und seine geharnischten Sonette ergriffen das vaterländische Moment der Freiheit so erhaben und kunstgewaltig, daß ihn ein Jauchzen der Gebildeten empfing. Aber den Sieg und die Folge wußte er nicht in gleicher Höhe zu halten. Wir werden bei ihm von Pantheismus, von Universalität, von Virtuosität, von Tändelei zu sprechen haben. Jedes

dieser Worte wird der Erklärung beisteuern, warum Rückert das Interesse für sich nicht in gleicher Höhe erhalten konnte, oder mochte. Nichts ist ihm nach einer Deutung hin erledigt, wie dies ein Kampfinteresse heischt, in bester und in übler Art muß er alle Richtung eines Interesses nicht nur erproben, sondern durchprobiren. Wie er über den geschlagenen Napoleon leichtversig tändelte, mit den Siegesnamen eilig spielte, das gefiel nicht, vereinigte sich nicht mit den Vorstellungen vom Verfasser der geharnischten Sonette. Die Aufmerksamkeit, genügend für ein solches Talent und für einen allmähligen Sieg desselben, entzog sich ihm. Jene Universalität, jener Pantheismus des dichterischen Punktes, der das höchste und fernste Interesse und das Interesse des unscheinbarsten Details mit gleicher Virtuosität zum Gedichte macht, das, was wir Friedrich Rückert nennen, trat erst nach 1830 in die Macht eines allgemeinen Erkanntseins.

So wurde Heine inmitten der zwanziger Jahre die Hauptpotenz lyrischer Art, und mehr Aufsehen als Einfluß gewann neben ihm nur auf einige Zeit Platen. Heine schuf eine durchdringende neue Epoche in der Lyrik. Der Reiz überraschender Wahrheit, der Wahrheit selbst da, wo sie nicht ohne Manier erschien, und dieser Reiz begleitet und geschärft von dem klingenden Spiele und der Waffe des Witzes, lockte nicht blos den Antheil, sondern ergriff ihn ungestüm. Der Weg Goethe'scher Jugend schien hier in zeitgemäße frappante Umgebung geführt zu sein. Die Form war, so weit sie als Vers auftritt, scheinbar sorglos behandelt, und dies trug zur Lockung einer Restaurationszeit bei, welche ihre genialen Aufschwünge gelähmt glaubte in Wiederherstellung alter Formen. Hinter jener Sorglosigkeit Heine's lag aber eine so reife Vorbereitung, die Heine'sche Form, nicht blos als Vers betrachtet, erschien so fein und künstlerisch abgewogen, daß eine Formgewalt erster, weil innerlichster Größe gegeben war. Weil man sich über die Leichtigkeit täuschte, ward jene Nachahmung erweckt, die so überreichlich floß, die nur Manier und Aeußerlichkeit ergriff, und über die Veranlassung, über das Heine'sche Gedicht selbst manche unklare und ungerechte Abneigung erregte.

Ganz übereinstimmend damit und das Wesen verkennend zeigte sich die andere lyrische Macht in der Restauration, die Platen'sche, ganz befangen in der Form, und heischte in solcher

Befangenheit Herrschaft. Sobald jenes Mißkennen einmal gegeben war, mußte die entschiedenste Feindschaft entstehen, denn alles gegentheilige Wesen lag in der verschiedenen Form verschleiert. Der rasche, ungestüme Drang nach neuer Gestaltung, welcher behende durch den Heine'schen Vers dahin fährt, war ein direkter Gegensatz zu Platens Strenge, der nur im Wiederherstellen alter Gesetze ein Heil erblickte. Und die Welt des Verses war nicht allein, alle sonstige Existenz war damit angedeutet. Unbekümmert um all sonstige moderne Forderung, mit Platen sich unthätig in klassische Lebensformen zu begeben, das war nicht verlockend für eine Zeit, deren Herz in eigenem Gestaltungsdrange pochte. So blieb denn Platens Einfluß nur ein angefangener Versuch, der aus Mangel schöpferischer Zeichen dem lebendigen Heine'schen Genius weichen mußte. Aber der Platen'sche Versuch ist doch einer, der sich hervorgethan, und der, wenn auch in seiner Ausdehnung verworfen, doch in den Falten poetischer Bestrebung seine Eindrücke zurückgelassen hat.

Auch durch Rückert ist Platen in Schatten gestellt worden, und zwar auf seinem eigenen Felde des künstlichen Versbaues. Rückert hat dies in einer unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit angebaut, so daß selbst Platen daneben arm erscheinen mußte. Das aber bleibt Platen auch neben Rückert, und das hat ihm noch keiner gleich gethan: das straffe, glatt geharnischte Wort, der Vers, welcher an die Glätte griechischen Marmors erinnert, und eben so lapidarisch steht und bleibt, in dieser Festigkeit wohlthuend neben Rückerts schwankhaftem Allerlei.

Rückert ist zuerst ausführlicher zu erwähnen, — so weit überhaupt eine Gesammtdarstellung deutscher Literatur für den einzelnen Künstler skizzirte Ausführlichkeit gestattet — obwohl er später als Heine mächtig geworden ist. Heine's überall schon durchschimmernde Blitzeswelt muß für die Beschreibung dahin aufgespart sein, wo die neuen Elemente einer Literatur geradezu stürmisch in das Nationalleben durchbrechen, und jene Krisis einer jungen Literatur vorbereiten und beschleunigen, die eine Zeit lang alles andere literarische Interesse zurückdrängt. Heine ist auch in Absicht und Ausdruck viel ausgebreiteter, als daß er bei den Lyrikern erschöpft werden könnte.

Friedrich Rückert

ist 1789 zu Schweinfurt in Franken geboren. Er studirte in Jena und habilitirte sich auch dort auf kurze Zeit, im Thema seiner Dissertation bereits ankündigend, nach welcher Richtung Sinn und Fähigkeit drängten. Ueber die Sprache schrieb er seine Dissertation. Eben so wie sich später seine Art ausprägte, erwählte er nicht eine Fachwissenschaft, sondern ging frei seinen Neigungen nach, denen der poetische Ausdruck in naher und ferner Sprache die lockendste Kenntniß war. Es ist schon erwähnt, daß er in früher Jugend zu dichten begann, daß die Kriegszeit einen befeuernden Sänger in ihm fand. Nach dem Frieden erscheint er bis 1817 in Stuttgart, und war für die Redaktion des Morgenblatts thätig. 1818 ist er in Rom, behaglich in die Fäden südlicher Existenz blickend. Heimgekehrt läßt er sich in Coburg nieder, Dichten und Trachten dem Oriente zukehrend, wovon die Herausgabe der Haririschen Makamen und die „östlichen Rosen" Zeugniß gaben. In dieser Eigenschaft als Kenner orientalischer Sprachen ward er 1826 an die Universität Erlangen berufen, und dort lebt er noch. In den dreißiger Jahren ist Band auf Band mit alle dem zum Vorschein gekommen, was er seit dreißig Jahren gedichtet. Hervorstechend daran ist, daß es immer Situationen des Gedankens und der davon abhängigen Empfindung sind, welche er in vielfacher dialektischer Brechung behandelt, von weit überschauendem Standpunkte und doch im feinsten Detail behandelt, mit einer Virtuosität der Sprache und des Verses, wie sie noch von Niemand erreicht scheint, kaum von Jemand versucht worden ist, wie sie aber auch mit Verrenkung und Unschönheit in stets mißlichem Kampfe liegt.

Rückert ist eine einzige Erscheinung in der jungen Literatur. Alle Spekulation des suchenden Gedankens hat hier eine vorläufige, elastische Form des gnomischen Verses gefunden. Er steht tief innen in den ruhelosen Versuchen einer beschaffenden Zeit, er greift dazu nach der Denk- und Gefühlsweise des fernen China und Indien, und geht der Deutung des kleinsten Pulsschlages in nächster Nähe nicht vorüber. Aber in ihm ist Ruhe, Friede, Harmonie, so daß das Entlegenste und Spitzigste unter seiner Hand und als einzelner Bestandtheil eine vorläufige Run-

dung gewinnt, so daß er dem obenhin sehenden Auge ein Evangelium neuer Poesie bringt, während er ganz und gar nur ein poetischer Johannes der Täufer ist, welcher die Wege bereitet.

Nur wer dies verkennt, geräth in eine mißliche Aufgabe, sobald er die Dichtungsweise Rückerts definiren will, und bei jedem Schritte auf Schwierigkeiten stößt, weil sich diese Dichtweise in Entstehung und Gang nicht mit denjenigen Principien vereinigen lasse, auf welche all unsere Vorstellung von Poesie gegründet ist. Ja, hier entdeckt das Gedicht nicht, sondern es sucht, es entspringt nicht aus dem Talente der Anschauung, sondern aus dem Gedanken, es ist nicht eine eigene Welt in sich, sondern es lehrt, ganz andere Kreise der Welt noch neben sich voraussetzend, es erfüllt nicht, es begrenzt nicht, sondern es öffnet und weitet, es öffnet nicht das Herz, sondern den Verstand des Herzens. Möchte man doch sagen: hier ist Hegel als Dichter, besonders wenn man erkennt, daß sich der dichterische Gedanke Rückerts aus dem bloßen Naturalismus der Jugend ganz Hegel-logisch entfaltet zum Siege des Geistes, zum Triumphe des sich selbst begreifenden Geistes über die durcheinander sprechenden Seelen der mannigfaltigsten, aber der bloßen Aeußerlichkeit. Wenn man vollends erkennt, daß auch die Spitze aller geistigen Macht auf jenes Gedankenherz hinausgeht, was man ungenügend Pantheismus nennt, ungenügend, weil es nur unter den vorhandenen Bezeichnungen dieser am Nächsten steht, ohne doch von ihr ganz ausgedrückt zu werden.

Aber dieser Ausdruck „dichterischer Hegel" soll nicht gebraucht werden, da solche Vergleichung zwischen dem, was auf getrenntem Felde arbeitet, nur Mißverständnisse, weil unrichtige Konsequenzen, erzeugt. Er soll nur angedeutet werden, damit diejenige Seite an Rückert dem Auge rasch entgegen trete, welche von großer Wichtigkeit bei ihm ist. Er will über die Grenzen der Kunst hinaus, er will mehr als Künstler sein. Der künstlerische Ausdruck ist ihm nur ein Detailmittel, die philosophische Idee strahlenweise zu zeitigen oder zu verherrlichen. Deßhalb ist er auch nirgends um ein Kunstwerk im Großen bestrebt, was in seiner Vollendung noch etwas Unvorhergesehenes geben könne. Die Kunst ist ihm nur ein schönes Mittel des Details, das bereits ohne sie Gewußte oder Geahnte lockend auszudrücken. Das ist Rückerts unermeßlicher Unterschied von Goethe, uner-

meßlich, weil eben das Geheimniß der Kunst, was tiefer ist als jeder Künstler, bei diesem in voller Würde besteht, bei jenem ein Nichts ist. Dessen muß man sich bewußt sein, um nicht zur Verwechselung geleitet zu werden durch das, was Rückert sonst gemeinsam mit Goethe hat. Er ist wie dieser nirgends gewaltsam, und läßt Fernes und Nahes gewähren als Zeichen wirklichen Lebens; aber er gehört einer jungen Welt, die nicht in den Ergebnissen der Kunst, wenn auch vermittelst künstlerischen Ausdrucks, einem neuen messianischen Reiche entgegentrachtet. Rückert sagt nicht blos — denn nach alle dem ist nicht zu sagen: Rückert singt — Folgendes:

„Doch soll der Allgeist nicht im engen Haus verkümmern,
Muß mit dem falschen Schein die Schönheit selbst zertrümmern;
Wenn der versöhnte Geist frei mit unschuld'gem Spiel
Begöttert die Natur, dann ist die Kunst am Ziel."

Sondern er sagt auch wie der neueste Philosoph kategorisch:

„Wenn das Erhab'ne staunt die junge Menschheit an,
Spricht sie im hellen Traum: das hat der Gott gethan.
Und wenn sie zum Gefühl des Schönen dann erwacht,
Bekennt sie freudig stolz: es hat's der Mensch vollbracht.
Und wenn zum Wahren einst sie reift, wird sie erkennen:
Es thut's im Menschen Gott, der nicht von ihm zu trennen."

— Man wundert sich, man klagt auch wohl zuweilen neuerer Zeit, daß Rückerts rastlos quellender und perlender Born der geistreich poetischen Wendung so ohne Wahl jedes Schnitzlein, jede Krume benetze. Charakter des Dichters, Charakter der Dichtweise bringen dies mit sich. Nicht künstlerische Auswahl wird beabsichtigt, und was wäre für den Reiz des Gedankens unbrauchbar! Man klagt aber auch wohl über Langweiligkeit, über den in Prosa gebrachten arabischen Reim, über Mangel an handelndem Leben, über wohltönende Eintönigkeit. Was reichlich sprudelt, hat das Vorurtheil gegen sich. Was aus bloßer Gedankenbewegung entspringt, ist in Formen der Kunst, wie reich es ursprünglich sei, der Armuth ausgesetzt. Geist kann ermüden, weil sein Umkreis deutlich bekannt und somit für das Interesse erschöpft wird. Und es ist nicht zu verkennen, es ist ein klanglos spielerisches Wesen Rückert so zur festen Manier geworden, daß

er selten noch ein Gedicht geben kann, an welchem nicht widrige Wortstellung, unrhythmische Plattheit, oder unbedeutendes Thema den wohlthätigen Eindruck eines Gedichtes störte.

Wie schwer es ist, das richtige Maß von Geist und Form zu treffen für eine dauernde That, also daß ein Kunstwerk entstehe, das nicht erdacht und somit nachrechenbar und somit vergänglich sei, also daß andererseits ein Kunstwerk nicht blos in kalter Form alles Heil suche, wie schwer dies ist, haben wir gesehen an

August Graf von Platen-Hallermünde,

der es mit bloßer Form erzwingen wollte, ohne dem tieferen Geistesleben unserer Welt mit einiger Liebe nachzugehen. Ein unterrichteter Mann, ganz und gar voll von Neigung für den Rhythmus griechischen Sinns, darin Virtuos, und sich dieser Virtuosität bewußt; mit stachelndem Uebermuthe hielt er eine poetische Mission damit erledigt, daß auf den regelmäßig und schön wogenden Ausdruck gesehen und daß alle bedenkliche Seitenbewegung nach unerwartetem Funde als geschmacklos verworfen werde. Allerdings lag eine reichere Welt in Platen, als in dieser Bezeichnung ausgedrückt wird. Aber er drückte selbst nichts Reicheres aus, es gelang ihm nicht, jenes Moment modernen Fortschrittes, was auch ihn, wenn auch in ungewöhnlichster Weise trieb, hervorstechend, siegreich zu offenbaren. Das Rüsten dazu überbeschäftigte ihn, und der erste Eindruck mußte sein, daß es ihm um nichts Weiteres zu thun wäre, als um die Aeußerlichkeiten der Rüstung. So beleidigte er, vergriff sich an lebensvollen Talenten, wie Heine und Immermann, indem er die Mittelmäßigkeiten und Abgeschmacktheiten Houwalds, Müllners und Raupachs mit ihnen zusammenwarf, vergriff sich unanständig, weckte dadurch unanständige Entgegnung, und erwarb sich zu matten Partisanen nur die todte Pedanterie philologischen Gedächtnisses. Die Zeit seines Auftritts, die zwanziger Jahre, war verleitend zu Ungebührlichkeit, wie sie in den satirischen Komödien Platens, in der „verhängnißvollen Gabel" und im „romantischen Oedipus" strotzten. Man leierte an den Echo's der Romantik, und das große Publikum war begnügt in geistloser Vorliebe für

die schwächliche Unterhaltung der Abendzeitung, für die geschmacklose Unterhaltung Claurens. Platen war mit Gedichten aufgetreten, denen schon lieblicher Reiz praller Form, und Reiz eines in dieser Prallheit leicht hüpfenden Gedankens inwohnte. Man hatte dafür wenig Sinn gezeigt. Die Ghasele war nicht gewürdigt worden. Ein Schauspiel „der gläserne Pantoffel", 1823, blieb ganz unbekannt, die „venetianischen Sonette" wurden eben als Sonette gelobt, ohne daß sie zu weiterer Perspektive veranlaßt hätten. Da brach Platens Zorn 1826 in der „verhängnißvollen Gabel" durch, und als auch eine größere Sammlung von Gedichten und ein Band Schauspiele nicht die enthusiastische Wirkung hervorbrachten, die er zu erwarten schien, da brach er 1829 mit dem romantischen Oedipus hervor, welcher ingrimmigste Fehde gegen alle Literatur athmete, die nicht Lessing, Winkelmann, Klopstock oder Goethe sei, und die nicht in Platen ein neues Zauberbild anbete. Einer aristophanischen Komödie angemessen konnte dies nur in einer Weise geschehen, welche nicht der Begründung und Beschränkung nachtrachtet. Für eine solche war wohl der Dichter selbst nicht reif, der nur empfand, daß Kräftigeres und Schöneres nöthig sei, als es von allerlei Nachahmung des Mittelalters und Shakespeare's, als es von schwächlicher oder noch befremdlicher Auffassung des Modernen geleistet werde. Für eine günstige Aufnahme apodiktischen Spottes ohne Begründung und Beschränkung konnte aber eine Zeit nicht geneigt seyn, die seit fünfzig Jahren dem Unmotivirten so entwöhnt worden war. Die bloßen Namen Lessing, Klopstock, Goethe waren solcherweise ein leerer Schall, und der Hinweis auf griechische Muster kam über die Empfehlung des Aeußerlichen so wenig hinaus, daß man ihn mit der philologischen Lection verwechseln konnte. Scharfe Laune, witzige Fassung, vortreffliche Verse, mit Freude sah man sie an. Man wünschte sogar, da einmal das Thema so gefaßt war, der Autor hätte den ironischen Ton konsequenter gehalten, und wäre nirgends in baare Predigt und Verheißung gefallen. Wirklich war darin der Kunstsinn des gescholtenen Publikums noch reiner als der des Scheltenden. Und auch darin war er es, daß er nur die Schmähung übel nahm, welche außerhalb der ironischen Atmosphäre, welche ungestaltet, witzlos als platte Schmähung auftrat. Nicht die Grobheit des Aristophanes,

sondern die durch Form geweihte Grobheit des Aristophanes, die witzige Grobheit wollte man sich gefallen lassen. In der That, für das wirkliche Leben der Platen'schen Absicht, für den in künstlicher Form gelungenen Humor Platens war das bessere Publikum äußerst empfänglich, die „Gabel" und besonders der „Oedipus" erweckten Antheil und Aussicht in stark ausgesprochener Weise, und wie sehr man Ungebührliches abwehrte, man sah mit gespannter Erwartung der literarischen That entgegen, welche sich mit so viel talentvoller Verwegenheit angekündigt hatte. Platen weckte Neugier auf eine junge Literatur ganz anderer Art, als sie sich übrigens gestalten zu wollen schien, und man hielt all seine halben Worte von Kraft, Schönheit, Griechenthum, von ermattendem christlichen Sinne für Andeutungen eines neuen Inhalts, der solchen Vorposten auf der Ferse folge.

Dieser Inhalt blieb aus, und darum ist der lebhafte Antheil an Platen so rasch geschwächt worden. Platen zog aus Baiern, dessen König ihn unterstützte, ganz aus der barbarisch gearteten Heimath nach dem geliebten Süden, nach Sicilien selbst, wo einst Griechenland geblüht hatte. Er sang noch Gedichte, schrieb ein geschichtliches Drama „die Liga von Cambray", schrieb „Geschichten des Königreichs Neapel von 1414 — 1443", schrieb ein Epos „die Abassiden", und obwohl Alles durch eine straffe, wohlthuende Form ausgezeichnet war, so ging es doch nirgends über die anmuthige Gestalt zu einem neu bezwingenden Verhältnisse des Inhalts hinaus, wie man ihn von so kühner Ankündigung erwartet hatte; die Zeitereignisse wälzten dazu ihre stürmischen Wogen neuen Inhalts über die Hoffnungen, welche eine friedliche Zeit aus Platens Auftritte gesaugt hatte, er verscholl wie ein Meteor, dessen tüchtiger Schein über einen blos dunstigen Kern getäuscht habe. Der Tod trat überraschend früh am 5ten December 1836 zu dem noch rüstigen Manne, er starb in Syrakus, und liegt dort fern von der ungünstigen Heimath auf einem Hügel begraben, der über ein schönes Theil Großgriechenlands hinblickt. Das Vaterland ehrt in ihm den Schöpfer schöner Gedichte, und Platens Drang für strenge stolze Form ist nicht ohne segensreiche Frucht geblieben, die glänzende Vollendung des Verses, welche heutiges Tags zahlreicher denn je in

unserer Schrift gefunden wird, nennt Platen unter den wichtigsten Veranlassern. Sein großsprecherischer Anfang einer neuen Phase in der Literatur ist allerdings damit sehr zusammengeschrumpft, und Niemand täuscht sich mehr darüber, daß ihm dafür ein ausgebildetes Bewußtsein gemangelt und nur einige formelle Sympathieen zur Hand gewesen. Aber man würdigt auch den, der Tüchtiges gewollt hat, und gedenkt dessen, was unscheinbar von seinem Ideale schöner Erscheinungswelt in die Literatur jüngster Tendenz übergegangen ist.

Platen war 1795 zu Anspach geboren, hatte in bairischem Militärdienste gestanden, hatte in Würzburg und Erlangen studirt, sich mit philosophischer Wissenschaft und besonders mit den Dichtwerken der verschiedensten Völker beschäftigt. Die griechische Literatur gab ihm nicht nur die Geschmacksrichtung für literarische Form, sondern auch für Lebensform. Persisches Studium gab ihm die Ghasele. Die romanisch-germanischen Dichter mußten bei so ausgesprochener Vorliebe nachstehen, und besonders englische Art konnte in ihm nicht die Verehrung finden, welche sie seit Lessing in Deutschland genießt. Dabei lehnte er sich jedoch nur gegen das Vorbild Shakespeare auf, so weit es ihm Ueberfülle eines früheren, unreineren Geschmackes erschien, und den Adepten geschmacklose Mannigfaltigkeit und Gewaltsamkeit beschönigen könnte. — Platen hat das Unglück gehabt, von keinem bedeutenden Talente liebevoll vertheidigt zu werden. Auch das, was neuerer Zeit so gern vorgezogen wurde, wo politische Tendenzen bedenkliche Uebermacht in der Literatur errangen, auch seine schneidenden Worte gegen die Feinde Polens und gegen politische Tyrannei sind ihm zu keiner Gunst förderlich gewesen. Nur sein polemischer Sinn, der Vielverletzende, erschien massenhaft an ihm, alles Uebrige vereinzelt. Liebe, die es hätte suchen mögen, weckte er nicht, wissenschaftliche Folgerung, die es begründet und nachdrücklich gemacht hätte, gab er nicht, so verlor er sich wie ein rhythmisches, aber scheinbar erfolgloses Schlachtgeschrei aus dem Vaterlande, und nur sein plötzlicher Tod ließ noch einmal von ihm sprechen.

Chamisso.

Ein deutsch gewordener Franzose. Vielfach ein Gegenbild von Platen, auch im Geliebtsein. Nicht aus klassischer Literatur und aus edelm Formsinne, sondern aus dem wahllosen nordischen Leben, aus dem einfachsten Ich bildete sich hier die dichterische Kraft empor. Mit ihr ein unbestechlicher Sinn für das ursprünglichste Sein und Recht des Menschen, und damit jene innerliche Gemeinschaft Chamisso's mit junger Literatur, wenn auch diese in ganz anderen Formen ursprüngliche Rechte dem historischen Bestande gegenüber in Anspruch nahm, wenn auch namentlich nie eine weitere Verbindung zwischen den Sprechern dieser Literatur und dem greisen Dichter Statt fand.

Weil Alles an Chamisso so charaktervoll, tüchtig und treu, hat man ihn unter die ersten Notabilitäten lyrischer Dichtkunst gezählt, obwohl nicht leicht ein aufmerksam Zusehender verkennt, daß er nur der zweiten Linie angehöre. Der Geist ist gesund, aber ohne besondere Erwecktheit, das Talent ist tüchtig, aber langsam, und etwas eng zusammenrückend, der Sinn ist nicht hoch, aber immer brav, die Naivetät ist nicht jugendlich genug, um völlig wahr zu sein, und mit Frische zu reizen, aber doch liebenswürdig genug. Und in einer Zeit, wo die rein gedankliche Bewegung auch in der Poesie alles Sonstige wie Ueberfluß und Nichtigkeit in Schatten zu stellen scheint, in einer solchen Zeit mußte der treuherzige Vers Chamisso's eine gute Stätte finden.

Chamisso, 1781 geboren, stammt aus der Champagne, von wo seine Familie in der Revolutionszeit emigrirte, und über Holland nach Preußen kam. Er blieb in Deutschland, auch als die Familie nach Frankreich zurückkehrte, er kehrte nach Deutschland zurück, auch da er unter Napoleons Regierung noch einmal in Frankreich und mit einem Fuße bereits in einem Professorposten gewesen war. Es schien, als sei es ein Versehen der Natur gewesen, ihn jenseits deutscher Sitten an's Tageslicht zu bringen. Denn alle Charakterzüge an ihm stimmten so innig mit den vorherrschend deutschen überein, wie sie von den vorherrschend französischen abwichen. Sogar in dem nationalsten Sinne des Franzosen, im Sinne für Geselligkeit und alle Form, die mit dem Umgange in Berührung tritt, war er das Gegentheil eines Fran-

zosen. Einfach, ja derb, fand er den Südseeinsulaner in diesem Punkte empfehlenswerther, als den Pariser. Mit unsäglicher Mühe hatte er das Deutsche gelernt, und doch sprach er in letzter Zeit ungern französisch, ohne deßhalb einen Augenblick theilnehmendster Pietät für seine Heimath verlustig zu sein. Die Herausgabe Berangers in leicht-fließend deutschen Liedern, welche er noch kurz vor seinem Tode mit Gaudy veranstaltet hat, zeugt dafür. Daß es aber eben Beranger, zeugt ebenfalls, in welcher Vermittelung Chamisso der Heimath anhing.

Chamisso war eine Zeit lang Page am preußischen Hofe, dann preußischer Officier gewesen, hatte aber als solcher den Krieg 1806 gegen Napoleon nicht mitgemacht. Den Helden Napoleon verehrend, dem Unterdrücker Napoleon durchaus abhold, — auch in diesem Punkte ein treuer Freund der Frau von Staël — mochte er sich edeln Taktes nie entschließen, das Schwert gegen sein Geburtsland zu ziehen. Traurig, aber bestimmt, sagte er: „Es hat die Zeit kein Schwert für mich."

Das wichtigste Ereigniß in Chamisso's Leben ist die Entdeckungsreise, welche er auf dem russischen Rurik um die Welt mitmachte. Die Beschreibung davon hat deßhalb an Genießbarkeit verloren, weil sie in verschiedener Zeit geschrieben und somit das spätere, vollständigere Werk theils nur Ergänzung ist, theils durch das frühere Heft ergänzt werden muß, und solcherweise der Fülle und Ganzheit beraubt ist. Es wird also mehr für den Charakter wichtig, der so einfach liebenswerth, so anspruchslos entsagend erscheint, als für die Darstellung. Diese ist ganz schmucklos, zuweilen durch einen trockenen Humor, immer durch einen männlichen Sinn belebt. Chamisso's wichtigstes Buch in Prosa ist der originelle Roman „Peter Schlemihl", worin der Verlust des Schattens in so eigener Mischung von Laune und Trauer erzählt wird, daß das Büchlein ein populares Interesse erwecken, allerlei Nachahmung erzeugen, und der Uebersetzung in fremde Sprache würdig erachtet werden konnte.

Chamisso fand in Berlin eine Anstellung als naturwissenschaftlicher Kustos. Dort hat er denn seine letzte Lebenshälfte zugebracht, und das alte Institut eines Musenalmanachs erfolgreich wiedererweckt. Dort ist er auch 1838 gestorben.

Sollte ein Hauptmoment angegeben werden, worin er mit

der Zeitbildung eng zusammenhing, so wäre dies die Aufklärung. Sie war in ihm mild geartet und mit einem mäßigen poetischen Wunder wohl verträglich, sie war schweigsam und billig, aber sie war alles Fundament seiner geistigen Existenz. Der Pietismus war ihm in tiefster Seele zuwider, das Christenthum selbst war ihm ein Institut, was ihm als Tradition nicht nahe stand, sondern nur als ein Sinn, der sich in verschiedenster Form äußern könne.

Der Musenalmanach hat uns gewöhnt, viele Dichter neben ihm zu nennen, die, meist noch im ersten Streben begriffen, keine hervorstechende Physiognomie tragen. Es ist wie zur Zeit der Minnesänger, wie zur Zeit der schlesischen Schulen, wie zur Zeit unserer erwachenden Klassik eine allgemeine Stimmung für poetischen Ausdruck eingetreten. Die Kunst des Verses und anmuthiger Fassung überhaupt ist bald dergestalt ausgebildet, daß ohne Noth eine Zahl solcher Dichter dreifach und vierfach aufgeführt werden könnte, die vor 40 und 50 Jahren etwa wie als Paladine des Hainbundes eine nationale Hoffnung erweckten. Je mehr eine Kenntniß und Kunst ausgebildet wird, desto schwerer zeichnet sich der Einzelne aus, und desto herber muß, dem Anscheine nach, die Geschichte ihre Auswahl treffen. Die Gärtner, Boie, Denis fanden geräumigeren Platz für ihre Namen, als jetzige Dichter ihn finden, die sogar im Verhältnisse zu dichterischer Leistung der Zeit vorzüglicher sind.

Es kann deßhalb hier, wo von bemerkenswerther Virtuosität im dichterischen Ausdrucke, nicht von besonderer Spekulation in demselben die Rede ist, nur eine kleine Auswahl genannt werden. Oft gibt nur eine persönliche oder landsmannschaftliche Nähe die Veranlassung zur namentlichen Auswahl, und es werden eben so werthvolle nicht genannt, weil ihnen kein charakteristischer Behelf der Auszeichnung zu statten kommt.

Durch persönlichen Verkehr und durch Beihilfe in Redaktion des Musenalmanaches zeigt sich Freiherr v. Gaudy dicht bei Chamisso. Er trat als Adept Heine's in der pikanten Schlußweise des Gedichtes auf, und bildete sich allmählig durch historische Stoffe zu einer nicht so manierirten, unbefangeneren, fließenden Form aus, die sich nicht weiter hervorthut, die aber auch nicht zurückbleibt. Es ist da keine eigenthümliche Lebensansicht,

keine besondere Kraft des Geistes oder des Gemüthes. Aber ein gewandter dichterischer Ausdruck, wie er sich über die Mittelmäßigkeit hinaus zu einem leichten Reize erhebt, erwirbt ihm günstige Zuhörer, besonders wenn das historische Thema ein so lebensvolles ist, wie das von Napoleon in den „Kaiserliedern“.

Weniger fruchtbar, aber im Reize feiner, ist Friedrich v. Sallet, ein noch jüngerer Poet. Was sich neben ihm in Norddeutschland zu Musenalmanachen und Sammlungen aller Art vereinigt hat, ist noch zu wenig über einen theils schwächlichen, theils unselbstständigen Dilettantismus hinausgewachsen, als daß es eine namentliche Aufführung in Anspruch nehmen könnte. Von dem in Deutschland seltenen Improvisationstalente der O. L. B. Wolff und Langenschwarz aus hat Wolff eine der Rede werthe weitere Ausbildung angestrebt, unterstützt darin durch literarhistorische, besonders sprachliche Kenntnisse und Studien. Er hat für altfranzösische Dichtung und für unser Volkslied nachgebildet und gesammelt, manchen interessanten Roman, wie „Mirabeau und Sophie“, gegeben, und neuerdings den unvergänglich schönen Stoff „Abälard und Heloise“ zu einem selbstständigen Poem ausgeführt, was lebendig, wenn auch nicht kurz und korrekt genug eingeleitet, und partieenweise glücklich und eindrucksvoll behandelt ist. Wo die schriftlichen Reste selbst jenes unglücklichen Verhältnisses in wohlklingende Verse treten, da ist eine unabweisbare Macht erreicht. — August Kopisch ist neuerdings mit einem Bande von Gedichten hervorgetreten, unter denen insbesondere für das launige Lied, dessen unsere Zeit so ganz entbehrt, mancher erwünschte Beitrag gesteuert worden ist. In diesem Bande und noch weiter hat sich Kopisch, italienischer Volksdichtung nachgehend, in einer Uebersetzung als ein Kenner Dante's gezeigt. Die Uebersetzung hat leider den Reim des Originals aufgegeben. Aber freilich hat auch übrigens die Sorge manches geschmackvollen Literaten, zum Beispiele Karl Witte's, für Dante insbesondere und für italienische Poeten überhaupt uns wenig ersichtliche Frucht gebracht. Sei's, daß der Nationalunterschied für gemeinschaftliche Wirkung zu groß, sei's, daß die Vermittelung immer zu schwach, mit zu geringer Genialität geschehen sei. Die Uebersetzungen der Gries, Streckfuß, Kannegießer, wie sorgfältig und gewandt auch die der ersteren gebildet sind, haben

keine eigentliche Wirkung gehabt. Stöber, der neuerdings in Straßburg eine Zeitschrift „Ervinia" gegründet zur Belebung deutscher Erinnerung in dem uns entrissenen Elsaß und Lothringen, hat unter sehr reichlichem Liederquellen manches anmuthige Gedicht gefunden. Im Süden hat sonst Oesterreich eine große Zahl Poeten hervorgebracht, unter denen Grün, der noch junge Beck, Zedlitz und der schon erwähnte Lenau obenanstehen.

Baron v. Zedlitz fand einen lebhaften Antheil durch seine „Todtenkränze", einen viel lebhafteren, als er durch Dramata zu erwecken im Stande gewesen war. Das Thema, große Todte in der Canzone zu verherrlichen, war für eine Zeit glücklich gewählt, die noch nicht hinreichend gereift erscheint, um den dauernden Mittelpunkt des Lebendigen poetisch zu erfassen, die aber doch geneigt ist, die Todesweihe an denjenigen hochzuachten, welche mitten aus dem Drange sturmvoller, naheliegender Tage abgeschieden, und unter Zeichen großartigen Strebens abgeschieden sind. Napoleon, Lord Byron haben in unserer Zeit, just weil sie erst kürzlich abgeschieden sind, den Nymbus poetischen Reizes vor denen sicher voraus, deren Lebensmomente hinter den Kreisen des jetzigen Zeitalters ruhen. Für objektive Ferne ist unser stürmischer Drang eben so hinderlich wie für objektive Nähe. — Die Behandlung des Thema's gelang Zedlitz, der eines geübten Verses Herr, ebenfalls. Sogar ein Gedicht wie „Die nächtliche Heerschau", welches viel befangener in moderner Manierirtheit, fand eine nachhaltige Wirkung durch dreiste Fassung des Napoleon'schen Lebens, durch dreiste Einführung des militärischen Wortes, welches vor dem Wahrheitsdrange in junger Literatur für poetischen Styl unangemessen erklärt worden wäre. Das Bedenkliche der Manier, wie das Ergreifende im ungeschminkten Ausdrucke ist hier wie bei Gaudy, wo er solch historisch Naheliegendes schildert, dem Heine'schen Einflusse zuzuschreiben.

Die dramatischen Arbeiten von Zedlitz erweckten seit 1830 Aufmerksamkeit, wo dessen meisterhafte Uebertragung des Lope-schen Stern von Sevilla erschien. Kleinere Sachen wie „Herr und Sklave" waren wohl früher schon auf der Scene, und wurden gern von Schauspielern benutzt, denen die Deklamation schreiender Gegensätze willkommen war. Darin lag aber auch die Schwäche des Stücks. Dergleichen grober Reiz der Kontraste

ist nicht Sache des berufenen Talentes. Dies hat Geheimnisse zu künden, nicht schreiende Mißverhältnisse. Diese verfallen den praktischen Anstalten der Bildung, verfallen der Politik und Polizei. Es war an einem sehr liebenswürdigen und wackeren Manne, an Wilhelm Beer, ein ungünstig Vorzeichen, daß er mit einem Drama „der Paria" begann, und der spätere „Struensee" so wie ein kürzlich erschienener Briefwechsel bestätigten, daß eine achtenswerthe, strebsame Bildung, aber jenes Talent des Dramatikers nicht vorhanden war, welches durch die äußeren Verhältnisse hindurch in das geheimnißvolle Wunder der Charaktere und Handlungen dringt.

Zedlitz hat später durch den Tassostoff — „Kerker und Krone" — zwar auch einen großen Fortschritt in diesem dramatischen Punkte an den Tag gelegt, aber uns doch zu keiner besonderen Hoffnung auf dramatisches Gelingen berechtigt. Jener matte Hauch des tragisch Conventionellen, des lyrisch-Unthätigen dringt noch entgegen, und läßt uns einen Zedlitz'schen Nachdruck immer noch im Lyrischen suchen. Vielleicht fordert er aber noch für irgend eine Uebertragung oder Nachbildung unseren Dank, den er sammt Schreivogel — pseudonym West — dem Uebertrager der Donna Diana, in vollstem Maße durch den Stern von Sevilla und neuerdings durch Wiedergabe des Byron'schen Childe Harold verdient hat.

Egon Ebert aus Prag galt lange Zeit für eine stolze poetische Hoffnung Böhmens, besonders da er vaterländische Stoffe, wie „Wlasta", „Bretislaw und Jutta", verherrlichte. Er findet sich in kühn ausholendem und ausmalendem Bilderstyle kaum aus Mantel und Kleid heraus, und für so viel, wenn auch gehaltvolle, Garderobe ist der Kern doch nicht bedeutend genug. Mit schwächerem Fluge des Wortes, aber mit behenderem Ausdrucke, dem manche Beschreibung einer artigen Situation gelingt, ist Drärler — Manfred begabt, und auch den viel singenden Hirten österreichischer und steirischer Berge, den Vogel, Seidl rc. gelingt in der täglichen Uebung manch ein Lied. Ein strafferes Zusammennehmen der Kräfte wird leider von der Wiener Kritik durchaus nicht befördert. Sie leidet an der allzuschwammigen wie Norddeutschland an der allzuscharfen Phrase. Indessen fehlt es neuerdings nicht an einzelnen Zeichen, daß auch dort aus der

Terminologie heraus gestrebt wird. Jeitteles versorgt lexikalisch das Publikum mit den Kennzeichen neuer Wendung, und v. Feuchtersleben zeigt eine ganz bemerkenswerthe Herrschaft in den neueren Kategorieen, wenn auch noch einen unschönen Ausdruck derselben. Je mehr er auch hierin den rasch entstehenden terminologischen Schlendrian vermeidet, und nach eigen Gesehenem trachtet, desto wirksamer wird er werden, und desto eher wird er sich einer Manier entkleiden, die in sententioser Verwickelung, ja selbst in sententioser Abruptheit dem Schwulste nicht immer entgeht.

Bei weitem den größten Erfolg unter den Oesterreichern hat

Anastasius Grün

gefunden. Er ist ein steirischer Graf Auersperg, der sein poetisches Wort am Entschiedensten politischen Wünschen und Eindrücken hingegeben hat. Das scheint für den ersten Anblick poetischem Erfolge nicht besonders günstig. Aber was ist ein äußeres Kennzeichen gegen die Geheimnisse des Talents! Wo sich dies einem Thema mit aller Macht hingibt, da wird der Eindruck nie fehlen, der Stoff wird unter der Hingebung und durch sie ein anderer, ein lebensvoller. So ward es bei Anastasius Grün. Eine ganze Lebensansicht, die über die mühsam zusammengehaltenen Trümmer einer alten poetischen Ganzheit hinausblickt, ein edles, das Milde und Gute mit Leidenschaft wünschendes Herz gaben sich warm dem Thema politischen Wunsches hin und zogen suchend alles weitere Verlangen eines Menschenherzens dahinein. Konnte solcherweise nüchterne Politik vorherrschend bleiben und den Eindruck beschränken? Nein, sie ging auf in ein sehnsüchtiges und zwar nach allem Großen sehnsüchtiges Individuum, und erschien, vermittelt durch dieses, als jene poetische Studie, woraus jetzt unser Gedicht besteht, wenn nicht ein Genius ersten Ranges ihm einen schärferen Stempel aufdrückt, als er zu Gebote steht der suchenden Zeit. Ueber jene Studie ist Grün nirgends hinaus; ja er bewegt sich oft noch in Manieren, wodurch die Physiognomie der Studie allzu deutlich ausgedrückt wird. Er zählt auf, er rechnet die Einzelnposten zusammen, damit die Summe annäherungsweise erscheine, deren die Poesie als eine

Offenbarung ohne Weiteres und völlig Herrin sein soll. Aber die Absicht ist immer poetisch, und die Einzelntheile sind immer poetisch erfaßt, und über das Ganze bückt sich der Hang nach einer Fülle, die uns allen noch versagt ist, und so können wir uns zwar nicht hingeben, denn es fehlt noch die Macht, welche solches heischt, aber wir folgen gern und dankbar.

Grün trat auf mit den „Spaziergängen eines Wiener Poeten", es folgte „der letzte Ritter", alsdann der „Schutt" und eine Sammlung von Gedichten, denen in einem Jahre eine dreifache Auflage nöthig war. Der letzte Ritter ist unter alle dem im Aeußerlichsten, Ungenügendsten verblieben; der „Schutt" ist aus dem Innersten geschöpft, und gewährt im Titel, in allem Thema, in dem Abschnitte „fünf Ostern", wo eine künftige Zeit jenseits des Christenthumes erscheint, den tiefsten Einblick in den Grundgedanken des Dichters. In diesem Grundgedanken zeigt er sich übereinstimmend mit dem Herzen junger Literatur, welche das goldene Vließ einer vollen Poesie noch jenseits eines stürmischen Pontus suchen zu müssen glaubt, und vom Talente diese Erkenntniß und die Fähigkeit heischt, auf dem Wege alle Zeichen dichterisch zu sammeln, damit sie jenseits der Fahrt eine genügende Macht bilden, welcher das Vließ selbst sich ergebe.

Aehnlich ist auch von Heinrich Stieglitz die Aufgabe gefaßt, obwohl so deutliche Zeichen fehlen, daß er sich dessen bewußt sei. Statt dieser Zeichen zeigt sich eine regsame, ja produktive Unruhe, die Entlegenes und Nächstes in eine Verdichtung zu fassen sucht. „Stimmen der Zeit in Liedern" wenden sich unmittelbar an das Interesse des Tages, „das Dionysosfest", eine lyrische Tragödie, hält einen fernen Spiegel dar für Unüberwindlichkeit des Wechsels. Eine Deutlichkeit und Klarheit inhaltvollen Kernes scheint in alle dem für den vollständigen Sieg zu fehlen. Die Intention ist immer bedeutend, oder richtiger: man ahnt immer eine solche, denn sie ist in sich eben so undeutlich ausgebildet, wie im beiwohnenden Stoffe. Aber sie erscheint nicht dichterisch erwachsen, sie hat erkünstelte Röthe und überhitztes Leben, sie weckt den Gedanken, ob die Dichtung von Stieglitz nicht unter einem mangelnden Gleichmaße litte, welches zwischen den Kräften und Bedingungen herrschen soll, denen eine künstlerisch wirksame That entspringt. Und so ist

es vielleicht. Vielleicht ist hier, ungewöhnlich, einem vorgerückten Alter des Dichters das Mächtigste vorbehalten. Stieglitz folgte früher dem Goethe'schen Anstoße nach dem Oriente, und gab vier Bände „Bilder des Orients", in denen, da hier die Einzelnheit unter einer vorausgesetzten Atmosphäre sich hervorthun konnte, Anmuthiges und Wirksammes in den kleineren Sachen reiflich entgegen trat. Schon dort war das Größere, Schauspiele und Tragödien, unmächtiger, als das, was sich unscheinbar ankündigte, und so fehlt es nirgends an Zeichen, daß sich dieses Dichters Vorzüge im kleinen Gedichte zunächst am Günstigsten entwickeln. Der Sinn für größere Verknüpfung ist so lebhaft in ihm vorhanden, daß er, eine Zeit lang zurückgehalten, nicht verloren gehen, wohl aber sich mehr und mehr zur Klarheit läutern wird. Wäre dieser Sinn nicht so stark, wie hätte Stieglitz in seinem neuesten Gedichte „Gruß an Berlin, ein Zukunftstraum" von Ausdehnung eines Buches dergestalt gegen poetischen Geschmack fehlen können! Gedanke, triviale Bemerkung, triviale Kunde, Name, und fast möchte man sagen kalendermäßige Jahreszahl ist katalogisch aufgeschichtet und in gereimte Phrase eingezwängt unter diesem athemlosen Gruß. Manches Gute aus dieser geschmackswidrigen Versammlung heraus genommen hätte dem Dichter ein charakteristisches Gedicht belebt; aber er kann seinen geübten Ausdruck zu Grunde richten, wenn er ein größeres Ganze erzwingen will, wofür die ruhige Empfängniß ihm jetzigen Augenblickes versagt ist. Wander- und Berglieder, wie er neuerdings ebenfalls gegeben, und Aehnliches ist ihm jetzt noch angemessen, und entwickelt in knapper Grenze den Reiz eines Talentes, welches unter straffestem Zügel das Glücklichste hervor bringt. Denn an formeller Gewandtheit des Ausdrucks thut er es den Besten gleich, sobald er dem forteilenden Worte in fleißiger Nachspürung Härte und Hast benimmt.

Julius Mosen,

dieses jungen Dichtergeschlechtes einer der Jüngsten, ist im Zeitraume weniger Jahre zu einer bemerkenswerthen Stelle gediehen.

Sein „Lied vom Ritter Wahn" erschien erst 1831, und sein Ahasver 1838 ward schon mit der Aufmerksamkeit behandelt, die man sonst nur einem geprüften Namen schenkt. Es ist ein stiller, muthiger Ernst, welcher von Mosen ausgeht und schnell einen dauernden Antheil warb. Es ist in ihm ein keuscher Drang nach dem Weltgeheimnisse, unter den besten Deutschen so vorherrschend, und darum ein günstiges Vorurtheil bereitend. Beide Hauptgedichte bewegen sich um die große Frage des Todes: Ritter Wahn will nicht sterben, Ahasver kann nicht sterben. Beide Gedichte gehen stracks der Lösung dieser Ideen zu: wie wortreich Staffage, Situation, Begebenheit und Handlung aufgereiht werden, sie befreite sich nicht von ihrer Eigenschaft einer Nebensache, das Epos gewinnt sich keine fest-ruhende Existenz, an Homer ist da nirgends zu denken. Das möchte nicht immer ein Vorwurf sein. Warum soll eine weite Dichtungsform nicht mannigfache Art gestatten? Aber ein Lob wird es bei vorliegenden Gedichten, namentlich bei Ahasver nicht. Das Persönliche bleibt hier ganz reizlos, weil es schematisirt und darum gleichmäßig vorübersauset, und vor weltgeschichtlichen Abtheilungen zu keinem Bestehen kommt. Wer nimmt Interesse an Ahasvers zwei Kindern, die ihm stets nach Jahrhunderten wieder geboren werden, und rasch wieder zu Grunde gehen! Es ist also Alles auf eine weltgeschichtliche Skizze gestellt, auf eine Verbildlichung des rastlosen Gedankenstrebens, wozu der Mensch bestimmt ist, auf die selbstständige Opposition, welche Jeder, wenn auch unter größtem Leid, in sich durchmachen soll gegenüber der Autorität, auf das Tragische und doch Nothwendige der Verneinung. Dies in einer Dichtung, in einer epischen Dichtung mit fleischigem Antheil zu erfüllen, wie es doch da nothwendig ist, wo zunächst erzählt werden soll, ist gewiß schwer, und Mosen hat es sich durch die unvollendete Terzine, welche eintönig durch den Ahasver und den Ritter Wahn geht, noch erschwert. Abwechselnde Versmaße hätten wohl die verschiedene Physiognomie der Jahrhunderte mehr herausgehoben, als dieses Versmaß mit nur weiblichen Reimen, zwischen denen ein männlicher Ausgang immer stumm, fast tonlos verharrt, herausheben kann. Nun wird so viel zerstört, Jerusalem und Rom und Ostrom, es dampft und stürzt, und Mosen hat dafür so treffliche Töne, daß man aus diesem allgemeinen Geräusche selten zur

stillen Theilnahme am Helden und an dessen Unglücke kommt, was doch in den stillesten Verhältnissen der Welt- und Menschen-Seele beruht. Auf einmal, da wir erst beim Islam sind, tritt der Herr zu Ahasver, sagt, er habe nicht den Frieden, sondern das Schwert gebracht, Ahasver solle weiter ringen, das Weltgericht werde einst entscheiden — und das Gedicht ist zu Ende, wo wir noch strömenden Fortgang zu erwarten hatten.

Nach alle dem, und wie sehr man auch die kraftvolle Sprache gereift finden muß, ist der Ahasver als epische Gabe dem Ritter Wahn nachgeblieben. Ritter Wahn ist nach einer uralt-italischen Sage. Es ist dadurch mancherlei Glaube und kirchliche Phantasie durch einander gemischt; aber das stört in dem naiveren Tone des Ganzen nicht; die ausgeführtere Sage hat mehr persönliche Zuthat gegeben, und das ist für Mosens Dichtung stets ein Gewinn; Allegorie, Vision, Bedeutungsschatten aller Art sind ihm näher als sinnliche Erscheinung, seine Gedichte werden immer besser sein, wenn ihnen persönliche Zuthat aufgenöthigt wird. Das allgemeine Interesse, nicht bloß die Kunstfrage anbetreffend, kommt hinzu, daß Mosen in der dogmatischen Frage selbst kein eigentliches Weiterdringen zeigt, darin also auch keinen besondern Reiz gedanklicher Spekulation bringt. Um so weniger sollte sich ein kräftiges Talent dichterischen Ausdruckes die Welt der in sich vollen Erzählung entgehen lassen.

Zwischen jenen Gedichten hat er noch eine Novelle „Georg Venlot", ein Bändchen Gedichte, ein Bändchen Novellen und ein historisches Schauspiel „Heinrich der Finkler" gebracht. Dies Schauspiel ist natürlich all den Nachtheilen ausgesetzt, welche ein bloß durch historische Bedeutung wichtiger Stoff in sich trägt. Dem Kunstwerke hilft die historische Wichtigkeit des Stoffes nichts, ja sie steigert nur den Anspruch. Es soll durch sein inwohnendes eigenes Interesse ansprechen, es ist ein vornehmer Mann, der um Liebe wirbt, und der das unbefangene Mädchen nicht durch seine Standesperson, sondern durch seine eigenste Person fesseln soll. Hier war nun alle epische Familiarität nöthig, welche Mosen im Epos verabsäumt hatte, hier mußte sie in Charakter und Handlung zu dramatischer Wirkung sich zusammen drängen, und hier hat sich auch Mosen darum bestrebt. Es sind Mittels-Personen heiterer und anderer Gattung da, welche ein individuelles

Leben des Stoffs bewirken sollen, aber sie sind dafür unzulänglich, und über die frostige Absichtlichkeit eines historischen Dramas heben nur einige lyrische Zuthaten hinweg, in denen sich die vaterländische Absicht lebensvoll eröffnet. Im Ganzen fällt das Stück zu den zahlreichen Studien, durch welche die vaterländische Tragödie behandelt wird, aber wirkungslos verbleibt. Einem Lande, wie England, was doch in vaterländischer Geschichte eine so ungestörte Pietät besitzt, eine Pietät, von keiner politischen Parteiung aufgehoben und durch die stolzesten Erfolge des Landes beschwingt, einem Lande, wie England, konnte nur der einzige Shakespeare vaterländische Schauspiele wirksam und dauernd machen. Wer fragt in England nach anderen? Und uns, die wir unter so viel hemmenderen Vorbedingungen stehen, uns könnte eine geringere Macht als der entschiedenste Genius vaterländische Geschichte im Drama wirksam machen? Wer glaubt das! Haben doch Goethe und Schiller es sich nicht zugetraut, und das einzige Stück Schillers solcher Art, der Wallenstein, der doch auf die eigentlich vaterländische Bedeutung den geringsten Nachdruck legt, hat dem Schiller'schen Genius die größte Schwierigkeit und immer neue Umarbeitung nöthig gemacht.

All diese ernsten Absichten Mosens im Gedichte mögen solche Ausstellung nöthig machen, sie verdienen aber theils als Absichten selbst, theils in partieenweiser Tüchtigkeit der Ausführung, daß Mosen unter den hoffnungsvollen Dichtern der neuesten Zeit eine ehrenvolle Stelle finde. Handelt es sich doch in diesem neuesten Theile unserer Literaturgeschichte durchweg nur um Hoffnungen und Anfänge, und muß deßhalb doch ein entscheidendes Wort immer zurückgehalten werden. Mosen, ein Sachse, lebt als Advocat in Dresden.

Freiligrath und Beck.

Ferdinand Freiligrath, ein Landsmann Grabbe's, und dem Kaufmannsstande angehörig, hat sich reißend schnell durch ein hervorspringendes Talent beschreibender Dichtung Namen und Auszeichnung erworben. Karl Beck noch schneller, ebenfalls durch rhetorische Kunst, welche aber die lebendigen Gedanken

unserer Zeit in künstlerisch geharnischte Worte zu kleiden, und damit so rasch und elektrisch zu wirken wußte, wie Freiligrath mit schimmerndem Sprachbilde von Gegenständen und Situationen that. Beide sind unerwartete Beispiele, was die Rhetorik verschiedenster Art heute noch vermag, wo man über rhetorische Kraft in der Dichtkunst so geringschätzige Ansicht trägt.

Freiligrath beschreibt, wie sich bei geringer Veranlassung Eins zum Andern stellt, wie die Ferne in einem sausenden Sprunge zu erreichen ist, wie die Vergleichung blitzüberraschend zwischen Nähe und Ferne springt, wie das Alles vom prallen Worte wiedergegeben, und solchergestalt ein Gedicht erfochten ist. Was wir oft vermißten, der Ausgang des Gedichtes von einer Anschauung, von einer Empfindung, das ist hier erschienen, allerdings in Einseitigkeit, und fast nur von der Anschauung, gar selten von der Empfindung ausgehend, und gar oft von bloßer Scenerie befriedigt, und fast niemals mit dem sinnlichen Materiale der Kunst, den Aufschwung gewinnend zu dem Gedankenstrahle, welcher aus dem Kunstwerke selbst geboren, das Kunstwerk mit dem Lichtstreifen höherer Welten besäumt. Es hat die Beschreibung sich noch nicht in ihrem Herzen erfaßt, sie ist deßhalb noch nicht gedichtet, und täuscht sich über sich selbst mit einem lockenden Klange, welcher erst aus den Vorhöfen des Tempels schallt, täuscht sich mit einem plastischen Umrisse, der noch nicht über die bloß skizzirte Zeichnung hinausgediehen ist.

Indessen, diese stolz segelnden Gedichte eines jungen Mannes sind zunächst als eine von rhetorischem Talent strotzende erste Gabe mit hoffnungsvoller Erwartung dessen, was noch kommen wird, aufzunehmen. Jetzt ist der Dichter erst aus den kümmerlichen Waldbergen Westphalens an den bewimpelten Hafen Amsterdams gekommen, es beherrscht ihn noch der Zauber der Fernsicht; das Meer und die Wüste mit ihren großen Verhältnissen sind ihm noch höchster Reiz, der Reiz alles anderen Verhältnisses wird ihm aufgehen, wird ihm sein poetisches Geheimniß mittheilen und solcher Fortschritt wird uns für solches Talent der trockenen Belehrung überheben, daß die Poesie weder bloß ein gedanklicher Idealismus sei, von dem allerdings Freiligrath gar nicht berührt ist, noch aber auch ein geographischer Idealismus, dem er sich oberflächlich hingibt. Gedeihe er nun übrigens, wie er wolle,

seine Gabe dieser letzten Einseitigkeit wird in unserer Literatur stets eine glänzende Talentprobe bleiben, und man wird anerkennen, daß er auch mit mäßigen, mit zuläßigen Mitteln bereits manches einfache Thema dichterisch verherrlicht hat. — Franz Dingelstedt hat in dem „Jahrbuche der Literatur 1839“ einen ausführlichen Artikel über Freiligrath gegeben, worin alle wichtige Frage dieser Erscheinung berührt wird.

Karl Beck, ein junger Ungar, ist dem Freiheitsdrange der Anastasius Grün und der jungen Oesterreicher ein laut rufender Fahnenträger geworden. Strotzendes Talent dichterischen Ausdrucks, ein heißes Herz, das voller Jugend für alle edle Idee der neuen Zeit in stetem Brande ist, Muth und Rüstigkeit haben rasch in aufgeregte Verse gebracht, was der jungen Welt Kriegs- und Tugendzeichen sind. Dichterische Rhetorik des Liberalismus ist in ihm zum berüsteten Verse geworden. Wäre es sonst nichts, so fehlte alle Erfindung, aber es sind weitere Zeichen da, daß sich das Herz zuerst nur mit dem Nothwendigsten Luft machen wolle, und daß es eine dichterische Schätzung aller, auch der unscheinbaren Dinge in sich trage. Jetzt wird noch Alles auf den einen Gedanken bezogen; die größere Ausbreitung wird hinzukommen, der eigenthümliche Werth des Einzelnen wird nicht immer durch einseitigen Bezug vernichtet werden. Beck gab zuerst einen Band Gedichte unter dem Titel „Nächte, gepanzerte Lieder“, 1838, und bald darauf einen zweiten unter dem Titel „der fahrende Poet, Dichtungen“, 1838. So wenig Zeit zwischen beiden Büchern lag, ein gewisser Fortschritt, besonders ein Fortschritt des Geschmackes, ist schon ersichtlich. Das bloß renomistische Wort des Studenten, der Schwulst in Verbildlichung alles großen und kleinen Begriffs, die oberflächliche Allegorie, ein österreichisches Erbtheil, hat sich schon theilweise verringert. Freilich nur theilweise; es ist Alles erst ein Wechsel auf ein gutes Haus, baares Gold der Dichtung ist es noch nicht. Aber man gibt sich so gerne einer beredsamen Gesinnung hin, und wenn sich, wie hier, Perlen vom ächtesten Talente darunter finden, so nimmt man diesen stattlich, oft hinreißend, ausgedrückten moralischen Drang gerne einmal für volle Poesie.

Beck hat nichts aufzugeben, sondern nur mit seiner schönen Gabe einer gedrängten Form nachzutrachten. Sie streift alles

Flitterwerk von selber ab. Jener Gran Heine, der Gran Ueberraschung, der sich bei ihm, wie bei Freiligrath, vorfindet, er hat die Aufmerksamkeit rascher auf Heine gezogen, aber er ist es nicht, der Heine's Glück begründet hat, und er ist es, welcher das Heer unglücklicher Nachahmer hinter Heine hergezogen hat. Es ist Heine's nie sichtbare, aber stets vorhandene Sorgfalt, oft den größten Umkreis in den kleinen Rahmen eines Gedichtes zusammenzudrängen, es ist Heine's Kunst, dicht zu machen, zu dichten. Nicht auseinandergehen, wenn auch in noch so stolze Worte, soll der Stoff, noch weniger eine bloße Vorstellung moralischer Art sein. Die Plastik soll nicht bloß im Beiläufigen sich zeigen, nicht im Vorübergehen durch Errichtung von Säulen und Gestalten am Wege sich kund geben, sie umschließt, umfaßt das Gedicht, sie ist das Gedicht, und Sinn und Bedeutung sind erst wahrhaft mächtig, wenn sie untrennbar von der ganzen Figur des Gedichtes wie ein Hauch entgegenwehen, wie ein Hauch, der keiner abgelösten Sentenz, keinem entwickelten Gedanken, keiner äußerlichen Beschreibung, keinem dithyrambischen Schwunge inne wohnt. Beck hat auch bereits ein lebhaftes Interesse für Goethe gezeigt; wenn dies erst ächter sich ausbilden und von der einseitigen Beziehung auf Liberalismus vielseitiger eindringen wird, da wird er für seine so rasch bereite Woge Becken und Form in reichster Genüge sehen, und wird unsere Hoffnung auf sein Talent durch umschlossenere Gedichte rechtfertigen. Im Grunde sind doch auch die Dichtungen „der fahrende Poet" erst schön versifizirte Reisebilder, eine Form, die einer poetischen Prosa angemessen war, und die jetzt vorüber ist, seit diese poetischen Studien lange genug dagewesen sind, Stoff und Wendung genug bereitet haben, und der strengere Geschmack dem erweiterten Materiale gegenüber wieder in seine Rechte tritt. In der Lyrik dürfen wir, wie im Romane, an die einstweilige Form strengere Forderungen machen, da Lyrik und Roman alle übrige Freiheit genießen, die eine poetisch nicht erfüllte Zeit gestattet.

All diese Dichter und Gedichte sind erst nach 1830 in lebendige Aufnahme gekommen, und dadurch sind auch erst so spät die weiter deutenden Bestandtheile der Lyrik einigermaßen thätig

geworden. Wohl bis zum Jahre 1834 galt ein Band Gedichte noch für die todteste Unternehmung des Buchhändlers, wenn es nicht Gedichte von Schiller oder Goethe und unter den neueren von Uhland oder etwa von Wilhelm Müller waren. Die eigentliche Ursache, bekannt oder unbekannt, war davon, daß man sich von Gedichten nur einer Terminologie der Situationen und Ausdrücke versah, die dem Herkommen nach für dichterisch galten.

Zum Romane hatte man frühe besseres Zutrauen. Hier erleichtert auch der Prosa-Ausdruck den Wechsel. Und hier muß Wilhelm Hauffs als desjenigen gedacht werden, welcher modernen Ton, moderne Färbung und doch auch bereits mancherlei modernen Einschlag in dasjenige Genre brachte, was wenigstens dem Romane nahe kam, und was als romanhafte Mischgattung sich lange eingebürgert hat. Der blühendste und geliebteste Ausdruck davon waren Hauffs „Phantasieen im Bremer Rathskeller".

Hauff begann mit der Parodie Claurens, mit dem „Mann im Monde". Clauren war darin allerdings trefflich parodirt, aber das, was der Parodie wirkliches Leben verlieh, das war beiden, Hauff und Clauren, gemeinschaftlich. Es war das Geschick, interessant zu erzählen, bei Clauren durch Geschmackswidrigkeit herabgezerrt, bei Hauff durch die parodistische Zuthat pikanter gemacht. Uebrigens lagen diese Autoren, wie erwähnt, keineswegs auf verschiedenen Polen. Hauff hatte mehr Bildung und besseren Geschmack. In besondere Tiefe des romanhaften Reizes ist auch er nie gestiegen; aber was die Tagesfalte des damaligen Geisteslebens verbarg, das wußte er gefällig darzustellen. Er war außerordentlich beliebt im Publikum und dies knüpfte an sein Talent große Hoffnungen. In anmuthiger Gewandung und leichtem Eindringen bereitete er für die rasch verständliche Form jene moderne Wendung vor, die Heine, bis 1826 noch wenig bekannt, in tieferer und energischerer Weise bereits einige Jahre vorher begonnen hatte. Hauff hatte die geringere, aber populare Absicht voraus, daß er die eben beliebten Formen nur in etwas zu veredeln trachtete. So that er auch mit dem historischen Romane, der durch die Van der Velde und die geringeren Nachtreter Walter Scotts so gar äußerlich geworden war. Er schrieb den „Lichtenstein". Das Publikum hatte, also nur zu einigen Stufen höher genöthigt, nicht die beschwerliche

Aufgabe, in eine ganz neue Art sich zu versetzen, und bewies sich sehr dankbar. Auch die schon kühnere Art der „Memoiren des Satans" nahm es beifällig auf. — Hauff, 1802 geboren, starb schon mit 25 Jahren, 1827. Er hatte in Tübingen Theologie studirt, und war mit einem Mährchenalmanach 1824 aufgetreten, der noch zu seinem Besten gezählt wird. Er hat also nur drei Jahre öffentlich geschrieben. Der Mann im Monde war wirklich ohne polemische Absicht geschrieben; diese wurde erst durch Zuthat Clauren'scher Aeußerlichkeiten und Weichlichkeiten hineingebracht, und dem größeren Publikum enthüllte sich erst die Polemik durch eine nachfolgende „Controverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde".

Gustav Schwab hat Hauffs Schriften gesammelt herausgegeben 1830 und 31.

Schon 1826 erschien eine andere Gesammtausgabe in vierzig Bänden ebenfalls im Süden unseres Vaterlandes, welche den Antheil am Romane in verschiedenartigster Richtung und fast in allen Kreisen des Publikums beschäftigte. Dies sind die Schriften Heinrich Zschokke's, der 1771 in Magdeburg geboren, und unter abenteuerlichen Schicksalen, nachdem er als herumfahrender Schauspieler für die Bühne — Abellino — und als akademischer Lehrer gegen Wöllners Religionsedikt geschrieben hatte, in die Schweiz gerathen war. An all den stürmischen Geschicken dieses Ländchens hat er, ein naturalisirter und stets mit wichtigen Stellen bekleideter Bürger, thätig Theil genommen seit 1795, fast alle Theile praktischer Thätigkeit vom Regieren, vom Erziehen bis zur Pflege des Forstes hat er betrieben, über all diese Verhältnisse hat er sich schriftstellerisch geäußert; der Volksbelehrung, der religiosen Erbauung, dem philosophischen Nachdenken, der ausführlichen Geschichtskunde, besonders Baiern und die Schweiz anbetreffend, und der romanhaften Darstellung hat er ein langes Leben ununterbrochenen Fleißes gewidmet, und um ein volles Lebensbild dieses Mannes zu entwerfen, bedürfte es der größten Ausführlichkeit. Hier ist nur seiner Romane besonders zu gedenken, und nebenher zu erwähnen, daß man ihm vielfache Beisteuer zu den „Stunden der Andacht" zugeschrieben, und von orthodoxer Manier aus ein förmliches Verbrechen der Aufklärung daraus gemacht hat. Für dieses parteiische Extrem

ist, wie gewöhnlich, Wolfgang Menzel am Eifrigsten gewesen, und es ist dabei die vandalische Art gegen Zschokke Styl geworden, daß ein ununterbrochen thätiges Leben, was sich stets tüchtig und brav erwiesen, nur in die Beziehung der Schmählichkeit gezerrt wurde.

Zschokke's Leben selbst hat die Romane und diesen Romanen dasjenige gegeben, was sie dem Publikum wichtig und anziehend machte. Sie zeichnen sich nicht aus durch eine charakteristisch vorherrschende Tendenz. Man beschuldigt sie wohl einer laxen Lebensphilosophie, die fast Allen gemeinschaftlich sei, aber was ist damit gesagt in einer Zeit, wo die verschiedenartigste Philosophie sich mit gleichem Rechte geltend macht, das heißt so weit mit Rechte, als sie Macht gewinnt? Jene laxe Philosophie ist nichts als ein milder Sinn, der einer undogmatischen Zeit die mannigfache Berechtigung der mannigfachen Eigenthümlichkeit in Anspruch nimmt, der auch bei bedenklichen Aeußerungen das Urtheil da zurückhält, wo es sich nur auf eine dogmatische Uebereinkunft stützen könnte, auf eine Uebereinkunft, die nicht da ist. Was jeder systematische Philosoph, jeder auf eigenes Gewissen hin redliche Mensch thun darf, das sollte einem Autor dichterischer Art Verbrechen sein, der besser als hundert Andere gesehen hat, wie sich das Leben hält und trägt?

Diese gewisse Lebensächtheit, um derentwillen man Zschokke's Roman auch mit dem englischen verglichen hat, gab ihm den lockenden Grund für das Publikum. Und hierin, und in stets neu beweglicher Anschmiegung liegt Zschokke's Verwandtschaft mit junger Literatur. Er gab in seinen Schriften immer neue Brücken und Brückchen zu ihr, wenn er auch in Vielschreiberei und praktischer Nüchternheit nirgends zu einer Epoche machenden Kühnheit und Ganzheit sich steigern mochte. Seine bemerkenswerthe Geschicklichkeit des Erzählens hielt das mittlere Publikum stets im Antheile für ein höheres Interesse, und so wurden sein „Alamontade", „Creole", „Flüchtling im Jura" rc. wichtig genug, um dasjenige von ihm zu übertragen, was nicht über das alltägliche Bedürfniß der Romanlektüre hinaus zu trachten schien.

Ein anderer Schweizer, Ulrich Hegner, jetzt ein hochbejahrter Mann, zeigte schon 1804 durch die Schrift „Auch ich war in Paris", 1814, durch den Roman „Saly's Revolutionstage", und

außer kleineren Schriften zuletzt durch den Roman „die Molkenkur", daß ihm ein feiner, gediegener Geist inwohne, welcher Wirrsal und Täuschung einer aufgeregten Zeit fein zu scheiden wisse von ächtem Fortschritte, und welcher geschmackvoll aus dem Tumulte Würdiges in eine würdige Form zu retten verstehe. Es spricht oft etwas von Goethe'scher Weisheit aus diesen Büchern, wenn auch das gestaltende Leben des großen Dichters aus dem leichtbedeckten Himmel nicht hervorbrechen kann. Er ist über den südwestlichen Kreis unserer Sprache hinaus viel weniger bekannt geworden, als sein Verdienst wünschenswerth macht, und darum ohne hervortretenden Eindruck geblieben.

Carl Spindler.

Dieses erfindungsreichste Romantalent, welches wir besitzen, trat auch zuerst in schweizerischen Buchhandlungen auf, und zwar von 1824 an mit „Eugen von Kronstein", mit „Freund Pilgram" und 1826 mit dem „Bastard". Dieser verkündigte bereits all dies von Ueberfluß starrende, sich über einander drängende Kompositionsgewebe, was sich kaum schichten und ordnen läßt, so groß ist der romanhafte Erfindungsreichthum. In diesem Reichthume hat es ihm neuerer Zeit weder im Inlande noch im Auslande ein Schriftsteller gleich gethan, auch Walter Scott nicht. Man muß nur in Anrechnung ziehen, daß die meisten erfindungsreichen Schriftsteller, von irgend einer Bildungssympathie geleitet und verhältnißmäßig unterstützt, zu Stoffen und deren Ausbildung geleitet wurden. Was gab die schottische Heimath, was gab englisches Geschichtsinteresse, was gab politische Sympathie dem Walter Scott an die Hand! Spindler ermangelt all solcher Vortheile. Von ihm darf man sagen: er ist ohne alle weitere Bildungssympathie, diejenige ausgenommen, welche beliebigen Stoff, beliebiges Verhältniß zu einem Romane bildet. Er ist noch weniger als unbefangen, er ist der Zeitinteressen, in raisonnirender Weise, wie sie sich bieten, unmächtig. Von manchem Standpunkte aus mag dies ein empfindlicher Mangel sein, es ist aber auch ein unschätzbarer Gewinn für eine Zeit, die auf Gestaltung ausgeht, und die an raisonnirender Beihilfe die Hülle und Fülle hat, —

denn Gedankenbereitung ist zu erlernen, schöpferisches Talent aber nicht. Was er nun auch scheinbar ohne Bezug auf die Fragen der Zeit erfindet, das ist doch für diese Fragen immer wieder das Geschenk einer neuen, in sich erledigten Welt. Und diese Welt ist doch niemals ganz ohne Analogie mit der sich erfindenden Existenz junger Zeit, denn der Dichter webt doch mitten in der Atmosphäre junger Zeit, und entschlägt sich deren nirgends geflissentlich, und existirt doch innerlichst mit und in ihr, wenn er dies auch nicht folgesatzhaft in raisonnirender Weise zu erkennen gibt. Solche unabhängige und doch nicht fremde Mächte, sind sie nicht unschätzbar für eine junge Literatur? Ist es nicht ein wesentliches Unglück, wenn nur in doktrinärer Weise an sie gegangen, und voreilig fordernd und folgernd eine Gabe verletzt wird, die erst ein künftig nachweisbarer Beitrag für doktrinäres Gesetz, zunächst aber unberechenbare Eroberung ist, Eroberung in Gebieten, welchen Doktrin nicht beikommen mag.

Diese Achtung literarhistorischen Taktes für verschiedene Gebiete mag immer nöthig sein, für eine zu voller Poesie strebende Periode ist sie unerläßlich. Was die Adepten eines erfolgerten Gesetzes oft mit lebenslanger Mühe nicht erreichen, das wirkliche Gold findet ein glückliches Auge des Talentes oft mit einem Blicke.

Spindlers Talent drang 1827 zur allgemeinen Theilnahme durch, 1827 erschien der Jude. Die unversiegbare Quelle von Erfindung, der Reichthum des Gruppirens ergriff hier zum ersten Male und dauernd das allgemeine Interesse, da es sich um ein Thema handelte, was in seinen Kontrasten noch immer unerledigt und neuerer Zeit überall in Frage ist. Dies Thema selbst war für Spindler nicht wesentlich, sein Talent ist stark genug, auch für Fremdartiges Hingebung zu erzwingen, aber das Thema war förderlich, sein Talent gesehen zu machen. Es folgte der „Jesuit", 1829, der nicht so erschöpfend ausfallen konnte, da eine mit wissenschaftlicher Kultur tief verzweigte Erscheinung hier in Rede kam. Was aber davon in romanhafte Anschauung gezogen werden konnte, das war mit nachdrücklicher Gewalt benützt. Eben so war das Thema des 1831 erscheinenden „Invaliden" für die charakteristischen Vorzüge Spindlers nicht das vortheilhafteste, wenn es auch dem großen Lesepublikum willkommener sein mochte,

als irgend ein anderes. Die Napoleon'sche Zeit liegt zu nahe, als daß der Roman überraschend Neues und Eigenes daraus zusammenstellen, und romanhaft neu und stärker wirken könnte, als es der allbekannte Stoff in seiner allbekannten Form an sich thun könnte. Damit entgeht dem Romantiker diejenige Wirkung, welche ihm sonst Niemand nachthun kann, die raisonnirende Bildung ist auf einem ihr noch ganz und gar angehörigen Felde zur Vergleichung herausgefordert, und die Gabe des Romantikers leidet darunter. Denn die Spindler'sche Gabe ist in diesem Betrachte nicht großartig genug, und der Invalide reicht nicht über den Werth von Genrebildern hinaus. Dagegen ist er mit der „Nonne von Gnadenzell", mit „Boa Constrictor" und am Sichersten mit dem „König von Zion" in seine Rechte eines unvergleichlichen Romanciers eingetreten, eines unvergleichlichen, weil seine Welt eigen erfunden und keinem Vergleiche mit Vorhandenem ausgesetzt ist. Der König von Zion quillt aus dem Stoffe der Wiedertäufer, und in unabhängiger, stets zu grellem Ausgange geneigter Erfindung schreitet darin, plastisch sich einprägend, manches Fragenthema junger Literatur vorüber, zum Aeußersten getrieben, vielleicht übertrieben, aber mit entschlossenem Griffe gepackt, wie es dem Talente wohl ansteht. Denn dies Talent ist nur dem Geschmacke dafür verantwortlich, wenn ihm eine interessante, blasse Frage raisonnirender Spekulation blutroth erscheint.

Zwischen diesen Haupterzählungen Spindlers zieht sich noch eine große Zahl kleinerer hin, wofür er in einem jährlich erscheinenden Taschenbuche „Vergißmeinnicht" nicht Raum genug findet. Denn seine Fruchtbarkeit ist so außerordentlich, wie die Walter Scotts. Die Sammlung seiner Schriften ist schon in den fünfziger Bänden. In aller kleineren Erzählung erscheint aber sein Talent ungünstiger, weil ihm der Stoff stets so tumultuarisch zu Händen steigt, daß für ein wohlthätiges Verhältniß große Ausbreitung nöthig wird.

Spindler ist inmitten der neunziger Jahre zu Breslau geboren, ist frühzeitig nach Straßburg gekommen, und hat dort als noch unzurechnungsfähiger Jüngling allerlei heftige und seltene Schicksale gehabt. Der Vater war Tonkünstler, und mit ihm ist er in Paris gewesen. Später sieht man ihn als darbenden Schauspieler, der ohne Ahnung seiner romantischen Macht die

ersten Bücher schreibt, und eben so erstaunt ist über das Honorar des alten Füßli in Zürich, wie dieser über das Talent im „Bastard" erstaunt war. Der literarische Erwerb hat ihm eine anmuthige Existenz zu Baden=Baden verschafft, wo er sich häuslich niedergelassen.

Ludwig Storch darf in Betreff fruchtbarer Erfindung bald nach Spindler genannt werden, aber die Bedeutung dieses allerdings talentreichen Romanautors ist darum geringer, weil der Quell des Stoffes nirgends so stark und fortreißend ist, daß er als eine unbedingte Macht des Talentes alle andere Nachfrage zurückweisen könnte. Ungenügende allgemeine Bildung kommt dann störend in Rede, wo, wie hier, das Talent nicht hinreißende Macht zeigt. Storch stammt aus Gotha, und lebt seit mehreren Jahren wieder dort. Unter seinen vielen Romanen zeichnet sich „der Freiknecht" aus durch scharfe Charakteristik und damit genau zusammenhängende, interessant bewegte Scenerie und Handlung.

Emerentius Scävola.

Ein einarmiger Officier v. Heyden, der zu Königsberg in der Neumark lebt, hat unter jenem Namen auffallende Romane geschrieben, die an kühnem Wurfe und spannendem Hergange von ungewöhnlicher Begabung zeugen, an Geschmackswidrigkeit aber eben so hervorragend sind. „Adolar, der Weiberverächter", „Learosa, die Männerfeindin", „Leonide" sind Titel der wichtigsten. Eine immer wiederkehrende und stark betonte Neigung war darin sichtbar, mit dem Verhältnisse der Geschlechter verwegen zu experimentiren, die Ehe unter den Händen seltsam begabter Figuren in mißliche Frage zu bringen. Deßhalb hat man ihn wohl auch zur Kategorie des jungen Deutschlands ziehen wollen, bei dem ähnliche Fragen hervorstechend waren. Er trat erst 1832 auf, wurde wenigstens um jene Zeit mit seinen „Genossen der Mitternacht" erst bemerkt, und die Idee lag nahe, dahinter einen der jungen Schriftsteller zu suchen, denen spekulativ romantisch eine solche literarisch=sociale Wendung der Revolution gekommen war. Scävola stammt aber aus ganz anderem Boden. Eindringliche und dem Anscheine nach schmerzliche Erfahrungen

haben einen Scharfsinn von seltener Art in Thätigkeit gesetzt, romantische Kombinationsgabe rücksichtslos spielen zu lassen. Daraus ist manche anziehende Situation entstanden, die auf's Glänzendste von lebendiger Darstellungsgabe unterstützt wurde. Wie weit diese Vorstellung vom Ursprunge Scävola'scher Novellen richtig sei, muß dahingestellt bleiben. So viel ist aus Allem ersichtlich, daß jener Ursprung ganz verschieden ist von mancher Tendenz des jungen Deutschlands, welche Scävola'schem Thema zu begegnen scheint. Hier ist Naturalismus, und bei'm jungen Deutschland war doktrinärer Ursprung und Zweck bei Weitem vorherrschend. Es hatte denn auch ganz andere Klippen zu bestehen, als die, an denen Scävola auf diesem Wege des Romanthema's gescheitert ist. Scävola's Romane nur aus raffinirter Situation zusammengeholt, und ohne alle sonstige Mitgift eines weiteren Weltblicks, wurden in naturalistischer Empfängniß und Endschaft ästhetische Frevel, die mit der peinlichen Spannung erschöpft waren, und wie künstlich vergiftete Gebilde, dem Zuschauer nach aller Seite hin nur ein Schreck, auseinander fielen. Da mangelte alle Perspektive, alle künstlerische Macht, die auch mit dem Schmerze kräftigt, es fehlte aller Genuß außer dem der Quälerei, weil dem mißlichen Thema kein gebildeter Sinn, der über das Hinderniß hinausgreift, weil kein Sinn für Schönheit zu Hilfe kam. Das Resultat war nur der widrige Eindruck, welchen Ungeschmack erzeugt, und es steht dahin, ob Scävola seinen Vorrath von Dissonanz auf irgend eine Weise überwinden, und seiner Darstellungsgabe günstigere Aufgabe finden werde. Letzter Zeit gerieth sein Thema auch über die Mißlichkeit hinaus in's Unfläthige, und der gräuliche Anblick mädchenbegieriger Greise ließ an dem letzten Reste von Geschmack verzweifeln.

---

v. Rehfues,

in vieler Hinsicht ein entschiedener Gegensatz zu Scävola, ist in der letzten Zeit mit drei großen Romanen aufgetreten, dem Ruhme Walter Scotts und dem Talente Spindlers bei Einführung seiner Romane huldigend. Ein Gegensatz Scävola's zeigt

er sich in Allem, was Form der civilisirten Welt und Gesetz der Erscheinung betrifft, er ist so vorzugsweise geschmackvoll, wie jener geschmacklos. Dafür ermangelt er jenes fesselnden Lebens, was keine Bildung dem Romane einhauchen kann, was nur unmittelbar aus dem Herzen eines berufenen Talentes strömt. In seinen Romanen „Scipio Cicala", „die Belagerung des Castells von Gozzo", und „die neue Medea" sind große Zeitgemälde mit Kenntniß und anmuthigem Geschicke entworfen, das Leben der Länder, das Bild von Gegenden tritt in passender Beleuchtung hinzu, merkwürdige Charaktere zeigen und beschreiben sich, es ist ein stattliches Material für den Roman vorhanden, was besonders den Leser bestechen mag, der selbst Dilettant des Romans ist, und solchen Vorrath mit Staunen betrachtet. Aber die innen bewegende romantische Seele fehlt, die Seele der natürlich hervorquellenden, wachsenden, sich ausbreitenden Handlung. Und sie läßt sich durch keine Bildung ersetzen. Ohne sie kommt der Anstoß und Fortgang in den Roman immer nur wie etwas Gemachtes, dem ruckweise von außen fortgeholfen wird; die freie Selbstthat eines in Schwung gesetzten romantischen Stoffes, dieses höhere, eigene Leben eines Kunstwerkes fehlt, es fehlt alle hinreißende Macht, wie bedeutend alles Material im Einzelnen sei, es fehlt aller Zauber, und das Ganze gelangt nicht über die Studie hinaus. v. Rehfues scheint auch besonders durch Studium südlicher Länder und Studium der Kunst zur Romanthat veranlaßt worden zu sein. Er hat diese erst in vorgerücktem Alter begonnen, während er schon vor dreißig Jahren und von da an mit vielem Fleiße für Länderbeschreibung thätig gewesen, namentlich um Beschreibung Italiens und Spaniens bemüht gewesen ist. Kenntniß und Geschmacksbildung sind nun allerdings willkommene Eigenschaften des Romanschreibers, auch das strenge Maß für staatliches Verhältniß, was sich daraus und aus langer Erfahrung des Verfassers entwickelt haben mag, und was sich in diesen Romanen dem Ungestüm junger Literatur da entgegenstellt, wo geflissentlich Themata neuer Zeit gesucht werden, auch dieses Maß ist eine sehr willkommene Erscheinung, und diese Romane sind mit Dank und mit Anerkennung so seltener Verdienste aufzunehmen. Aber alle Kenntniß von Stoff und Maß entschädigt nicht für mächtiges Talent, was diesen Romanen mangelt, und

weßhalb die Wirkung derselben auf den geschmackvollen Wink und einige werthvolle Bildumrisse beschränkt bleibt.

---

v. Rumohr.

In ähnlicher Kategorie und in ähnlichem Verhältnisse zu junger Literatur erscheint dieser Autor. Nur ist alle Kenntniß und alles Material enger und kürzer auf den Kunstreiz bezogen. Die Erfindung ist dem Anscheine nach geringer als bei Rehfues, die Blicke auf großes geschichtliches und auf Staats-Verhältniß sind karger, und ebenfalls mehr auf das Verhältniß zur gefälligen Erscheinung beschränkt, wie dies aus Rumohrs weitläufigstem Buche „Deutsche Denkwürdigkeiten" zu ersehen ist. Aber eben deßhalb, weil sich hier Alles in beschränkterem Kreise ankündigt, sich deßhalb gemäßer und somit genügender erscheint, ist die Kritik hier durch kleine That leichter zufrieden gestellt, wenn sie auch einräumen muß, daß dort größere Absicht vorhanden sei.

v. Rumohr hat eine genaue Berührung mit junger Literatur darin, daß er die Sinnen- und Erscheinungswelt hoch achtet, noch viel höher, als man es der jungen Literatur zum Vorwurfe gemacht hat. Diese verlangte nur im Wesentlichen, daß von dieser Sinnenwelt ausgegangen, daß ihr ein Recht eingeräumt würde, indem sie der passendste Ausgangspunkt für alle weitere Folgerung, indem sie die nothwendige Vorbedingung zu allem höheren Aufschwunge sei. Der Materialismus gab sich nur als eine nothwendige Brücke. v. Rumohr begnügt sich theils im materiellen Gewinne selbst, und will ihm nur eine mit Geist spielende Gradmessung zutheilen, wie er denn in einem „Geiste der Kochkunst" das niedrigst gestellte Sinnenpaar, Geruch und Geschmack, mit künstlerischen Gesetzen versorgt hat. Theils ist ihm alles Materielle durch Versetzung in eine Form hinreichend behandelt, und alles Weitere läßt er auf sich beruhen. Diese Manier ist ihm durch lange Beschäftigung mit bildender Kunst, durch behagliches Naturell und durch auffallende Irrwege idealistischer Künstler nothwendig erschienen, er hat sie in bildender Kunst wie einen radikalen Materialismus aufgestellt, der mit

richtiger Behandlung des Natürlichen zufrieden ist, und hat diese einfache Wiedergabe des Vorhandenen auch auf Novellen angewendet. Diese plastische Einfachheit darin ist denn auch ganz artig, und ist auch ganz artig aufgenommen worden. Aber sie ist nicht hinreichend für literarische Kunst einer Zeit, die von so großen Absichten bewegt wird. Als Einzelnes mag sie sich in leiblicher Umrundung Lob verdienen, wenn die Umrundung lieblich ist, und sie mag geschätzt werden als eine im Kleinen künstlerische Gabe neben so vieler Unschönheit des Durcheinanders, womit neuerer Zeit die Novelle geplagt worden ist. Nur sieht man nicht gern einen Autor darin erschöpft, und so erscheint doch beinahe Herr v. Rumohr. Seine „drei Reisen nach Italien", im Kreise erfahrener, materialer Kunstkennerschaft sehr schätzenswerth, bewegen sich nicht aus diesem Kreise des Interesses, gewinnen sich damit wohl eine ungestörte Form, bleiben aber auch damit in einer gewissen Dürftigkeit. Sein neuestes Buch „Schule der Höflichkeit" zeigt ihn wiederum in seinem Lebensthema, den höchstmöglichen Reiz im Spiele äußerlicher Erscheinung zu finden, und daß er sich hier und anderswo gern auf einer schwankenden Grenze zwischen baarem Ernste und lächelnder Ironie hält, täuscht nicht mehr, nachdem all seine schriftliche Aeußerung solche Straße gegangen ist. Aber sie lockt allerdings, und dies halbe Lächeln überlegenen Behagens neben einer schwer ernsthaften Zeit gehört ganz und gar zur Charakteristik dieses Autors, der ohne dies Lächeln leicht langweilig und ganz unwirksam wäre, mit diesem Lächeln aber ein nicht unbedeutendes Gegengewicht für haltlosen Spiritualismus hie und da geworden ist. Es ist zu bedauern, daß diese innerliche Genügtheit nicht einem rührigeren Naturell und beweglicheren Talente beigesellt ist, es hätte uns solche Gemeinschaft in fein launigem Genre die anmuthigste Gabe erzeugen können. Jene „Denkwürdigkeiten" waren schon auf bestem Wege zu dieser feinen Mischung. Neuerdings hat er, diesem Wege nachgehend, eine „Kynalopekomachia", einen Hundefuchsenstreit verfaßt, aber das Anlehnen an so oft gebrauchte Art ist von zu wenig Genialität unterstützt gewesen, als daß man besondere Aufmerksamkeit darauf gerichtet hätte. Das Büchlein ist unbeachtet geblieben.

Rumohrs Streitigkeiten in kunstkritischer Veranlassung, die in Berlin lebhaft entzündet worden sind, haben manche Definition

in diesem Bereiche geschärft, und sind auch für Hegel Anlaß gewesen, derartiger Frage in seiner Aesthetik zu gedenken, und sie auf ein allgemeineres Kriterium zu führen. Rumohrs Gegner, Waagen, hat unterdeß eine fortdauernde Thätigkeit gezeigt, dies ästhetische Thema zu erledigen, dadurch, daß er der Beschreibung künstlerischer Meisterwerke und der daran geknüpften Folgerung eifrigen Fleiß zuwendete. Eine ausführliche Aufführung aller bedeutenden Kunstschätze in England erscheint so eben von ihm. Rumohr hat bei dem bewegten Kunstleben, was seit den letzten Jahren in Deutschland so gesteigert worden ist, keinen bemerklichen Antheil mehr an den Tag gelegt, und sich in die Stille seiner norddeutschen Heimath zurückgezogen.

In diesem Felde der Kunstkritik machte sich 1834 der Hannoveraner Detmold durch eine witzige Schrift „Anleitung zur Kunstkennerschaft" bemerklich, welche gegen die sentimentale Phrasenhaftigkeit dieses Urtheilskreises gerichtet war. Detmold hat später für das Morgenblatt noch in positiver Kritik, besonders über französische Kunst interessante Beiträge geliefert, und es steht zu erwarten, daß daraus eine Sammlung gebildet werde, welche einer kunsteifrigen Zeit neue Maßstäbe entwerfen hilft. Die etwas gar zu genügsam materialistischen Rumohrs, wenn sie auch als Gegensatz der romantisch-katholischen und des blauen Tons und steten Heiligenscheins erwünscht und vortheilhaft waren, sind doch für eine Epoche unzulänglich, die so viel Sinn und That für Kunstleben zeigt.

Heinrich König.

Bei den bisher genannten Romanautoren war es mehr oder minder nur ein einzelner Zug, der sie mit junger Literatur in Verhältniß oder in Gemeinschaft brachte. Nun sind noch einige übrig, die im wirklichen Herzen einer jungen Literatur wohnen, und bei denen alles, was sich ihnen literarisch entwickelt als eine unmittelbare Förderung derselben zu betrachten ist. Das ist unter den Romanautoren Heinrich König und Leopold Schefer. In beiden ist die Frage nach Religion und Staat vorherrschend, ein Vorherrschen, was eine öffentliche Krisis in der jungen Literatur

so übereilt erzeugte, wenn auch nicht durch diese Autoren selbst. Die Kunst wird nur beiläufig von Wichtigkeit, und diejenigen Theilhaber des neuen literarischen Dranges, welche der Kunst eine stets wichtige Stimme heischen, treten bei dem improvisirten kurzen Dogmenkampfe, der sich voreilig bereitet, in den Hintergrund. Sie gelten nicht für voll, und es heißt eine Verzögerung, die Zeitthemata erst in künstlerischer Durchdringung erscheinen zu lassen.

Diese bald eintretende Folge jener vorherrschenden Religions- und Staatsfrage hat indessen mit den Schriften Königs und Schefers selbst nichts zu schaffen. Jene Frage ist ihnen zwar Hauptthema, aber sie wählen beide noch eine künstlerische Gewandung dafür, und treten nicht unter die jugendlichen Vorkämpfer.

Heinrich König, aus Fulda gebürtig und in Hanau lebend, ein kernhaftes Wesen mit frischem, unbefangenem Blicke scheint besonders durch religiose Kontraste auf ein ausgeführteres Geistesleben geleitet zu sein. In einem Aufsatze des „Freihafens": „Exkommunikation" betitelt, erzählt er seine katholische Jugend, was ihn von der katholischen Kirche getrennt und was ihn gehindert habe, einer protestantischen sich anzureihen, auch nachdem er ganz formell durch den Bischof exkommunicirt, das ist: von der römischen Kirche ausgeschlossen worden sei. Diese Erzählung ist so lieblich und gesund in der tüchtigsten Weise dieses Autors, sie ist so durchweht von dem eigendringenden Schaffensgeiste junger Welt, daß man alle Keime des Romanschöpfers darin aufsteigen sieht.

König hat sein Schriftstellerthum dramatisch begonnen, ohne daß ihm darin eine Auszeichnung geglückt wäre. Gleichzeitig mit einer Novelle „die Wallfahrt" gab er 1829 den „Rosenkranz eines Katholiken", und brachte damit seine religiose Welt zur Krisis, zum ersten Male frei aussprechend, was über die alte Kirche längst nagend in ihm alles kirchliche Wesen aufgelöst hatte. König geht nicht so weit, wie ein großer Theil derjenigen Glaubensäußerung, die näher oder ferner mit der Aufklärung und der Kantischen Lehre zusammenhängt. Er glaubt nicht, daß das Christenthum seinen Kreis erfüllt habe, und eine neue Religion zu erwarten stehe. Er unterscheidet zwischen einem petri-

nischen Christenthume, was bisher negativ in die Menschheit gewirkt, und zwischen einem paulinischen Christenthume, was nun positiv schöpferisch sich aufthun solle, nur mit Beibehaltung jener einzigen Resignation des Christenthums, der Resignation auf Egoismus. Zur Verdeutlichung jenes „Rosenkranzes" gab er 1831 ein ausführlicheres Buch „der Christbaum des Lebens" und erklärte jetzt 1838 diese ganze Partie seines Wesens durch obige „Exkommunikation" biographisch und in entschiedener Kürze.

All dieser Antheil trat in Königs erstem Romane, womit er durchdrang, nicht hervor. „Die hohe Braut", welche ihm 1833 allgemeine Aufmerksamkeit erwarb, bewegte sich vorzugsweise um das politische Thema der Zeit. Dies war so wenig vordringlich gegen sonstiges Gemüths- und Geistesleben des Romans behandelt, es war so billig und von höherem Standpunkte eingefaßt, daß der Roman äußerst wohlthätig auf die weiter denkenden Theile einer politisch exaltirten Zeit wirken mußte, deren Ideale eben in zerschmetternde Trümmer fielen.

Königs zweiter Roman „die Waldenser" tritt mitten in den Kreis religioser Fragen, und bewegt sich darin, wenn auch nicht mit nachhaltiger Macht, doch mit wohlthuender Sicherheit. Eine solche Sicherheit ist es überhaupt, eine bescheidene Kraft männlichen Sinnes, welche aus aller Aeußerung Königs entgegendringt. Fast mehr als jeder andere, wenigstens eben so sehr als irgend ein mit Form Begabter unter den Neueren, zeigt König Achtung für diejenige Wage in Form, die allem voraus gehen muß, was sich in Reife bieten will; es ist dieser Achtung durchgehends wenigstens ein gewisses Gelingen zu Theil geworden, der kundige Leser empfindet dies schnell, und empfindet eben damit jene wohlthuende Sicherheit. Die unbedachte oder die banale Phrase, sie sind König durchaus fern, und sogar das, wofür ihm überraschende Gewalt der Leidenschaft und manches Andere fehlt, das Drama, wie er noch 1836 eins gab, „die Bußfahrt", wird unter seinen Händen, wenn auch nicht lebendig und mächtig, doch eigen und rüstig.

Leopold Schefer.

Die wohlthuende Form Königs vermißt man hier. Nicht weil man der Arbeit Flüchtigkeit ansähe, weil man Mangel an Sinn dafür entdeckte. Schefer ist sorgfältig, und kennt die feinste Bedeutung aller Form. Aber die Fähigkeit geht ihm ab. Seine Novellen sind so in feine Staubfäden hinein vorausgezählt und gewogen, ehe sie in die Schrift treten, wie es nur bei Jean Paul gewesen sein kann. Aber es gibt einen Reichthum, ja es gibt eine Ordnung, welche genau und untadelhaft ist, und doch nicht schön. Wäre selbst alles innere Gebäude einer Schefer'schen Novelle einmal so gediehen, daß Verhältniß an Verhältniß sich glatt und schön schlöße, die Wiedergabe davon im Style würde darüber täuschen. Das pantheistische Herz ist ihm so geschäftig, daß er keinem Blümchen vorübergehen kann, ohne es, wohl oder übel, in das eben Nöthige aufzunehmen. Dies zerbröckelt in Tausendfaltigkeit seinen Ausdruck, und da er gar keines Schwunges musikalischer Rede mächtig ist, so entbehrt sein Ausdruck alles Fortdranges, und zerfällt für denjenigen, der nicht den Autor schon liebgewonnen hat, der nicht schon weiß, daß hinter dieser zuerst entgegentretenden Atomistik die große, wohlbedachte Form eines edeln Menschen ruht. Darum kehren so viele Leser dieses Autors schon auf den ersten Stationen des Buches um, darum ist selbst bei Wohlwollenden der Wunsch so häufig, diese Bücher möchten ihrer trefflichen Gedanken halber noch einmal geschrieben und in guten Styl gebracht werden.

Eins könnte Schefer. Er könnte sich in den Vers nöthigen, und dadurch eine Gewalt erzwingen, die ihm für alle Prosa versagt ist. Seine Prosa ist ununterbrochen eine gnomische Lyrik, aber nirgends eine Darstellung, nirgends eine Erzählung, nirgends eine Entwickelung. Daher das unbesiegliche Mißverhältniß, da sie sich immer episch bietet. Daher die unzweifelhafte Gewalt, die sie auf einmal ausübte, da sie sich im „Laienbrevier" in Versen bot. Auch dieser Vers eilt immer noch in die bescheidene Tonlosigkeit, welche diesem Autor eigen ist, aber er ist als Vers in eine feste Form genöthigt, er muß sich zusammenraffen, da für jeden Tag nur ein kurzer Abschnitt gestattet ist. Wie überwälti-

gend zeigt sich hier schon die grundgute, ja religios-liebenswürdige Seele Schefers!

Es ist hier ein Beispiel, wie trügerisch der äußere Unterschied sei, wenn dem bloßen Verse die Poesie zugetheilt wird. Schefer bedarf des Verses für den Zusammenhalt überfließender Materialien, die eben darum überfließen und ohne Halt und Form sind, weil sie aus rastloser, nach Poesie unstät suchender Prosa stammen. Schefer ist ein Gipfel, ein üppig bewachsener Gipfel unserer Prosazeit, und er würde dieser Prosa gehörig verbleiben, wenn jener Rath zum Verse sich bereits glänzend an ihm bewährt hätte. Der Vers ist ein Hilfsmittel für die nächste Form; die einige Form einer ganzen Welt, welche Poesie zu nennen ist, kann davon noch weit entfernt sein. Wer möchte in Byron jene einige Poesie finden, die hier gemeint ist, und doch ist dort Alles Vers, und so Vieles stattlicher Vers, ja so Manches poetischer Vers! Wie mächtig würde Schefer mit seiner ergiebigen Phantasie, stünde ihm nur der äußerliche Vers Byrons zu Gebote. Aber um die Täuschung hervorzubringen, als sei die Gabe poetischer Blicke und Ausdrücke schon volle Poesie, bedarf es eben zu solcher Phantasie eines musikalischen Rhythmus. Und den besitzt Schefer nicht, obwohl er selbst musikalischer Komponist ist. An der Harmonie des Weltalls zweifelt auch in der aufgelöstesten Zeit nur die Frivolität, und entsprechende Beispiele davon in der Einzelnheit gewinnt sich der begabte Mensch in jeder Periode, — aber die volle Melodie auszudrücken, ist nur einer poetischen Periode vergönnt. Und so ist Schefer voll harmonischer Empfindung und Wissenschaft, aber die melodische Ordnung dafür findet er nicht, und wahrscheinlich wird es in seiner musikalischen Komposition nicht anders sein. Mancher mit einem viel kleineren Vorrathe ist ihm darin voraus, denn die Armuth ist leichter fertig, als der Reichthum. Und bei allgemeiner Schatzung wird ein solcher doch tief unter Schefer zu stehen kommen. Lassen wir einmal die Forderungen an Form bei Seite, wie unschätzbar hat Schefer beigesteuert für unseren poetischen Aufbau seit etwa 1825, wo seine Novellen zum ersten Male in einer gesammelten Folge erschienen, wo „Palmerio", „die Deportirten", „die Osternacht", „die Düvecke" vor uns traten! Wie zart dringt er in die Herzen, wer kann sich einer genialeren Entdeckung im Eheleben rühmen,

als sie in Schefers „Künstlerehe", der Ehe Albrecht Dürers, lebendig wird? Wie kennt er den Orient, wie kennt er die Innenseite des bloßen Sinnenlebens, wie kennt er den kleinen Bürger, wie kennt er das Unglück in dessen Unscheinbarkeit!

Es sind viele Punkte, wodurch Schefer ein Vertreter der jungen Literatur ist. Zunächst ist es jener Freisinn, welcher von Goethe stammt und welchen das politisch beschränkte Urtheil so gerne mißkennt, jener Freisinn, Nichts, aber nicht das Geringste poetischer Theilnahme für unwerth zu erachten. Und Schefer hat — soll man's Ruhe, Geduld, Bildung nennen? — er hat die gleichmäßig sanfte Ausdauer eines liebevollen Herzens für Alles, für Alles. Was zu seinem Unglücke in der Form beiträgt, ist ein seltener Schatz seines Herzens. Es ist etwas Engelhaftes; und wenn er um seiner Form halber oft nicht die Theilnahme findet, die er verdient, er findet um jener Eigenschaft willen oft genug und mit gutem Rechte eine Verehrung, die über das gewöhnliche Verhältniß zwischen Leser und Autor hinausreicht. Wirklich zeigt sich an Schefer durchgehends jenes Etwas, was man nur bei einem Religionsstifter erwartet. Im Punkte der Religion ist nun oft davon die Rede, Schefer verlasse das Christenthum, gebe sich pantheistischem Glauben hin. Die evangelische Kirchenzeitung hat ihn, wie dies ihr Geschäft ist, als Ketzer vorgeführt, aber als einen Ketzer, der die beste Anlage habe zu einem guten Christen. Und das ist es. Allerdings gehört er zu jener großen Reihe denkgläubiger und denkender Männer, die von Spinoza herab der jüdisch plastischen Vorstellung eines Gott-Vaters nicht anhängen, denen eine tiefere Beweglichkeit für das höchste Wesen nöthig scheint, als eine solche in jener abfertigenden Plastik ausgedrückt ist. Man erledigt sich gern dieser Erscheinung mit dem weiten Namen Pantheismus, als ob so Verschiedenartiges damit bezeichnet, und als ob mit dieser Bezeichnung etwas abgethan wäre. Man beschuldigt eben so neuerdings Hegel des Pantheismus, und man wird dergleichen noch oft thun können, ohne daß hiemit mehr als ein Schall verursacht würde. Die Voraussetzung ist doch eine armselige, daß alles besondere Wesen später Einsicht längst eingeschlossen sei in frühere Eintheilung. Damit wäre aller Fortschritt vernichtet.

Die dogmatischen Eigenheiten Schefers zu benennen wäre

die schwierigste Aufgabe. Sein Herz ist noch täglich seines Geistes und sein Geist ist noch täglich seines Herzens gewärtig. Alles fließt noch in ihm, nnd deßhalb ist er leicht vereinigt mit aller jungen Literatur, deßhalb ist ihm alle scharfe Grenze, ist ihm alle Form so fern, deßhalb umarmen sich allerlei dogmatische Widersprüche in ihm, und das folgende Wort hebt oft das vorhergehende auf, wie dies im Laienbreviere von Seite zu Seite ersichtlich ist. Diese lyrische Weiblichkeit, welche allem Schefer schon überwiegend inwohnt, empfängt und gebiert wie eine fruchtbare Flur unaufhörlich, ohne Sorge darob, ob das erwachsende Kraut sich gegenseitig aufheben würde, wenn es zu einer gemeinsamen Wirkung vereinigt sein sollte. Die Mannes-Bestimmtheit, welche ordnet und regiert, ist nirgends in ihm. So wendet sich allerdings das Laienbrevier hinweg von verlorenem Paradiese, von Erbsünde, von stellvertretendem Tode, von strafendem Weltgerichte, kurz von all den Punkten, welche die Aufklärung aus den christlichen Dogmen gelöst. Eine sehr gewandte Dialektik, die ihm durch philosophische Studien eigen, entringt sich selbstständig aller bloßen Nachfolge, wie sie eine positive Religion heischt, ja in einer der neuesten Novellen, in der sehr merkwürdigen Novelle „der Gekreuzigte" gibt er einen Pendant zu Christi Lehr- und Leidensgeschichte, und die Absicht verbirgt sich nicht, daß hier Anderes nicht minder würdig auf- und abgetreten sei. Kurz, er zeigt sich hundertfach zu der Polemik gegen positives Christenthum gehörig, und die evangelische Kirchenzeitung hat ganz Recht, ihn ob solcher Abneigung gegen religiose Positivität mit dem Fürsten Pückler-Muskau, und dem verstorbenen Muskauer Prediger Petrik, einem gewandten und scharfen Geistlichen der Aufklärung, in ein Trifolium zu vereinigen, was außer der Kirche sei. Aber aller Athem Schefers ist doch christlich. Jene weibliche, duldende Liebe, womit die Christuslehre ein überständiges, männliches Alterthum brach, sie ist in ihm Alles in Allem. Erwartet die Spekulation der Weltalter, als eine dritte Poesie der gebildeten Menschheit, eine vorherrschend männliche Potenz, und findet sie selbige in einem Zeitalter der Revolutionen angekündigt, so mögen Schefers mit kleinen Liebesblümchen bepflanzten Wege, welche die christliche Weiblichkeit breiter fort führen, sie mögen an die Grenzen eines neuen Reichs geleiten, in so fern

durch sie die weibliche Welt vollständiger ermessen wird; Schefer selbst wird vom Standpunkte solcher Spekulation im zweiten Weltalter, im Weltalter vorbereitender Liebe verbleiben. Kommt aber ein Weltalter neuer Kraft, was den Gewinn alter Schönheit und Kraft und mittelalterlicher Weichheit in sich trägt, dann wird es der Schefer'schen Seele dankbar verpflichtet sein, und was jetzt in Schefer wegen mangelnder Formfestigkeit reizlos erscheint, das wird dann mit seiner innerlichen Fülle als eine strotzende That menschlichen Vermögens erscheinen.

Schefer ist in dem Niederlausitzer Städchen Muskau 1784 geboren, hat die Bautzener Schule besucht, und dann, nach mancherlei Unterbrechung, sich in Wien medicinischem und musikalischem Studium zugewendet. Obwohl nicht reich bemittelt, folgte er doch von frühauf freier Neigung, und hatte nicht sowohl ein Amt als ein beschauliches Leben im Auge. Gedichte und Musikalien komponirte er zeitig, ging dann nach Italien, nach Griechenland, nach Kleinasien, und kehrte durchdrungen von südlicher Beschaulichkeit 1820 in die Heimath zurück. Was er im Auslande geschrieben, meist Trauerspiele, ist theils ungedruckt, theils unwichtig geblieben. Schon 1813 war ein Band Gedichte von ihm mit dem Namen des Grafen Pückler erschienen, so schlaff in der Form uud so durchzittert von einzelnen wunderlichen Blicken, daß der spätere Verfasser des Laienbreviers wie in der Hülse darin zu sehen ist. Schefer fand erst einen schriftstellerischen Halt in der Ehe. Das Weib, die Mutter, das Kind sind der Ein= und Ausgang seines poetischen Gedankens. Hier liegt seine Größe und seine Beschränktheit. In Freundschaft mit dem Fürsten Pückler hatte er mancherlei Reize eines unternehmenden Lebens gesehen, hatte praktische Thätigkeit geübt, war aber gern in die engen Grenzen der Familie zurück gekehrt, wo unter kleiner Beziehung sich die Fäden der Welt, die er weit und breit gesehen, ausspinnen ließen, wo unter patriarchalischer Gewohnheit der ferne Himmel und das Lamm im Garten genügende Veranlassung wurden für ein gedanken= und bildervolles Wesen. So lebt er noch, jetzt vorzugsweise musikalischer Arbeit hingegeben.

Man hat ihn wohl einen Nachahmer Jean Pauls genannt, aber ganz mit Unrecht. Die kleine Welt, stets in jähe Verbin-

dung gesetzt mit der größten, der damit zusammenhängende ungleiche Styl konnten wohl dem ersten Anblicke nach einen solchen Vergleich wecken. Aber in der That ist die größte Verschiedenheit da. Jean Paul ist humoristisch, witzig, in der mißlungensten Form berechnet, im gutmüthigsten Ausdrucke scharf. Schefer ist überall sanft, ja im Wesentlichen naiv, er ist verschwimmend, selbst im Zorne begütigend, er hat nirgends einen Zahn, seine Verwandtschaft ist da, aber sie beruht auf viel feineren Wurzeln, als der plane Vergleich zu bezeichnen gemeint ist, und könnte ergiebiger Stoff für eine ausführliche Behandlung werden.

Eduard Duller und Siegismund Wiese ließen sich etwa an Schefer anknüpfen, wenn man mit einigen Fäden der Anknüpfung zufrieden ist. Dullers Absicht in Roman und Gedicht möchte auch gern weit über sich und die künstlerische Anstalt hinaus reichen, und deßhalb verfällt er leicht in einen Schwulst, der das Ganze beengt und überfüllt, nicht bloß im Einzelnen durch Unangemessenheit stört. Duller begann mit Gedichten, worunter „die Wittelsbacher" in Balladen, „Franz v. Sickingen" in dramatischer Form, durch patriotische Anklänge sich wirksam erweisen sollten, und namentlich im südlichen Deutschland auch erwiesen. „An Könige und Völker", lyrische Gedichte, versuchten dies noch unmittelbarer. Die Allegorie, die Phantasmagorie, die Groteske, das Phantasiestück, und all diese unklaren Mischungen, die mit stolzem Namen den Mangel einer reifen Form bezeichnen, bildeten den Uebergang zum Romane. „Der Antichrist", „Freund Hain" und Aehnliches entstand solcherweise. Aber auch, wo der reinere Roman sich ankündigte, wie in „Ketten und Kronen", im „Loyola" konnte sich Duller nicht befreien von allerlei Mischmanieren, von störendem Pathos, von hohlem Klange. Eine Wirkung war nur auf die ohne dies schon Manierirten möglich. Begeisterung für's Allgemeine, Unbestimmte hinaus und ein braves Gemüth reichen nicht hin für einen Roman, und wenn sich ein Verehrer Schefers auf diesen berufen wollte, so thäte er ihm gar sehr Unrecht. Schefer empfindet wahr, und was er gibt und was noch so schwimmend erscheint, das ist erst durch einen feinen Verstand gegangen; die naiven Laute Schefers sind erst entsprungen, nachdem eine gar mannigfache Bildungswelt durch Herz und Geist gezogen war. Hohl ist nicht das Mindeste an

ihm. — Dullers braver Sinn hat sich mehr durch die Redaktion des Journals „Phönix" ein gewisses Zutrauen erworben, als durch die Romane. Aber dies Zutrauen geht auch mehr auf eine moralische Zuverläßigkeit in ihm, als auf kritische Potenz.

Siegismund Wiese hat auch nur ein Mißlingen mit Schefer gemein, und zwar in noch viel allgemeinerer Weise als Duller. Eine wüste, wenigstens unerquickliche Einbildungskraft ist bei Duller am Hervorstechendsten, und Schefer bleibt daneben im Vortheile, da dessen Einbildungskraft durch allerlei kindliches Zwischenspiel sanfter eindringt, wie unpassend sie auch zuweilen übernommen wird. Wiese's Phantasie macht auf ähnliche Art einen unersprießlichen Eindruck, weil sie ebenfalls mit den zu einer Kunstschöpfung nöthigen Kräften in einem Mißverhältnisse steht. Diese schiefe Stellung der Phantasie allein gibt für Wiese eine Anknüpfung an Schefer. Zwar ist auch all seine Grundabsicht ästhetischer Schriftstellerei eine religiose. Aber sie entspringt nicht wie die Schefer'sche aus einem idyllischen Spiele des Herzens mit einem herzlichen Geiste, sondern sie entspringt aus einer strengen Vernunftschule, die nun vermittelst des Herzens, oder wenigstens vermittelst ästhetischer Formen eine Wirkung erzwingen will. Wiese begann 1833 mit einem Romane „Theodor", Jahr für Jahr folgte ein neuer; „Hermann", alsdann „Friedrich" und mit nun erzwungener Geläufigkeit in ästhetischer Wendung warf sich die Arbeit in's Drama, und brachte 1835 und 1836 sechs Dramata. Es war die neue Philosophie, und zwar wie Strauß eintheilt, die rechte Seite dieser Philosophie, welche Situationen des Lebens und des Herzens erfand, um den Sieg des Christenthums in romanhafter Dialektik zu beweisen. Die Schwierigkeiten eines genießbaren Ausdrucks mußten groß sein, da diese Philosophie noch so wenig im allgemeinen Sprachbewußtsein verarbeitet ist, und man muß hier und auch in manchem anderen Bezuge eingestehen, daß Wiese eine seltene Energie bewies. Auch neben früheren Versuchen der Philosophie im Romane, neben dem „Woldemar" von Jacobi, dem „Julius und Evagoras" von Fries und ähnlichen war ein beträchtlicher Fortschritt ersichtlich, es war die leidenschaftliche Bewegung mit ergriffen, das bloße Schema und Gespräch war überwunden. Aber freilich, die ästhetische That blieb eine erzwungene, und der

Eindruck blieb völlig aus. Denn daß einige Autoren sich mit einem lobenden Worte dafür interessirt, welche eigener Anlage halber die Meinung gerne befördern, aus philosophischer Uebung könne wohl auch ein Roman entstehen, dies kann für keinen Eindruck gelten. Wie erwähnt, ist Wiese indessen bereits in das mehr pathologische Drama übergegangen, es ist also wohl möglich, daß der Ursprung seiner ästhetischen Geburten reicher sei, als es bis jetzt den Anschein hatte, und daß sich über oder unter jenem dialektischen Kampfe noch eine interessante Gabe der schönen Literatur erschließt.

v. Sternberg.

Hier tritt man wieder zu einem Talente, das ohne Zweifel für die ästhetische Produktion berufen ist. Bedenken und Klage über Geschmack, Form, künstlerischen Beruf überhaupt, hier verstummen sie. Die künstlerische Produktion entwickelt sich wieder aus einer gestaltenvollen Lebensanschauung, aus jenem Vereine von Theilnahme des Herzens und Geistes, wie er in Goethe so treffliche Grundlage ward für den Roman. Der Geist ist gebildet, das Herz ist empfänglich, wenigstens gewesen, die Bildung ist mit feinen Gesetzen der Wahl vertraut. Das Vorurtheil für die Zeit der Kavaliere ist allerdings vorhanden, das Vorurtheil für die Glocken und Fahnen der Romantik nicht minder; v. Sternberg entdeckt einen poetischen Klang nur auf der Bergscheide, wo die hinter uns liegende Zeit an die neue Epoche grenzt, er glaubt wohl auch, aller Klang rühre nur von der hinter uns liegenden her. Aber das Vorurtheil bietet sich nur in künstlerischer Form, ist also dadurch schon etwas anderes als bloßes Vorurtheil, und um seine Welt durch den Kontrast zu heben, greift es nach den hervorstechenden Bestandtheilen neuer Zeit, macht sich dadurch dieser Zeit theilhaftig, und producirt eine Mischung, die unter künstlerischer Hand stets willkommen, die für historischen Gewinn stets gedeihlich ist.

A. v. Sternberg machte zuerst Aufsehen 1832 durch eine Novelle „die Zerrissenen", welche die Schattenseiten romantischer Libertinage und moderner Selbstgefälligkeit skizzirte. „Eduard",

die Fortsetzung davon, beschäftigte sich noch eifriger mit der modernen Haltlosigkeit, fand aber weder für diese noch für die zudringlichen Konsequenzen romantischen Beliebens eine irgend bedeutende Erledigung. Die Novellen Sternbergs sind eben nur darin bedeutend, daß sie große Themata mit Kunst anschlagen, und eine Zeit lang mit Virtuosität fortführen. Sie sind eben darin zum Unterschiede vom Romane Novellen, daß ihnen dem Stoffe und der Idee nach eine volle Erledigung aller Konsequenzen des Themas versagt ist, und sie sind auch da immer am Gelungensten, wo der Autor sich eines förmlichen Abschlusses begibt, und damit in jenem Punkte endigt, welcher für eine poetisch unfertige Zeit der einstweilige wirkliche Endpunkt ist. Wir sehen immer ein trockenes Mißlingen, wo ein dogmatisches Streben darüber hinausgeht in poetischer Form. Was einer ganzen Geschichtsentwickelung obliegt, kann nicht einer einzelnen künstlerischen Produktion als unerläßliche Lösung zukommen. Glücklichen Taktes hat sich auch die neue Zeit darum so vorzugsweise die Novellenform aufgesucht, die, ihrer alten Bedeutung entsprechend, wo sie einen vereinzelten Vorfall darstellte, jetzt eine unausgemachte Situation innerer und äußerer Ereignisse darstellen soll. Denn wie viel Unterscheidungszeichen auch aufgesucht worden sind, sie kamen entweder darauf hinaus, daß der Roman mehr ein größeres, in sich vollendetes Gemälde, eine vollständige Entwickelung zu geben habe, oder sie verirrten sich in Nebenkennzeichen. Eine durchgreifende Bestimmung ist noch nicht gegeben worden.

Nach jenen Novellen gab Sternberg zwei novellistische Charakteristiken, „Lessing" und „Moliére". Letzterer mit der französischen Lieblingszeit des Autors mußte ihm besser gelingen. In den letzten Jahren bis 1838 sind viel einzelne Erzählungen Sternbergs gesammelt worden, und „Galathee", „Palmyra", „Fortunat", „Psyche", „Kallenfels" als größere Ganze erschienen. Die tendenzlose Hinzählerei, das heitere oder gar frivole Mährchen aufzunehmen in einer Zeit, welche alle Schriftkunst nach unmittelbarem Zweck und Nutzen zu fragen sich gewöhnt, dies scheint kein geringes Opfer. v. Sternberg bringt's mit der besten Manier, in allerliebstem Style, und unter der Erleichterung, die einem Opfer so überaus zu statten kommt, unter der Erleichterung, daß es ihm das größte Vergnügen macht, behagliches Geschwätz

zu führen. Artige Damen leicht und doch mit leichtem Geiste zu unterhalten, in guter Gesellschaft gern gelesen zu werden, das läßt er sich wohl leicht angelegener sein, als einen dabeiliegenden höheren Zweck, und sein graziöser Sinn für Vornehmheit zeigt sich wohl durchgängig etwas beschränkt. Aber ein graziöses Talent ist doch von vielem Werthe, besonders zu einer Zeit, wo der Grazie im höheren Entwickelungsleben noch so viel gröbere Arbeit im Wege steht, und wo sie noch selten erstrebt werden kann. In der „Psyche" hat er sich an das Ehethema gemacht, und da er noch ein junger Mann ist, dem die Blasirtheit noch nicht tief wurzelt, so dürfen wir noch interessanter Gaben gewärtig sein.

Es sind noch Talente für den Roman übrig, die gar wohl eine nähere Betrachtung verdienten. So zeichnet sich A. v. Binzer — unter dem Namen Beer — durch eine höchst anmuthig fesselnde Gabe des Erzählens aus. So tritt eben Ida Gräfin Hahn-Hahn mit einer Novelle „aus der Gesellschaft" auf, die bei einiger Redseligkeit doch von einem Talente zeigt, dem sich ein viel günstigeres Horoskop stellen, und eine schärfere moderne Bildung abfühlen läßt, als dies bei Gedichten möglich war, die sie vorher gegeben, und die bei allem halbfrischen Muthe keinen besonders geprägten Ausdruck erreichen konnten. Unsere Damen, wie ihnen sonst die moralische Erzählung — unter ihnen besonders Henriette Hanke — zufiel, zeigen hie und da entschiedene Neigung, die feinere Gesellschaftsfrage für den Roman aufzunehmen. Es ist unauszählbar, was Alles in Deutschland für den Roman eine Neigung oder ein mäßiges Geschick zeigt. Aber was nicht durch eine Eigenheit hervor tritt, kann nicht auf eine besondere Ausführlichkeit Anspruch machen, eben so wenig das, was noch im ersten Auffluge denjenigen Charakter noch nicht fest genug umzeichnet hat, zu dem es Anlage verräth. In diesem Betracht wären Theodor Mügge, Louis Lax zu nennen. Mügge zeigt einen raschen Wurf romanhafter Empfindung, dem nur darin noch die eigentliche Macht entweicht, daß er die Dinge weniger in innerlicher Bedingung ergreift und bewegt, als vielmehr an äußerlichen Kennzeichen. Denn auch die kategorischen

Themata der Zeitmeinungen, wie sie Mügge in seinem „Chevalier“, in der „Vendéerin“ ꝛc. behandelt, sind nur äußerliche Kennzeichen. Es soll aber hiermit einem Urtheile in keiner Weise vorgegriffen sein, wo ein lebendig erfindendes Talent sich erst aufgethan, und noch Alles vor sich hat. — Lax hat eine talentvolle Geschmeidigkeit an den Tag gelegt, und vom Uebersetzer fremder Romane zu immer besserer eigener Erfindung sich aufgebildet, so daß auch hier noch alle Zukunft versprechend erscheint. Diese Autoren, wie der früh verstorbene Leßmann, wie August Kahlert, August Lewald, die in romanhafter Form mancherlei Angenehmes mehr versucht, als mit anspruchsvollem Nachdrucke gegeben, sie sind der Uebergang zu der Vermittelungsform, welche in der jungen Literatur eine so große Rolle spielt, und welche Beschreibung, Schilderung, Kritik so mannigfaltig vermischt. Sie erscheinen hier auf dem Punkte des Uebergangs, nicht weil von ihnen diese Vermittelungsform herrührte; — der früheste wäre nur etwa Leßmann, und schon einige Jahre vor dessen „Cisalpinischen Blättern“ und noch länger vor dessen interessantestem Buche, dem „Wanderbuche eines Schwermüthigen“, waren Heine's „Reisebilder“, der geniale Typus all dieser Vermittelungsform, im lebhaftesten Interesse des Publikums. Um noch weiter zurück zu gehen, könnte der launigen Hammelburger Reise des Ritter v. Lang, die schon 1818 erschien, es könnte der Schopenhauer'schen „Ausflüge“ gedacht werden, die freilich in bunter Mittheilung noch jenes modernen Etwas entbehrten, was in rascher Verbindung von Geist, Witz, Kenntniß, Erfindung eine eigenthümliche, nicht immer geschmacksreine Vermittelungsform stempelte.

Sie erscheinen hier, weil sie mit dem Romane und Gedichte durch eigene Hervorbringung noch zusammenhängen, und nur darin nicht so viel Wichtigkeit erlangt haben, als ihrem Talente in gemischter Form doch erreichbar scheint. So hat August Kahlert einzelne Gedichte und Novellen hervorgebracht, die Auszeichnung verdienen, und doch ist er, als literar-historisch gebildeter und im musikalischen Urtheile geübter Mann, von größerer Wichtigkeit denn als Dichter. So ist Lewald viel wichtiger durch seine Genrebilder, die oft in ganz bescheidenem Stoffe in lieblicher Fassung anmuthigst wirken, als durch seine Romane. Daniel

Leßmann hat in keinem Romane eine so spannende, innige Wirkung erreicht, als in seinem Wanderbuche.

Die Bewegung der Interessen, die Bewegung der Menschen, die seit dem Ausgange der zwanziger Jahre in vorher unerhörter Lebendigkeit auch unserer Nation sich bemächtigt, sie mußte auch die Prosa immer lebendiger machen, und eine Vermittelungsform begünstigen, für welche der Franzose von jeher die Memoiren hatte. Der Franzose, im heimathlichen Kreise tief befangen und ganz aufgehend, für die Fremde aber von auffallender Beschränktheit, konnte dies Genre bei einem nationellen gesellschaftlichen Takte zu einer graziosen Form ohne besondere Mühe ausbilden. Dieser Takt gebricht uns, wir waren also für ein solches Genre der Gefahr ausgesetzt, eine Nation vielfach zu verletzen, welche wie die unsere durch Sitte und Geschichte an ein keusches Verschweigen häuslicher Eigenschaften oder Scenen gewöhnt ist. Dies ist denn auch nicht ausgeblieben, da wir in mangelndem Takte sogar weiter gingen als der Franzose seinen darin unbefangeneren Landsleuten gegenüber geht. Wir haben aber auch dies Genre sehr bereichert. Die persönlichen Themata einer belebten Nationalgeschichte standen uns nicht so reichhaltig zu Gebote als den Franzosen. Wir mußten andere Bereiche in die memoirenhafte Darstellung ziehen, die Innerlichkeit in uns und neben uns zu Hilfe nehmen, und so ist dies Genre von einer viel größeren Bedeutung, und auch für die Literatur selbst von einem viel größeren Werthe geworden, als in Memoiren je beabsichtigt worden ist. Ein Weiteres darüber wäre beim jungen Deutschland zu sagen, wo aller Vortheil und Nachtheil dieser Mischform besonders in Rede kommt.

Hier gilt es besonders diejenige Seite herauszuheben, welche, im Vortheile gegen den Franzosen, die Reise benützte für literarische Form und Ausbeute. Und hierin hat

Fürst Pückler-Muskau

eine europäische Berühmtheit erlangt. Im Jahre 1830 erschienen dessen „Briefe eines Verstorbenen," und blieben eine Zeit lang beinahe unbekannt, bis der schon hochbejahrte Goethe sich lobend über dieselben aussprach. Dadurch aufmerksam gemacht wendete

ihnen das Publikum eine immer steigende Theilnahme zu; die gewandte, anmuthige Art eines Weltmanns, die Dinge und Personen anzusehen, der geschmeidige, immer lebendige Styl, die geistreiche Wendung, schwierigen oder doch bedenklichen Fragen gegenüber, wurden unter großem Beifalle als ein seltener Verein anerkannt, und auch mancherlei Nachahmung bewies, daß eine starke Wirkung vorhanden sey. Man hat gegen das reine Verdienst dieses Ruhmes eingewendet, daß die vornehme gesellschaftliche Stellung des Verfassers von großer Beihilfe gewesen sey. Rechnet man es einem Könige vom Ruhme ab, daß ihm zu wichtigen Thaten große Mittel zu Dienst gewesen? Des Fürsten Pückler feinster Ruhmespunkt beruht eben darin, daß er eine vornehme Stellung zu Blicken benutzt, und zu Erkenntniß und literarischer Wiedergabe solcher Blicke benutzt hat, wie sie sonst nicht benutzt wird. Er ist mit den Vortheilen eines hohen Standes, und im Wesentlichen frei von den Vortheilen dieses Standes, in die literarische Bedingung getreten, und hat sich hier, wo kein weltlicher Rang gilt, einen originalen Platz bereitet. Nicht nur weil er in den Briefen eines Verstorbenen England zum ersten Male mit einer Kenntniß schilderte, die dem bürgerlichen Besucher nicht leicht zugänglich ist, nicht nur weil er mit dem vornehmen Geselligkeitsstyle vertraut, manche geistreiche Einzelnheit leichter herausfinden, manches Bonmot leichter entdecken konnte, sondern weil er durchgehends eine reichhaltige Schilderung mit unzweifelhaftem Talente geben, und zwar eine ganz eigenthümliche Schilderung geben konnte, deßhalb kam er so schnell und so allgemein zum Ruhme. Das Wort Weltmann erschien nicht mehr als eine Bezeichnung der Oberflächlichkeit; was an Pückler im Geleite dieses Wortes interessirte, das war vielmehr eine ganz unerwartete Offenbarung des Weltmanns. Nicht aus philosophischem oder sonst gelehrtem Studium, nicht aus der Quelle des dichterischen Genius sah man diejenige Bemerkung steigen, welche sich als gehaltvoll und als ein Fund ankündigt. Nein, solche Bemerkung, die eigentliche Perle aller Schrift, sah man hier aus einem weltmännischen Lebenslaufe auftauchen, der sicherlich durch keine gelehrte oder gläubige Illusion getäuscht war. Man sah einen sichern Gewinn vor sich von einer Seite, die der Literatur selten einen gebracht hatte. Dies Geheimniß freier

Lebenserfahrung, wornach man durch einzelne Geistworte eines Fürsten Ligne begierig geworden war, dies Geheimniß schien sich auf einmal in literarischer Ausführlichkeit darzubieten. Was konnte willkommener seyn! Dies war der Grundzauber Pückler'scher Schrift, und man muß gestehen, dieser Zauber hat sich bis jetzt noch immer bewährt, wenn auch „Tutti frutti" an Würde einer Gesammtfassung hinter den Briefen eines Verstorbenen zurückblieb. Die Spannung, welche sich noch immer um diesen Namen eines Verstorbenen erhält, nachdem er in Nähe und Ferne zu ungewöhnlichen Ehren gelangt ist, und bloße Neugier an der Neuheit längst gesättigt oder in Neid und Mißgunst verkehrt sein könnte, diese Spannung beweist, daß der Zauber weltmännischer Weisheit, welchen er heraufbeschworen, noch in voller Kraft dem Publikum gegenüber bestehe.

Leibliche und geistige Kraft dieses Autors berechtigen auch zu dem Glauben, daß er selbst die kühne Erwartung auf seine Zukunft, und auf wichtige literarische Gaben dieser Zukunft rechtfertigen werde. Er ist 1785 geboren, und noch von rüstigster Elastizität des Wesens. Was er bisher spielend in Druck gegeben, war vielleicht nur die Anknüpfung mit dem Publikum. Wenn er auch die frei bewegliche Form seiner Schrift nicht leicht in größere Komposition nöthigen wird, — wenigstens könnte es nicht ohne Gefahr für den Reiz der Leichtigkeit geschehen, welchen sie hat — so wird doch die Ruhe der Heimath, die ihn erwartet, manchen größeren Schriftplan begünstigen. Er ist seit 1834 von dieser Heimath Muskau, welches er, dem ungünstigen Gotte der Lausitz zum Trotz, in eine herrliche, dem Rheingau gleichende Gegend verwandelt hat, entfernt, und ist auf seiner Reise in Afrika erst zur Redaktion einiger neuen Reisebücher „Semilasso's vorletzter Weltgang" und „der Vorläufer" gekommen. Die Reisevorräthe und der große Vorrath eines allem Memoire so ergiebigen Lebens wie das seine, erwarten ihre Fassung noch auf dem Muskauer Schlosse. Er hat eine militärische Jugendzeit in Dresden verlebt, hat als russischer Militär die französischen Feldzüge mitgemacht, und ist als Schwiegersohn Hardenbergs den Personen und Ereignissen der Kongresse oft nahe genug gewesen, um Stoff und Anregung auch aus jener Zeit schöpfen zu können. Er hat neuester Zeit die wichtigsten Notabilitäten und Punkte

des Orients kennen gelernt — da ist Stoff von solcher Fülle, daß er nicht mehr wird in die dünnen Briefcouverts schlüpfen können. Gibt der Autor diese leichteste Form der Mittheilung auf, so verliert er allerdings das lebendige Gegenüber, was ihm zu so mancher glücklichen Stylwendung günstig gewesen ist. Er verliert aber auch die ihm verführerische Gelegenheit, sich in allerlei Sprachen der Salonkonversation gehen zu lassen, die man ihm oft vorgeworfen hat, und die allerdings mit einem geläuterten literarischen Ausdrucke unverträglich ist.

Neben Park und Gartenwerken Pücklers erscheinen aber die erwähnten Schriften durchaus nur wie etwas Gelegentliches, keineswegs wie dasjenige, was den Kern der Pückler'schen Existenz veranschaulichte. Die Briefe eines Verstorbenen sind auch aller Hauptsache nach ohne Absicht auf Veröffentlichung an die Gemahlin des Verfassers geschrieben. Der Park und das Gartenwerk zeigen noch einen ganz anderen Autor, wie man dem Lebemann, der uns in der Welt begegnet, interessant aber flüchtig begegnet ist, wie man diesen daheim, in dessen eigenem Hause, in der Familie ganz anders findet. Der rasche Reiz, den man draußen in der Welt gesehen, er ist hier jenes feine Etwas künstlerischer Ruhe, das nur den Begabtesten oder den Erprobtesten zur Wahrnehmung und zum Genusse verliehen ist. Fürst Pückler ist ein solcher Januskopf, und das ernste, gereifte, in Ruhe wohlthätige Gesicht findet man zu Muskau im Parke, und in dem schmalen Büchlein „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei", zu welchem allein er seinen Namen gesetzt.

Hier ist ein neuer Bereich der Aesthetik, der in unserer Kunstgeschichte noch keine Rolle zu spielen gehabt, eigenthümlich angebaut, ja in vielen Grundlinien erst erfunden. Was dieser Art in Deutschland früher beschafft worden, namentlich durch Hirschfeld, was in England sich zu einem theoretischen Prinzipe abgeklärt, das führt Pückler mit einer Hochachtung an, welche größer ist, als der Gewinn, den er aus diesen historischen Hilfsmitteln einer Gartenkunst gezogen hat. Er nennt Brown in England den Shakespeare der Gartenkunst, ohne doch zu verkennen, daß eine sklavische Nachahmung auch in dieser Kunst nichts Besseres zum Vorschein bringen könnte, als die dem Shakespeare nachgeahmten Schauspiele unserer literarischen Dilettanten. Und

so hat er sich denn im Wesentlichen eine vollständig eigene Aesthetik gebildet. Die Natur selbst ist hier Stoff der Kunst. Man hätte sich weniger verwundert über des Autors seltenes Geschick, Landschaften durch die Schrift zu veranschaulichen, wenn man unterrichtet gewesen wäre, wie viel Nachdenken er darauf verwendet, Landschaften schönster Art selbst zu erschaffen. Denn um eine menschliche Schaffung der Natur handelt es sich hier. Pückler begegnet im Grundprincipe seiner Landschafts-Aesthetik ganz und gar der Hegel'schen Ansicht, daß zur Natur der Menschengeist treten müsse, wenn ein dauernder Eindruck entstehen soll.

Folgende Andeutungen mögen zu einem Einblicke in die Pücklersche Park-Aesthetik dienen.

Nicht bloß das Nützliche hat Garten und Landschaft zu gewähren, sondern auch das Schöne, und um artig zu locken und den Nützlichkeitsheroismus zu verwirren sagt Pückler mit Rumohr: das Schöne sei das Nützlichste.

Nicht Schloß oder Palast soll ungebührlich alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; in der Naturkunst hat die Natur den Haupteindruck zu geben. Das Bauer- und Gärtnerhaus sollen eben so charakteristisch erfreulich sein, wie das Schloß. — Indem man eine ganze Gegend zum Palaste macht, nimmt Jeder Theil an dem Vortheile, und der allgemeine Sinn für zweckmäßig Erfreuliches wird gepflegt. Dies ist der Geschmack, welcher in sich schon ein edler Genuß ist; denn er ist nicht bloß eine Kritik, sondern ein wohlthätig kritisches Vermögen, was wohlthätige Eigenschaften in sich ausgebildet hat.

In der Naturkunst muß unerbittlich darauf gesehen werden, daß nichts zwecklos erscheine. Wie schön es an sich und einzeln sein möge, tritt es nicht in charakteristischem Verbande auf, so ist es nur störend. Tempelchen, Ruinchen und alles ähnlich erkünstelt Unverhältnißmäßige sei verwiesen. Man müßte denn ein Ganzes in einer antiken oder mittelalterlichen Form aus einer Gegend schaffen wollen.

Auch der Landesform angemessen muß die Naturkunst produciren. Wo große Fernsichten, Gebirgshintergründe sich bieten, da hat sie nur zu öffnen, nicht durch vordringende Eigenthat das menschliche Unvermögen zu veranschaulichen.

Eine gebildete, harmonische Ruhe muß entgegentreten. Dies ist der Endzweck.

Nur wo die Natur an sich groß und schön, empfiehlt er, den Kontrast zu erzeugen. — Das wirkt allerdings frappant, aber nicht hochkünstlerisch, und diese einzelne Aeußerung gehört mehr in die Briefe des Autors, als in den sonst ganz anders gehenden Sinn seiner Naturkunst. Wo der Stoff selbst schön ist, da wird der Künstler wohl eben so wie der Dichter, welcher ein schön erfolgtes Faktum erzählt, nur den Zutritt wählen, und in der Kleinigkeit zu- oder wegnehmen.

Die Begrenzung eines Parks verlangt er — in gerechtestem Tadel gegen die Engländer — versteckt, unscheinbar. Die Natur soll gemacht sein, aber nicht sich gemacht ankündigen, und je mehr sie absticht und sich absondert von dem, was zunächst sichtbar angrenzt, desto unkünstlerischer ist der Eindruck.

Gebäude, wie schön auch, zeige man niemals baar. Sie sind nicht die Hauptsache; wenn der Baum sie beschattet oder verbirgt, so gibt dies eine Lockung mehr, und das reinere Material der Natur zeigt sich in Wirksamkeit. Solche romantische Lockung des theilweise Erblickens verlangt er sogar für Fernsichten, für Gebirge.

Ueber das große Feld des Details, welches denn hier so mannigfach ist wie Farbe und Art des Baums und der Pflanze, enthält das Buch die geschmackvollsten Winke. Da ist Schatten, Rasen, Wasser, Flur, Farbenverhältniß, Jahreszeit, Alles bedacht, was eine zwanzigjährige Aufmerksamkeit und Vergleichung an die Hand gibt.

Kurz all das Talent der Freude, des Genusses, des Glückes, was aus einzelnen Stellen der Briefe deutlich, aus dem ganzen Athmen derselben undeutlich, allgemein entgegentritt, das hat hier in einer modern erschaffenen Kunstwelt einen so tiefen, dauernden Ausdruck gefunden, daß es in seiner That, im Park von Muskau, mit aller Ahnung eines großen Gedichtes lockt und kräftigt. Einander erklärend und fördernd erscheinen solchergestalt die beiden Hauptformen dieses Autors, der Brief und der Park. Und wem der Brief, im eigentlich schöpferischen Interesse einer jungen Literatur, zu rasch vorübereilend erscheint, der sieht in der Theorie des Parks, und was so selten gleichzeitig auftritt, im Parke selbst,

dem schönsten Deutschlands, jene schöpferische Kraft in voller Blüthe, die man dem jetzigen Geschlechte so ungern zuerkennen will. Die Ritterlichkeit, die anspruchsvolle Geschmacksforderung des Briefstellers sind nicht leere Aeußerlichkeit, sondern edle Symptome eines edeln Bedürfnisses. Welch eine Eroberung ist es nicht für eine unfertige Zeit, und welch eine geniale Perspektive deutet es an für diese Zeit, die größten Verhältnisse der Erscheinung, die Verhältnisse der draußen webenden Natur selbst unter das bewältigende Gesetz der Kunst zu ziehen. Und zwar in welcher großen Art! Möge England das Verdienst des Anfanges bleiben, so ausgebildet, und dem künstlerischen Bewußtsein einer neuen Zeit einverleibt und angemessen, ist dieses Bereich erst durch den Fürsten Pückler geworden. Wie ächt das Kolorit der Zeitepoche in dieser Parkkunst lebe, zeigt ein Blick auf die altfranzösische Gartenkunst. Was von Plinius aus über Italien nach Frankreich gekommen, und, parallel mit einer rhetorischen Architektur des Dramas, zu einer Architektur der Natur von Le Notre ausgebildet wurde, das war ein reiner, richtiger Ausdruck damaliger Zeit, und wurde deßhalb ein herrschender. Gewaltsame Einheit auf Kosten aller freien Entwickelung ward in den Staat, in die Gesellschaft, in das Gedicht, an den Baum gebracht. Dem Bedürfnisse einer im Innersten aufgelösten Einheit, dem Bedürfnisse, wie es sich ohne Religion, ohne geschichtliche Anknüpfung schreiend zeigte, gab eine geniale Gewaltsamkeit schneidende Abhilfe. Die Energie eines überwiegend romanischen Stammes, energische Persönlichkeiten in ihr wie Richelieu, Ludwig XIV. thaten dies. Aber die römische Formgewalt ist in der Geschichte stets nur eine einstweilige Retterin und Vorbereiterin gewesen. Die tiefere Ausbreitung fiel stets den germanischen Stämmen anheim. Shakespeare begann sie in England, und dies Land ist in aller wichtigen Aeußerung des menschlichen Bildungsvermögens für uns stets ein aufmunterndes Vorbild gewesen, und stets ein blutsverwandtes Land. Unsere Dichtung stärkte sich inmitten des vorigen Jahrhunderts so weit daran, daß uns eine klassische Literatur entstehen konnte, die wieder rückwärts für England mannigfach ein Vorbild bietet. Und so ist es auch von großer Bedeutung, daß diese neue, in aller Kunsthistorie neue Kunst, deren Material die Natur selbst, aus dem

uns organisch verwandten England kommt, und ist ein Zeugniß, daß sich darin eine innerlich reiche Welt bereiten und bilden werde für unsere Zukunft.

Alles Vorhergehende von junger Literatur hat sich mit vereinsamter Aeußerung begnügt, hat keinen massenhaften Einfluß gefunden oder gesucht. Mitten darunter aber, und selten oder gar nicht in Vertraulichkeit mit jenen Literaten bewegte sich stürmischen Schrittes eine an Zahl immer wachsende Phalanx von Schriftstellern, man könnte sagen: die handelnde junge Literatur, welche mit Entschlossenheit die Schrift zu augenblicklicher praktischer Einwirkung bilden und benützen wollte. Mit Bewußtsein begann sie in politischer Sphäre, Heine und Börne waren dafür die Anführer, die konstitutionelle und republikanische Opposition in Frankreich, England und Deutschland war das Fundament, worauf sie fußte. Schon in Heine indessen, einem selbstständigen, literarischen Milchbruder Lord Byrons, war eine viel tiefere Opposition gegen die bestehende Welt angekündigt, als die politische, welche mit dem Wechsel einiger äußeren Formen sich begnügt. Es hat sich deßhalb nie etwas Folgewidrigeres gezeigt, als da neuester Zeit Schriftsteller dieser tieferen Opposition ihren Ursprung von Börne und nicht von Heine datiren wollten, vielleicht weil der Dank an Todte immer leichter zu entrichten ist. Auch wenn man sich blos auf den Styl beruft, hat man Unrecht. Auch die dichterische Seele des modernen Styles datirt von Heine, vielleicht für Einen mehr als für den Anderen, im Wesentlichen für Alle. Man verwechselt den fortreißenden moralischen Einfluß, welchen Börne im höchsten Grade ausgeübt, und den starken Einfluß auf äußerliche Fassung des Styls, auf jenen journalistischen, jenen praktischen Styl, den Börne so meisterschaft schrieb. Aller Börne'sche Einfluß betraf äußere Form, politische Form, moralische Empfindung, — in diesem Bereiche war er von klassischer Kraft. Was darüber hinausging, alle Welt der Kunst, deren Ergebniß sich nicht taxweise berechnen läßt, war ihm seines praktischen Zweckes halber unnütz, unter gewissen Bedingungen störsam, oder ganz unzugänglich. Das polizeilich zusammengestellte junge Deutschland hatte zur eigentlichen Blüthezeit Börne's nur etwa zwei oder drei

Mitglieder, die leidenschaftlich Theil nahmen an Börne, ihn aber bereits vollkommen überschritten und aus dem Auge verloren hatten, da es sich ihnen um sociale Spekulation handelte, um neue Tendenzen der Liebe und Ehe und um alle solche Themata, an denen die Polizei sie ergriff. All diese Themata waren für Börne ein Gräuel, und nicht blos darum, weil sie den praktischen Zweck der politischen Schriftstellerei aufhielten, und in die drohendste Gefahr einer ausschweifenden Spekulation zogen. Nicht blos darum, Börne hatte für derlei poetische Freiheit keinen Sinn, er gehörte darin zur strikten Observanz eines alten Deutschlands, seine Freiheit war mit politisch freien Verhältnissen begnügt. Er verstand es wohl, daß mit der Preßfreiheit erst die Waffe, nicht das Reich gewonnen sei, er hätte auch in Sachen der Religion das amerikanische Allerlei von kleinen Religionen gestattet, aber alles Sittengesetz stand ihm im Wesentlichen unantastbar vom Sinai her, er wollte darüber weder Scherz, noch eine ernsthafte Spekulation verstehen, und hätte sich als Machthaber zu aller Härte in diesem Punkte geneigt erwiesen.

Demgemäß ist auch hier im Inneren der jungen Literatur ein tiefer Einschnitt zu machen, und von Börne und allem Börne'schen Kreise abzusondern, was über die politische Frage und über den Dogmatismus des Sittengesetzes hinausgeht. Das Jahr 1833 wurde hierfür das Jahr der Grenze. In Heine freilich lagen von Hause aus alle die neuen Elemente, und sie waren von ihm ausgehend schon inmitten der zwanziger Jahre bewegend und zeugend. Aber dies geschah noch nicht in einem bewußten Zusammenhange, und für diesen waren auch Heine's spätere Schriften von deutlicherer Wichtigkeit, wenn auch der Same selbst schon mächtig ausgestreut war vom ersten Auftreten des Heine'schen Genius an. In der beschränkt politischen Meinung war man thöricht genug, es für einen beklagenswerthen Nachtheil Heine's anzusehen, daß er nicht von einer politischen Parteimeinung gefesselt, sondern mit politischen Sympathieen doch immer frei und eigen erschien. Man bedauerte es lebhaft, daß jenes praktische Hilfsmittel äußerlicher Konsequenz ihm mangle, was für Vollbringung in praktisch beschränktem Kreise so förderlich ist, ja so unerläßlich scheint. Man verblendete sich darüber, daß ein in der politischen Praxis förderſames Verhältniß roh

und hinderlich in einer literarischen Geisteswelt wirken müsse, die auf keiner dogmatisch-poetischen Welt beruht, die Perspektiven offen zu halten hat, größer denn alles kühnste Wirklichwerden des bloß politischen Ideals. Und so ist es denn gekommen, daß die politische Meinung auch neue Stadien erreicht hat, und Heine unberührt von jenem Versteinerungsodem politischen Umschwungs geblieben ist, der — eine grausame Eigenschaft der Geschichte — diejenigen am Ersten befällt, welche am Hingebendsten zum Umschwunge beigetragen. So ist es gekommen, daß Heine noch immer frisch mit den Rechten einer Zukunft dasteht, die denen entrückt, wenigstens innerhalb der alten Mittel denen entrückt ist, welche Heine für beendigt und beklagenswerth erachteten.

All diese politisch dogmatisirende Partei, welche einen Grundbestandtheil junger Literatur ausmacht, muß also als ein Bestandtheil, nicht aber als diejenige Macht betrachtet werden, welche den verwegensten und umfassendsten Begriff poetischer Spekulation vereinigt, wie er im Innersten unter dem Namen „junger Literatur" verstanden wird, wie er geschmäht und geächtet, und wohl auch von Seiten der Verfechter und von Seiten der Angreifer übertrieben worden ist. Davon kann erst bei den Namen des jungen Deutschland, bei den Frauen Rahel und Bettina und bei denen die Rede sein, die mit dieser Spitze neuester Zeit in einem nahen Verhältnisse stehen. Von Heine kann also auch dann erst im Besonderen die Rede sein, während Börne hier an diesem Eingange zu erörtern, und während über einen Schriftsteller, Wolfgang Menzel, zu verhandeln ist, der sich so übel in Börne's Nähe ausnimmt, wie Jago neben Othello. Er war aber, im Besitz des kritischen Morgenblattes und im Besitz eines talentvollen, brennenden Parteistyls, die letzte Hälfte der zwanziger Jahre und die ersten dreißiger Jahre eine beträchtliche Macht für die politische Meinungsabgabe in schöner Literatur, und er bildet durch seine Maßnahmen einer literarischen Verzweiflung den Uebergang zum jungen Deutschland. So bezeichnet ein Feind, der im Fliehen Alles in die Luft sprengt, auch einen Weg.

Ludwig Börne

war in Frankfurt von jüdischen Eltern, deren Name Baruch, 1784 geboren. Er hat in Halle, Heidelberg und Gießen studirt, dem Namen nach eine Zeit lang Medizin, in der That ohne specielle Fakultätsabsicht, mit besonderer Hinneigung zur Staatswissenschaft. Unter Napoleons Zeit bekleidete er in Frankfurt ein kleines Amt, merkwürdigerweise ein polizeiliches. Es ist sehr möglich, daß hierbei sein zarter Sinn für Menschenrecht, weil oft verletzt, zu feinster und edelster Empfänglichkeit gesteigert wurde. Was die Alltäglichkeit verhärtet, mag wohl oft im edeln Menschen eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Die unglückselige Lage seiner Landsleute, der Juden, in fast allen christlichen Ländern, und nach der Franzosenzeit besonders in Frankfurt, wo die unwürdigste Beschränkung auf ihnen lastete, blieb ein nie ruhender Stachel in dem ohnedies gegen alle Ungleichheit des Rechtes so reizbaren Herzen Börne's. Er war 1817 zum Christenthume übergetreten, und war in aller wesentlichen, namentlich in aller Ansicht, die auf christliche Humanität hinausgeht, ein Christ. Sein Herz war voll theilnehmendster Liebe, und wenn er den Gegnern später just in diesem Punkte verhärtet schien, so verwechselten sie die Aeußerungen um eines politischen Princips willen, sie verwechselten die Rathschläge eines unerbittlichen Verstandes mit Eingebungen des Herzens. Solches geschieht in Deutschland gar leicht, wo nicht ein politisches Leben die Feindschaften der Ansicht fern vom Privatleben zu halten lehrt. Börne hatte noch, da er die heftigsten „Briefe aus Paris" schrieb, jenes Herz eines das Ideal anbetenden Jünglings, was ihn zittern, weinen, wohl auch verzweifeln ließ über die Leiden des jüdischen Volkes. Darin war er im christlichsten Rechte. Und wenn es heißt, er sei immer ein Jude gewesen, wie eine zornige Aeußerung von ihm über das Taufgeld bezeuge, so ist dies nur halb richtig. Das Christenthum war ihm nicht Sache des Glaubens, sondern Sache der Bildung. Sache der Bildung war es ihm in so hohem Grade, daß er sich von spekulativen Ideen herbe abwandte, welche Grundsätze des Christenthums in den Hintergrund stellten. Den St. Simonismus, eine Spekulation, die man ihm so nahe und werth erachten sollte, da sie die Religion

auf Gesellschaftsinteressen begründen, wenn nicht gar auf sie beschränken wollte, verspottete er schonungslos, und wo die nach ihm kommende junge Literatur über Positivitäten christlicher Sitte und Art hinausging, da wollte er, wie schon erwähnt, nichts mit ihr zu thun haben.

Dieser also organisirte Mann trat in der Restaurationszeit mit kleinen Aufsätzen auf, für welche er sich eine Zeitschrift, erst „Zeitschwingen" genannt, dann „die Wage", gründete. Sein Hauptinteresse war die liberale Opposition, wie sie sich in der französischen Kammer gegen die älteren Bourbonen äußerte, sein literarisches Interesse war Jean Paul mit alle dem, was aus diesem Autor anredend entgegendrang, mit Humor und Witz und was in engelreiner Menschenliebe baar oder satirisch gegen die Ungerechtigkeiten des Weltlaufes auftrat, was also auch auf dieser Seite einer Oppositionsneigung zu statten kam. Von der Ueberschwenglichkeit Jean Pauls eignete er sich, seinem auf's rasche Einwirken gestellten Sinne gemäß, weniger an. So entstand, da eigener Sinn vorherrschte, ein Jean Paul der Aufklärung, der aus dem überfüllten Wesen jenes Autors einen ähnlich entwickelnden, aber einfachen Styl zog. Die Tiefe, der nach außerordentlicher Kunst strebende Hintergrund, die Mannigfaltigkeit Jean Pauls fehlte, aber eine Kraft, ein Nachdruck, ein Reiz entstand, der an viele Wünsche erinnerte, die unter'm Lesen Jean Pauls erweckt worden waren. Es ist zu bemerken, daß Börne's früheste Aufsätze im Style schwunghafter und gefüllter, im Nachhängen einzelner Punkte verwickelter, kurz der Jean Paul'schen Art unvergleichlich näher waren als seine späteren Artikel, wo die praktische Aufgabe ihn und er die praktische Aufgabe entschlossener ergriff. Mit ihr entstand jene spielende, überlegene Behendigkeit des kurzen, tüchtigen Ausdrucks, jene Leichtigkeit, aus welcher wie aus leichter, lichter Wolke der auf einmal zuckende Blitzstrahl so sehr überraschte.

Unter jenen kleinen Artikeln spielte denn auch die Theaterkritik eine Hauptrolle, die Theaterkritik, welche in den zwanziger Jahren allen aphoristischen Geist auf sich lockte, alle Mittelmäßigkeit, alles Publikum beschäftigte, und welche doch nicht im Stande gewesen ist, irgend etwas Ersprießliches für das Drama zu wirken. Gegen Tiecks dramaturgische Aufsätze damaliger Zeit bildeten Börne's Artikel einen

baaren Gegensatz. Hier galt es, Handlung und Charakter einem Deputirten-Examen zu unterwerfen. Praktische Tüchtigkeit war die erste Bedingung, wenn ein Charakter Lob gewinnen wollte. Aber Börne schrieb dergleichen mit dem anmuthigsten Talente, oft mit der liebenswürdigsten Schalkhaftigkeit; dieses bürgerliche Ueberhängen der Kritik war nie ganz verlassen von einem wenigstens geistreichen Herzen, und für das Extrem, wohin die Nachfolge solche Tendenz geführt hat, ist er nicht ganz verantwortlich. Galt ihm auch Kunst bisweilen, ja vielleicht eigentlich nur für Plunder, wenn nicht eine nahe liegende gute Wirkung damit erreicht würde, er sprach dergleichen doch niemals plump aus, er bezeichnete es immer nur vermittelst eines Scharfsinnes und einer Dialektik, die immer selbst mit einer künstlerischen Form verwandt erschienen. Was dann auf sein Vorbild hin mit der Kritik liberal-polizeilich umsprang zum Schrecken und wahrhaften Nachtheile aller reicheren Welt, das soll er nicht allein vertreten. Wie hätte er es auch je dergestalt gemißbraucht, gleich Menzel, der diese praktische Afterkritik bis zur Karrikatur ausweitete. Der Menzel'schen Ausweitung gegenüber war denn allerdings jede originale Kunstbestrebung überflüssig: denn der wußte genau, wie viel es Temperamente gibt und welche Zusammenstellungen allein zuläßig sind. Die Resultate, von denen die Rede sein könne, zählte er an den Fingern her, eine Zukunft, eine unerwartete Offenbarung war nicht mehr möglich. Für solche Plattheit war Börne viel zu sinnig.

Börne's Wirksamkeit mit jenen kleinen Artikeln hatte auch Anfangs nur ein kleines Publikum im westlichen Deutschland. Nur hie und da drang ein solcher, wenn er ihn etwa in's Morgenblatt gab, weiter, zum Beispiele der Nachruf an Jean Paul, der heitere Aufsatz über die Sonntag. Börne gelangte erst zu allgemeinerer Geltung, als diese Aufsätze 1829 gesammelt erschienen. Es wurden sieben Bände, und sie brachten dem Autor keinen geräuschvollen Beifall, aber einen innigen und gediegenen. Der politische Wunsch, immer veredelt durch eine sinnige Kunst des Ausdruckes, verletzte auch diejenigen nicht, die ihn nicht theilten; die Fassung des Details, der Hauch von Stimmung waren so anmuthsvoll, so leicht, so heiter und doch so warm in hindurchdringendem Ernste, daß man einen ganz neuen dauernden Autor

gewonnen sah, der an Liscov, an Lichtenberg, an Jean Paul erinnerte, und doch eigen und neu war.

Als 1830 die Julirevolution ausbrach, und alle Literatur von politischer Gesinnung durchtränkt wurde, da wurde den Freunden Börne'scher Schriften alle Andeutung rege, die in all den Artikeln gemessen verarbeitet war, und sie erwarteten mit Zuversicht eine nachdrückliche Schrift Börne's. Dieser war, wie Heine, auf das Schlachtfeld selbst nach Paris gegangen, und wie der Autor der Reisebilder zum Abschiede von der Heimath, „Kahldorfs" — Wetzelhöft — „Briefe über den Adel" mit einer schonungslosen Vorrede herausgegeben hatte, so sandte Börne aus der Fremde die ersten zwei Bände seiner „Briefe aus Paris". — Damit nahm er eine ganz andere Stellung, eine unumwundene Kriegsstellung, unmittelbar den politischen Ereignissen und Interessen gegenüber. Die literarische Form zeigte in der Abwechselung von Zorn und Witz nur die Absicht, Schwert und Flamme zu sein, alles Weitere literarischen Bereiches dahin gestellt, gleichgültig sein zu lassen. So beurtheilte man auch Börne von Stund an, nicht mehr als Literaten, sondern als kriegführenden Politiker. Ueber ihn als solchen ist hier kein Urtheil zu suchen. Die einschlagende Frage nur wäre angemessen, ob innerhalb seiner politischen Wünsche alle Entfaltung alltäglicher und höchster menschlicher Fähigkeit begünstigt gewesen wäre. Aber auch diese Frage ist schwer zu beantworten. Jene Pariser Briefe, die auf sechs Bände anwuchsen, verlassen selten den Charakter von Kriegs-Manifesten. Sie haben es durchaus auf einen nächsten, auf einen faktischen Erfolg abgesehen; sie gestatten sich zu dem Ende alles Martialische; eine gründlich bedingte Perspektive zu erbauen, ist ihnen meist außer dem Zwecke. Börne war sich dieses Verhältnisses wahrscheinlich ganz klar bewußt, und es fehlt darüber nicht an Andeutungen. War es seine Schuld, wenn dies literarische Kriegsgesetz sich hie und da als ein permanentes in der Literatur festsetzen wollte? Zum Theil wohl. Als seine Schlacht allem äußerlichen Erfolge nach verloren war, hätte ihm eine Wendung sehr wohl gestanden, die nichts Weiteres deütlich zu enthüllen brauchte, als daß die Maßstäbe seines Urtheils Kriegsmaßstäbe gewesen seien. Aber wer so mit dem ehrlichsten und heißesten Herzen in der Schlacht betheiligt war, wie Börne,

wer glaubt an das Ende der Schlacht, wenn dies Ende niederbeugend ist! Und in den letzten Briefen, und in der „Balance", einer französisch-deutschen Zeitschrift, die er in Paris errichten wollte, fehlt es nicht an solchem Eingeständnisse, wenn es sich auch nicht direkt bietet. In der peinlichen Ruhe, die für ihn nach den Kampfesjahren eingetreten war, nimmt er jene Untersuchungen über Nationalverschiedenheit Deutscher und Franzosen wieder auf, die er dem Anscheine nach mit wild bezeichnenden Worten schon so oft erledigt hatte, er nimmt sie sanft wieder auf, damit einräumend, jetzt im Frieden könne man sich billiger und in der Ausführlichkeit richtiger damit beschäftigen.

Alles bei Seite gesetzt, und jene Briefe nur von Seiten des Ausdruckes betrachtet, muß Freund und Gegner Börne's darin übereinstimmen, daß sie ein Muster fortreißenden Styles seien. Für popularen Nachdruck, wenn popular das Alltagsverständniß nicht zur Hauptbedingung hat, ist in unserer Literatur nirgends mit so glänzendem Talente geschrieben worden. Das Thema war stets sorgfältig in seine naiven Bestandtheile zerlegt, der Leser ward verführerisch in's Schaffen und Folgern hineingezogen, der wörtliche Ausdruck sprang leicht, ungesucht, wie oft! erschütternd, unvergeßlich hervor, und als Uebermacht des Autors fegte die heitere Schärfe, und der fliegende Witz wie ein Wind über Allem dahin, Muth und Erfrischung wehend, auch wo es sich um die bedenklichsten Dinge handelte. Nun war dies Talent von der herzlichsten Aufrichtigkeit verstärkt, welche Macht mußte es üben! Denn nicht der schlimmste Gegner tastete an die redliche Absicht Börne's. Ueberlegene Bildung, die ihm nicht bewußtes Festhalten eines Kriegsplanes zugestand, mochte ihn der Beschränktheit zeihen, und es erscheint beschränkt, wenn für ein politisches Ideal alles sonstige Form- und Bildungsverhältniß einer Nation geopfert werden soll. Aber an den guten Glauben Börne's glaubte auch solch ein Gegner. Man ermesse, was solch eine Glaubenseinheit für den ersten Anlauf der Theilnahme überwältigend sein mußte in einer Zeit, die überall mühsam ihre Bestandtheile eines Glaubens zusammensuchen muß. Schon deßhalb waren unter Börne's Verehrern ächt begeisterte Leute, denn er hatte die scheinbar trockene Frage um bürgerliches Formverhältniß durch Talent und Herz zu einer halb religiosen erhoben. Nach

dieser Richtung hin hat er nicht bloß für die Form des Styls, sondern auch für die Wärme des Styls dauernd eingewirkt. Dies hat sich schnell unverkennbar herausgestellt, und muß ihm als dauernde Wirkung schon jetzt zugeschrieben werden, wo sich das noch nicht übersehen läßt, was von seiner Erscheinung, als einer kräftigen Ganzheit, in feinerer Folge ausgestrahlt, fortbilden wird. Was sich von Börne's leidenschaftlichem Zauber noch nicht befreit hat, sei's in Theilnahme an den Absichten Börne's, sei's in Schadenfreude an den Wunden, die er berührt, — das wird gar bald anders und tiefer gestaltet werden von einer Zeit, die, so reich bewegt, in innerlicherer Frage auf den Verstorbenen gefolgt ist, oder es wird mit der äußerlichen und schadenfreudigen Sympathie für ihn noch schneller ein altmodisch Schreckbild werden.

Das Talent der Darstellung blieb Börne treu bis an den Tod, der ihn schon 1837 in Paris betraf. Eine Streitschrift „Menzel, der Franzosenfresser", ist noch in solcher Frische, ja noch in solcher Kraft eines guten Humors und komischer Zuthat abgefaßt, wie sie ihm nur je zu Dienste gestanden. — Börne wußte es selbst sehr gut, daß ihm die innerliche Gewalt eines erfinderischen Autors abging, daß er kein Schöpfer aus dem Ganzen, daß er kein Künstler war. Ich kann kein Buch machen, sagt er sogar, ich lege nur ein Blatt auf das andere. Er gab nur Betrachtung und belebte diese durch Schilderungen beiläufiger Einzelnheit. Diese waren indeß stets von einem so glücklichen Maße, daß es wohl dahingestellt sein kann, ob Börne nicht, ohne seine völlige Hingebung an die Tagesgeschichte, eine geschlossene Form hätte gewinnen können. Er selbst ging daran vorüber, weil er über seine eigenen Kräfte höchst bescheiden dachte, und weil er die künstlerische Macht, eben als eine langsam wirkende und unabsehbare, nicht schätzen oder doch nicht suchen mochte. Im Drange nach rascher That war es ihm geradezu schmerzlich, wenn man von seinen literarischen Vorzügen sprach, statt von seinen politischen. Das literarische Mittel schien ihm ein dergestalt äußerliches zu sein, daß es vor dem bewußten moralischen Zwecke des Autors ganz verschwinden müsse.

Es ist dies ein Punkt, wo Börne einen tief schneidenden Einfluß geübt. Als Gegendruck gegen eine gewisse Schlaffheit der zwanziger Jahre war jener Einfluß heilsam. Ein vertrock-

netes Erbe der Romantik war den Talenten jene träge oder vornehme Gleichgültigkeit für das lebendige Leben der Zeit verblieben, jene Gleichgültigkeit, welche sich mit poetischer Terminologie ein würdiges Aussehen zuschanzte. Diese zu brechen, war Börne's Einfluß sehr geeignet. Man mußte nun ein lebendiges Verhältniß literarischer Absicht zu den fortschreitenden Forderungen der Geschichte nachweisen, die romantische Phrase mußte sich besinnen, die leere Abendzeitungsperiode mußte untergehen. Aber andere Uebelstände traten ein. Was als Gegendruck heilsam war, wollte stehendes Gesetz werden. Der Staat, ein so umfassendes Hauptprodukt menschlicher Bildung, sollte auch darin absolut mächtig in der Literatur werden, wo es sich um seine äußerlichen Formen, oder um seine zahlreichen Fragen des Augenblicks handelte. Nicht bloß eine klarere Beziehung zwischen ihm und dem fortschreitenden Menschengeiste, der sich in literarischer Form äußert, sollte bewerkstelligt, sondern der tägliche Wach- und Polizeidienst sollte der Literatur als Pflicht, als Hauptpflicht zugetheilt werden. Diese Vermittelung, wofür der Journalismus sich erfunden hatte, sollte Leib und Seele aller Literatur sein. Das ward zu viel. Das hätte die eigentliche Gottheit der Literatur, das hätte die unberechenbare Möglichkeit, welche in ihr ruht, zur kleinen Staatspension erniedrigt.

Durch solchen journalistischen Terrorismus kamen wir zu der Einsicht, es sei nicht leere Redensart, daß Politik für die Literatur große Gefahren mit sich führe. Die Literatur, als hoher, allgemein verständlicher Ausdruck der Zeitbildung, wird in allem Wesentlichen, auch unter und nach dem Schwerte überwältigender Eroberer, den Staat bestimmen, aber wehe ihr und wehe dem Staate, wenn sie im journalistischen Standpunkte, als ihrem wichtigsten, beschlossen sein soll.

So sahen wir, in Folge des Börne'schen Gegendruckes, daß in literarischer Frage nicht mehr die Einsicht, nicht mehr die Auffassung, nicht mehr die Zusammenstellung, nicht mehr die Fassung beachtet wurde, daß nicht mehr von den weiteren und höheren Möglichkeitskreisen eines literarischen, nicht mehr von der Unberechenbarkeit eines künstlerischen Produktes die Rede sein durfte. Die Gesinnung allein kam in Rede, und zwar nicht die Gesinnung im allgemeinen Bildungszusammenhange, sondern in Bezug auf

das zunächst wogende Interesse. Also der Parteiantheil, um den richtigen Ausdruck zu brauchen. Der Autor beschuldigt guten Rechtes den Staat, daß er nur diesen polizeilichen Maßstab gegen die Literatur anwende, und derselbe Autor wendet ihn an gegen den andern Schriftsteller. Der Mensch, als ganzer Mensch, versinkt, verschwindet, nur die eben schwunghafte Seite bestimmt das Urtheil. Und was ergibt sich daraus? Alles Urtheil wird der Spruch einer Jury, die nur einen einzelnen Rechtspunkt zu entscheiden hat, alles Urtheil wird „Schuldig", oder „Nichtschuldig". Zu dieser Verarmung historischen Gerichtes sinkt die Literatur.

Börne konnte sich vielleicht entschuldigen durch den Drang eines politischen Momentes, durch den Moment der Schlacht, und daß er in keiner anderen Beziehung literarische Urtheile gefällt habe. Wenn das Staatsmoment in einer Entscheidung begriffen ist, dann wird ein summarisches Gericht Bedürfniß. Man halte also im Gedächtnisse, daß Börne'sches Urtheil unter solcher Einschränkung aufzunehmen ist. Aber der Moment verschleppt sich zur Tradition über seine Nothwendigkeit hinaus, die reproducirende Partei gebiert sich daraus eine Formel, die als giftige Regel auch in eine Folgezeit übergeht, wo die Geltung des Momentes, also auch die Forderniß desselben, lange vorüber ist. Nun gilt die fortdauernde Verarmung des Urtheils für Stärke der Gesinnung; was bei dürftiger Glaubensansicht Fanatismus wird, das wird es auch hier, und aus solchem Drachensaamen erhebt dann der Drache überall verderblich sein Haupt, welchen man Denunciation heißt, und der in jetzigen Tagen eine so traurig-wichtige Rolle spielt. Ursprünglich soll nur das absichtlich Ueble damit bezeichnet werden, das, was zu seinem persönlichen Vortheile verklagt und verhetzt. Dies ist indessen so niedrig, daß es in der Literatur, der Welt hoher Zwecke, keine nachhaltige, wenn auch stets eine verdammende Beachtung finden kann. Der Drache weiß sich nun höher zu stellen. Die Opposition, sich im Rechte eines lauteren Zweckes fühlend, nennt Alles Denunciation, was im Interesse des Bestehenden anklagt. Das Bestehende, auf sein Recht des Besitzes pochend, thut umgekehrt desgleichen, und weil nun das Bestehende die Macht hat, weil es der Denunciation thatsächlich strafende Folge, den Denuncianten thatsächlich schützen oder belohnen kann, so hat man dies Wort vorzugsweise ihm,

und den unlauteren Vertheidigern desselben zugeschoben. Wollte das Geschick, es hätten sich nicht auch Personen gefunden, die der bedenklichsten Motive zu zeihen sind, und um deren willen dieser unwürdige Begriff nicht mehr ein blos übel erfundenes Extrem genannt werden kann!

Aber wir gerathen damit immer tiefer in's Mißlichste. Dies übertriebene Berufen auf Gesinnung entzieht uns alle festen Maßstäbe. Jenes abscheuliche Wort trifft auch die lauteren Vertheidiger des Bestehenden, wenn sie bei der Vertheidigung in's Detail gehen, wenn sie leidenschaftlich oder unvorsichtig zu gewaltsamen Hilfsmitteln rathen. Und der Gebrauch des Wortes ist in der Opposition nur gar zu heimisch. Hier ersetzt es alles faktische Gericht, denn ein solches fehlt.

Besinnen wir uns, wie dem zu entrinnen sei. Der Ultraismus, welcher die literarische Form gering achtete und sie nur für den Zweck von heut zu morgen handhabte und demgemäß beurtheilte, er hat diese Erscheinung verschuldet. Das politische Wochenblatt, die evangelische Kirchenzeitung auf der einen Seite haben dies unselige Beispiel gepflegt, aus aller literarischen Erscheinung nur die Parteimeinung herauszuschälen, unbekümmert, ob sie durch den Formenleib und alles übrige originale Verhältniß nicht zu etwas ganz Anderem gebildet worden, ob ihr in der Fassung nicht eine aller bloßen Meinung unabsehbare Perspektive eröffnet worden sei. Auf der anderen Seite — machen wir kein Hehl daraus — hat nicht nur Menzel Jahre lang dies unliterarische Wesen gepflegt, bis es zu einer allgemein sichtbaren und auffallenden Gelegenheit führte. Die unliterarische Art hatte er mit Börne gemein, er handhabte sie nur roher, weil ihm die Würde und der Adel des Börne'schen Charakters fehlte. Durch diesen Adel wurde Börne beschützt vor den schreienden Konsequenzen, welche man Denunciation nennt, und dadurch, daß er die literarischen Ruhmesvortheile selbst zurückwies, daß er sich in all solchen Punkten nicht als Literaten angesehen wissen wollte, entfernte er die Konsequenzen noch möglichst von der Literatur selbst. Aber, unter solcher Einschränkung, denunciirte er gewissenhaft und eifrig in seinem Glaubenskreise, und es heißt nur ihn rechtfertigen, wenn man ihm eine Bornirtheit für praktische Zwecke zuschreibt. Er verklagte, ja übertrieb verklagend einer höheren

Kultur gegenüber, eben so leidenschaftlich, wie das politische Wochenblatt, wie Professor Leo. Daß er es in ehrlichster, uneigennützigster Absicht that, daß er es offenbar nur zu augenblicklichen Kriegszwecken that, das befreit allerdings seine Person von aller unwürdigen Bezeichnung, aber seine unliterarische Manier darf deßhalb, weil er ein reiner, edler Charakter war, von der Geschichte nicht übersehen werden. Um so weniger, da sie von so viel Unlauterkeit anderer Richtungen und Personen adoptirt worden ist. Diejenigen Nachfolger Börne's, welche nicht bloß dem nachtrachten, was an Börne über allen Zweifel vorzüglich war, welche ihn auch in jener Manier nachahmen, sind der Bildung noch schwerer verantwortlich. Solch eine gewagte Stellung, wie Börne's, steht nur der Originalität zu, und kann nur glücklich gedeihen in ungewöhnlich herausfordernder Zeit. Von Börne kann auch nur die charaktervolle Zusammendrängung auf ein Interesse, und der glückliche, belebte Ausdruck davon in der Schrift zum Vorbilde dienen. Soll er mehr als eine Anregung, soll er ein Musterbild sein, dann wird aller Nachtheil mit heraufbeschworen, den nur er durch die ihm allein eigenthümlichen Vorzüge, durch persönliche Vorzüge niederhalten konnte. Börne fortsetzen, heißt schaden. Es gibt nicht leicht eine beschränktere Ansicht, als wenn diejenigen, deren Tendenz es ist, ohne Unterlaß für die Demokratie zu denunciiren, sich in tugendhaftem Zorne über die Denuncianten der bestehenden Regierung überheben. Die Form ist beiden Theilen gleich, und zwar die üble Bildungsform, Tugend und moralische Würdigkeit in diesem Punkte also ebenfalls, wenn der Denunciant der Regierung seiner Regierung mit voller Ueberzeugung angehört. Nur der niedrige Denunciant zu seinem Vortheile, dem aller sittliche Punkt gleichgültig, nur der ist über alle Frage nichtswürdig, — im einmal gegebenen politischen Kreise ist es gleich würdig oder unwürdig, alle Thätigkeit nur in Bezug auf ein Bildungsmoment anzusehen, und es als gefährlich herauszuheben aus dem Zusammenhange, oder gar als straffällig zu bezeichnen. Dies Straffällige ist der Drachenhauch für die Literatur. Bekämpfenswerth wird aller Literaturentwickelung Dies und Jenes scheinen, denn unsere Existenz des Stoffs und Geistes entwickelt sich in Gegensatz und Kampf. Das Edelste wird bestrebt sein, zu zertheilen, ja zu vernichten.

Aber im Prozesse der Bildung, so daß der Prozeß selber ein neues Resultat wird. Die Denunciation ist aber nur eine Hinrichtung, die nur endigen, nicht entwickeln will.

Das abschreckendste Beispiel, wohin jene unliterarische Manier, alles Literarische auf vorgefaßte politische Meinung zu beziehen, führen kann, hat Wolfgang Menzel an sich aufgestellt. Hier hat sich denn diese literarische Armuth, die sich so gern für äußerst biderbe Tüchtigkeit ausgibt, bis zu einem Ausbruche gesteigert, der über die ungebildete Einseitigkeit keinen Zweifel mehr ließ, und mit einem Vandalismus sich koncentrirte, vor welchem auch die Aehnlichgesinnten zurückbebten. Wurde nun auch für diesen Ausbruch nicht eben ein blank politisches Thema benützt, die Manier war doch in jener Alles unterwerfenden politischen Literarschule erworben, und ging auf politische Maßnahmen gegen literarische Formen hinaus. Hier war nur die Manier an ein jaches, ungethümes Naturell gerathen, ein verworrener Religionsvorwand ward ganz in politischem Maßstabe mit einem polizeilichen Begriffe von positiver Moral verknüpft, und so entstand eine in der Literatur unerhörte Anklage, daß gegen literarische Erfindungen alle erreichbare Hemmungsgewalt des Staates nöthig sei.

Man soll nicht sagen, Menzel sei allein durch unlauteren Sinn, und unter voller Voraussicht alles dessen, was er erschreie, zu der berüchtigten Denunciation gegen das junge Deutschland getrieben worden. Sein edler Sinn sei nicht eben in Schutz genommen, oder nur behauptet; aber dies erschreckende Verfahren in literarischen Verhältnissen war längst vorbedeutet und möglich durch die stets unliterarische, stets polizeiliche Kritik Menzels, womit er schon an die zehn Jahre vor diesem Ausbruche gegen alle Formen literarischer Wendung monoton gewildert hatte. Da würde eben jeder Roman, jedes Gedicht, jede Philosophie nur darauf angesehen, wie sie sich verhielten zu einer bestimmten politischen Ansicht. Dies war zum Schrecken aller Erfindung der einzige Gesichtspunkt. Wehe allen Weibern, die der Literatur etwas zubringen wollten, wehe jedem Dichter, der nicht die Franzosen und Goethe haßte, oder der weiche Seelenzustände malte, nicht handfeste Kraft; wehe noch wie viel an sich schuldlosen Dingen, die nicht an das letztlich politische Kredo dieses

Mannes paßten, was letztlich nur politisch oder gar nur polizeilich war, wenn es sich auch mit naturphilosophischen und wenig sonstigen Sympathieen verzierte. Es war ganz und gar die ausgebildete Krankheit des praktischen Zweckes, wovon im Obigen die Rede. Hier vermaß sie sich an der Spitze eines Hauptblattes, des Morgenblattes, ganz officiell der literarischen Gewalt. Wie liebenswürdig bescheiden verhielt sich in so fern der viel wirksamere Börne! Hier vermaß sie sich sogar dieser Gewalt über das ganze, weite Bereich literarischer Produktion, und man kann denken, welch ein verzerrtes Antlitz eine deutsche Literatur erhalten mußte, die um und um nur im Verhältnisse zu einer politischen Vorliebe dargestellt wurde. Eine so unermeßliche Welt der Formen des Menschengeistes unter die Kritik einiger äußerlichen Maximen gestellt! Börne — hier zeigt sich an einem Beispiele ein weiter Unterschied zwischen ihm und Menzel — Börne erzürnte sich gegen die politisch indifferente Person Goethe, und mäkelte mit politischem Wunsche an einigen Figuren Goethescher Erfindung, die an politische Beziehung streiften und darin sich anders verhielten, als Börne für wünschenswerth hielt. Menzel packte alsbald den ganzen Autor Goethe mit dessen sechzigjähriger Wirksamkeit, und warf ihn unter Schimpf und Hohn aus dem Tempel der Nation hinaus, erklärend, hier sei nur einiges Darstellungstalent gemißbraucht gegen die vaterländischen Ideale. — Menzel wurde mit der Politik verderblicher für die Literatur, denn alle andere politische Schriftstellerei zusammen genommen, weil er die unreinste Mischung der Maßstäbe in sich darstellte, eine so unreine Mischung, daß keine reine Regel mehr davon abzuleiten, sondern jeder Autor, der darauf eingehen will, durchaus auf Auswendiglernen all dieser verworrenen Sympathieen angewiesen ist. Die Politik selbst verhielt sich nicht in allgemeinen Grundsätzen, ja nicht einmal in parteihaften Maximen, mit denen doch zum Schrecken literarischer Freiheit der furchtsame Autor ein Abkommen für seine Produktion treffen konnte. Sie sank zu einer bürgerlichen Beliebigkeit, und von hier aus ward mit groben Neigungen und Abneigungen der Menzel'schen Person ein Teig Kritik zusammengeknetet, der alle organische Unterscheidung in sich vernichtete, und nach außen hin alle Unterscheidung bis zur Unkenntlichkeit verklebte. Da hörten

alle literarischen Kennzeichen auf für das Urtheil, der Philosoph ward nach einer positiven Religion bemessen, der Schriftsteller positiver Religion daneben mit einem philosophischen Durcheinander, das halb poetisch halb empirisch war, der Dichter nach Prinzipien derber Kindererziehung, der Philolog nach dichterischen Sympathieen, und all diese heillose Verwirrung der Maßstäbe ward mit einer Zuversicht und tyrannischen Grausamkeit in's Werk gesetzt, ward unter häufiger Unkenntniß des Materials mit einer so leidenschaftlichen, oft rohen, immer ausdrucks- und talentvoll gefügten Sprache gepredigt, daß Peter von Amiens zu seinem Kreuzzuge nicht nachdrücklicher aufgefordert haben kann, und daß es wie ein Wunder erscheinen muß, wenn nicht unsere ganze Literatur in solch Chaos gerissen worden ist. In so fern war es ein Glück, daß Menzel, von persönlicher Leidenschaft überreizt, gegen die junge Literatur sich selbst überbot. So verfänglich er auch hier das Thema der Verdammniß mit Gefahr für Religion und öffentliche Sittlichkeit versetzte, die ganze Art zeigte sich doch so schreiend unliterarisch, daß die letzte Täuschung über Menzels ungebührliche Kritik verschwinden, und die Wirkung derselben aufhören mußte. Dadurch sind wir freilich noch nicht von den Folgen solcher bürgerlich-polizeilichen Kritik erlöst, aber in dem Namen Menzel ist doch ein heilsames Schreckbild gegen alle ähnliche Kritik erworben.

Wolfgang Menzel ist 1798 in dem schlesischen Städtchen Waldenburg geboren und hat sich in seiner studentischen Jugend dem Turn- und Altdeutschthume angeschlossen. Zu Aarau in der Schweiz wurde er, noch sehr jung, Lehrer an der Stadtschule, und das in den kleinen Staats- und Stadtverhältnissen unersprießliche, aber vorherrschende Parteinehmen nahm ihn eben so frühzeitig auf. Mit „Streckversen" und der Herausgabe „Europäischer Blätter" trat er schriftstellerisch auf. Jene Streckverse schloßen sich an Jean Paul, der aller politisch geneigten Jugend nicht bloß seines freien, genialen Inhalts, sondern auch seiner freien Form halber ein gefeiertes Vorbild war. Diese Schlaffheit oder Schwülstigkeit der Form, wo das Verschiedenartigste neben einander ohne Weiteres Raum fand, ist der atomistischen Gedankenerzeugung günstig, allem literarischen Halt verderblich gewesen. Wer kann nicht mit einem beweglichen Geiste den großen Vorrath halb fertiger poetischer Gedanken, wie ihn unsere

Zeit besitzt, zu Streckversen machen, denen weiter keine Aufgabe obliegt, als in beliebigem Prosa-Ausdrucke einem Anklange, einer Anregung sich hinzugeben! Die Fassung geht nicht weiter als auf den Ausdruck einer Gedanken- oder Gefühlsregung, unbekümmert um einen Zusammenhang solcher Atome. Dafür hat Menzel Geist und Talent genug, und das hat ihn eben zu dem Glauben und der Unordnung verleitet, es sei hinreichend, dergleichen Atomistisches in Verbindung mit grobschrötigen Bürger-Maximen zu bringen, auf daß die Literatur umspannt und gerichtet werde. Diese Materialstücke Jean Pauls machten ihn nicht zu dem Jean Paul in der Literatur, sondern die beiwohnende Absicht, sie großen Verhältnissen künstlerischer Erfindung einzuverleiben, und sie dadurch in nie dagewesener Macht neuen Verhältnisses zu bieten.

In jenen europäischen Blättern begann Menzel die bürgerliche Polemik gegen Goethe's Poesie, deren innerliches Wesen er auch später niemals verstanden hat. In der Schweiz begann er auch seine „Geschichte der Deutschen", die auch später überarbeitet an all den Menzel'schen Gebrechen fanatischer Einseitigkeit und durcheinander gewirrter Maßstäbe leidet, und in patriotischem Fanatismus sich von aller freieren Bewegung des Civilisations-Fortschrittes und der geschichtlichen Kunst trennt. Die lebhafte, populare Darstellung hat ihr aber eine allgemeinere Theilnahme zu Wege gebracht als allem Uebrigen, was er sonst geschrieben hat. Nach Heidelberg kommend mischt er sich in den Streit über Symbolik, der zwischen Kreutzer und Voß loderte. Vom Altdeutschthume hatte er seinem bürgerlichen Rationalismus, zu unglücklicher Ehe, eine beliebige Sympathie für mittelalterliches Leben, für supranaturalistische Religionsansicht angeeignet, und dem alten Voß gegenüber bildete er dies zu einer blutdürstigen Feindschaft gegen diesen niederdeutschen Rationalisten aller Gattung aus. Dies stieß er in einem Tone aus, als ob die schreiendsten Verbrechen zur Schau und zu Gerichte lägen. Was wäre zu sagen gegen jene mittelalterliche und supranaturalistische Sympathie mit republikanischer Bürgerlichkeit! Es ist am Ende in unserer Zeit für das Entlegenste und sich scheinbar einander Aufhebende eine ansprechende Vereinigungsform, ein geistreich komponiter organischer Zusammenhang aufzufinden, oder doch

aufzusuchen. Aber nur in unartikulirten Stoßreden muß das Gewagte nicht auftreten, und aus einzelnen klaren Punkten der im Ganzen ungelösten Verworrenheit muß es nicht dogmatisch folgern, wettern und zetern wollen. Wo aber Menzel in seiner Lebensgeschichte hintritt, immerdar zerrt er das dornige Gestrüpp und Reisig vorlauter und verworrener Maßstäbe wie Ansprüche mit sich, und zwar wie Ansprüche, mit deren Bestand oder Nichtbestand Himmel und Erde auf dem Spiel stehe, und die in geradezu frechem Dogmatismus alles Andere ausschließen.

Menzel tritt dann 1825 in das Verhältniß zum Morgenblatte, nachdem Müllner davon entfernt worden war. 1829 indessen erst erschien sein Name an der Spitze des neu organisirten Literaturblattes. Mit den brutalsten Schmähungen machte er sich gegen jenen Vorgänger Luft, erzwang sich aber in den ersten Jahren eine gereizte Theilnahme durch die Entschiedenheit, womit er gegen die lallende Mittelmäßigkeit der Restaurations-Nachzügler verfuhr. Es hatte sich eine matte Terminologie poetischer Formen dem Publikum aufgedrängt, und eine Theilnahme in Anspruch genommen, die wegen Oberflächlichkeit jener Formen durchaus unverdient war. Gegen diesen mattherzigen Dilettantismus in der Literatur erwarb sich Menzel ein Verdienst. Er und ein Theil seines jugendlichen Publikums verwechselten nur einzelne äußerliche Bestandtheile einer heilsam polemischen Kritik mit der wahrhaften Kritik selbst, und es ging darauf hinaus, daß mit summarischem Verfahren gegen Armseligkeit der literarische Grundsatz begnügt und erschöpft sei. Vorherrschende Sympathie für politischen Liberalismus, der in Menzel einen Vertheidiger zu besitzen glaubte, kam diesem Irrthume zu statten, als ob mit moralischer Derbheit Großes gewonnen werde.

Aus ähnlichen Gründen machte auch Menzels „deutsche Literatur", welche 1828 erschien, unter der Jugend des Publikums ein beträchtliches Glück. Der Abscheu und die Warnung, welche reifere Theilnehmer an literarischer Erscheinung davor ausdrückten, ward in den Wind geschlagen. Selbst wer kein Genüge an diesem politisch-kriminalistischen Raisonnement fand, worin die Literargeschichte zu unerwarteter und vehement praktischer Anwendung gebildet war, der sah doch einen merkwürdigen Anfang neuer Weise darin. Jetzt, nachdem wir wissen, der

Anfang sei auch das Ende gewesen, und der Gesinnungstumult dieses Buches sei der ganze Verfasser, auch mit allen entsetzlichsten Konsequenzen solches Tumults, jetzt sehen wir mit Staunen auf jenes Buch. Es ist ein Staunen, worin Lächeln, Schreck und Entrüstung sich vereinen, daß ein Literat mit den würdigsten Bestrebungen unserer Nation dermaßen abfahren durfte, wie die Sage den Bösen mit der Seele eines armen Sünders abfahren läßt. Es faßt uns ein Entsetzen, daß derartige Einseitigkeit und Wildheit jemals für Geschichte gelten könnte. Unsere Literatur gruppirt sich seit sechzig Jahren vorzugsweise um Goethe, und hier ist er eine Nebenperson, die am Liebsten ganz übergangen worden wäre, wenn sie sich nur unter Mißhandlung alles Goetheschen Formkreises, des Kreises, innerhalb welches unsere Literatur eine klassische Würde erhalten hat, beseitigen ließe. Nächst Schiller sind Jean Paul und Ludwig Tieck die Hauptmächte unserer Literatur in diesem Buche. Wer läugnet, daß Jean Paul eine unvergleichliche Anregung in unserer Literatur gewesen sei, und großartiges Material zu einer Hauptmacht besessen habe. Die Literatur ist aber zunächst und am Ende die Formenmacht, in welcher sich das reichste Bewußtsein einer Nation dauernd begründet. Und Jean Paul war nur vermögend, jenen Reichthum des Bewußtseins in unschöner, der Dauer und Nachahmung nicht angehöriger Form auszudrücken. Wer wird ihm nicht ein hochpreisendes Gedächtniß in der Literargeschichte heischen, und doch, wer wird eine solche in der Form unfertige Erscheinung für die erste gebieterische und gesetzgeberische erklären! Das kann doch nur eine Beschränktheit des Urtheils thun, die dreist genug ist, gegen ein längst allgemein erkanntes Urtheil der Geschichte in die Schranke zu treten. Wer mag ferner den Tieck'schen Dichtungen den Preis eines höchst geistreichen und anmuthigen Reizes versagen, wer freut sich nicht, daß der so wichtig gewordene romantische Aufschwung unserer Literatur in Tieck eine so talentvolle Hin- und Herspiegelung aus Altem in Modernes, aus Modernem in Altes gefunden habe. Aber wer verkennt, daß es sich hier nur um eine Virtuosität in Vorhandenem, just um das handelt, was man in so geflissentlicher Unterscheidung vom Genie Talent benannt hat! Wer möchte die Eigenschaften eines Königs in den Vorzügen eines Verwalters, wenn auch eines höchst

begabten Verwalters erfüllt finden. Das konnte wiederum nur die Menzel'sche Willkür, die eine verworrene, eine gemachte Vorliebe für romantische Interessen zeigt, und in demjenigen Autor sich verherrlichen wollte, der mit viel besserem Rechte als Menzel an die Uebergänge, an die Grenzmischungen in Form und Inhalt sich gewendet hat. Die Geschichte der letzten Jahre hat auch hierin eine oft gar zu herbe Reaktion gegen den unklugen Vorschlag solcher Kronprätendenten an den Tag gelegt, die nicht von der allgemeinen Stimme erkoren, sondern von Parteigängern auf die Schilde erhoben waren. Es ist deßhalb dem bejahrten Dichter Tieck manche Unbill widerfahren, manche noch unreife Bestrebung ist dem vorgezogen worden, was ihm schon lange gelungen ist, und nur darum, weil er aus seinem guten Rechte einer dichterischen Virtuosität auf den Thron eines Goethe erhoben werden sollte. Dieser unklare und unreine Ultraismus Menzels hat den eigenen Lieblingshelden nur geschadet; sogar Jean Paul ist, seit ihn Menzel gekrönt, mehr und mehr aus der Lektüre gewichen. Diese in Bezug auf Menzel halb komische Erscheinung rührt allerdings nicht von diesem her, denn so stark verleidet er auch nicht; aber sie zeigt, in welch nichtigem Zusammenhange das historische Urtheil dieses Buches steht mit dem historischen Urtheile der Nationalbildung.

Was nun die Uebertreibungen, die schiefen Urtheile, das ganze Detail einer unliterarischen Literargeschichte im Einzelnen betrifft, wo die Zusammenschreibung eines Lesebuchs, um schulmeisterlicher Gründe halber, oft über eine poetische Absicht des Talentes hoch hinausgestellt wird, so ist seit dem 1835 ausbrechenden Kriege auf Leben und Tod mit Menzel nur zu viel davon die Rede gewesen. Menzels literarische Person war mit all ihren Absichten stets viel geringeren Umfanges, als sie sich selbst ankündigte, und als sie im Streite noch gefaßt wurde. Sie war ein praktischer Naturalismus mit einigen handfesten Sympathieen und Antipathieen. Was man gern die Menzel'schen Kategorieen nannte, in welche er Alles zusammenschnürte, das waren niemals jene fein gefaßten Lebenstheile des klassificirenden Geistes, denen immer, auch wenn sie in Schematismus ausarten, eine straffe Geisteskraft des Sonderns und Eintheilens vorausgeht. Es waren derbe Lebensgewohnheiten, die sich ein wenig der sinnlichen Hülle des Turnerthums und des romantischen wie naturphilosophischen,

mystischen Kostens entäußerten, wenn es nach allgemeinen Prinzipien aussehen sollte. Was wären das für Kategorieen, die im rasselnden Widerspruche unter sich noch ein wirklich kategorisches Leben gehabt hätten! Wie kann bei einem Autor von Kategorieen die Rede sein, der sich als Vertheidiger des Christenthums in die Brust wirft, und dies in einem rachedurstigen Jehovahstyle des Aug um Auge, Zahn um Zahn thut! Der in einem „Geist der Geschichte", aller christlichen Idee zum Gräuel, das Ende der Menschheit sich vorstellt wie ein kannibalisches Gewürge und gegenseitiges Zerfleischen! Dergleichen erinnert wohl an Vorstellungen des rohen Heidenthums, und — abgesehen von dem Widerspruche mit andern Forderungen des Autors — erinnert es an studentische Kraftäußerungen, die ein wüstes Trachten in große Verhältnisse übertragen. Kurz an einen Widerschein von Lebensgewohnheiten, nicht an Kategorieen, an ein wüstes religioses Moment, nicht an ein christliches erinnert dergleichen. Wenn sich Strauß im zweiten Hefte seiner Streitschriften die Mühe nimmt, die Menzel'schen Widersprüche und Unrichtigkeiten sorgsam und zerschmetternd nachzuweisen, so erscheint dies allerdings im Mißverhältnisse mit der literarischen Würdigkeit Menzels. Wer so viel Blöße der Kenntniß und Unzusammenhang der Ansichten mit der Lieblosigkeit und dem vernichtenden Schwerte des Abur- theils herrschend machen will, wie Menzel, der gehört allerdings nicht unter die höheren Potenzen der Wissenschaftlichkeit, mit denen Strauß streitet. Aber dies Gemisch von Maßstäben in Menzel, von politischen, religiosen und literarischen, hatte eben für Menzel lange Zeit eine geheimnißvolle Macht bereitet, die im faktischen Literarverkehr viel größer war, als man je bei Einsicht in die Menzel'schen Bestandtheile glauben sollte. Die banalen Phrasen: „Wir werden vom Leben ausgehen", — „im frischen Gefühle des Lebens werden wir uns über die todte Welt der Literatur stellen", sie hatten auf eine politische Zeit befangend gewirkt. Man mochte sich nicht gestehen, daß es weiter nichts heiße als: wir wollen nicht mehr nach strengen Gesetzen der Kunst und Wissenschaft, sondern nach unserer Leidenschaft und beliebigen Vorliebe fragen. Man hatte sich hingegeben, bis denn dies sogenannte Leben, das heißt Einzelnpartieen des Zeitgeistes, von Altdeutschthum, romantischer Liebhaberei und mystischer

Mythologie auf ganz andere Dinge gerieth, auf die Spekulationen und Extreme des jungen Deutschlands. Hier war eine andere Jugend des Lebens; Menzel im wildesten Wetter dagegen auffahrend, konnte sich nicht mehr auf den unbestimmten Ausdruck des lebendigen Lebens im Gegensatze zur todten Literatur berufen, die Literatur war nur zu lebendig geworden. Hier fragte es sich nun, da es einen Kampf galt, um wirkliche Kategorieen, um innerlich geschlossene Prinzipien, und hier konnte es auch für Strauß im Verhältnisse zur ganzen Sachlage, nicht bloß im Verhältnisse zu Menzel, eine würdige Aufgabe werden, die Haltlosigkeit der Menzel'schen Kritik nachzuweisen, und damit, wie von einer neutralen Seite, die erschütterte Stellung Menzels zu vernichten. Denn vom jungen Deutschland, von den unmittelbaren Gegnern, mochte man eine solche Entscheidung nicht annehmen, da man ihnen als im Kampf Begriffenen nicht die erforderliche Unparteilichkeit zutraute oder zumuthete.

Von Seiten dieser Partei war der Bruch mit Menzel schon 1833 in der Zeitung für die elegante Welt eingeleitet worden, aber mit großer Schonung und unter nur zu bereitwilliger Anerkennung Menzel'schen Verdienstes, was er sich um den Liberalismus und im Niederwerfen der Mittelmäßigkeit erworben habe. Nicht seine literarische Produktion, nicht die Streckverse, nicht die Mährchen „Rübezahl" und „Narciß", welche er 1829 und 1830 herausgegeben, und welche sich durch nichts Besonderes in diesem Genre auszeichneten, traten in den Vordergrund eines bedingten Lobes. Die politische Gemeinsamkeit mit den Ansprüchen der Jugend, der lebendige Styl war bereits allein übrig geblieben von Verwandtschaft, welche die Jugend mit ihm zeigte. Schon kündigte sich deutlich an, daß Menzel herbe Spuren an den Tag lege, er sei stationär und unkundig der neuen Ideen in der Literatur geworden, und er dürfe in dieser Beziehung nicht aus dem Auge und nöthigenfalls nicht aus dem Kampfe gelassen werden. Damals hielt Gutzkow noch zu ihm, und hielt es für sehr Unrecht, eine Macht wie die Menzel'sche um einiger Differenzen halber mit der Jugend zu veruneinigen.

Diese Differenzen betrafen hauptsächlich die Rechte der Sinnenwelt, die Rechte der sinnlichen Schönheit, die Rechte des Natürlichen, dem Conventionellen gegenüber, die Rechte des Weibes,

die Rechte eines religiosen Unglaubens, einem Glauben gegenüber, der nur künstlich und oft unwahr erhalten werde. Ganz bezeichnend ist es, daß sich all dies in Form von Rechten trotzig vordrängt, was als poetisches Thema sich erst eine Form suchen sollte. Darum ward der Roman sogar vom Autor und von der Regierungsbehörde in den Kampf auf Leben und Tod gezogen, die romantische Erfindung ward nach Staatsprincipien beurtheilt, des Dichters Phantasie ward nach dem Gerichtskodex gerichtet, wie verlegen und inkompetent sich auch dieser dazu anlassen mochte. Man suchte allen Ursprung, auch den poetischer Spekulation, in der Politik, und man hatte nicht ganz Unrecht darin. Man zeigte auf den Simonismus in Frankreich, auf alle die Emancipations-Projekte, welche alles Bestehende in Unruhe setzten, man vermuthete auch einen äußerlichen Zusammenhang, wo sich eine so bedenkliche literarische Gleichartigkeit der Symptome darthat.

Wahres und Falsches ging hier in seltenem Durcheinander, und zog als Gestaltenschwarm in die öffentliche Meinung, da es in der That noch aller Gestalt entbehrte. Der Anstoß, welcher all diese jungen Kräfte in Bewegung gesetzt hatte, war allerdings ein politischer gewesen, aber auch nur der Anstoß. Die Themata selbst lagen von Goethe, von Heinse, von Woltmann, von den Schlegel und Schleiermacher, von Heine her dem tieferen Blicke vor Augen. Als literarische Erscheinung war die junge Literatur nicht so unorganisch, wie man sie oft darstellen möchte. Der untergeordnete Punkt der Politik, der allerdings in tieferer und freierer Art sich in der literarischen Frage gestalten muß, war nur eine neue Zuthat, wodurch all die Dinge eine entschlossenere Physiognomie erhielten. Der Simonismus selbst ward eben so wenig ein eigentliches Vorbild; im Weben der Phantasie zu nüchtern, in der praktischen Ausführbarkeit zu phantastisch, ward er nicht mehr als ein Reiz für derartige Spekulation. Als solcher allerdings von großer Bedeutung, denn es ist eine vorlaute Unbescheidenheit, ihm große Kühnheit und ein seltenes Vermögen in der Formation abzusprechen. Und die religiose Frage selbst, das Verhältniß zur christlichen Tradition, waren sie etwa unorganisch? Um dies zu behaupten, muß man allen historischen Gang Europa's, muß das achtzehnte Jahrhun-

dert, muß Goethe, muß die verunglückte Reaktion der Romantik völlig vergessen haben. Diejenigen waren der Wahrheit näher, welche mit Genügsamkeit der Bemerkung versicherten, diese Partie der jungen Literatur sei gar nichts Neues.

Solche Interessen, durchweht von einer verwegen reformatorischen Atmosphäre, die nach der Julirevolution alle Themata der ersten Revolution tiefer, und wie es genannt wurde, socialer wieder aufnehmen wollte, solche Bestandtheile wurden in der Hand unternehmend literarischer Jugend zu jenen auffallenden Büchern geformt, die, selbst noch formlos, neue Form ansprachen, die eine nicht vorhandene gesellschaftliche Form wie schöpferisch voraussetzten, während ihnen der Ausdruck dafür, die literarische Form erst fragmentarisch zu Gebote stand. Was Wunder, wenn solches außerordentliche Beginnen von Verwirrniß und Beleidigung nicht frei bleiben mochte! Was Wunder, wenn dies Mißverständnisse, Unruhe, ungewöhnliche Maßnahmen zu Wege brachte! Und gar, wenn der hervortretende Berichterstatter Menzel ward, dessen verworrene Maßstäbe bei einem so schwer zu sondernden Thema nur mit der Uebertreibung sich verdeutlichen konnten!

Der Anfang, jene Themata in romanhafte Verbindung zu bringen, geschah 1833 im „jungen Europa“ von Laube. Gutzkow zeigte sich damals noch all solchem Thema entschieden abgeneigt, worin gestaltenhaft, nicht blos räsonnirend, freie Ehe, Recht und Schönheit der Sinnlichkeit dargestellt wurden. Das Moment der Kunst, was seinen Weg durch die Sinnenwelt nehmen muß, um Kunst zu werden, war ihm damals und ist ihm noch jetzt dergestalt unzugänglich, daß er zwischen ihm und der ordinären Sinnlichkeit keinen Unterschied zu machen weiß. Daß just er in seiner 1835 erscheinenden Wally mit der Nacktheit so beleidigen konnte, dies geschah eben, weil er nur auf dem Wege des Raisonnements zu solcher Aeußerung gekommen und alles künstlerischen Zuganges und demgemäß des Taktes, der innerlichen Lebendigkeit dafür unfähig war. Er hat auch später, wohl zumeist dieser Bestandtheile halber, die Wally als ein unreifes Produkt verläugnet, und ist dem Menzel'schen Vorwurfe nach dieser Seite hin am Kleinlautesten entgegen getreten. Wirklich ist er in Allem, was Ehe und Sinnenrecht betrifft, ganz unschuldig an den Forderungen, die man dem jungen Deutschland zur Last legt. Sein

eigentliches Thema ist Religion und Pädagogik, und mit der ersteren war es seine eigene Natur, womit er Anstoß erregte, und ein wirklicher Gegensatz von Menzel wurde. In vielem Uebrigen ist er stets mit Menzel verwandt geblieben, stets mit den Vorzügen eines bei weitem schärferen Geistes, einer genaueren Kenntniß und einer beweglicheren Kombinationskraft.

Ludolf Wienbarg trat mit räsonnirenden Analogieen zu demjenigen Theile junger Literatur, der sich hergebrachten Grundsätzen entschieden feindselig zeigte. Was sich in Journalartikeln einzeln geboten hatte von neuen Prinzipien, das stellte er zusammen, und verband es durch eigenthümlichen eigenen Charakterzug. Dies wurden „ästhetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet", in denen es sich zunächst oder im Grunde mehr um Gesetze neuer Gesinnung handelte, als um Gesetze für Formen. Gleich als sollte die eigentliche Bedeutung des Wortes Aesthetik, als einer Lehre des Empfindens zu Ehren kommen. Hierbei war, entsprechend den Benennungen „jeune France", — „giovine Italia" rc. eine Benennung ausgesprochen, an welche sich später die Denunciation und die polizeiliche Verurtheilung knüpfte, da die ähnlichen Namen im Auslande staatsgefährliche Verbindungen bezeichneten. Diese zufällige Wahl nährte neben den strengen Maßregeln die allgemeine Vorstellung, es sei hierbei nicht bloß von einer literarischen, sondern von einer politischen Verschwörung die Rede. Nicht jene, nicht diese war es. Die Folge erwies bald, daß nur allgemeine Ideen, und zwar sehr verschiedenartig aufgefaßte Ideen das gemeinschaftliche, äußerst lose Band waren.

Heine erhob sich in den Jahren 33 bis 35 ebenfalls zu einer sehr nachdrucksvollen Thätigkeit, einen Theil unserer Literar- und unserer Philosophen-Geschichte zunächst für Frankreich schreibend. Die Bücher waren aber auch für uns, und die ungewöhnlich schlagende Art, womit solch Thema, gewöhnlich abstrus vorgetragen, hier behandelt und schneidend in Witz und Geist auf die bedenklichsten Interessen der Gegenwart angewendet war, sie erweckte das Gedächtniß an all die Konsequenzen des Heine'schen Liedes, und zogen ihn, der sich so gern aller Gemeinschaftlichkeit entzieht, in das gemeinsame Schicksal einer literarischen Partie, die erst durch ihre Gegner auf eine kurze Strecke zu einer kompakten Partei gestempelt ward.

Theodor Mundt endlich, von Hause aus gegen die extremen Ansichten und den leichten Styl solcher jungen Literatur steuernd, trat 1835 ebenfalls mit der „Madonna" zu einem Hauptthema derselben, welches die Verhältnisse des Weibes und zum Weibe mit spekulirender Freiheit behandelte. Dies Jahr 1835 brachte denn die Krisis. Gutzkow, einige Zeit das Literaturblatt des Phönix redigirend, hatte an seinem früheren Schriftgenossen Menzel mit unabläßiger Beflissenheit gemäkelt, bedingt, getadelt, ohne doch einen direkten Bruch zu verfolgen, gab die Wally heraus, und kündigte, unter mancher Herausforderung gegen ältere Literatur, ein Journal an, „die deutsche Revüe", welches er mit Wienbarg redigiren, und worin er, unterstützt von allen jungen und sonst jung gebliebenen Kräften, die neuen Interessen der Zeit pflegen und zeitigen wollte. Darauf erfolgte, ihm unerwartet, von Menzel jener in der Natur unerhörte Angriff. Alle Macht des Vaterlandes wurde zu schleuniger Hilfe und Unterdrückung gerufen gegen eine Rotte Schriftsteller, das junge Deutschland geheißen, denen nichts Geringeres im Sinn liege, als Zucht und Sitte, Thron und Altar umzustürzen. Menzel krönte hiermit den Wirwarr seiner Maßstäbe, und überantwortete das Bedenkliche und Harmlose, Person und Buch einer literarischen Partie an die Maßregeln polizeilicher Macht. Noch gegen den Schluß des Jahres 1835 wurde Alles verboten, was die Schriftsteller Heine, Gutzkow, Laube, Mundt, Wienbarg geschrieben hätten, und was sie noch schreiben würden. Sie wurden als „junges Deutschland" in die Acht und Aberacht erklärt, ein Vorfall in der Literatur, der von den Nibelungen herab völlig neu war. Menzel donnerte und blitzte, auch nachdem dies eingetreten und den jungen Autoren die Vertheidigung unmöglich war, noch ein halbes Jahr fast ununterbrochen über deren Häuptern, bis das letzte Atom Elektricität erschöpft und mit dem Gewitter auch die schwarze Wolke Menzel selbst vom Horizonte verschwunden war.

Ehe nun mit wenig Strichen das junge Deutschland skizzirt werden kann, — mit wenig Strichen, denn es ist eben als Jugend, als Anfang noch nicht reif für abschließend historisches Urtheil, — muß noch einiger wichtigen Erscheinungen gedacht werden, die durch Art und Wirkung in die Summe des Eindruckes von einer absonderlichen jungen Literatur mit einzählten. Daß Rahel so

überraschende Wahrheiten und Kombinationen gab, daß deren Gatte Varnhagen dem Persönlichen und allem Eigenen so zarte Rechte in Anspruch, und alles Wahrhaftige von junger Literatur in Schutz nahm, daß Bettina mit poetischer Leidenschaft einen kühn-eigenthümlichen Kultus für Goethe an den Tag legte, unbekümmert um alle Bedenklichkeit herkömmlicher Sitte, das Alles trat in tausendfache Wechselwirkung mit einer Literatur, die auf Neues ausging; ja es hatte in Hauptpunkten die engste Gemeinschaftlichkeit. Das Weibliche in seinem Verkanntsein, neue Macht in veränderter socialer Stellung der Geschlechter, die natürliche Folgerung Goethe'scher Art, ein neu zu erfassendes Recht des Individuums, um hierbei organisch allgemeine Reform zu bereiten, freie, ja schöpferische Stellung zum religiosen Standpunkte, waren es nicht die Hauptthemata junger Literatur? Und waren sie nicht, Haupttheilen nach, besonders in den beiden Frauen Rahel und Bettina verkörpert? In Rahel der ganze Umfang einer ungeduldigen, scharfsinnigen, innigen Prosa, wo eine fast prophetische Gabe unter Schmerz und Opfer gesegnete Blicke in eine zukünftige Poesie gewinnt. In Bettina eine kühn ergriffene Einzelnganzheit, eine in sich fertige musikalische Partie neuen poetischen Zustandes, an den größten Dichter der Zeit gelehnt, durch dessen Würde geweiht, durch genialen Ausdruck der Naivetät und vor frivoler Bezüchtigung geschützt. Und diese beiden Frauen

Rahel und Bettina

traten auf 1833 und 1835, da all die spekulativen Neuerungen schöner Literatur eben in Schwung kamen. Rahel von Varnhagen war todt, da ihre Briefe von dem sie überlebenden Gatten in Druck gegeben wurden. Geboren 1771 in Berlin hatte sie in freundschaftlichem Verkehr mit bedeutenden Menschen, in leidenschaftlicher Theilnahme für die Schicksale des Vaterlandes, vorherrschend in Berlin 62 Jahre gelebt, als sie im Frühjahre 1833 dem Tode erlag. Erst in einem Bande als Manuscript für Freunde gab Varnhagen die wichtigsten Briefe der Abgeschiedenen; er vermehrte sie auf drei Bände, und gab sie in dem freien Verkehr der Literatur heraus, da sich aller Orten ungewöhnlicher Antheil dafür kund machte. Wirklich war es ein literarisches

Ereigniß, von einer fein organisirten, in rastloser Gedankenthätigkeit bewegten Frau, nicht nur die vielfältigsten persönlichen Verhältnisse auffallend eigen hingebend, tief besprochen, sondern auch alles wiedergespiegelt zu sehen, was in unserer Geschichte seit dreißig Jahren vorübergegangen ist. Der Name Rahel bezeichnete bald eine unvergleichliche literarische Erscheinung, ein Gemisch von Geist und Liebe, von grübelnder Untersuchung über sonst unbefragte Dinge, und von frageloser Hingebung an Zustände, die man herzlos überschritten hatte.

Rahel ist der ruhelose Eifer, alles Recht des Menschen, das Recht des Unglücks und des Glücks, das Recht des Leibes, das Recht des Herzens und des Geistes geltend zu machen, und zwar, wie dies der größte Genius nur verlangen kann, gleichzeitig, nirgends vereinzelt geltend zu machen. Diese Riesenaufgabe quälte sie, eine zerstückte poetische Existenz um und um zu festigen, und sie war ein Weib, das die Nebensache nicht durchgehends als Nebensache behandeln mag, und hatte wenig, oder wie sie selbst sagt, gar kein Talent, das ist, keine bildnerische Kraft. So konnten nur Unterredungen, Rathschläge, Briefe entstehen, strotzend von werthvollen Theilen, aber zunächst formlos. Sie fühlte das Bedürfniß unserer Prosa in allen Nüancen, denn sie hatte das reichste Herz eines Dichters, sie hatte alle Wehen des Dichters und keinen Abschluß derselben durch eine Geburt. Sie fühlte unendlich viel Leid, mehr als andere Menschen, denn sie empfand das versteckteste Leid einer halbfertigen Welt. Nicht blos, weil sie von Hause aus Jüdin, wenn auch dies Unglück überschwenglich von so feiner Auffassung wie der Rahel'schen empfunden wurde, nicht blos, weil sie kränklich an Körper war, hatte sie so viel zu klagen, sondern weil diese Kränklichkeit den Kontrast so schmerzhaft vergrößerte, den Kontrast neben der poetischen Riesenaufgabe, welchen ihr scharfer Geist so wohl begriff. Dieser souveräne Geist gestattete dem Herzen niemals Ruhe. Was er nicht auf ein Gesetz zurückführen konnte, dafür verlangte er noch alle Foltern des Mitleidens. Was hat diese Frau gelitten an feinem Schmerze unzulänglichen Menschenverkehrs und Menschengeschicks! Sie war ein Märtyrer des Mitleids. Eigenes Leid in Jugendliebe und Familienwesen mag ihr die Organe dafür geschärft haben, aber Rahel hätte in der glücklichsten

Existenz sich allem kleinen und großen Unglück unserer Welt geflissentlich hingegeben, es war die Aufgabe ihres Wesens, es war ihre religiose Bestimmung, vor all die Wunden ihren unermüdlichen Geist zu führen. Dies war ihr Geist, daß er dem Herzen all solche schmerzhafte Einsicht zur bewußten Empfindung brächte, und doch im Gefühle göttlicher Kraft die Gegensätze nach der Sonnenseite hinzuwenden, und witzig zu werden verstände. Es wußte dieser Geist im Gegensatze zu aller krankhaften Sentimentalität, daß über ihn und diese Zeit hinaus eine konstitutive Kraft alle jetzt noch schmerzhafte, weil unverbundene Forderung in eine neue große Ordnung führen werde, und wo solche Augenblicke ihres Lebens wie Sonnenblicke eines verschleierten Frühlingstages eintraten, da gab sie Herz und hohe Geistesabsicht dem Spiele des Witzes hin. Dies und die weibliche Unfähigkeit des durchgreifenden Schaffens unterschied sie allein von dem Wesen eines Religionsstifters, dessen Weh sie so vielfach in sich trug.

Rahel sorgte religios für Andere, Bettina für sich. Bettina ganz in der poetischen Sicherheit, in der künstlerischen Macht, was sie für das Eine vollständig erringe, das sei für Alles erreicht. Sie will nicht lehren, sie will nicht helfen, sie will nicht einrichten; sie will schaffen. Nicht Mitgefühl, dem stets ein Gedankenprozeß vorhergeht, treibt sie, sondern Gefühl, das sie am Liebsten unmittelbar ausströmte, wofür ihr das Suchen des Wortes schon lästig, die Erklärung und Entwickelung in den Gedanken sogar schmerzlich ist. Sie ist also auch von einer Religion wie die christliche, dessen Grundwesen ewige Gedanken des Mitgefühls, viel weiter entfernt als Rahel, die sich ganz und gar und genial in der christlichen Anregung bewegt. Genial, denn sie weiß Alles aufzunehmen, auch was die Kirche als bedenklich zurückweist. Rahel ist durchaus reicher als Bettina, denn sie versteht und würdigt auch deren ganze künstlerische Welt, und sie würde entzückt gewesen sein, hätte sie Bettina's Briefe erlebt, so wie sie oft entzückt gewesen ist von den mündlichen Ergüssen Bettina's. Bettina dagegen ist mächtiger, weil sie unbekümmert um die nächste praktische Möglichkeit ihre mehr heidnische, in Kunst vergeistigte Sinnenwelt rücksichtslos zusammendrängt.

Es stellt sich nach alle dem dar, wie stark und wie verschieden der Eindruck beider Frauen auf eine Zeit sein mußte, die

ihren Sinn für mächtigere Stellung der Frauen durch zwei solche Erscheinungen dergestalt unterstützt sah. Aber war man nicht in gewöhnlicher Eintheilungssucht geschäftig, Rahel und Bettina in Geist und Herz zu theilen? Wie thöricht, wie falsch! Was wäre Jede, wenn nicht Jede Beides in ungewöhnlicher Kraft besäße. Der Unterschied ist nur, daß Rahel eine Religion braucht, Bettina bloß einen Kultus, daß Bettina mit der Schönheit begnügt ist und mit der ächten Erscheinung, die zunächst schön aufzufassen ist, Rahel aber nur mit der Ganzheit. Alle Beziehungen einer Welt sind für Rahel Gläubiger, die sie zu befriedigen hat. Welche Kräfte sind dafür nöthig, schon welche Kräfte bloßer Bemerkung, welche Pein ist unvermeidlich! Bettina, eine künstlerische Natur, will keinen Horizont erschöpfen, nur Ausschnitte. So kann ihre Leidenschaft freier einherziehen, der Styl kann flüssiger strömen, der Drang, wie außerordentlich er sei, kann sich eine rundere Form finden. Und wie ist ihm dies erleichtert dadurch, daß die Liebe zu Goethe Anfang und Endpunkt wird. An Goethe sind diese Frauen recht zu erkennen. Wie liebt ihn Rahel, ja wie betet sie ihn an! Die Genialität der Bemerkung, ihren eigensten Vorzug, findet sie an ihm überall, auch im Unscheinbarsten heraus, wie kaum ein anderer Leser. Die vielgesuchte Bedeutung Wilhelm Meisters, unter Anderem, faßte sie viele Jahre früher ganz so zusammen, wie sie von Goethe selbst später bündig ausgedrückt wurde. Die Genialität der Gestaltung, welches Entzücken zollte sie ihr; — aber nie und nimmer vergißt sie, daß diese künstlerische Produktion nur ein unschätzbarer Beitrag für eine neue poetische Welt, noch nicht diese Welt selbst in aller Fülle und Möglichkeit sei, daß Goethe nicht Gott sei, dem man sich völlig hingeben, und über dem man alle poetische Weltsorge vergessen dürfe, weil in ihm Alles seine Endschaft, seine Erledigung finde. Nenne man's Beschränktheit, künstlerische Resignation, künstlerische Kraft, sie besaß es nicht, oder sie besaß es nicht allein. Darum sind ihre Briefe, diese hastig, suchend, ungraziös stylisirten Briefe, in denen mehr als Seelengrazie, nämlich Seelengröße fluthet, darum sind sie nicht für Frauen. Und Bettina, die sich so zusammendrängte, obwohl sie ganz und gar in's Unkoncentrirte flatterte, das heißt, sich einer Ganzheit in den Theilen durchaus nicht bewußt war, Bettina, die ganz unbekümmert

blieb, wie sie zu einer großen Sammlung der Welt sich verhielte, sie bezauberte die Frauen. Was rein künstlerisch reizt an Goethe, was mit der Sinnenwelt in Berührung bleibt durch Ton und Bild, das ist ihr Anhalt zum Aufschwunge. Demgemäß bemerkt man es kaum, daß der immer fliegende Styl inkorrekt sich ohne Schluß in einen Satz abschließt, ohne Anfang und Uebergang einen neuen Satz anhebt. Der stets leidenschaftlich bewegte Rhythmus hebt über Alles hinweg. Ja die sonst für Frauen bedenklichsten Zeichen, man bemerkt sie kaum; sie darf die Sinnenwelt preisen, wie Niemand, sie darf bei Kunstproduktionen sagen: „Die scheinheiligen, moralischen Tendenzen sehe ich so alle zum Teufel gehen mit ihrem erlogenen Plunder, denn nur die Sinne erzeugen in der Kunst, wie in der Natur, und Du weißt das am besten.“

Um einen andern Zugang zu gewinnen, darf man auch sagen: Rahel ist die Genialität des Unglücks, Bettina die Genialität des Glücks; Rahel war vom Hause aus Jüdin. Was ist damit gesagt! Alle Bewegung der Judenemancipation, womit die letzte Zeit sich so oft beschäftigt, fand in ihr die feinsten Hilfsmittel. Sie war ferner in der Liebe unglücklich, — fast alle Briefe, denen das persönlichste Verhältniß, ein Bettinen-Verhältniß inwohnte, sind nicht gedruckt. Sie spekulirte rastlos über Liebe und Ehe, und das Thema der Frauenemancipation, was ebenfalls in der jungen Literatur eine so große Rolle spielte, ward von ihr bis in die feinsten Fasern durchdacht. In voller Leidenschaft, nicht bloß des Herzens, auch des Geistes, ist sie allem Unglück gegenüber, wo sie trösten und retten soll. Die glücklichsten Erscheinungen, wie sehr sie selbige segnet, betrachtet sie von der Seite, wo sich ihnen der Abgrund öffnen, wo Hilfe, und wo zur Vorkehr allgemeineres Gesetz nöthig sein kann.

Wie schwieg bei diesen Frauen doch einmal der voreilige Unterschied: welche ist besser? Alle Welt hätte Rahel bezeichnen müssen; denn Bettina hat nur einmal Theilnahme für die Tyroler, sonst nur Poesie des Genusses, nur die hochgehende Frage: was bietet der geliebte Goethe? Sie gibt sich nicht einmal die Mühe, das ungewöhnliche Verhältniß zu diesem in ein Licht zu stellen, worin eine allgemeine Möglichkeit solch eines Verhältnisses für einen Augenblick entgegengetreten wäre. Dergleichen, was Rahel nicht hätte ruhen lassen, bis es zu einem

allgemeinen Gesetze beschränkt oder erweitert gewesen wäre, das war ihr ganz gleichgültig. Was kümmerte sie allgemeine Gültigkeit! Sich in Harmonie fühlend, wenn ihr Gefühl zu Goethe ungestört war, hatte sie nur ihr persönlich Ziel im Auge, jenen wunderbaren Sinnenschauer für den Geist, ein Sinnenschauer, der eben so weit abliegt von alltäglicher Sinnlichkeit wie von bloßer Gedankenwelt. Und die künstlerische Gewalt, mit der sie dies ausdrückte, hielt — eine so seltene Erscheinung — das voreilige Urtheil zurück, man gab sich hin, und überließ allen socialen Schreck den Engländern, welche den gebenden und nicht vermittelnden Genius oft so nahe haben, und immer von sich weisen. Und in unsere Literatur wehte diese Bettina-Kühnheit gar sehr mit Frische. Kühne Kombination mit socialen und geschlechtlichen Fragen war schon in verwegenem Aufflammen, es kamen diese Frauen hinzu, erst Rahel, den Geist aufregend zu neuen Planen, dann Bettina, das Herz fortreißend, musikalisch bezaubernd — wer mag bezweifeln, daß dies einem beschränkten Urtheile wie Menzels die Gefahr immer drohender machen konnte. Bettina, Clemens Brentano's Schwester und die Wittwe Achim von Arnims, sandte ebenfalls in jenem Sommer 1835, der mit so außerordentlichen Maßregeln gegen die junge Literatur zu Ende ging, ihren „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" in die Welt.

Varnhagen von Ense.

Er ist die Vermittelung selbst, und darum für unsere Literatur und Zeit unschätzbar, die Vermittelung zwischen Altern und Zeiten, zwischen Ständen und Richtungen. Voll Kenntniß, voll Geschmack, voll tiefen Dranges nach Wahrheit und nach wahrhaftiger, voller Form für die Wahrheit, voll Empfänglichkeit für alle spekulative Regung, und doch gefestigt in der Ueberzeugung von dem, was historisch würdig entstanden ist, und was bedeutungsvoll besteht, ist er einer seltenen Aufgabe gewachsen. Diese Aufgabe ist nicht die schöpferisch literarische, und doch mehr als dasjenige, was man unter Beurtheilung versteht, was man kritische, referirende, zusammenfassende Thätigkeit nennt. Sie ist schöpferisch in Bemerkung und Gruppirung des Geschaffenen.

Sie erfindet nicht den Stoff, aber das Verhältniß, sie ist, möchte man sagen, das Talent menschlicher Geschichtsverwaltung, das Talent unmittelbarer Geschichte. Varnhagen verhält sich wie der gewissenhafte und überlegene Präsident einer europäischen Kulturversammlung. Zu deuten, zu fördern, in Deutung und Förderniß weiter zu bilden, Entlegenes mit stets lebhafter Kombination aneinander zu bringen, das ist die Aufgabe, welche er löst. So sehen wir die Lebensbeschreibung am Hervorstechendsten von ihm gepflegt als diejenige Form, welche die größte Elastizität des Urtheils in Anspruch nimmt, welche in den verschiedenartigsten Helden alles Recht der Erscheinung, alles Recht des Verhältnisses in Rede zieht. So sehen wir ihn das Wesentliche der Memoiren, denen unsere Schüchternheit so gerne hinderlich ist, einer würdig literarischen Form zuführen. So sehen wir ihn an der Seite einer Gattin wie Rahel sammeln und schätzen, sehen ihn in Denkwürdigkeiten reichhaltiger Erlebnisse jedem Bereich der Historie fein gesehene Beiträge des Uebergangs und der Vermittelung bieten, sehen ihn, einen der eifrigsten Bekenner Goethe'scher Größe, für Anerkenntniß derselben ungeirrt auch zu einer Zeit wirken, welche von Goethe abliegende Interessen verfolgt, und in Gemeinschaft mit Varnhagen selbst verfolgt. Wir sehen ihn eben so voll Eifer für das erst aufgehende Gestirn Hegels, inmitten der Hegel'schen Erfolge, und weder hier noch dort sehen wir ihn die eigene Freiheit und Art, die selbstständige weitere Umschau aufgeben. Wir sehen ihn deßhalb neuerdings eben auch theilnahmsvoll an den Interessen einer jungen Literatur, spornend und mäßigend, ohne Furcht vor der Kühnheit einer Spekulation, ohne Hast für voreiliges Dogmatisiren mit derselben. Kurz, er ist ein Haupt jener gediegenen Bildung, die nichts gering schätzt, wo edler Menschengeist betheiligt ist, wie bedenklich es auftreten, wie geringschätzig, parteienhaft gegen Würdiges es sich geberden mag, wie sehr es auch noch von Schlacken umgeben, oder wie sehr es durch bloß äußerliche Politur verringert sey, ein Haupt jener Bildung, die in Sachen der Literatur an die alten Grafen unseres germanischen Vaterlandes erinnert, denen oblag und willkommen war, billig und tüchtig und nach eigenem Maße über Recht und Sitte des Volkslebens zu wachen und zu richten. Wer mag solch Verdienst im unermeßlichen Felde der Bildungsform

einzeln aufzählen? Sich solche Grafenstellung geschaffen zu haben, ist es nicht schon das größte Verdienst?

Varnhagen ist 1785 in Düsseldorf geboren. Zunächst Medizin studirend lebt er in Halle während jener wichtigen Zeit, deren schon öfters gedacht ist, da bei Reichardt in Giebichenstein sich so interessante Leute begegneten wie Schleiermacher, Steffens, Arnim, da die Sprengung der Universität durch Napoleon bevorstand und eintrat. Varnhagen hielt sich schon damals als Student zu dem Ernste älterer Männer, und mit vertrauten Kameraden wie Chamisso und Wilhelm Neumann besteht die für Studenten seltene Unterhaltung schon darin, daß sie gemeinschaftlich einen Roman schreiben „Karl's Versuche und Hindernisse". Jeder muß da fortfahren, wo der Andere den Faden hingeleitet, und man muß gestehen, daß dieser bloße Anfang einer kecken Komposition eine literarische Bildung, eine Schätzung Goethe's, eine Kenntniß Jean Paul'scher Größe und Schwäche verräth, wie sie selten sind, und wornach man Außerordentliches erwarten durfte von der Zukunft dieser jungen Männer. Sie haben indeß weder jenen Anfang fortgesetzt, noch in selbstständiger Schriftstellerei dem Roman sich weiter zugeneigt. Wilhelm Neumann hat sich in der Folge wenig oder gar nicht über den kritischen Aufsatz hinaus gewagt, und darin allerdings Probe und Förderniß guter Bildung, aber nichts Hervorstechendes geleistet. Varnhagen hat nach Neumanns Tode dessen beste Kritiken in zwei Bänden herausgegeben. Er selbst, Varnhagen, hat nach jenem Halle'schen Anfange dem Romane auch nicht mehr mit besonderem Eifer oder Glücke nachgetrachtet, und es ist unter kleinen Arbeiten der Art nur „die Sterner und die Psitticher" auszuzeichnen. Die dichterische Hingebung an die bloße Erscheinung, jener romantische Sinn, welcher die Begebenheiten liebt, nicht bloß um ihrer Bedeutung halber, gehörte von früh auf nicht zu Varnhagen's Eigenschaften. Walter Scott fesselt ihn nicht, und der stets lebhafteste Antheil, welchen er am Goethe'schen Romane genommen, galt zunächst nicht dem romantischen Hauche, sondern der überall durchwaltenden bedeutungsvollen Atmosphäre desselben.

In Berlin Rahel kennen lernend, Fichte hörend und verehrend, und in täglicher Verbindung mit all der gedanklichen und patriotischen Regsamkeit, welche das damals unglückliche Preußen

stählte, gab es wenig Veranlassung, romantischem Thema nachzuhängen, wohl aber reichlichen Anlaß, alle Geistesbeweglichkeit in Form und Verhältniß zu bringen mit staatlicher Existenz. Varnhagen gab sich dieser Hauptforderung der Zeit hin: er wird Soldat, tritt später in den diplomatischen Dienst, und gewinnt sich im Allgemeinen jene mit der Rahel'schen verwandte Richtung, welche unermüdlich bemerkt und vergleicht, und stets einen möglichen Gesammtkreis des praktischen Lebens für alle solche Bemerkung und Vergleichung im Auge behält. Das Interesse und die Erfindung für Anwendbarkeit wird Grundcharakter, eben so entfernt von der plumpen Praxis, die nur nach der nächsten Möglichkeit fragt, wie von dem dichterischen Abandon, der um alle Wege des Möglichmachens unbekümmert ist.

In den vier Bänden „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften", welche Varnhagen 1837 und 38 herausgegeben, hat er mit größerer Wärme, als sonst seinem höchst korrekten und feinen Style eigen ist, Hauptphasen jener Zeit erzählt, die ihn in den Krieg gegen Napoleon, in Verkehr mit wichtigen Staatsmännern wie Stein, und in engere und engere Gemeinschaft mit Rahel geführt hat. Dieser lebhaft wechselnden und lebhaft dargestellten Themata halber sind jene Denkwürdigkeiten jetzt das Hauptbuch geworden, woran man den humanen Sinn, die geschmackvolle Fassung dieses vorzugsweise edel genannten Autors nachweist, während man früher zu diesem Zwecke dessen Biographieen von Blücher, von Zinzendorf, von Seidlitz, von Winterfeld, von der preußischen Königin Sophie Charlotte, und seinen fein gefaßten Kritiken nachging, um Muster solcher Gattung aufzustellen. Hat wohl auch nach irgend einer Seite hin der Goethe'sche Geschmack Vortrefflicheres geleistet? Was sich im Goethe'schen Winkelmann unerwartet aufhäuft in ergiebigem, scharf abtheilendem Pragmatismus, das hat in den Varnhagen'schen Biographieen oft einen anmuthigen Fluß, eine züchtig künstlerische Ausbreitung gewonnen. Die Form der Lebensbeschreibung ist durch ihn zu einer selbstständig künstlerischen Art gesteigert worden. Wie viel ist dieß für eine mehr und mehr reifende Prosazeit, die aus dem schön und eigen gefaßten Umkreise von Individuen immer neue Beiträge zu Form und Inhalt einer Poesie entnimmt. In dieser Einsicht hat man die Charakteristik

zu einer Lieblingsform der jungen Literatur erwählt, damit bekundend, wie hoch man bloße Merkmale achtet, die künstlerisch gefaßt sind. Daß eine Charakteristik, welche Varnhagen in einer „Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgange und Briefwechsel“ von dem berühmten Publizisten Friedrich Gentz gab, so allgemein günstiges Aufsehen machen konnte, lag nicht bloß an dem interessanten Stoffe, welcher in vielem Detail unbekannt geworden war, lag nicht bloß an der gewandten Behandlung menschlicher Schwäche, die, ihres begleitenden Geistes und des Gesammtwesens halber, dem strengen Urtheil unerwartet zu Ehren kam, lag nicht bloß an der fortziehenden Macht der Darstellung, wie sie bei Varnhagen selten ist, sondern es lag in der Gesammtmacht einer neuen Darstellungsform. Aller wichtigste Gehalt und aller begleitende Schmuck dessen, was man vorzugsweise Charakteristik zu nennen begann, erschien in diesem Artikel zum Glücklichsten vereinigt. Die Charakteristik tritt auf, wenn die dogmatischen Maßstäbe in Wahrheit fehlen, wenn das historische Urtheil im Gebrauch objektiver Berufungen vorsichtig, wenn es vorzugsweise eine freie Schöpfung des Historikers sein muß. Das hat, Angesichts Goethe's, Niemand in neuer Literatur mit so gediegenen Hilfsmitteln historischer Wissenschaft, mit so zarten Rücksichten schonungsvoller Menschlichkeit, mit so erfindungsreicher Handhabung von Motiven, mit so poetischem Rahelsinn gethan, als Varnhagen, und es hat sich diese Fähigkeit nirgends so bewährt als in dem scheinbar leicht hingeworfenen Artikel Gentz, der über tiefe Abgründe unpoetischer Zeit Brücke auf Brücke zu schlagen hatte, und sich doch in seiner Form eine unbestreitbare poetische Existenz eroberte, der in einem nicht empfehlenswerthen Charakter größten Reichthum nachzuweisen wußte.

Varnhagen, in Berlin lebend, ist wie ein Schutzpatron aller jungen Literatur anzusehen, so weit diese in edeln Motiven und Zwecken nach Formen trachtet, und darin gehaltvoller Erfahrung und geschmackvoller Winke bedürftig und zugänglich ist. Mit Aufopferung der wenig freien Stunden, welche ihm körperliches Kranksein gestattet, hat er solche Stellung gewissenhaft wie ein Amt auch da verwaltet, wo die Gemeinschaft mit der literarischen Jugend nur nachtheiliges Vorurtheil erweckte.

Das junge Deutschland.

Heine.

Den durchdringendsten Eindruck seit wenigstens zwanzig Jahren hat in unserer Literatur Heine gemacht; einen viel durchdringenderen Eindruck, als Dichter, denen ein größerer Reichthum, eine innigere Rundung zugestanden sein muß, wie Rückert und Uhland. Bis zu dem Momente, wo er durchdrang, war, merkwürdig genug, in unseren Literaturhoffnungen nur von Schiller und Goethe die Rede. Man hatte keine Vorstellung, daß sich etwas Bedeutendes anders als in Analogie mit Schillers und Goethe's Vorzügen auszeichnen könne. Diese beiden Männer schienen alle Individualität erschöpft zu haben. Auf den ersten Anblick war es denn auch wie eine Grille, als sich Tragödien-Anfänge, Liederschnitzel von Heine im Druck zeigten, die, jener allgemeinen Voraussetzung gegenüber, wie ein forcirter Eigensinn erscheinen mußten. Wie hätte der Dilettant, wenn von einem poetischen Trauerspiele die Rede ging, an etwas Anderes, als an ein fünfaktiges, sententios-rhetorisches, Schiller'sches Stück in Jamben gedacht! Als 1823 von Heine Tragödien — Ratcliff, Almansor — nebst einem lyrischen Intermezzo erschienen, sah man geringschätzig lächelnd darauf. Was soll das? Wo ist hier Schiller und Goethe? Rahel und Varnhagen thaten nicht also, ihnen war der junge Dichter ganz in seinem Anfange von Bedeutung. Auch Wilibald Alexis war muthig genug, auf originale Hoffnungen mit diesem wunderlichen Autor hinzuweisen, was ihm denn Heine auch nie vergessen hat. — Es folgten zunächst die ersten Reisebilder. Ach, so! lächelte man. Hier gab sich das verständlicher in Prosadarstellung, und eingestreute Liedlein wurden als pikante Abwechselung hingenommen. Es ist Muthwille, sagte man, Scherz, Witz, weiter nichts, das mag hingehen, nur muß nicht vom Anspruche auf Tragödien, von Lyrik die Rede sein; dergleichen Verse schüttelt jeder lustige Kopf aus der Tasche.

Man glaubt es jetzt kaum, wie genialisch spielend sich Heine

des alten terminologischen Herzens bemächtigt, spielend, als ob er nur ein komisches Kitzeln beabsichtige, diesem Herzen der poetischen Redensart den Dolch tief bis an das Heft eingebohrt hat. Nach 1827 erst, wo Heine's „Buch der Lieder" erschienen war, wurde man dessen allmählig inne. Diese putzig genannten Verse nahmen sich in solcher Sammlung, und da ironischer und tief ernster Ausgang und Ton sich neben einander zeigte, ganz anders aus, und siehe, der lustige Kopf, der sie nachmachen sollte, konnte das nicht zu Stande bringen. Es war ein Etwas darin von wunderbarer Macht, und wie die Gesundheitsdurstigen von nachgemachten Mineralwassern am Ende immer traurig sagen: es ist doch nichts, es fehlt der Wunderhauch, so erkannte man von Tag zu Tage an dem zahllosen Heere der Nachahmer, daß in Heine eine erste Potenz aufgetreten sei. Die Nachahmer bewiesen es doppelt, einmal, daß sie nachahmten, und dann, daß sie nicht nachahmen konnten.

Unter solchen Umständen gelang es, die Hindernisse des poetischen Ruhms als Hindernisse zu beseitigen, die lähmende ewige Vergleichung mit Schiller und Goethe zu umgehen, die Nation wieder für Eigenthümlichkeit empfänglich zu machen. Dies ist Heine's erstes Verdienst um unsere Literatur; wenn auch nicht eine reine, neue Schönheit, doch die Aechtheit und Wahrheit brachte er zu Ansehen neben der leiernden Unwahrheit, welche äußerliche Uebung für Poesie ausgab. Von da an, wo Heine's Macht entschieden war, war auch die Unmacht all der Mittelmäßigkeit entschieden, die besonders im Schiller'schen und romantischen Gleise allen Raum eingenommen hatte.

Was hat man Alles gesagt, um dies Heine'sche Verdienst eigenthümlicher Macht zu erklären, das heißt, abzuleiten. Denn die Masse wehrt sich stets gegen reine Anerkennung des Genies, und es ist sogar ein tüchtiger Grund, aus welchem sie dies thut. Alle Erfindung ist ein Sprung, ist eine Zudringlichkeit gegen die allgemeine Regel, welche nach und nach, durch Mittelglieder zu Wege bringt. Gegen jede Ausnahme fühlt man sich von vornherein in Opposition. Noch mehr gegen eine Ausnahme, wie die Heine'sche. Hier sah man nicht einmal ein neues Material, was man leichter vergibt, denn man nennt es dann einen bloßen Fund, und schiebt es dem zufälligen Glücke zu. Hier sah man Stoff

und Wendung, die schon lange bunt in unserem Leben herumlagen. Wie? entrüstete man sich, diese bekannten Kleinigkeiten sind's, denen wir uns im Eindrucke beugen sollen? Solche Vorwürfe hätten schon darüber aufklären sollen, daß hier von einer abhängigen Verwandtschaft mit Byron gar nicht die Rede sein könne. Heine selbst hat denn auch nichts entschiedener in Abrede gestellt als dies. Die Atmosphäre einer Prosazeit ist ihnen gemeinschaftlich, das deutliche Bewußtsein davon, und der geniale Trieb, daß sie durch dieses Erfassen aller Vorkommenheit und aller begleitenden Regung eine eigene Welt erzeugen müßten und erzeugen könnten, die dadurch eine Ganzheit, eine Eigenheit, eine Poesie werde. Solche Absicht des Genius wäre in einer klassischen Zeit nur eigensinnig und producirte nur Fratzenhaftes, denn eine objektive Poesie ist aller Genius der Zeit, und nur die krankhafte Sucht entzieht sich solchem gefesteten Umkreise. Solche Absicht ist aber in unserer Zeit ein schöpferisches Verdienst. Wie verschieden geartet ist das in Byron und Heine! Sie haben nur das Genie eigenthümlicher Kraft gemeinschaftlich, wie in klassischer Zeit zwei große Dichter das Genie eigenthümlicher Formung gemeinschaftlich haben, — das ist nur Gemeinschaftlichkeit im Verhältnisse zum Unvermögen, und jene und diese Dichter können dabei Verschiedenes geben. Jene sogar himmelweit Verschiedenes, denn sie haben eben nicht den gemeinschaftlichen Himmel, wie diese. Und so ist es bei Byron und Heine. Byron glaubt nicht an die Tradition, aber er glaubt an eine Byron'sche Rhetorik, die solchen Unglauben darstellt, er glaubt an eine Interimsmacht der Form. Heine hält diese Form für machtlos, weil sie inhaltlos ist. Er würde nie einen Childe Harald mit weitaustönendem Verse schreiben, der sich entweder in bloßer Beschreibung oder eingeflochtener Reflexionsbeiläufigkeit begnügt, in Breite auseinanderfließend, in Weite darstellend, daß ihm der Mittelpunkt fehle. Heine verfährt eben umgekehrt. Ihn drängt's zum Inhalte, wenn auch nur zum Geständnisse, daß dieser fehle, zum Kerne, wenn er auch gesteht, daß dieser schadhaft sei; ihm ist mit keinem stolzen Versewortmantel gedient, um die Blöße zu bedecken, ihm ist ein charakteristisch, sei's ein schreiendes, Wort lieber, denn er fühlt, daß die Sprache ungeahnte Hilfsmittel für eine suchende Zeit in sich birgt, daß diese Hilfsmittel nicht im Klange, sondern

in der Schwere zu suchen sind, daß man, gleichzeitig um neuen Inhalt bemüht, die Form im Kleinen, im Nahen halten müsse, und daß man, einer weit flatternden überlieferten Form hingegeben, allzuleicht seinen selbstständigen Inhalt mit verflattert. Deßhalb ist Heine's Vers, so unscheinbar er auftritt, doch auch in seiner leichten Form so tief empfunden und erwogen, und in dieser nahen Form so überaus mächtig.

Byron ferner hängt nach dem Methaphysischen, das Verhältniß zu Gott ist ihm wichtiger, als das zu den Menschen. Nur die Engländer konnten diesen Trieb um einzelner Ausdrücke und einer todten Orthodoxie halber so völlig mißverstehen. Heine beschäftigt sich im Gegensatze nur mit dem Verhältnisse von Menschen zum Menschen, ganz organisch empfindend, daß darin zunächst die verlorene Gottheit zu suchen sei, und daß der Dichter im Irdischen das Göttliche zusammenzudichten, nicht aber im Wege der Gedankenfolgerung zu verfahren habe.

Was schuf nun den Heine'schen Eindruck? Die Wahrheit des Stoffs, und der talentvolle Ausdruck dieser Wahrheit, diese einfachen Bestandtheile des Genies, welche man gerne gering schätzt. Denn sie scheinen so Vielen erreichbar, weil sie nicht in Ferne und Dunkel greifen, und weil sie mit prophetischer Begeisterung sparsam sind. Sagt man nicht gern: was brauchte Columbus, um die neue Welt zu finden! Jene Wahrheit des Stoffes hatte allerdings noch näher als Amerika vor Aller Augen gelegen; aber Niemand sah sie, und selbst als Heine davon sprach und sang, da hieß es: Du lügst, und es ist nur zu ertragen, weil Du witzig lügst. Sterben doch Viele in dem Glauben hin, all das, was man Negation, Zerrissenheit und ähnlich nennt, sei nur eine persönliche Grille moderner Autoren, die Poesie, eine ewig gleichmäßige Tabulatur, liege vor, fest und gleichmäßig von Ewigkeit zu Ewigkeit, der Unterschied unter den Dichtern beruhe nur darin, daß sie mit verschiedener Stellung des gleichartig Vorhandenen verschiedene Melodieen fänden. Die Poesie, als weites Gotteswort, kann wohl auch solch eine Bezeichnung brauchen, denn dies Wort, Poesie, ist uns so vieldeutig, daß wir auch das Allgemeinste darunter verstehen. Aber die Weltgeschichte lehrt uns, daß es eben die Poesie, die höchste That jeder großen Epoche gewesen sei, die Tabulatur selbst anders zu machen, das Verhältniß des

Menschen zu den Hauptfragen des Menschen und somit auch zu den geringeren anders zu stellen. Brahma, Zeus, Jehova, Christus zeugen in Kürze dafür, und die Weltpoesieen waren stets ein neues Mannesalter neu entwickelter Geschichtsepochen. Es heißt Goethe wenig erkennen, wenn man nicht seine große That für eine solche neue Epoche erkennt, und man muß sich für ihn dann wirklich den gütigen Standpunkt suchen, ihm sein so oft störendes sogenanntes Heidenthum zu vergeben.

In Goethe'scher Art, aber mit anderem Sinn, mit scharfem Sinn nahm Heine die vorliegende Wahrheit auf, die Wahrheit nämlich klaffender, zerrissener Innerlichkeit, welche eine Zeit der Uebergänge, eine Zeit ohne allgemeine Religion, ohne allgemeinen Staat mit täuschender Rankenblüthe bedecke. Was sich gedankenlos der Goethe'schen Künstlernatur hingegeben, ohne zu ahnen, wie viel Feindliches der Künstler einstweilen nur ausgesöhnt habe, das sollte aufgeweckt und durch poetische Einzelnheiten selbst daran gemahnt werden, es sey uns noch nicht mehr vergönnt als diese und jene Oase poetischer Friedlichkeit, es sei noch immer eine Welt zu erobern, und der sichere Gewinn sei zunächst nur die schmerzliche Sehnsucht nach solchem erkannten Bedürfnisse. Wer hat das schöner, wer hat das mächtiger gethan als Heine? Galt es nicht seinen zauberhaften Liedern nach für ein völliges Glück, daß so viel Uneinigkeit in der Welt war, um die Eintönigkeit eines Zustandes, einer Empfindung, eines Gedichtes zu verhindern? Was will man mehr vom Dichter, wenn er Mangel und Unglück zum Reize wendet! Das ist Heine's That. Er hat nichts verschwiegen vom wahrhaften Uebel, aber er hat nichts alltäglich ausgedrückt, und so hat er das Uebel schon aus der Alltäglichkeit geschreckt.

Es war in der Ordnung, daß alle fertige Aesthetik, daß alles Bestehende mit ihm unzufrieden sein mußte; das ausgelebte Sonnenjahr kann nicht mit dem neuen Frühlinge zufrieden sein, denn es wird von ihm vernichtet, und es wird doch in seinen Vorwürfen großentheils Recht haben, denn der Frühling ist ein Beginn und nicht mehr. Was haben wir darüber Alles hören müssen! Was sollte Alles an poetischer Schreibart interessiren und was nicht! Und das Faktum war aller Theorie doch so feindlich. Heine interessirte alle Welt, auch die, welche ihn haßte

und verfolgenswerth fand. Es ist immer ein Todeszeichen an der Theorie, wenn sie einen zweifellos allgemeinen Erfolg einen unrechten nennt.

Heine behandelte die Prosa in vorher nie gesehener Gemeinschaftlichkeit mit dem Verse, er schuf eine poetische Prosa und einen scheinbar prosaischen Vers, er ward darin sogar oft manierirt, und doch konnte sich Niemand einer daraus entgegenspringenden Macht entziehen. Sein Talent war sich vollkommen dieser gemischten Elemente bewußt, aus welchen eine mehr und mehr zur Poesie reifende Prosazeit besteht. Es wußte, daß der Abschluß in eine geweihte, officielle Form zu voreilig sei, daß dabei halbreife, aber höchst bedeutende Blüthen vergessen würden, die noch unter leisem Schlusse prosaischen Zwanges gefesselt seien. Es wußte dieß Talent, daß doch unter aller Beschwer der Prosa, die ihr Recht verlange, bereits stolze, himmelhohe Ahnungen einer Poesie emporkeimten, die einen ungestümen Vers, ein im Zittern hochmächtiges Wort heischten. Aus diesem Bewußtsein des Talentes entsprang Heine's Vers und Heine's Prosa, und uns die Wissenschaft, daß es selbst nach Goethe's Vorgange mit der Fassung unserer Zustände erst bis zu solchem Uebergange gedichen sei. Wäre Heine unwahr gewesen, wie hätten uns seine koketten und übertreibenden Theile, von denen er keineswegs frei ist, abgeschreckt, und zum Vorwande des Tadels gedient gegen ein so beschämendes Zeugniß, daß unsere poetische Welt noch so tief im Suchen begriffen wäre.

Heine's Mischung in der Prosadarstellung, welche der Grundtypus für die Prosadarstellung der jungen Literatur seit 1830 wurde, ist eine doppelte. Sie betrifft die Satzbildung und den Ausdruck selbst. Immer von poetischem Drange getragen, auch wo er ein nüchternes Thema bespricht, läßt er sich nicht ein in den ausgesponnenen Satz, welcher in sich beschränkt und weitet elastisch und mannigfach. Die Furcht vor dem Kanzleistyle, die man in neuerer Zeit übertrieb, oder auch am ungehörigen Orte spielen ließ, und die Furcht vor der gestaltlosen Faserung in Kommata, Vorder- und Nachsätze, die Furcht vor dem prosaischen Detail des Satzes, vor den Athem ziehenden Partikeln ließ ihn lauter einfache, gerade Sätze suchen. Um nirgends aufzuhalten wählte er das einfachste Verbindungswort „und" zu einer Lieb-

lingsverbindung. Er war stets so mit epigrammatischer Wendung und mit überraschendem Witze gesegnet, daß er in diese simple Struktur, die nur etwa mit Aufzählung, Steigerung in ihr und mit einer Frage abwechselte, das bewegteste Leben zu bringen verstand. Dies hatte nun aber seine Uebelstände bei den äußerlichen Nachahmern, namentlich als Heine, ganz in Frankreich eingebürgert, den einfachen, allem Französischen durchaus angemessenen Satz fest und fester hielt, und als er öfter denn nöthig französische Worte in deutsche Endungen brachte. Dergleichen ist nicht mit Purismus zu behandeln, sondern gehört wirklich in's Thema einer europäischen Literatur. Aber nur in so weit, als nationale Nüancen bezeichnet werden, wo die Sache selbst sammt dem Ausdruck der anderen Nation fehlt. Uebrigens ist's vom Uebel. Bei Nachahmern, die nicht den Bann der Fremde, nicht allen sonst begleitenden Reiz zur Entschuldigung haben, ist's ohne Schonung anzusehen. Just das Kühnste wird ja so gerne nachgeahmt. Heine war von Hause aus ganz und gar jener unnachahmliche kleine Vers, halb lyrisch hingegeben, halb epigrammatisch zusammengerafft, und dieser Vers war im Grunde auch seine Prosa, nur daß er den Reim und den regelmäßigen Rhythmus sich erließ, um sich zu ergehen. Dies hat jenes Etwas gegeben, wodurch Heine eben Typus der jungen Prosa wurde. Er hat den Ausdruck gefärbt und durchdüftet mit Roth und Blau, mit Rosen und Veilchen, er hat die abstrakten Bezeichnungen in konkrete Bezeichnungen verwandelt, von ihm kam der Schmelz und Ungestüm der Darstellung. All dies oft bunte, immer aufreizende Leben, und aller tiefere Farben- und Dichtungsreiz ist im neueren Style von ihm. Der Börne'sche Einfluß war hierfür schlichter und geringer mit der Deutlichkeit, dem tüchtigen, richtigen Worte, dem Anfluge von Behagen begnügt, was zuweilen dem Humor nahe kam. Freilich um dieser einfacheren Art halber auch weniger gefährlich als Beispiel. Jeder Autor wird am Gefährlichsten, da wo er am Stärksten ist: Börne mit seiner politischen Gesinnung, die den Ausdruck tief unterordnete, und den Nachfolger im Urtheile eng beschränkte und verkümmerte; Heine in seiner reichen Mischung, die in den unmächtigen Nachfolgern Manier werden mußte, Schwulst und Bombast werden konnte. Jener farbige Ausdruck Heine's war eine Zeit lang auf alle Mitglieder

des sogenannten jungen Deutschlands übergegangen, wie sehr sie dies später in Abrede stellten, und sich lieber Börne zugewandt sehen wollten, weil sie den Einfluß des Charakters lieber einräumten als den Einfluß des Talentes. Denn im Talente ist jeder Autor am Liebsten eigen. Wer aber anders als Heine hatte den poetischen Hauch für alles Wort neuester Literatur befreit? Der Satz indessen war auch eine Veranlassung, daß man sich Börne näher hielt. Der beweisende, straffe Satz Börne's war von großem Einflusse gewesen. Neuerdings hat sich das Alles anders gebildet, alle Nachfolge ist selbstständiger geworden, die Vorbilder sind nicht mehr deutlich. Es war eine Zeit lang wirkliche Gefahr da, daß die Verwandlung alles entwickelnden und vergleichenden Wortes in Bilder zu Lohenstein'schem Bombaste führen werde. Jetzt hat sich, seltsam genug, derjenige noch über diese Linie hinaus gewendet, welcher am Meisten in der reinen Denkformel geübt ist. Gutzkow hat in seinem Blasedow sogar die Jean Paul'sche Weise aufgenommen, die nicht nur das Einzelne, sondern allen Ausdruck in den bildlich gegliederten Vergleich wandelt. Wahrscheinlich indessen nur vorübergehend, durch einen Alles zur Hand habenden geharnischten Geist verleitet, der nicht immer durch lauteren Geschmack berathen ist.

Heine entwickelte sich etwa in folgender Reihe. Durch die eigene Entstehung war ihm schon jener seltene Stempel gemischter Gegensätze aufgeprägt, welcher später Charakter und Reiz seiner Schriften werden sollte: von väterlicher Seite hing er mit dem unglücklichen aber wunderbar begabten Volke Jehovah's zusammen, mit dem Volke der Propheten und des Messias. Von mütterlicher Seite mit dem deutschen Adel. Wo sieht man wunderlicheren Gegensatz, als in der Anlage und dem Wesen eines deutschen Adelichen und eines Israeliten! Zu Düsseldorf gebar die Mutter im Jahre 1797 dieses Kind seltener Mischung. Heinrich Heine ward als Christ erzogen, und an Belehrung und Umgebung lag es nicht, daß er kein sogenannter guter Christ wurde. Er sog am Rheine sogar früh und tief die poetischen Geheimnisse des Katholizismus in ein regsam dichterisches Herz. Dies Herz begnügte sich aber von früh auf keineswegs mit einer bloßen Stimmung. Zusammenhang, That wollte es außerdem. So große Erfolge, so große Macht wie Napoleons, sie sahen ihm mehr

nach einer Religion aus, als eine Lehre, die auf die Erde mit Geringschätzung herabsah, und über den Himmel nicht einig war. Es ist bekannt, wie schön er seine Jugend und die Poesie Napoleons in den Reisebildern geschildert hat. Das scheint uns jetzt so natürlich, Napoleon als Heros zu feiern; es war dies aber gar nicht natürlich, da Heine so entschieden damit auftrat. Heine hat in Deutschland die Napoleonpoesie geschaffen. Freilich fehlte es nicht an Männern, welche den Heros zu würdigen wußten trotz dem, daß der Haß gegen den Unterdrücker noch so nahe lag. Aber von Zugeständniß und Achtung zu poetischer Verherrlichung ist ein so großer Schritt wie zwischen Bildung und Genie. Anfangs der zwanziger Jahre, da Heine sein Buch le Grand und seine „beiden Grenadiere" schrieb, war das poetische Thema der Zeit bei den zurückgekehrten Kriegern und bei den Erben der patriotischen Bündnisse und des patriotischen Aufschwunges, das ist bei den Universitäten und dort vorzugsweise bei den Burschenschaften. Sie sangen aber noch in den späteren zwanziger Jahren die unwürdigsten Spottlieder auf Napoleon, Lieder, die nur einem Kriege tiefsten Hasses angehörten.

Heine studirte in Bonn, in Göttingen und in Berlin, und zwar officiell Rechtswissenschaft, verließ auch Göttingen als Doctor juris utriusque. Aber sein Sinn war in den Schranken der Alltäglichkeit gepeinigt, für die Regungen seiner Seele sah er in einer uneinigen und durch keine Gesammtmacht irgend einer Art imponirenden Welt nur Hemmnisse, und zwar nur kleine, lästige Hemmnisse. Einer Macht hätte er sich gern hingegeben, auch einer feindlichen sich unterworfen, hätte sich nur eine überwiegende Macht gezeigt, eine unumwundene Gottheit, wie er sich ausdrücken würde. So aber ward er schweigsam, grillig, häufte in sich auf, befreite sich durch satirische Ausbrüche, war übrigens, wie die Bekannten aus seiner Berliner Zeit versichern, ein verschwiegener, oft verdrießlicher, unscheinbar stiller Mann. Ueber eine Reise nach Polen gab er damals eine Schilderung in den Gesellschafter, die recht den Uebergang darstellt, wie er im belehrenden, schildernden Tone gewöhnlicher Art sich begnügen will, und sich doch schon immer unterbrochen sieht durch scharfe Stiche, durch Wendungen der unerwartetsten Art.

Er hat in Berlin Hegel gehört, ohne etwas Besonderes

daraus zu machen, obwohl sich später, lange bevor Hegel im Druck erschien, einmal plötzlich in einer Heine'schen Schrift zeigte, daß er den Lebenspunkt Hegel'scher Philosophie, die Gottheit im Prozesse, ganz wohl gekannt habe. Persönlich bekannt und in öfterem Umgange war er mit Rahel und Varnhagen. — Die Seinigen waren nach Hamburg übergesiedelt, und diese Handelsstadt wurde eine Zeit lang seine Heimath. Es lag in der Natur der Sache, daß ein Poet wie er in einer Handelsstadt immer mehr für eine Opposition gesteigert werden mußte, die überall Nahrung fand. Macht der Einheit überall vergeblich suchend, mußte er seine schärfste Laune erregt fühlen, wenn er diese Macht im Goldbesitze erblicken, und alle höhere Regung gering geachtet, die innere Welt mit starrer Tradition begnügt sehen sollte. Hamburg machte die sogenannte Negation in Heine reif. Man darf nicht Alles, auch bei weltwichtigen Charakteren darf man nicht Alles auf die allgemeinen, auf die höheren Verhältnisse der Zeit rechnen. Die persönlichen Verhältnisse sind stets von Wichtigkeit. Natürlich von so größerer bei einem reizbaren Wesen wie das Heine'sche, bei einer Abkunft, die von der Mutter stolze Ansprüche, vom Vater schmerzliche Entsagung mit sich führte, bei Anlagen, denen eine gedrückte, stille Zeit keinerlei Spielraum öffnete. Heine versuchte es bei einem Aufenthalte in Süddeutschland ganz tapfer, sich in einfach beweisender Art Einfluß zu verschaffen, er gab eine Zeit lang mit dem Publizisten Lindner die „Neuen allgemeinen politischen Annalen" heraus, aber wie lange konnte solcher Versuch einem Talente genügen, das sich zu schallender, ungestüm ergreifender That berufen fühlte. Man hat ihm Mangel an Ausdauer für ein Interesse, Mangel an Treue vorgeworfen. Obenhin ganz mit Recht. Für Dies, für Jenes, sagt man, hast Du so entschiedenes Talent gezeigt, warum ließest Du's fallen? Den stillen Gottesfrieden der Unschuld, welch tiefe Empfindung dafür hast Du gezeigt, welch geheimnißvolles Weben innigster Andacht, solches, wie man es für unaussprechlich hielt, hast Du geschildert! Warum am nächsten Tage, oft in der nächsten Zeile das wieder entheiligen durch Spott und Unglauben? Warum treulos stets von Heute zu Morgen?

Die gutgemeinten Vorwürfe! Zeigt es nicht eben einen treuen Ernst, daß er es immer wieder versuchte mit einer aner-

kannten Macht, wie oft er sich auch getäuscht sah, wie oft er empfand, daß er nur einen Theil jener göttlichen Ganzheit in Händen gehabt, welche man Poesie nennt? Weil er mehr sieht und mehr empfindet als minder Begabte, so sieht und empfindet er auch öfter die Lüge unserer Zustände und Berufungen; und statt ihm zu danken, daß er naiv genug ist, dies ohne Weiteres auszusagen, dies ohne Rücksicht auf poetische Terminologie zu bekennen, und dadurch über eine so breite Kluft der terminologischen Lüge hinweg zu helfen, statt ihm zu danken, daß er sich der ganzen Härte des herkömmlichen Urtheils preis gibt, ein Märtyrer für Folgende, statt dessen wiederholt ihr immer nur die Anklage, wie sie sich dem ersten flüchtigen Blicke darstellt. Wohl ließe sich's hören, wenn man sagte: Für eine Mission, die ohnedies auf Schilderung von Zwiespalt und Mischung angewiesen ist, gestattet Heine der Laune des Augenblicks zu viel Einfluß. Rechtet mit der persönlichen Art, so weit dies zuläßig, und so weit sie einen bereits möglichen Gewinn reiner Form beeinträchtigt. Aber vergeßt nicht, daß scheinbar Zufälliges und Ueberflüßiges oft für das Wichtigste Veranlassung und unerläßliches Hilfsmittel ist, daß wir ein Maal nicht löschen, ohne den Menschen zu tödten, und daß für das richtige Maß solcher Kritik ganz außerordentliche Kenntniß und Fähigkeit gehört, im Munde der Mittelmäßigkeit aber dergleichen Thema eitel Mißbrauch ist.

1826 trat Heine mit den Reisebildern auf. Das ganze Chaos einer alten und neuen Welt ergriff er wie einen leichten Wanderstab, singend wanderte er dahin, und aus diesem scheinbar nur hingeträllerten Gesange lockten die schmerzlichsten Herzenstöne eines berufenen Dichters; keck blieb er stehen, und verschonte nichts mit einer völlig neuen Witzgattung, die oft aus einem Beiworte knatternd hinter dem Leser hersprang. Keine Fahne ward eigentlich geweiht, als die der Freiheit. Welcher Freiheit? Was ist Freiheit, wenn von der Welt, wenn von Poeten die Rede? Kein Dogma, kein bestimmter Zustand. Eine Stimmung, das Wehen einer Möglichkeit, ein Versuch, eine Entdeckungsfahrt. So meinte es auch Heine. Er glaubte nichts; er hoffte nur. Wenn die Freunde politischer Freiheit einem neuen Partisane zujauchzten, so hatten sie ganz Recht, und thaten Heine nicht zu Viel an. Wenn sie glaubten, daß er in ihnen aufginge, und in

dieser oder jener Staatsform mit seinen Wünschen befriedigt und am Ende sei, so hatten sie sehr Unrecht. Sie hätten sich umschauen sollen: Nicht blos die Freunde des Liberalismus waren anmuthig erregt durch die Erscheinung dieses Autors, auch viele Gegner des Liberalismus waren es. Nicht dies Eine bloß war in dem neuen Autor angekündigt, die ganze schwere Last einer uneinigen Existenz, die sich für einig fühlen und bewegen sollte, empfand eine Erleichterung, daß plötzlich ein überlegener Geist in allerlei Sprache des Talentes verkündete: Nicht also ist eine Menschenwelt fertig und wohl gefügt, und das dichterische Vermögen, und der Reiz des Muthwillens, und der Blitz des behenden Gedankens, sie sind nicht müde, weil sie gedrückt sind unter dem Mangel großer Genien, die uns ein festes Weltgestell bereiten zum sicheren Behagen all unserer heiteren Kräfte. Richtet Euch auf, prüfet hier, prüfet dort, aber thut's lebendig, versenkt Euch in den Schmerz, versenkt Euch in das Gelächter, seid Menschen! — Als solch ein Aufruf wirkten die Reisebilder, und dadurch machten sie einen so elektrischen Eindruck, daß von ihnen eine neue Regung in der Literatur datirt. — 1830 nahm aller Drang, der klare wie der unklare, an dem dargebotenen politischen Ausbruche Theil. Es hatte an die fünf Jahre das Ansehen, als ob mit Aenderung äußerlicher Staatsform alle gestörte Harmonie unserer Zeit ausgeglichen sein könnte. Ist dieser Gedanke auch nicht in solcher Ausdehnung wahr, so blieb doch Wahres daran; und es war von praktischer Wichtigkeit, daß sich Verschiedenartiges zunächst für eine gemeinsame Eroberung vereinigte. Heine ging mit voran, er schrieb die Vorrede zu Kahldorfs Adelsbriefen und ging nach Frankreich. Das hat sich leider in einen dauernden Bann für ihn verwandelt, und wir haben den traurigen Anblick, daß einer der genialsten Deutschen von Deutschland ausgeschlossen ist, nicht einmal weil er die extremste Forderung der Politik gemacht hätte, sondern weil er sie auf eine hervorstechende Weise gemacht hat. Seine „Französischen Zustände", die er 1832 schrieb, trennten ihn bereits von der einseitig politischen Parteiung, er nahm die Aufgabe bereits nicht mehr von Schwert zu Schwert, und bald entwickelte er auch in seinen Beiträgen zur Literaturgeschichte — über Dichter in dem Buche „die romantische Schule", über Philosophen im zweiten Theile des

„Salon“ — alle modernen Fragen eines Breiteren. Was in Reisebildern und Liedern dem oberflächlichen Leser eine Grille, ein Dichterüberschwang gewesen sein konnte, das entwickelte sich nun als eine geschlossene Weltansicht. Und zwar in einer Sprache, die bis dahin für geschichtliches Referat und Raisonnement unerhört gewesen war, unerhört in dem gemischten Tone, welcher das schwierigste und ernsthafteste Thema durch Witz erleichterte, und auch dem Unberufenen zugänglich machte; unerhört durch das Talent, womit die feinsten und bedenklichsten Fragen unserer provisorischen Welt klar, aller Welt verständlich, nachdrücklich, ja unvergeßlich ausgeprägt wurden. Allerdings ist für eine reine Geschichtsform Gang und Ausdruck allzuüppig und beliebig, aber Heine sagt: Ich habe es für Franzosen geschrieben, denen zuerst die Sache interessant gemacht werden mußte, ehe sie an der Richtigkeit oder Wichtigkeit ein Interesse nahmen, auch bin ich zuerst ein Dichter, der Geschichte erzählt, da Geschichten nicht an der Zeit sind. — Es ergötzt ihn vielmehr, daß der auf strenge Einheit der Form sehende Literarhistoriker mit diesen Beiträgen in Verlegenheit ist. Die historiographische Ungebührlichkeit ist mit so reichen Brillanten des Talentes bedeckt, daß er sie nicht völlig weg wünschen kann, und die Auffassung geschichtlichen Ganges ist so neu und genial, daß er sie um einzelner Willkürlichkeiten halber nicht geringschätzen mag. Hier am Meisten zeigt sich jene dämonische Natur des Spottes sowohl wie der Ueberlegenheit, von der man gern bei Heine spricht. Sie hat er mit Byron gemeinschaftlich, wenn sie auch bei jedem von Beiden eine andere ist. Wer möchte dabei nicht an Goethe's scheue Vorsicht und Achtung denken, mit welcher er über solche Eigenschaft sprach, als über eine Eigenschaft, die dem Urtheile entzogen sein dürfe, weil das geradezu Unberechenbare hier im Spiele sei.

In diesen historischen Beiträgen nun besprach Heine rückhaltlos die Themata, welche dem jungen Deutschland zur Last gelegt werden: dreiste Spekulation über die Dogmen des Christenthums hinaus, und Forderungen des — wie Heine sagt — Sensualismus gegen den bisher übermächtigen Spiritualismus, Rechtsforderungen für ein zu sehr geopfertes Diesseits. In die Abzweigung dieser Hauptthemata nach der Ehe hin, nach den betreffenden Emancipationen, besonders der Frauen, hat er sich nicht

speciell geäußert, wie er denn auch Alles, was praktischen Vorschlägen ähnlich sieht, seien's auch Vorschläge für seine eigene Spekulation, mit Mißtrauen, ja nicht ohne Schadenfreude betrachtet. Auf neu zu entdeckendem Wege nimmt man ja leicht Schaden. Er unterwirft sich der französischen Nationalfurcht: Alles, nur nicht lächerlich werden! Jede neue Komposition muß freilich just auch dieses wagen. Ueber den Mangel an Rache bei den ersten Christen hat die römische Welt nicht wenig gelacht und gespottet.

In dieser Stellung einer praktischen Scheu ist Heine allerdings ein sicherer Wächter, daß nicht Faselei, nicht unreife Phantasterei voreilig etwas zu Stande bringt, was in seiner Mangelhaftigkeit den Gesammtwuchs neuer Dinge verleiden und verunstalten könne. Aber diese Scheu wirkt auch auf ihn. Wo bleibt eine größere, in sich selbstständige Erfindung seines Talentes? Vernichtet er sich vielleicht hierzu den Muth? Wir sind so dankbar für die reizenden Lieder, die ihm wirklich nicht ausgehen, für die brillante und verlockende Schilderung des Pariser Gemäldesalons, für das Capriccio über Bellini 2c., und was Alles im ersten und dritten Theile des „Salons" noch enthalten ist. Aber die Besprechung, die Schilderung reicht nicht mehr hin für die Ansprüche, welche wir machen an Heine's Ruhm, oder welche Heine's Ruhm an sich macht. Wir heischen eine Erfindung, die Erfindung in einer größeren Form. Das klingt allerdings recht unziemlich, als ließe sich ein Talent, und als ließe sich die Literatur durch folgerechte Befehle führen und hervorbringen. Aber die beifälligen Zuschauer haben größere Rechte, weil sie mit erweiterten, nicht mit verengten Organen das Schauspiel aufnehmen. Und dem persönlichen Talente gegenüber kann das unziemlich sein, was Angesichts der gesammten Literaturerscheinung ein wohlbegründet Recht ist. Heine's Talent, und wie eine moderne Literatur neben ihren eigenen Fragen, und neben Ansprüchen an die Zukunft steht, welche sie rege gemacht, das berechtigt die mitlebende Kritik auch zu Außerordentlichem. Es ist freilich für Heine neben Byron erschwert, da er keine traditionelle Form wie dieser benützen will, da es ihm nicht genug scheinen mag, Gedanken scenenhaft auszudrücken, wenn auch kühne Gedanken, da er die Umrisse einer Form in sich tragen mag, worin die Gegensätze der menschlichen Natur und der Geschichte unmittelbar

handelnd, nicht bloß reflektirend zusammentreffen. Aber hat nicht der kühne Griff Byrons in allerlei Stoff auch Werke gebracht, welche die unausgebildeten Principien Byrons selbst übertrafen? Reicht nicht das seltene Talent und die sogenannte dämonische Macht über das Bewußtsein von sich selbst hinaus? Ist diese unberechenbare Hilfe der Gottheit nicht stets jener Odem, den keine Kritik definiren, keine Wandelung der Welt entbehren kann, um wahrhaft lebendig zu werden? Lebt nicht Genie im Wagnisse? —

Doch, die historische Kritik hat solch Thema nur zu berühren, wo überwiegende Talente mit noch unerfüllten Hoffnungen in Rede stehen, nicht zu erschöpfen. Erschöpft wird es eine unhistorische Zumuthung. Gäbe uns Heine auch nichts mehr, als was er gegeben, der Ruhm eines durchaus eigenthümlichen Autors bliebe ihm, der Ruhm eines durchaus neuen Dichters, der Ruhm, eine literarische Epoche erregt, eine Zeit mit süßem und scharfem Reize erfrischt zu haben.

Carl Gutzkow.

An diesen Namen hat sich die polizeiliche Krisis des jungen Deutschlands gedrängt, und er kam dadurch, und durch eine seltene Geistesbeweglichkeit, die ihm eigen, eine Zeit lang allein in den Vordergrund. Um jener elastischen Kraft des Geistes willen gewann er auch die Theilnahme manches Urtheils, was ihn gegen die Muthlosigkeit der Alltagsansicht schützen zu müssen glaubte, und was die Hoffnung von ihm nährte, die ruhelose Bewegung sei nur ein Mittel, sich eine eigene und stetige Bahn zu sichern. Aber das bloß gewährende wie das entgegenkommende Urtheil ist neuerdings durch diesen Autor zu herber Bedenklichkeit, zu stützendem Innehalten genöthigt worden. Im Jahre 1838 und 39 hat sich Gutzkow so unstät geäußert, daß sich auch fast sämmtliche junge Literatur von ihm gewendet, und ihn jener Bezeichnung preisgegeben hat, die man als mißlich und als oft gebrauchte Scheuche des unthätigen Alters gern vermeidet, jener Bezeichnung, er sei ein unruhiger Kopf.

Dies ist allerdings der niedrigste Ausdruck für geistige Regsamkeit, wiewohl er mannigfache Geistesvorzüge nicht ausschließt. Es steht zu erwarten, ob die Folgezeit dies widerlegen, ob dieser unebene Charakterzug Gutzkow's, der nichts Gebildetes respektiren kann, ob diese Krankhaftigkeit der Verneinung zu mildern sein werde. Reine und bleibende Eindrücke harmonischer Weltordnung, künstlerischer That, kommen doch vielleicht auch einmal diesem Manne, der selbst nicht minder unter seinem unverträglichen, unseligen Naturel leidet, und dem der Genuß menschlicher Gemeinsamkeit, der Genuß dicht gewordener Größe bisher versagt war. Oder ist es etwa nicht ein schweres Unglück, auch seine schönsten Regungen, seine heiligsten Gedanken immer nur mit der Grimasse behaftet in die Schrift treten zu sehen, wie es Gutzkow begegnet, dem das Wichtigste und Würdigste unter den Händen fratzenhaft sich bildet? Dieser Fluch der Unart, der Fluch der unartigen und unschönen Fassung und des beleidigenden Ausdrucks, wirft ihn von einem literarischen Skandale in den anderen, und vernichtet ihm Absicht, Wirkung und alle Einheit geschichtlicher Existenz. Seine literarische Biographie beginnt mit der Journalisten-Polemik, erhebt sich zum Streit, und ruht sich dann aus im Gezänke. Hoffen wir, daß Heine's Charakteristik sich nicht erfülle: die traurige Mission der Kotzebue, Müllner, Menzel hat sich auf Gutzkow vererbt, und dies entsetzliche Erbtheil treibt ihn, wie eine Nemesis, zum Ruine.

Gutzkow ist 1811 in Berlin geboren. Schon auf der Schule hat er sich durch scharfe Geistesfähigkeit ausgezeichnet, und das theologische und philologische Studium, was er auf der Universität seiner Vaterstadt betrieb, hat er in keiner Weise für etwaige Sympathieen schöner Literatur, oder für sonst künstlerische Gelüste, vernachläßigt. Der Hang zum Wissen war von frühe auf mächtig in ihm, mächtiger, als alle andere Regung, und so wahllos allgemein, daß er neben dem wichtigsten den unwichtigsten Journalistenplunder mit gleichem Antheil bedachte und aufnahm. Ganz dem angemessen trat er mit einer Reproduktion des Reproducirten, mit einer Besprechung der Journale, mit einem Journale auf, welches in seinem Titel „Forum der Journalkritik" seinen ganzen Inhalt ankündigte. Dies nicht lange bestehende Organ gab ihm Gelegenheit, sich im kritischen Grundsatze und Style lebhaft für

Wolfgang Menzel zu erklären, und in nähere Verbindung mit diesem Kritiker zu treten. So entstand ein nahe befreundetes Verhältniß zwischen Beiden, Gutzkow schrieb viel für das Literaturblatt des Morgenblattes, ging selbst nach Stuttgart, und sah sich herzlich von Menzel aufgenommen. Man kann nicht sagen, daß er da irgend eine bestimmte Richtung mit besonderem Nachdrucke herausgestellt habe. Dies ist niemals seine Art gewesen, wie sehr er sich auch in unaufhörlicher Polemik bewegt, ja seine literarische Existenz damit erfüllt hat. Am Wenigsten hat er eine bedeutende Richtung des Geschmacks dargethan. So wirkte er auch bisher nirgends konstituirend, etwa zu einem Style drängend, sondern immer nur anregend durch seinen lebhaften, elastischen und in vieler Kenntniß geschulten Geist. Es ist deßhalb auch nicht von einer Inkonsequenz zu sprechen, wenn man ihn so lange einträchtig mit Menzel gehen sieht, an dem er bald darauf, dem Anscheine nach, Alles todeswürdig befindet. Einmal ist dies ein täuschender Anschein, und zweitens ein Zufall. Gutzkow hat mehr Geist und Kenntniß als Menzel, und, wie natürlich, im Einzelnen manche von Menzel abgehende Sympathie. Ein Kampf zwischen ihnen wäre nicht nöthig gewesen, wenn die Persönlichkeiten auf die Länge einander beliebt hätten. Herumtastend nach wirksamen Motiven gerieth Gutzkow an das bedenkliche Thema der Weibesfrage in Bezug auf Ehe und Schönheit des Leibes. Dergleichen war ihm nicht nothwendig, und keineswegs eine eigene innere Welt; es war ihm ein Thema, wie ein anderes eben auch. Da Menzel sich daran hing, so mußte es Gutzkow vertheidigen. Das that er, durchaus ein Advokat in der Literatur, wie jeder Advokat dem Angriffe einen Angriff entgegenzustellen weiß. Auch muß man eingestehen, daß er das bedenklich Herrschsame dieser Fragen, was sich sittlich-dogmatisch darin auszubilden drohte, sogleich fallen ließ, da es sich nicht mehr um literarische Polemik dafür handelte. Näher einer Richtung, wenn auch keine entschiedene Richtung, war ihm das gleichzeitig mitspielende Thema des religiosen Meinens und Glaubens. Im Skepticismus, darin war er der Menzel'schen Unordnung gegenüber, die auf ihre Verworrenheit dogmatisch pochte, vollkommen ächt. Es ist dies das große Feld der Verneinung, wo die große Mehrzahl neben ihm steht. Soll hier von

eigener Richtung die Rede sein, so fragt es sich um die poetische Welt, welche der Einzelne zu bieten hat. Die Frage ist also noch offen. Bis jetzt hat uns Gutzkow nur die polizeiliche Hilfe für Religion durchblicken lassen, nirgends eine Erbauung in größerem Style, sondern nur die einstweilige Rettung in amerikanische Einzelngemeinden, wie sie in den ersten Schriften Schleiermachers, der auch ein Lehrer Gutzkows gewesen, eigensinnige Köpfchen emporstreckte. Durchgehends stoßen wir bei ihm auf diejenige Scheu, welche die Sammlung zur Größe nagend und unlustig von sich stößt. Er ist darin ein Symptom, daß uns ein Abschluß noch weit sein möge, und ein Sporn, jeden Aufbau sorgfältig zu prüfen, und streng wie unabläßig neuen Plänen nachzugehen. Bleibt dies Advokatenamt auch in der Folge Gutzkows Bestimmung, so bedarf er der aufmunternden Theilnahme mehr, denn irgend ein Anderer. Naturel und Lage haben ihm die üble Aufgabe gestellt, nur mit dem Detail hie und da zufrieden zu sein, über alles Ganze und Große aber sich unerquickt zu äußern, und in aller eigenen That die Unerquicklichkeit, wie eine Pflicht, mit sich zu bringen. Er erinnert dann an das traurige Amt Charons, welcher der Ober- und Unterwelt nicht froh werden kann, und der Schattenwelt verdrießlich Schatten zuführen muß.

Solcher Ansicht zu hat sich Alles bei ihm gruppirt. Wenn denn von einem Ideale die Rede sein muß, so ist es die nordamerikanische Vereinzelung, denn das Einzelne ist derjenigen Freiheit noch am ersten gewiß, die zunächst ein Befreitsein von Konsequenzen sein will, von Konsequenzen, zu denen auch die eigene, augenblicklich beliebte Ansicht zwingen kann. — Wenn ferner von Mitteln und Wegen die Rede sein soll, dann sei vor Allem die Pädagogik in Vordergrund gestellt, zu der alle kritischen Talente sich gewendet haben. Sie verpflichtet zu nichts, und kann Alles bringen. Gutzkow ist im seltenen Glücke seiner Schrift, wenn er das pädagogische Interesse berührt, und in all seinen Büchern ist es die sichtbare oder unsichtbare Lebensader.

Suchen wir nun im Einzelnen den Beleg zu dem Gesagten. In den ersten dreißiger Jahren, da er nach Stuttgart kam, war Politik Mittelpunkt alles Lebens. Er war noch sehr jung, man glaubte sich von ihm einer entschiedenen Parteinahme versehen

zu dürfen. Er glaubt auch vielleicht jetzt noch selbst, daß er die immer genommen habe; wenigstens spielt er gerne einen Statuten citirenden Censor. Aber sein Geschick, keine Richtung gebieterisch in sich abprägen zu können, dieses Schicksal der Ueberbeweglichkeit hat ihn hier eben so wenig verlassen. Er ist immer geistreich in der Politik gewesen, aber niemals nachdrücklich, weil er alles Schwunges entbehrt, womit er ein gemeinschaftliches Interesse hingebend aufnehmen und bewegt ausdrücken könnte, weil er den Tadel und die Schulmeisterei, diesen ihm unerläßlichen Sauerstoff der Existenz, nirgends opfern kann. Gutzkow würde dem Herrgott selbst einen Anakoluth in der Charte nachweisen, wenn dieser die Welt mit einer solchen bedenken wollte. Der Anakoluth ist Gutzkows letzte Rettung, wo aller Tadel versagen will; seine letzten Schriften können durchschnittlich keinen Bogen überdauern, ohne die fehlerhafte Figur Anakoluth citirt zu haben. Solche eigensinnige Unabhängigkeit ist wirklich etwas sehr Interessantes an Gutzkow, da sein geschmeidiger Geist ihm niemals die unerwartete Wendung dafür fehlen läßt, aber man begreift, daß es neben aller politischen Richtung störsam sein muß. Für eine uns noch unbekannte Folgenexistenz mag dies gute Früchte tragen, für alle Gegenwart ist es störsam. Demgemäß hat sich auch Gutzkow von politischer Richtung nimmer aufgenommen, oder richtiger, beachtet gesehen. Die da handeln wollen, stört er, die der Uebersicht Unmächtigen verwirrt er, für die des Ueberblicks Mächtigen ist er vorlaut, und die Gleichgültigen unterhält er.

Er begann nach diesem Thema hin mit einer Brochure für den würtembergischen Landtag, und mit den „Briefen eines Narren an eine Närrin", die den Liberalismus in mannigfacheren Motiven und größer behandelten, als 1832 an der Tagesordnung war. Die Vorkämpfer jener Richtung, Börne an der Spitze, vermißten Klarheit, Einheit, deutliche Absicht darin. Sie mochten, einem einzigen Gedanken lebend, und mit der Zeit förmlich damit börnend, manchem Buche Unrecht thun, und thaten's auch diesem. Gutzkow indessen ist in Etwas von solchen Vorwürfen betroffen: Ist es praktische Vorsicht, was nicht wahrscheinlich, ist es Unmacht neben allem praktischen Gange, ist es dialektische Wahrheit, Krankheit, die keinen Gedanken fest und einfach zum Vorscheine kommen läßt, er ist von entgegengesetzten Seiten der Verworren-

heit beschuldigt worden, vom Minister, wie vom Demokraten, er hat nirgends eine politische Meinung faßlich ausgedrückt. Wie nahe ist er auch hier einem seltenen Vorzuge! Man könnte ihm diese Eigenheit, da sie nirgends Unmacht zu sein scheint, zu selbstständiger Unbefangenheit anrechnen. Was hindert daran? Er selbst. Er bemißt links und rechts mit dem ordinären jakobinischen Maßstabe, und vernichtet so für sich selbst das günstigere Vorurtheil.

Was in diesen Bereich seines Schriftlichen zu ziehen ist, das hat er außer dem Erwähnten in Journale verstreut, und theilweise in seine „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur" gesammelt. Seiner raschen, durchdringenden Fassungsgabe gemäß zeigt er da Kenntniß von mancher abstrusen Hilfswissenschaft, die Niemand dem Belletristen zutrauen möchte, und die er sich, wie die der Staatswirthschaftslehre, im Vorbeigehen gesammelten Fleißes angeeignet hat, um eine Recension, zum Beispiele über Say, zu schreiben. Seine „öffentlichen Charaktere", — „die rothe Mütze und die Kapuze" sind ebenfalls hier in Rede zu bringen. In beiden, besonders dem ersteren, schlingt sich, hüpft und lockt das unerschöpfliche Leben Gutzkows, die Unerschöpflichkeit von kleinen Combinationen, deren Niemand gedacht hätte. Niemand würde sich mehr darüber verwundern, als die Leute selbst, deren Charakter dargestellt ist. Geistreich gewiß, ob aber richtig? So viel am Ende ist doch in der aufgelöstesten Zeit gewiß und bestimmt, innerhalb welcher Linien der Eigenschaft und Möglichkeit ein Charakter sich bewegt. Wendet sich die Combination der Charakteristik beliebig über all diese Linien hinaus, so kann uns der Geist interessiren, womit das Experiment angestellt wird, das Experiment aber nicht mehr. Wir stoßen also auch hier bei Gutzkow auf diese Unzuverläßigkeit, Haltlosigkeit in Bezug auf Objekt und Ziel, die wir in seinem Verhältnisse zu politischen Richtungen gesehen haben. Man könnte sagen: sein Schreiben ist interessant, seine Schrift nicht. Denn wie er die Sachen zum Vorscheine bringt, sind sie voll Geist, oft voll Reiz; wie sie im Satz, im Aufsatze feststehen, sind sie schief und unrichtig, um nicht das mehrbedeutende Wort unwahr zu gebrauchen. Es ist, als ob im Mittelpunkte seines Wesens ein **spiritus rector** fehlte, der die behenden Kräfte in reine Richtungen zusammenhielte, und als

ob, in Ahnung dieses Mangels, der Autor sich letztlich immer an die persönliche Person der Gegenstände klammerte, um für jeden Preis einen Halt zu gewinnen. Welches denn meist in die Spitze solches Verfahrens, in den Skandal ausgeht, ohne welchen Gutzkow noch von keinem Gegenstande seiner schriftstellerischen Theilnahme sich getrennt hat. Warum soll man diese unangenehme Erscheinung Gutzkows Gemüthsart allein zur Last legen, da die Annahme solches unordentlichen Geistesregiments nach mehreren Seiten hin genügenden Aufschluß gibt? Wo Gutzkows Urtheil auf einen historisch bekannten Boden tritt, da kann Jeder, auch der Gedankenunkundigste, ihm jene Unrichtigkeit nachweisen, denn er ist jenem irrlichterirrenden Dämon dergestalt hingegeben, daß er auch das Festbekannte verstellt. So ist er zum Beispiele in literargeschichtlicher Conjektur voll Witz und Erfindung, und es würde nicht leicht Jemand eine eigenthümlichere Literargeschichte schreiben, als er, aber wehe dem, der sich auf solche Geschichte allein verlassen wollte. Es hat noch Niemand daran gedacht, Wilhelm Heinse in die romantische Schule einzurechnen, es ist jedem der Sache nur allenfalls Kundigen klar, daß just Heinse's Sinn und Bestrebung überall auf das geht, was man Gegensatz der romantischen Schule nennt, was ohne Sinn für Christenthum und Uebersinnliches, halb bezeichnet, des Unterschieds wegen bezeichnet, klassisch genannt wird. Gutzkow dagegen verflicht uns in eine gewandte Folgerung, die wohl bestechen könnte, würde man nicht am Ende gewahr, daß sie von dem Satze ausgeht, Heinse sei Anfang der romantischen Schule. Muß hier nicht der Unbefangenste den **spiritus rector** vermissen? Um so schmerzlicher, je mehr geistige Hilfsmittel dem Leser entgegentreten? Was anders, als solche Haltlosigkeit, solcher Verhalt am Persönlichsten konnte in der wichtigsten Angelegenheit des Jahres 1838 ihm die Physiognomie der Brochure „die rothe Mütze und die Kapuze" in die Feder schieben? Wie viel Treffliches er auch darin sagt, es verliert seinen Nachdruck, weil es sich in einer persönlichen Fratze, in dem karrikaturmäßigen Kontraste der Görres'schen rothen Mütze und Kapuze summirt. Der Skandal in Görres war ein charakteristischer Theil der Angelegenheit, aber nur ein verirrter historischer Blick konnte darin das Herz des Angriffs suchen. Neuester Zeit hat er ein „Jahrbuch der Literatur"

herausgegeben, was die Literargeschichte neuester Zeit in sich darstellen will. Dies verfängt sich dergestalt in der persönlichen Kaprice, daß diese moderne Literatur nur eine Literatur „Gutzkow" wird.

Gutzkows Aeußerungen des theologischen Antheils kamen in der Vorrede zu den Lucinde-Briefen, in der Wally und der Polemik gegen Menzel am Auffallendsten zum Vorscheine. Hier, einem durch Zweifel und Kritik vieler Jahrhunderte tief zerwühlten Thema gegenüber, war sein atomisirendes Wesen wohl am Platze, so weit es sich gegen eine heuchlerische Orthodoxie, gegen die pietistische oder katholisirende Unwahrheit handelte. Die Fassung war nicht neu, aber sie war eines dreisten Geistes, der einen geschulten Gedankenhintergrund zeigte. Jeder Unbefangene konnte sehen, daß das Thema hier nicht in den Händen der Oberflächlichkeit, und daß es auch innerlich durchgelebt sei. Aber das Unglück, was man in der Literatur mit dem Namen Gutzkow bezeichnen kann, lag ausgespreizt auf der Physiognomie dieser Sachen. Die herausfordernde Beleidigung nämlich, welche auch zu dem würdigsten Kampfe nicht ohne Unanständigkeit herausfordert. Dadurch verleiht Gutzkow stets auch dem Todeswürdigen noch eine Berechtigung des Lebens. Dadurch macht auch das Berechtigte einen übertriebenen Anspruch, und dadurch wurden die Tendenzen der jungen Literatur überall da, wo sie mit Gutzkows Fußtapfen erscheinen, dem Verhängnisse überantwortet. So die verschriene Lehre von den Rechten des Fleisches, die sich zunächst nur im Romane vorgedrängt, und zunächst innerhalb der Kunstgrenzen eine Stelle angesprochen hatte. Gutzkow, mit jenem plastischen Kunstsinne nicht begabt, der in sich gesund und folgerichtig dergleichen in Anschauung bringen kann, forcirte die äußerste Darbietung des Leibes mitten in eine innerliche Welt hinein, neben welcher sie schreiend, wie ein raffinirtes Experiment erscheinen mußte. Nicht im Bereiche der Schönheit, was ihm abliegt, sondern im Bereiche moralischer Verpflichtung bot er das Aeußerste, nicht im Bereiche der arglosen Naivetät, wie dies dem Vorbilde, der Sigune, so lieblich ansteht, sondern wie eine Grille der Blasirtheit, bot er es, und so, als beleidigende Herausforderung, ward es denn auch aufgenommen und verfolgt, und nach Menzels niedriger Deutung ward denn solchergestalt das ganze Thema verschüttet.

Gutzkow gerieth in diese Themata durch gelegentlichen äußeren Anstoß. Die theologische Frage allein hatte ihm das ächteste Interesse. Er hatte sich 1833 eine Zeit lang nach München gewendet, und dort eine Novelle geschrieben: „Maha Guru, die Liebe eines Gottes". Ein Interesse der Kuriosität führte ihn dazu, es war schwer zu hoffen, daß unser Publikum an der wunderlichen Dialektik tibetanischer Zustände lebhaften Antheil nehmen werde. Den nahm es auch nicht, und dieser erste Roman Gutzkows blieb im Wesentlichen unbekannt. Der Verfasser kehrte nach einer Reise durch die östliche Lombardei in seine Heimath Berlin zurück, diese Reise beschreibend, für Menzels Literaturblatt kritisirend, kleine Erzählungen wie Federübung abspinnend. Er war um diese Zeit ohne literarischen Plan, und was er, umhergreifend, schrieb, weckte keine besondere Erwartung. Die Reisebeschreibung, welche jetzt im ersten Bande seiner „Soiréen" zu finden ist, war von allem plastischen Darstellungsvermögen dergestalt verlassen, daß sie in Ausdruckslosigkeit ganz unbeachtet blieb. Dies künstlerische Bereich der Schilderung gebricht Gutzkow, — er schildert vortrefflich Gedanken, vielleicht gedanklich lebendiger und interessanter als irgend ein jetziger Autor, Gedankenkombination ist seine Welt. Seine einzige. Wo das künstlerische Talent, was eben nicht bloß Gedanke, in Anspruch genommen wird, da ist er schwach, wenigstens arm. Aber auch da ist er im Detail ansprechend, wenn er naiv seine dürftige Anschauung zu dem bescheidenen Gleichnisse benützt, wie das in der „Seraphine" oft und glücklich geschieht. Ein Kind der großen Stadt, der Stube, des Buches bleibt er stehen vor einem mageren Baume, vor einer gefrorenen Pfütze, und seine Rücksicht darauf, weil ächt und wahr, hat etwas Rührendes, einen poetischen Hauch. So ist er für sich und allgemein im Rechte, wenn er die einfachen Schilderungen des Werneuchner Pfarrers Schmidt in Schutz nimmt, er vergißt nur das reichere Recht derjenigen, die reicherer Anschauungen mächtig sind, als der Stubendichter und dessen Nachbar, der Pastor in Werneuchen, und er forcirt sich wunderlich genug in dem Buche selbst, wo er Werneuchenen Styl empfiehlt, in „Blasedow", zu einer Jean Paul'schen Manier des sonst ununterbrochenen Vergleichs, der rück- und vorwärts schlagenden Bildnerei, die an sich von üblem Geschmacke und im

Verhältnisse zu Gutzkow'schem Talente eine Karrikatur ist. Das Verhältnißmäßige nur kann wohlthun. Wenn ein Gedankentalent gleich Gutzkows sich künstlerischem Bereich zuwendet, so hat es seine dürftige Erscheinungswelt bescheiden anzubringen, um durch den Reiz der Wahrheit einem Schönheitsreize nahe zu kommen. Deßhalb ist Seraphine bis gegen die dem Umkreise unangemessene Schlußpartie hin das Beste, was Gutzkow geschrieben. Ersprießt auch Niemand ein wohlthätiger Eindruck aus Gutzkows stets ein wenig verquicktem, wenn nicht verzerrtem Vorstellungskreise, die geistige Handhabung, diese straffe geistige Kraft Gutzkows ersetzt doch durch ihren Reiz gar Vieles, wenn das für den Roman unerläßliche Verhältniß nur leidlich beachtet ist.

Nach einigen Umwegen ging Gutzkow 1834 wieder nach dem südlichen Deutschland, und trat in einer neuen Zeitschrift „Phönix" an der Spitze eines Literaturblattes auf, hierdurch zum ersten Male dem größeren Publikum bekannt werdend, hierdurch zum ersten Male von einer jeweiligen Beisteuer für Menzels Blatt gelöst. Er schrieb eine Tragödie „Nero", zum Zeichen, daß ein lebhafter Geist auch solche, für jetzt mißliche Form beachtenswerth anfassen könne; er empfahl mit einer Wärme, die ihm ungewöhnlich, ein im Aufblühen vom Tode geknicktes geistvolles Talent, das Georg Büchners, von dem durch Gutzkows Bemühung ein scharf umrissenes Scenenbild „Dantons Tod" in die Literatur kam. Nebenher begannen die Nadelstiche gegen Menzel, die stärker und stärker wurden, besonders bei dem rohen „Geiste der Geschichte", welchen Menzel um jene Zeit drucken ließ. Im Herbste 1835 eröffnete er diesen Krieg auf Leben und Tod gegen die im Spätsommer erschienene Wally. Gutzkow, mit den Experimenten seines Buches keineswegs einverstanden, und für manchen moralischen Vorwurf um Antwort verlegen, hielt sich aus solchen Gründen zuerst wirklich für vernichtet, und schrieb um Beistand an seine Freunde. Bald ermannte er sich jedoch, es folgten Vertheidigungs-Brochuren, welche scharfsinnig genug das von Menzel gemißhandelte Thema erörterten, und im Persönlichen nebenher nicht blöde waren, es folgte der Aufruf zu einem großen Journale „deutsche Revue", — es erfolgte das allgemeine Verbot Seitens der preußischen Regierung.

Wegen der religiosen Frage wurde Gutzkow zu Mannheim, wo Wally gedruckt und konfiscirt war, zur gerichtlichen Verantwortung gezogen, einige Wochen in Haft gehalten, vor Gericht gestellt und frei gesprochen. Dabei hat er in Darlegung des Klagbestandes die schönste Energie seines scharfen Geistes entwickelt. Kirchenrath Paulus nahm sich, im Sinne des Rationalismus, des Verklagten an durch eine theologische Schutzschrift, und die unerwartet bedrohliche Wendung, welche die literarische Aeußerung auch außerhalb des politischen Kreises mit der Zuchtpolizei in Zusammenhang brachte, ging vorüber. Dies völlig Neue blieb aber von alle dem zurück, daß einer Anzahl Schriftsteller alle fernere Schrift unbesehen verboten war. Der Kampf gegen Menzel mußte sich deßhalb zersplittern und verzögern, und Menzel benützte die polizeiliche Ueberlegenheit fleißig zu ununterbrochener Schmähung des sogenannten jungen Deutschlands, übertrieb, entstellte, verzerrte Prinzipien und machte in seiner Weise alle Geistesspekulation zur polizeilichen Frage.

Nach dieser Katastrophe brachte Gutzkow zunächst einen Band „Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte", sodann „Zur Philosophie der Geschichte", später die schon erwähnten zwei Bände „Beiträge", eine Sammlung einzelner Aufsätze, machte einen Versuch, in Frankfurt noch eine politische Zeitung „Börsen-Zeitung" zu gründen, gab den auf, begann ein literarisches Journal „der Telegraph", edirte unter Bulwers Namen ein über die Fragen unserer Zeit kombinirendes Buch „die Zeitgenossen", gab „Seraphine" in Druck, und wendete sich nach Hamburg. Dort hat er unter den Invektiven, womit das Journal belebt wird, einen dreibändigen Roman geschrieben: „Blasedow und seine Söhne", welchen er auf dem Titelblatte einen komischen nennt. Er ist aber nach allen Seiten hin traurig, des Themas, der Fassung und der Folgerungen halber. Die Erziehung, das Lebens-Interesse aller philosophischen Köpfe, tritt in den Gestalten karrikaturmäßig auf, aber das Herz des Autors blutet daneben unverholen in allem Doktrinschmerze. Vielleicht gäbe dennoch diese Bildungsabsicht, womit ein tüchtiger aber unkünstlerischer Mensch gern die leichtsinnige Romanthat entschuldigt, vielleicht gäbe sie doch, wie der bürgerliche, tüchtige Hintergrund der Engländer, die eine nöthige Hälfte zum Kontraste, in welchem die

komische Wirkung sich gebiert. Was müßte dann aber die andere Hälfte sein? Stoff, unzweifelhafter Stoff, unzweifelhaftes Material des Romantalents. Diese andere Hälfte ist aber vorherrschend wiederum gedankenhaft erzeugtes Bildungsgespähne, von keiner stärkeren Massivität als der Hobelspahn neben dem Stamme. So wird Geistiges in Geistiges gezeichnet, den Anfang des Buches ausgenommen, wo man, wie stets bei Gutzkow, der besten Erwartung sein darf, da zu einer lockenden Anlage seine Kräfte das Interessanteste darbieten. Später werden seine Romane als Romane stets insipide, weil ihm alle ächte Theilnahme an der Gestaltenwelt versagt ist, weil er sich diese nur anzwingt und dem ordinären Lesebedürfnisse zu Gefallen hie und da abnöthigt. Ihm ist nur wohl, wo es sich um die gedankliche Folgerung seiner Figuren handelt, innersten Grundes findet er nichts abgeschmackter, als alles Element der Kunst, was nicht unumwunden mit der Welt des Gedankens zu thun hat. Um deßwillen sind all seine rein räsonnirenden Schriften so viel mehr werth als seine Romane, weil dort all seine Vorzüge eines dreist kombinirenden Denkers sich ohne Störung entwickeln; um deßwillen haben all seine Romane etwas Fratzenhaftes, und das innerliche Roman-Interesse geht ihnen schon nach der Mitte zu völlig aus, wie Carlos im Clavigo von den möglichen Kindern der schwindsüchtigen Marie Beaumarchais erzählt, daß sie in einem gewissen Alter wie Lichtstümpfchen verlöschten. Es scheint, als würde dies bei einem komischen Romane noch am glücklichsten ablaufen, weil hier der Witz, eine Form, die der Gutzkow'schen Geisteslage am Nächsten liegt, über die mangelnde Bewegung kompakter Romanstoffe am Glücklichsten hinweghelfen könne. Im Blasedow hat diese Erwartung getäuscht, vielleicht weil der pädagogischen Absicht halber das Buch zu weit angelegt, und für drei Bände der Reiz bloß witziger Kombination nicht ausreichend ist. Die Kraft der Lesetheilnahme erlahmt deßhalb schon im zweiten. Eine witzige Kombination ist eben für einen Roman zu wenig, sie sorgt für Detail und für einen untergeordneten Eindruck des Ganzen, aber die Fülle, die eigentliche Gestalt fehlt. Gutzkow gehört in dieser Art zum witzigen Lustspiele der Romantiker, was aus literarischen Antithesen eine Literatur zu gewinnen meint, Komödien und Romane für Literaten. Guten Instinktes hat er

solche Gattung auch stets in Schutz genommen, diese Gattung aufgeputzter Kritik, welche an jenen Vogel erinnert, der von seinen eigenen Exkrementen lebt, und seinen Durst löscht, indem er sich bloß im Wasser bespiegelt. Es käme bei dieser Art der bloßen Abspiegelung literarischer Abspiegelung in Aussicht, daß sich die ganze Nation um die Nüancen gruppirte, welche dem Punkte über dem i eigen sein könnten. Wer möchte den Grundgedanken tadeln, daß aller moderne Stoff künstlerischen Themas auch mit den Bildungsmotiven moderner Zeit betheiligt sei! Aber die interessanten und uninteressanten, die witzigen und unwitzigen, die wichtigen und unwichtigen Vorfälle des augenblicklichen Bildungsganges in Thema und Figuren des Romans zu wandeln, allen Reiz des Romans in Situationen der Gedanken-Dialektik und zwar der wahllos aufgegriffenen zu suchen, das kann nur den literarischen Chirurgus interessiren, denn der Arzt schon bedarf eines höheren Zusammenhanges, und es kann nur in kurzer, prägnant-witziger Form interessiren. Zum komischen Romane gehört ein voller, geist- und gemüthvoller Mensch, der voll künstlerischen Talentes ist. Gutzkow ist zunächst nur geistvoll. Die andern Bedingungen scheinen ihm bis jetzt wenigstens in so weit versagt, als sie in wohlthätige Aeußerung treten. So ist die künstlerische Erscheinung seines Wortes, der Styl, bis jetzt noch ohne Schönheit, ohne Wohlthat, das Bild lebhafter Gedanken-Operation, die in sich noch keine Vollendung fühlt und mag. Es ist dasselbe Bild, die Gedanken der laufenden Kultur durcheinander zu würfeln, hie und da für ein Fragezeichen zu gruppiren, wie es sich in den Romanen darstellt, es sind algebraische Versuche der Gestaltung. Dies alles in ein Buch algebraischer Beispiele zusammengebunden, hat mit Aufgaben und versuchten Formeln, mit Witz und Allotrien für den literarischen Liebhaber vielen Werth, aber es ist freilich nirgends diejenige eigene, fest ruhende, in sich fertige Schöpfung, welche eine Existenz für Dauer und Erquickung in sich trüge. Es wäre vorlaut, dem 28jährigen Manne die Aussicht auf eine solche Schöpfung abzusprechen, er ist so begabt und so wendungsfähig, daß wir uns jeder Ueberraschung von ihm versehen dürfen, und es steht uns vielleicht eine Offenbarung seines Wesens bevor, welche all die vorliegenden Zugänge zur Erklärung Gutzkows als falsche erweist.

Ludolf Wienbarg.

Hier ist das ein Uebelstand, was bei Gutzkow ein Vortheil wäre. Die Stetigkeit ist ein wenig starr und unproduktiv. Der vielen Bewegungen halber, die viel Raum, Zeit und äußerliche Theilnahme in Anspruch nehmen, muß man bei Gutzkow weitläuftiger sein, als Kern und Resultat verdienen. Hier wird man der wenigen dargebotenen Gesichtspunkte halber zu größerer Kürze genöthigt, als wünschenswerth scheint für den dogmatischen Ernst, unter welchem sich modernes Prinzip bietet. Armuth im Schaffen ist nicht zu verkennen. Und besonders bei allem neuen Thema der Literargeschichte heischt man zunächst und mit Recht Thaten und wieder Thaten. Die Behauptung an sich hat noch wenig geholfen in der schönen Welt, sie wird erst etwas, und bleibt, und geht gleichsam über den berechenbaren menschlichen Kreis hinaus, wenn sie mit und hinter der That kommt. Die Fahneninschriften, welche jede neue Schule vor sich hertrug, sind niemals der ganze Gewinn für die Literatur, so wie Schößling und Wurzel des Baumes kaum Garantie für einen Baum, aber nicht der Baum sind. Erst dasjenige, was den Muth und die Kraft hat, über den theoretischen Anfang hinauszugehen in die unberechenbare Möglichkeit des thatsächlichen Kreises, was hinausgeht selbst auf die Gefahr, die äußerliche Anknüpfung mit dem theoretischen Anfange zu verlieren, erst das wird wahrhaft lebendig.

Wienbarg, aus Altona gebürtig, gesellte sich 1834 mit seinen „ästhetischen Feldzügen" zu der modernen Literatur, die ihr Organ damals in der eleganten Zeitung hatte. Diese Feldzüge waren eine rasche, muthige That, die beste Wienbargs. An den Endpunkten ästhetischer Frage wurde vielleicht für eigentlich Innerstes neuer Gestaltung wenig beigebracht, weil sich die Vorstellung mehr in einem allgemeinen Triebe nach Fortschritt und Aenderung verhielt; die Einzelnheiten der Forderung waren wohl auch meistentheils schon in gelegentlicher Kritik ausgedrückt, aber es war doch ein eleganter, ein geistig erregter und jedenfalls ein entschlossener Versuch, die jüngere Literatur-Bestrebung in einem größeren Zusammenhange zu zeigen. Er war auch auf Publikum und junge Schriftwelt sehr eindrucksvoll. Wienbarg hat

besonders für die Jugend jenen Zauber des Ernstes, der dogmatischen Ueberzeugtheit und Strenge auch in Dingen, die zunächst erst gegen dogmatische Vereintetheit gerichtet sind. Dadurch wirkt er und fesselt, und man müßte hoffen, daß diese Anlage für dogmatisches Zusammenschrumpfen und für Sprödigkeit flüssiger und aller möglichen Schöpfung weniger hinderlich würde, sobald die Geburt neuer Literatur weniger erschwert und die Freiheit in solcher Literatur weniger bedenklich würde. Diese Geburt war allerdings bisher so umstellt von Hindernissen, daß jeder Einzelne nur unter allerlei Wendung diesen oder jenen Theil eines Profils zeigen konnte, und daß just die Strebenden auf's Leichteste an einander irre werden mochten. Wienbarg, in geringem Kreise producirend, war dabei am Meisten übeln Eindrücken auf sich selbst ausgesetzt. Seine Erschaffung moderner Welt drängt nicht aus schöpferischem Triebe, und ist deßhalb nicht empfänglich für das zunächst Ueberrechenbare, sondern sie pocht auf neue Bildungsschemata, die sich, aus alter, aus klassischer Schönheitswelt und neuem Freiheitstriebe reproducirt, zusammengestellt haben. Dabei kann es der Entstehungsweise nach an hatten, der Geschmeidigkeit unfähigen Bestandtheilen nicht fehlen. Dies dringt sich zu einem gewissen Vortheile der stylistischen Darstellung auf, sie durch eine vordrängende Festigkeit des Hintergrundes straff und stolz haltend. Fiele in dies einstweilige abschließende Formengerüst ein schöpferischer Lebenshauch, so dürften wir einer interessanten Erscheinung gewärtig sein. Was Wienbarg schöpferisch versucht hat, ein bescheidener Novellen-Ansatz in den „Wanderungen durch den Thierkreis", hatte zunächst noch seinen besseren Reiz im Ausdrucke einer Meinung, einer Bildungsansicht; die künstlerische That und Erfindung war noch gering. Seine übrigen Schriften halten sich noch leiser in dem Beweise des gelegentlichen Raisonnements und der Beschreibung. Er hat zwei Bändchen über „Holland" gegeben, die in knapper Schilderung manchen geschmackvollen Anspruch erfreut oder doch gelockt haben. Außer einigen Kritiken und ein paar Vorlesungen über altdeutsche Literatur, hat er zuletzt wiederum aus Beschreibung einer Existenz auf Helgoland ein Bändchen zusammengestellt. Hier erscheint der dürftige Stoff mit seinen streng dogmatischen Athemzügen schon in etwas forcirter und manierirter Weise; auf die

Länge gestattet man der magern Hervorbringung nicht mehr den finsteren Anspruch, welcher sich in den weiten Mantel hüllt, man denkt an die Theaterdraperie, man wird ungeduldig und verlangt etwas, etwas nämlich, was mehr ist als das Symptom von Gesinnung. Für letztere reicht ein kurzer Charakter aus, der im bürgerlichen Leben sehr willkommen; in der Literatur ist das zu wenig, da verlangt man Talent und die Thaten des Talents.

Theodor Mundt

ist in literarischer Thätigkeit außerordentlich regsam, und im Versuche mit mancherlei Formen regsam. Mag man auch sagen, daß er dabei nicht überall glücklich sein könne, zum Beispiele nicht in dramatischer, wo er in einer „Komödie der Neigungen" einen modernen Novellenstoff ohne Gelingen in Lustspielabtheilungen versetzt hat. Mag man sagen, es fehle selbst seinen Erzählungen an jener Weihe und Unmittelbarkeit der Erfindung, welche außerhalb der doktrinären Absicht entstehe und zeuge, sie seien Produkte der Bildung und nicht des Genius. Sind wir etwa in der Lage, uns hierbei hoch zu überheben? Ist nicht unsere ganze Zeit jetzt darauf angewiesen, in den Baumschulen der Bildung Trost zu suchen? Das Glück des Genius ist uns allerdings von größtem Werthe, aber ein talentvolles Streben der Bildung, was sich, wie bei Mundt, zu feinen Organen der Bemerkung ausbilde, was sich als talentvolle Vermittelung zwischen ganz unterschiedenen Lagern der menschlichen Einsicht, Kunde und Empfänglichkeit bietet, ein solches Streben, rastlos, mannigfaltig und in vielen Theilen gesegnet, ist uns in gewissen Stadien eben so nöthig und immer schätzenswerth. Mundt stammt aus Berlin, und diese Stadt ist auch seine stehende Heimath geblieben, wie weit und wie oft er sich neuester Zeit in „Spaziergängen und Weltfahrten" davon entfernt hat. Seine Studienrichtung war im Wesentlichen auf eine akademische Lehrstelle angelegt, und was er zuerst der Literatur zubrachte, kleine Novellen, „das Duett", „Madelon oder die Romantiker in Paris", „der Basilisk" sah viel mehr einer willkommenen Dilettantentheilnahme ähnlich, als

einer streng schönliterarischen Absicht. Die Absicht eines Berufes schien dagegen ganz deutlich angekündigt in einer künstlerisch-wissenschaftlichen Darstellung, womit er in den Blättern für literarische Unterhaltung, das Hegelthum satirisirend, auftrat. Gruppe hatte dies in anderer Wendung mit den „Winden" gethan, Mundt that es mit der philosophischen Humoreske „Kampf eines Hegelianers mit den Grazien" auf eine andere sehr behende Art. Aber die Mischung der Fähigkeiten in ihm war doch anders und lebendiger, als daß er mit dem Antheile an eintheilender Form begnügt gewesen wäre: in einer kleinen Form, — wenn der Ausdruck verständlich ist für den halben Roman, der mit kleinen Verhältnissen sich vorzugsweise in Ideenanregung verhält, und noch nicht frei in den Romanschwung ausgreifen kann oder will, — in den „modernen Lebenswirren, Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers" näherte er sich entschieden den Interessen moderner Literatur. 1835 trat er mit „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen" mitten hin in die gefährlichsten Kreise einer spekulativen Belletristik, das Thema der Frauenemancipation mit Zuversichtlichkeit aufnehmend. Hervorstechend an ihm ist bei solcher Theilnahme, daß er sich mit dogmenbegieriger Strenge in Prinzipien hineindenkt und athmet, welche zunächst nur dogmenfeindlich spekulirend aufgetreten sind. Dieser leidenschaftliche Ernst für alle Wendung der Tendenz ist bezeichnend an ihm. Er ist dem Dichter nicht eigen, dem der Hintergrund einer unerschöpflich reichen Welt niemals entweicht Angesichts einer Tendenz; er hängt aber auch mit den besten Vorzügen Mundts zusammen. Mundt nämlich hat ein Talent der Einschmiegung in die inneren Gänge und Windungen einer Tendenzwelt, wie wir es nur bei begabten Frauen finden, bei Frauen, denen in der Hingebung eine immer neu gebärende Kraft verliehen, denen die Aufnahme und Vertheidigung zum schöpferischen Akte erweitert ist. So verfolgte Mundt mit völliger Hingebung die Tendenz der Prosa, welche sich neuerer Zeit so siegreich darstellte. Er focht den Gedanken einer nothwendigen Prosa bis zu dem Punkte der Hoffnungslosigkeit durch, daß der schöne Prosaausdruck nicht nur der einstweilige Rubikon unserer literarischen Welt, sondern der wirkliche Endpunkt dieser Welt sei. Was er solchergestalt in einem liebevoll bedachten, ja innig, fleißig und anmuthig geschriebenen

Buche „die Kunst der deutschen Prosa“ historisch vergleichend dar=legte, das brachte das Vorurtheil so wie das Recht eines Begriffes Prosa zum Abschlusse, der in vager Haltung uns noch lange im Unsichern geblieben wäre ohne das Mundt'sche Buch. Bescheiden wir uns, bescheidet sich auch wohl Mundt selber jetzt nicht mehr mit dem geforderten Resultate dieses Buches, als sei der Prosa=Ausdruck ein wünschenswerthes und höchstes Ende, so behält das Buch doch darin einen vollen Werth, daß es in seiner Hingebung an die Frage diese Frage selbst zu einem Wendepunkte gefördert habe.

Allerdings umschließt solche Eigenschaft Mundts die Gefahr des Fanatismus, und ihr entgeht auch Mundt nicht allewege. Aber es ist in ihm, in seinem liebefähigen Charakter die Aus=gleichung geboten, und der Drang, literarisch zu vereinen, durch solche Vereinigung zu handeln, gibt ihm die Ausgleichung stets wieder praktisch in die Hand. Mundt hat sich dadurch ausge=zeichnet, daß er für Sammeläußerungen in der Literatur den thätigsten Sinn und das erfolgreichste Geschick an den Tag gelegt hat. 1834 und 35 redigirte er die Monatsschrift „Zodiakus“, seit 1838 leitet er die Vierteljahrsschrift „der Freihafen“ mit bestem Sinn und Erfolge.

Mundts neuere Schriften sind besonders Schilderungen und Betrachtungen, denen die Reisen nach Paris und London zum Grunde liegen, und die unter dem Titel „Spaziergänge und Weltfahrten“ erschienen sind. Die Mundt'sche Art, sich bei jedem gebotenen Stoffe in die angrenzende Kombination socialer Welt zu vertiefen, wie sie aus ächten inneren Bedürfnissen gebildet sein will, gibt diesen Schriften einen ernsten Hintergrund, der den Leser zu eigener Mitthätigkeit lockt, und der den gefälligen Eindruck eines Styles hervorhebt, welcher nicht sowohl mit vor=springender Kraft erobert, als mit stillem Nachhalte gebildeter und innen belebter Form einnimmt.

Für die modern=wichtige Frage über das Weib hat sich Mundt noch eine ganz besondere Gelegenheit dargeboten. Dies ist Mundts persönliche Bekanntschaft mit Charlotte Stieglitz, jener unglücklichen Gattin des Dichters Stieglitz, welche sich selbst das Leben nahm. Dies war so erschrecklich überraschend, es war in den allein wahrscheinlichen Motiven so räthselhaft, daß es die

zartesten Kombinationen aufregen mußte über die weibliche Natur, und über gesellschaftliche Stellung des Weibes. Wer möchte läugnen, daß es ein Symptom von Krankhaftigkeit gewesen! Von Krankhaftigkeit des Individuums und eines allgemeinen Verhältnisses. Und Mundt ist oft in Gefahr, an all den Phänomenen das wärmste Interesse zu zeigen, welche gleich der Perle mehr dem kranken als dem gesunden Prozesse angehören. Alle doktrinäre Thätigkeit lebt darin, denn die Noth der Bildung gebiert die Doktrin. Die poetische Fähigkeit streift nur daran, sie rettet sich hindurch in Tod oder Gesundheit.

Gehört es hierher, über die That selbst der Charlotte Stieglitz abzuurtheilen? Schwerlich. Sie gehört einer besonderen poetischen Theilnahme. Persönliche Verhältnisse, persönliche Motive sind da zu suchen. Hierher gehörte nur die Frage, ob die That ein Symptom der Zeit gewesen oder nicht, in welcher Ausdehnung der Gang und die Stimmung heutiger Kultur beigetragen zu so unglücklichem Ausgange. Und hierfür denn müßte man vergleichen, was die Frau an schriftlichem Gedankenzeugnisse hinterlassen. Mundt theilt dies in dem Buche mit „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal.“ So weit es ihn betrifft, ist es das wärmste Buch, was er geschrieben, dasjenige, was unzweifelhaft von poetischem Hauche belebt ist, und worin alle Vorzüge dieses Schriftstellers an Wohlthätigkeiten zusammentreten. So weit es die unglückliche Charlotte betrifft, zeigt es unverkennbar, daß persönliche Anlage und Stimmung bei weitem größer und wichtiger sind als Einflüsse und Tendenzen der Zeit. Es handelt sich viel mehr um einen merkwürdigen Charakter als um ein Zeugniß unserer Tage. Die Zeit seit 1830 im inneren Deutschland neigt überhaupt mehr zu Plänen und Kombinationen, als zu äußerster That, und die vorliegende Gedankenwelt dieser Frau geht nirgends in die kühnsten Windungen des herrschenden Gedankens, zeigt weder etwas besonders Ausgebildetes, noch etwas Außerordentliches. Kurz, das Ereigniß hat nur unbedeutende Berührungspunkte mit unserer Bildungsgeschichte. Es wird es auch Niemand inniger einschmiegen in größeren Beziehungen, es wird es Niemand geistreicher verknüpfen als Mundt gethan.

Mundt hat besonders ein aufmerksames Publikum unter denen, die von wissenschaftlichen Studien ausgehend an schöner Literatur

Theil nehmen, und wenn bloße Sprachforscher wie van der Hagen solche vermittelnde Stellung Mundts wegwerfend beurtheilen, so zeigen sie wohl mehr Unkenntniß als bösen Willen. Denn die deutsche Pedanterie der Wissenschaft, welche den todten Stoff höher schätzt als den durchgeisteten Stoff, betreibt wirklich mit einem religiosen Eifer die Sorge, geschichtliche Forschung leide durch geistreiche Leute, und wenn ein sonst belletristisch schreibender Mann wie Mundt die deutsche Prosa historiographisch behandle, so könne man nicht nachdrücklich genug versichern, es sei dieß nicht die herkömmliche Weise, und es lasse sich daraus nichts lernen.

F. G. Kühne.

Dieser Autor, seit 1835 als Redakteur der Zeitung für die elegante Welt mehr in den Vordergrund kommend, hat sich meist Arm in Arm mit Mundt gezeigt, so daß man gewöhnlich beide als streng zu einander gehörig betrachtet. Auch Kühne begann mit Novellen ohne besonders anspruchsvolle Physiognomie, von denen eine „die beiden Magdalenen" am schärfsten sich abzeichnete. Auch er schien von streng wissenschaftlichen Studien nur bisher der schönen Literatur sich zuzuwenden, und eine Novelle, „die Quarantaine im Irrenhause" rang unter Hegel'scher Terminologie und Erbschaft einen schweren Kampf mit dem Geschmacke, der für ein Thema schöner Literatur unerläßlich ist. Auch er verrieth oft jene Ausbrüche von fanatischer Fachheit, die von einem geläuterten Grunde schöner Bildung ausgeschlossen sein sollen; auch er neigte — und zwar in noch stärkerem Grade als Mundt — zu der unästhetischen Wahl der Bilder, welche in Eingeweiden, in körperlicher Krankheit oder Unart das entsprechende Zeichen für geistige Merkmale sucht.

Aber die letzten Jahre haben beide verschiedenartig entwickelt. Den gemeinschaftlichen Fehlern ist Jeder auf seine Weise mehr oder minder ausgewichen, und in schön wissenschaftlichem Wurfe ist Jeder nach einer eigenen Seite gerathen. Mundt ist einer dogmatischen Absicht näher geblieben, Kühne hat in den „Klosternovellen" eine freiere Form ergriffen, und hat darin das Beste

seiner bisherigen Schriftthätigkeit zu Wege gebracht. Diese Novellen, vom religiosen Herzensdrange ausgehend, von der Jugend dieses Dranges beginnend, zeichnen dies in einem jungen Franzosen aus der Hugenotten-Zeit mit geschmackvoller Sparsamkeit, mit feiner Kraft, mit hingebender Wärme. Sie schwellen sich im Verlaufe zu breiter poetischer Frage, und schlängeln sich da, wo die poetische Grenze nur von vorlauter Doktrin überschritten wird, sehr anmuthig und bis zum Schluß im Reize nicht ermattend, in historische Charakteristik hinein. Das Thema ist mit malerischem Talente gewechselt und belebt, und ein wohlthuender musikalischer Geschmack übernimmt den einstweiligen Schluß, ganz wie man es in heutiger Zeit von einer poetischen That erwarten und heischen darf. Es bezeichnet ganz Gutzkow's unglückliche Hand, daß er in diesem liebenswürdigen und besten Buche Kühne's nichts als tadelnswerthe Weichlichkeit finden kann, während er wohl die unreifere „Quarantaine" lobenswerth fand. Kühne hat offenbar einen seltenen Fortschritt gemacht; denn man findet eine so wohlthuende Form nicht so bisher, ohne auch in sich selbst eine glückliche Herrschaft gefunden zu haben.

Das Journal und seine sonstige Arbeit, die meist auf Kritik und Charakteristik geht, richtet er gern auf die Seitenpartieen der Zeitgeschichte, auf die intimeren Seitenpartieen der Charaktere. Man vermißt dabei oft jenen Feldherrnblick, der ohne Umschweif das Centrum der Dinge bezeichnet, aber man wird entschädigt durch eine emsige und geschickte Ausarbeitung des Charakters oder der Situation von dem Punkte aus, den Kühne einmal zum Ausgangspunkte gewählt hat. In diesem Betrachte geben zwei Bände „Männliche und weibliche Charaktere" sehr werthvolle Aufschlüsse und Ausführungen über moderne Personen und Verhältnisse. Sie sind durchgehends sauber und fein geschrieben, und zeigen da, wo das Terrain philosophischer Schulkenntniß berührt wird, eine selbstständig ausgedrückte, und in diesem Ausdrucke anmuthig gehaltene Macht. — Wenn Kühne wirklich die Gefahr überwunden hat, welcher er früher oft unterlag, die Gefahr predigender Breite, und die Gefahr einer jachen Zornigkeit, so dürfen wir von seinen feinen Mitteln das Glücklichste erwarten. Jener Breite hat er sich schon mehr und mehr entkleidet, und ein Bildungsstandpunkt, von dem aus die

Klosternovellen entstanden sind, muß eine Polemik von selbst verläugnen, wie er sie früher einmal gegen Schlesier geführt, und wie sie sich später noch, wenn auch nur mit einzelnen Ausdrücken, in den übrigens so nothwendigen Krieg gegen Gutzkow eingedrängt hat.

Kühne ist 1806 in Magdeburg geboren, und ist in Berlin ein Zuhörer Hegels gewesen. Das polizeilich=literarische Edikt, welches ein junges Deutschland konstituirte, hat Kühne's Namen nicht in das Verbot eingeschlossen. Er gehört aber allem Wesentlichen nach in jenen Kreis der Anschauung und des Ausdruckes, der dem Staate so bedenklich und so ungewöhnlicher Maßregeln bedürftig erschien.

Es ist nun noch eine beträchtliche Zahl jüngerer Autoren übrig, die meist in Verwandtschaft mit den Tendenzen des jungen Deutschlands aufgetreten sind. Selbst die Wenigen, welche sich dagegen verwahren, oder die Einzelnes bekämpfen, sind ursprünglich derselben Blutsfarbe. Aber es ist wohl nicht an der Zeit, sie einzeln aufzuführen. Theils ist ihre Physiognomie noch nicht ausgebildet, theils ist eben darum der Eindruck, welchen sie hervorgebracht, noch nicht groß und wichtig genug, um eine specielle Darstellung heischen zu können. Sobald das Eine oder das Andere eintritt, wird der nothwendige Nachtrag nicht verabsäumt werden.

Inhalt des vierten Bandes.

32. Hegel.

Seite

33. Die junge Literatur.

Register.





